
Altpreussische Monatsschrift
Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreussen


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANGLIA
VE RI TAS

Altpreußische
Monatsschrift

Begründet von **Rudolf Reicke** und **Ernst Wichert.**

Unter Mitwirkung von

Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach, Franz Rühl u. A.

Herausgegeben

von

August Seraphim.

Band 45 (der Provinzial-Blätter Band 111).

Königsberg i. Pr.
Verlag von Thomas & Oppermann (Ferd. Beyer's Buchhandlung).
1908

Abonnementspreis für den Jahrgang Mk. 12,00.

Inhalt.

I. Abhandlungen: Seite

II. Kleine Mitteilungen:

III. Kritiken und Referate:

IV. Anhang:

V. Anfrage.



Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen.

Die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit bei Leibniz und Kant

von **Friedrich Pinski**,
Lehrer am Realgymnasium in Berlin.

Einleitung.

Eins der wichtigsten, aber zugleich schwierigsten Probleme der Philosophie ist die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit. Jahrtausende hindurch haben die größten Denker sich an der Lösung dieses Problems versucht, und noch immer ist in dieser Frage nicht das letzte Wort gesprochen. Das theoretische wie das praktische Interesse derselben wird stets zu neuem Forschen antreiben, weil alle philosophischen Disziplinen mit der Freiheitslehre verkettet sind und diese für das gesamte philosophische Denken gewissermaßen einen Brennpunkt bildet.

Es muß wohl natürlich erscheinen, daß gerade in der neusten Zeit die Theorie von der Willensfreiheit wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten ist. Die großen Errungenschaften auf dem Gebiete der Naturforschung haben dem Materialismus Tor und Tür geöffnet. Das alles beherrschende Kausalitätsgesetz läßt nach der Ansicht vieler Vertreter der Wissenschaft für die Freiheit des Willens keinen Raum, und leider hat diese bedenkliche Lehre in breiten Schichten der Bevölkerung praktische Anwendung gefunden. Auf der anderen Seite haben aber alle besonnenen Forscher, wie auch viele Laien, „die dem sittlichen Nihilismus noch nicht verfallen sind", (Dittes, Vorwort) die Waffen ergriffen, um die Grundlagen der Moral zu schützen.

Jeder Beitrag zur Lösung eines Problems darf nach dem Prinzip der Denkökonomie nicht von vorne anfangen, sondern

muß das durch vorangegangene Denktätigkeit Erreichte zu verwerten suchen. Diese Erwägung dürfte auch eine Untersuchung über den Entwickelungsverlauf der Freiheitslehre rechtfertigen. Die Geschichte unseres Problems hat in den letzten Jahrhunderten zwei leuchtende Sterne aufzuweisen: Leibniz und Kant. Die vorliegende Abhandlung hat sich die Aufgabe gestellt, die Gestaltung des Freiheitsbegriffs in der Leibnizschen und Kantschen Philosophie zu beleuchten, um daraus Anhaltspunkte für eine allgemein befriedigende Lösung zu gewinnen.

Im ersten Teile dieser Arbeit betrachten wir zunächst, welche Auffassung von der Freiheit des Willens vor Leibniz bestand, besonders bei Plato, Aristoteles, Agustinus, Pelagius, Luther, Descartes und Spinoza. Daran schließt sich eine eingehende Untersuchung der Leibnizschen Lehre. Der zweite Teil behandelt die Neugestaltung des Problems durch Kant.

I. Teil: Leibnizens Verdienste um die Freiheitslehre.

I. Kapitel: Die Freiheitslehre vor Leibniz.

1. Plato.

Die ersten Anfänge des Problems der Willensfreiheit finden wir schon in der Philosophie des Altertums. Bei Plato tritt die Behauptung der Freiheit des Willens aufs bestimmteste hervor. Er unterscheidet das Freiwillige von dem Unfreiwilligen in dem menschlichen Handeln. Selbst das Schicksal des Menschen hängt von einer Wahl im Präexistenzzustande ab. Hiernach könnte man Plato für einen Anhänger des Prädeterminismus halten. Allein man muß in Betracht ziehen, daß damit nur das äußere Schicksal, Glück oder Unglück gemeint ist; die Tugend hingegen wird davon gar nicht berührt; tugendhaft kann der Mensch in jeder Lebenslage sein. Selbst Unwissenheit, krankhafte Körperbeschaffenheit und schlechte Erziehung können böses Handeln nicht entschuldigen. Daraus erhellt, welchen großen Wert Plato auf die Tugend legt. Die Frage nach der Möglichkeit der Freiheit, wie nach ihrer Vereinbarkeit mit der göttlichen Weltregierung und dem Naturzusammenhange tritt in seiner Philosophie noch nicht auf. (Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen, II. T., 1. Abt. S. 718—720.)

2. Aristoteles.

Eine ähnliche Auffassung finden wir bei Aristoteles, der sich mit unserem Problem noch eingehender beschäftigt hat, als Plato. Er betrachtet die Freiheit als die wesentlichste Voraussetzung der Sittlichkeit. Verantwortlich ist der Mensch für seine Handlungen nur, soweit sie als freiwillig gelten können; freiwillig aber ist jede Handlung, „deren Anfang in dem Menschen selbst liegt.“ Die Unfreiwilligkeit kann nach Aristoteles zwei Ursachen haben, entweder Gewalt oder Unwissenheit.

Er unterscheidet die physische und moralische Gewalt als Ursache unfreiwilliger Handlungen. Diese Auffassung ist nicht einwandfrei. Das durch physische Gewalt Bewirkte ist überhaupt keine Handlung im eigentlichen Sinne. Wenn z. B. jemand vom Winde fortgetrieben oder von ruchloser Hand in einen Abgrund gestürzt wird, so ist er nicht aktiv, sondern passiv. Was die Handlungen infolge moralischer Gewalt, also „aus Furcht vor einem größeren Übel" betrifft, so sind dieselben nach unserer Auffassung immer noch als freiwillige anzusehen. Aristoteles nennt sie „Handlungen gemischter Natur"; insofern ihr Ursprung in dem Handelnden selbst liegt, sind sie freiwillig; weil aber die Motive einen Zwang darstellen, sind sie unfreiwillig. Aristoteles übersieht hier den Widerspruch seiner Darlegung mit der eigenen Definition des Freiheitsbegriffs. Ob das Motiv ein Lust- oder Unlustgefühl ist, ändert an der Freiwilligkeit nichts, da es in beiden Fällen dem Geiste des Handelnden selbst entspringt. So wird man z. B. auch das Preisgeben der Schiffsladung bei großem Sturme als eine Wahl des kleineren Übels, mithin als eine freiwillige Tat ansehen müssen, deren Motiv die Rettung des eigenen und fremden Lebens ist. (Nikomachische Ethik, III. Buch, 1. Kap. S. 41—42).

Ebenso unklar ist auch die Betrachtung der Unwissenheit als Ursache unfreiwilligen Handelns. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die moralische Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit immer die Kenntnis der sittlichen Gebote und der tatsächlichen Folgen einer Handlung voraussetzt, so können doch nur Trunkenheit, geistige Unreife und Geistesstörungen die Unfreiheit begründen. Bei einem geistig normal entwickelten Menschen kann Unwissenheit wohl als Milderungsgrund gelten, niemals aber die Verantwortlichkeit ganz aufheben. Wer aus Unwissenheit eine unrechte Tat begeht, der handelt doch noch freiwillig; denn der Anfang seiner Handlung liegt auch in diesem Falle in seinem eigenen Geiste. Überdies ist zwischen Unwissenheit und völliger Erkenntnis schwer eine feste Grenze zu ziehen. (Nikomachische Ethik, III. Buch, 2. Kap. S. 43—44.)

Die Aristotelische Definition der Freiheit wird zwar auch heute noch anerkannt; doch damit ist das Problem keineswegs gelöst. Die Hauptfrage ist vielmehr die, ob der Anfang unserer Handlungen tatsächlich in uns liegt, oder ob die Kette der Ursachen sich weiter rückwärts verfolgen läßt, wie u. a. J. H. v. Kirchmann behauptet. (Vorrede zur Nikom. Eth. S. XIX.) Daß wir die wirklichen Urheber unserer Handlungen sind, sucht Aristoteles durch die Fähigkeit des Überlegens zu begründen; (Nikom. Eth., III. Buch, 4. und 7. Kap.) allein darin liegt keine Beweiskraft. Es kommt ja gerade darauf an, das Überlegen als den Anfang der Handlung nachzuweisen. Aristoteles hat den Inhalt der Konklusion schon in die Prämissen gelegt und damit einen Zirkelbeweis gegeben. Ähnlich verfährt er bei der Ableitung der sittlichen Normen, wo er sich mit dem Resultate begnügt: „Gut ist alles, was die Sitte des Volkes vorschreibt." Das moderne Denken wird dadurch nicht befriedigt.

3. Augustinus.

Im Beginne des Mittelalters, wo Theologie und Philosophie gewissermaßen als Alliierte zusammenwirkten, wurde auch die Frage nach der menschlichen Freiheit wieder diskutiert. Der berühmte Kirchenvater Aurelius Augustinus hat in der ersten Zeit seines christlichen Lebens noch die Willensfreiheit behauptet. (Böhringer, Die alte Kirche, 11. T., 1. Hälfte, S. 117 bis 119.) Der ernste Rückblick auf seine Vergangenheit, wo er aus einer Verirrung in die andere geraten war, hatte ihn aber zu der Überzeugung gebracht, daß der Mensch von Natur unfähig sei, sich selbst zu bestimmen und an seiner Bekehrung mitzuwirken. Bekehrung und Glaube ist nach seiner Auffassung allein ein Werk der göttlichen Gnade. Die Ursache dieser Unfreiheit sieht Augustinus in Adams Fall. Mit Freiheit ausgestattet, war der Mensch aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Durch die erste Entscheidung für das Böse ging die Fähigkeit der Selbstbestimmung für die Menschheit verloren; aber durch die göttliche Gnade wird sie wiederhergestellt. Diese Gnade wird jedoch nicht allen Menschen, sondern nur den Er-

wählten zuteil. So gelangt Augustinus zu der Lehre von einer absoluten Prädestination, die von Pelagius und seinen Anhängern aufs heftigste bekämpft wurde. (Böhringer, Die alte Kirche, 11. T., 1. Hälfte S. 258—259. 2. Hälfte S. 41—43; S. 85—87; S. 96—102.)

4. Pelagius und Julian.

Pelagius betrachtet die Willensfreiheit als Ausgangspunkt für alle näheren Bestimmungen von Sünde und Gnade. In der Freiheit sieht er „die ganze Ehre unserer Natur und ihre Würde; sie ist es, dadurch die Besten Lob und Lohn sich erwerben.“ In der Vernunft und dem freien Willen besteht „der wesentliche Vorzug des Menschen vor den übrigen Kreaturen, der durch die Vernunft den Schöpfer aller Dinge allein erkennt, durch den Willen ihm aber frei dient.“ Die Unfähigkeit zu sündigen wäre gar nicht als Tugend anzusehen. Weil Gott „den Menschen nicht gezwungen, sondern frei haben wollte, so hat er ihm die Möglichkeit nach beiden Seiten hin eingepflanzt.“ (Böhringer, Die alte Kirche, 11. T., 2. Hälfte S. 1—2.)

Einen Fall Adams im Sinne der Kirchenlehre erkennt Pelagius nicht an. Die Sünde Adams war ebenso in seiner Freiheit begründet, wie die Sünde aller anderen Menschen. Der Verlust der Freiheit, der Fähigkeit zum Guten ist undenkbar. Damit wird die Lehre von der Erbsünde hinfällig. Es wäre auch gegen Gottes Gerechtigkeit, „daß er fremde Sünde anrechnet, während er eigene Sünde erläßt.“ „Der Mensch wird, wie ohne Tugend, so auch ohne Sünde geboren.“ (S. 5—6.) Welche Rolle die Macht der Gewohnheit bei der Wahlfreiheit spielt, hat Pelagius nur kurz angedeutet. (S. 9—10.) Nach Obigem ist es selbstverständlich, daß er auch keine Prädestination kennt. (S. 17.)

Julian, Bischof zu Eclanum, steht auf demselben Boden. Alle ethischen Werte: Verantwortlichkeit, Tugend und Sünde können nicht gedacht werden ohne den Begriff der Freiheit, mit dem sie stehen und fallen. (Böhringer, Die alte Kirche, 11. T., 1. Hälfte S. 253.)

5. Luther.

Heinrich Lang sagt: „Es sind gewöhnlich die geistesstärksten, genialsten, tatkräftigsten Menschen gewesen, welche die menschliche Willensfreiheit gänzlich geleugnet und alles, was sie taten, auf Gottes alleinige Wirksamkeit zurückgeführt haben.“ (Martin Luther, ein rel. Charakterbild. III. T., S. 202). In der Tat scheint nicht nur Augustinus dafür zu sprechen, sondern vor allem auch der willensstarke Martin Luther, auf dessen Stellung zur Lehre von der Freiheit wir jetzt noch einen kurzen Blick zu werfen haben. In seiner „Antwort an Erasmus, daß der freie Wille nichts sei“, hat Luther seinen negativen Standpunkt auf das bestimmteste gezeichnet. Es ist in seinem religiösen Charakter begründet, daß er in der Lehre vom freien Willen gewissermaßen eine Vermessenheit des Menschen gegenüber der Allgewalt Gottes erblickt. „Alles, was wir Gutes tun oder haben, das haben wir von Gott. Wer aber das bekennet, der bekennet auch damit, daß die Güte und Barmherzigkeit alles tut und wirkt, und daß unser Wille nichts wirkt, sondern nur das Werk leitet und in ihm wirken läßt.“ (Karl Schrader, Luthers Antwort an Erasmus S. 25.)

Denselben Sinn hat auch die folgende Stelle: „Der Name freier Wille reimet sich zum Menschen nicht, sondern ist ein göttlicher Titel und Name, den niemand führen soll, noch mag, denn allein die göttliche Majestät.“ Willensfreiheit ist nach Luther nur dem Wesen Gottes eigen; dieselbe dem Menschen beilegen, „das wäre die höchste Gotteslästerung auf Erden und ein Raub göttlicher Ehre und Namens.“ (S. 57.)

Wenn Luthers Darlegungen auch keinen Anspruch auf wissenschaftliche Beweisführung haben, so erhellt daraus doch, wie bei Augustinus, der Einfluß religiöser Lehren auf philosophische Fragen, welcher die mittelalterliche Denkweise überhaupt charakterisiert.

6. Descartes.

Im 17. Jahrhundert treten uns zwei große Gegensätze in bezug auf die Freiheitstheorie entgegen in Descartes und seinem

Schüler Spinoza. Descartes gehört zu den Philosophen, welche die Willensfreiheit bejahen. Wie einst Pelagius, so hebt auch er hervor, daß gerade die Freiheit des Menschen ein wesentliches Stück seiner Gottähnlichkeit darstelle. „Nur den Willen oder die Wahlfreiheit nehme ich so groß in mir wahr, daß ich die Vorstellung einer größeren nicht fassen kann. Deshalb ist der Wille es vorzüglich, auf dessen Grund ich annehme, daß ich ein Bild von Gott bin und eine Ähnlichkeit mit ihm in mir habe.“ (Descartes' philosophische Werke, 2. Abt., Über die Grundlagen der Philosophie, S. 76.) Qualitativ ist nach Descartes die Freiheit des Menschen der göttlichen Freiheit gleich; nur quantitativ ist der Wille bei Gott größer, „weil er auf mehreres sich erstreckt.“ Auch Descartes hat schon den Gedanken ausgesprochen, daß es nicht gegen die Freiheit verstößt, wenn der Wille von Vernunftgründen bestimmt wird; vielmehr hat vollkommene Freiheit gerade in der Erkenntnis ihren wahren Grund. „Gleichgiltigkeit ist der niedrigste Grad der Freiheit.“ (Seite 77.)

Aus der angenommenen Freiheit des Willens leitet Descartes für jeden Menschen die Möglichkeit ab, seine Leidenschaften zu beherrschen. Kein Motiv ist so stark, daß der Wille es nicht überwinden könnte. (Descartes' philos. Werke, 4. Abt., Über die Leidenschaften der Seele, S. 47.) Alle Werturteile über unsere Handlungen wären ohne die Willensfreiheit hinfällig. Auf der Freiheit beruht die Selbstachtung, die Menschenwürde. „Ich kenne nur eins, was uns genügenden Grund zur Achtung unserer selbst geben kann, nämlich den Gebrauch des freien Willens und die Herrschaft über unser Begehren; denn nur die von dem freien Willen abhängenden Handlungen können mit Grund gelobt oder getadelt werden. Dieser Wille macht uns gleichsam Gott ähnlich, indem er uns zum Herrn über uns macht.“ (S. 108—109.)

7. Spinoza.

Spinozas Stellung zur Lehre von der Freiheit ist der seines Meisters Descartes völlig entgegengesetzt. Wie Spinoza in An-

sehung des Naturganzen einen allgemeinen Fatalismus vertritt, so in bezug auf den Menschen einen ausgesprochenen Determinismus, der nur die Notwendigkeit in dem Willen anerkennt. Die absolute Unfreiheit ist eine Konsequenz seines eigenartig pantheïstischen Systems. Die ganze uns umgebende Mannigfaltigkeit sucht Spinoza von der einen Allsubstanz abzuleiten. Dieses Alleins ist Gott. „Alles, was ist, ist in Gott, und nichts kann ohne Gott sein oder vorgestellt werden. Außer Gott gibt es keine Substanz.“ (Eth. I. T. S. 20, Lehrs. 15 u. Bew.) „Unter Gott verstehe ich das unbedingt unendliche Wesen, d. h. die Substanz, welche aus unendlich vielen Attributen besteht, von denen jedes eine ewige und unendliche Wesenheit ausdrückt.“ (Eth. I. T., S. 9.)

Obgleich Spinoza Gott die wahre Persönlichkeit abspricht, so legt er ihm doch Freiheit in höchster Potenz bei, freilich versteht er unter Freiheit nichts anderes, als daß Gott nur vermöge der Notwendigkeit seiner Natur existiert und wirkt. „Gott handelt nur nach den Gesetzen seiner Natur und nicht aus einem Zwange, den er von jemand erlitte.“ (Eth. I. T., S. 25, Lehrs. 17.) Auch in der Vorrede zum IV. Teile der Ethik ist ausgesprochen, daß „jenes ewige und unendliche Wesen, was ich Gott oder Natur nenne, mit derselben Notwendigkeit handelt, wie existiert.“ (S. 167.) Ein Widerspruch in sich selbst ist die Behauptung Spinozas, daß Gott zwar frei handelt, aber doch keine Willensfreiheit besitzt. „Der Wille kann nicht eine freie Ursache, sondern nur eine notwendige genannt werden. . . . Hieraus folgt, daß Gott nicht aus Freiheit des Willens handelt.“ (Eth. I. T., S. 36, Lehrs. 32 u. Zus. 1.)

Nach dieser Auffassung von dem Wesen Gottes, wie Spinoza sie vertritt, ist es nicht mehr auffallend, daß auch dem Menschen keine selbständige Individualität und vor allem keine Willensfreiheit zugesprochen wird. „Unter gewordener Natur verstehe ich alles, was aus der Notwendigkeit der göttlichen Natur oder irgend eines göttlichen Attributs folgt, d. h. alle Zustände der göttlichen Attribute, insofern sie als solche aufgefaßt werden,

welche in Gott sind und ohne Gott weder sein, noch vorgestellt werden können." (Eth. I. T., S. 35.) Und an anderer Stelle heißt es in bezug auf den Menschen: „Notwendig aber oder vielmehr gezwungen (heißt derjenige Gegenstand), der von einem anderen (Gott) bestimmt wird zum Existieren und zum Wirken in fester und bestimmter Weise." (Eth. I. T., S. 10, D 7.)

Eigentümlich ist bei Spinoza die Definition des Willens. Er faßt den Willen als eine Vorstellung, als einen bloßen Modus des Denkens auf, als die Fähigkeit der Seele, etwas zu bejahen oder zu verneinen, weshalb die Frage nach der Freiheit überhaupt nicht zulässig sei. (Kurzgef. Abh. von Gott, dem Menschen und dessen Glück, S. 77; cf. Eth. II. T., S. 92 u. 94.) Wenn dieses Antezedens richtig wäre, so könnten wir auch gegen die Konsequenz nichts einwenden; denn das Fürwahrhalten hat der Mensch nicht in seiner Gewalt; damit ist er an die Denkgesetze und an die Tatsachen des Geschehens gebunden. Auf dieser Notwendigkeit beruht überhaupt die Sicherheit alles Wissens, wie v. Kirchmann ausführt. (Erl. Nr. 367 zu Spinozas Grunds. der Philos. Descartes'.) Auffallenderweise hat Spinoza selbst in der erwähnten Schrift die Willensfreiheit in diesem Sinne bestehen lassen, während er sie auf Grund derselben Definition in seinen anderen Schriften entschieden verneint. Die immer wiederkehrende Behauptung, daß der Wille keine freie Ursache, sondern nur eine notwendige sei, und daß jedes Wollen aus einer Kette von Ursachen entstehe, versucht Spinoza in geometrischer Form zu beweisen, und zwar durch die ebenfalls unerwiesene Behauptung, daß der Wille nur ein gewisser Zustand des Denkens sei. (Eth. I. T., S. 36; II. T., S. 92.)

Mit der Tatsache, daß in jedem Menschen das Bewußtsein der Freiheit vorhanden ist, wird Spinoza ebenso leicht fertig. Dies Freiheitsbewußtsein erklärt er für eine Selbsttäuschung, welche dadurch zustande komme, daß die Menschen zwar ihre Handlungen, ihre Triebe und ihr Begehren kennen, aber nicht die Ursachen, von denen sie bestimmt werden. (Eth. I. T., Anhang, S. 42 u. III. T. S. 108.) Es ist aber weder Spinoza noch

anderen Philosophen bisher gelungen, die Realität solcher Ursachen zu erweisen. Beständen sie in der Tat, so ist nicht einzusehen, weshalb sie uns dann nicht auch zum Bewußtsein kommen sollten, wie das Gefühl der Freiheit.

Auf diesen Grundlagen ist nun auch Spinozas Sittenlehre aufgebaut. Gut ist das, was unsere Selbstbehauptung fördert, unsere Vollkommenheit steigert; böse ist alles, was uns schädigt; mit anderen Worten: gut ist, was wir begehren, schlecht, was wir verabscheuen. Jeder darf nach seiner Neigung bestimmen, was gut oder böse ist. (Eth. III. T., S. 133.) Für Recht und Tugend kennt Spinoza keinen anderen Maßstab als die Macht, die jeder besitzt. (Eth. IV. T., S. 183 u. 185. Polit. Abhandl. § 8. S. 58.)

Ein Rückblick auf das Gesagte zeigt uns, daß Spinozas Argumentation gegen die Willensfreiheit sich von der seiner Vorgänger in zwei wesentlichen Punkten unterscheidet: erstens durch die Definition des Willens, zweitens durch seine Auffassung von dem Status der Individualität. Beides ist eine Konsequenz seines ganzen philosophischen Systems. Eine scharfe Verurteilung der Denkweise Spinozas bringt Friedrich Dittes in seiner Preisschrift „Über die sittliche Freiheit". „Die den ersten Blick bestechende Konsequenz im Denken Spinozas war in der Tat ein leichtes Spiel; denn nachdem gleich in den Prinzipien die schreiendsten Widersprüche und die unnatürlichsten Schranken gesetzt waren, ließ sich innerhalb des gezogenen Kreises mit Bequemlichkeit ein System entspinnen, das nichts weiter ist, als eine Auseinanderlegung der Begriffsmixtur, welche den Ausgangspunkt und das Feld seines Dogmatismus bildet." (Seite 55.)

Das ganze Gebäude der Spinozaschen Philosophie, besonders der praktischen, mußte an inneren Widersprüchen zugrunde gehen. Eine Reformation nicht bloß der Ethik, sondern der philosophischen Grundanschauungen überhaupt war zur Notwendigkeit geworden. Eine Befreiung aus dieser Tyrannei über das menschliche Selbstbewußtsein konnte auch der englische

Empirismus nicht bringen. Am wenigsten war für unser Problem von dieser Richtung ein Gewinn zu erwarten. Thomas Hobbes steht hinsichtlich der Freiheitslehre sogar vollständig auf dem Standpunkte Spinozas. Sein Determinismus fand einen nicht zu unterschätzenden Gegner in dem Bischof Bramhall, welcher schon manchen Gedanken ausgesprochen, den später Leibniz ausführlich dargelegt hat. (Ferdinand Tönnies, Hobbes' Leben und Lehre, S. 160 u. f.) Es ist das Verdienst Leibnizens, den Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit gründlicher untersucht zu haben als seine Vorgänger. Dies soll uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

---

2. Kapitel: Leibniz.

Allgemeines.

Eine Reihe wichtiger Fragen, die von den Vorgängern übersehen worden waren, hat Leibniz in eingehendster Weise behandelt. In den metaphysischen Voraussetzungen seiner Philosophie ist es begründet, daß auch die eleutheriologische Untersuchung jener Entschiedenheit ermangelt, die wir bei seinen Vorgängern finden. Daß Leibniz keinen bestimmten Standpunkt in betreff der Freiheitslehre einnimmt, hat zwei Gründe. Der erste liegt in seinem Eklektizismus, seinem Bestreben, aus jedem philosophischen System das Beste herauszulesen und aus diesen verschiedenen Elementen eine richtige Weltanschauung zu bilden. So hat der Philosoph sich auch in bezug auf unser Problem zu Konzessionen an beide Richtungen bereit finden lassen, so daß er noch heute von einigen zu den Deterministen, von anderen zu den Indeterministen gezählt wird. Der zweite Grund besteht in der Unvereinbarkeit seiner ethischen Forderungen mit der Lehre von der prästabilierten Harmonie. Erstere setzen die Willensfreiheit voraus, letztere widerstreitet derselben. Dieses Dilemma hat auch dem Scharfsinn eines Leibniz unlösbare Schwierigkeiten bereitet. Wir kommen darauf im Verlaufe der Untersuchung noch ausführlicher zurück.

Alle Bemerkungen des Autors, die auf das Freiheitsproblem gerichtet sind, zerfallen daher in zwei Gruppen, in deterministische und indeterministische. Nach diesen beiden Gesichtspunkten werden wir also die Leibnizsche Theorie zu betrachten haben, d. h. wir werden die Frage zu beantworten suchen: In welchen Punkten spricht Leibniz für die Willensfreiheit nach heutiger Auffassung und in welchen gegen dieselbe? Bevor wir in diese Untersuchung eintreten, müssen wir noch die Begriffe Freiheit und Notwendigkeit im Sinne Leibnizens näher ins Auge fassen.

Definition des Willens.

Über den Begriff des Willens hat Leibniz sich in den „Neuen Abhandlungen" ausführlich geäußert. Das Wollen besteht in einem Streben (conatus) nach dem, was der Verstand für gut findet, und in einem Abwenden von dem, was er verwirft. Jedem Streben muß ein Erkenntnisakt vorangehen. Diesem Erkenntnisakte gebührt nach Leibniz die Priorität, nicht bloß der Zeit nach, sondern auch dem Werte nach. (N. Abh. Kap. XXI, § 5, S. 157 und § 39, S. 182. Siehe auch Th. II, § 288.) Schopenhauer legt im Gegensatze zu Leibniz den Hauptwert auf den Willen. Auch Herbart räumt dem Vorstellungsvermögen nur untergeordnete Bedeutung ein. (Herb. W., Bd. IX. S. 273.)

In der Theodicee handelt Leibniz über das Wesen der Freiheit. Einsicht, Spontaneïtät und Zufälligkeit sind die drei notwendigen Merkmale derselben. Die Einsicht, d. h. „die genaue Kenntnis des Gegenstandes der Überlegung" wird als „die Seele der Freiheit" bezeichnet. „Eine Handlung, die ohne Leitung der Seele geschieht, heißt unfreiwillig." (N. Abh. Kap. XXI, § 5, S. 157.) Dies ist von größter Wichtigkeit für die Rechtfertigung des Indeterminismus, wie wir später ausführen werden.

Sowohl die klare Erkenntnis aus der Vernunft, als auch die verworrenen Vorstellungen, welche aus den Sinnen stammen, „reizen nur den Willen zur Handlung, ohne ihn zu zwingen."

Mag die Einsicht vollkommen oder unvollkommen sein, in keinem Falle hat sie die Bedeutung des Zwanges. Wie selbst der Sklave immer noch frei handelt, insofern er zwischen zwei Übeln wählt, so ist auch der Leidenschaftliche durch seine Begierden nicht gezwungen, sondern nur irregeführt. Der Unterschied zwischen der Freiheit des Weisen und der des Leidenschaftlichen ist nach Leibniz also nur ein gradueller. (Th. II, § 288—289 u. § 310. N. Abh., Kap. XXI, § 8, S. 160—161.) Dagegen wendet J. H. v. Kirchmann mit Recht ein, daß die Leidenschaften nicht durch Störung des Urteils, sondern als Gefühl auf den Willen wirken. (Erl. zur Th. Nr. 226.) Die Ansicht, daß das Wissen des Guten auch das Tun bewirke, widerspricht aller Erfahrung; denn es ist nichts Seltenes, daß gegen besseres Wissen und Gewissen gehandelt wird.

Die Spontaneïtät oder Freiwilligkeit besteht darin, daß der Handelnde sich den Motiven gemäß selbst entscheidet, oder daß der Anfang der Handlung in ihm selbst liegt, wie schon Aristoteles lehrt. (Siehe 1. Kap.) Die äußeren Einwirkungen faßt Leibniz ganz richtig nur als Gelegenheitsursachen zur Betätigung des Willens auf; die causa efficiens dagegen liegt in jedem Falle in uns selbst. (Th. II, § 65 u. 290. N. Abh., Kap. XXI, § 9, S. 161.)

Die metaphysische Begründung der Spontaneïtät hat Leibniz in der Monadologie zu geben gesucht. Die ganze Wirklichkeit besteht hiernach aus einer Vielheit von einfachen, d. h. unteilbaren geistigen Substanzen, den Monaden. Diese geistigen Kraftwesen bilden eine Stufenreihe mit zunehmender Vollkommenheit. Sie sind mit Selbständigkeit und Selbsttätigkeit ausgestattet. Obgleich die Monaden nach einem „inneren Prinzip“ sich verändern, findet doch eine gegenseitige Beeinflussung nicht statt. Sie sind nicht von einander abhängig, sondern nur von Gott, der Zentralmonade. Jede Monade strebt nach höherer Vollkommenheit. Die Tätigkeit der Monaden besteht darin, daß sie das Universum darstellen und vorstellen. Die Seelenmonade ist zur Erkenntnis der ewigen Wahrheit befähigt.

In der Spontaneïtät der Seelenmonade ist also nach Leibniz der Ursprung unserer Handlungen zu suchen. (Kl. Schriften Nr. XXIII, Monadologie.) Auch Herbart hat in seiner Metaphysik die Aktivität der menschlichen Seele auf ähnliche Weise zu begründen versucht.

Aus der Spontaneïtät ergibt sich von selbst der dritte Faktor der Freiheit, die Zufälligkeit, d. i. der Gegensatz zur Notwendigkeit. Leibniz unterscheidet zwischen logischer und moralischer Notwendigkeit. Die erstere, in besonderer Beziehung auch metaphysische oder geometrische genannt, beruht auf dem Satz des Widerspruchs, die letztere auf dem Satz vom bestimmenden Grunde. Zufällige Ereignisse sind der logischen Notwendigkeit nicht unterworfen, weil ihr Ausbleiben keinen Widerspruch in sich schließt. (Th. II, § 44.) Da aber auch das Zufällige „einen bestimmenden Grund" hat, so involviert es eine moralische Notwendigkeit. Diese beruht nach Leibniz auf den Regeln und Gründen der Angemessenheit und Sittlichkeit oder auf dem Prinzip des Besten. (Th. Vorrede S. 25—26.) Diese Angemessenheit entspricht den Gesetzen der göttlichen Weisheit und ist von der Willkür ebenso verschieden, als von der logischen Notwendigkeit. Da die Gesetzmäßigkeit und Ordnung in der Natur, welche der Schöpfer in sie hineingelegt hat, seiner Weisheit entsprungen ist, so beruht auch die physische Notwendigkeit auf der moralischen.

Der logischen Notwendigkeit ist auch Gott unterworfen. Seine Allmacht vermag nichts zu bewirken, was einen Widerspruch in sich enthält; wohl aber kann Gott die Gesetze, die seine Weisheit der Natur und den Geschöpfen gegeben hat, durchbrechen. Unter dem Einflusse der Kirchenlehre behauptet der Philosoph hier die Möglichkeit des Wunders. Allerdings hat Gott die physikalischen, wie auch die moralischen Gesetze „nicht ohne Grund gegeben" und durchbricht sie auch nicht aus reiner Willkür; „aber die allgemeinen Gründe für das Gute und die Ordnung, welche Gott zur Aufstellung dieser Gesetze bewogen haben, können in einigen Fällen durch stärkere Gründe

einer höheren Ordnung überwogen werden." (Th. I, § 2. Erl. von J. H. v. Kirchmann Nr. 4.)

Mit der Unterscheidung der logischen und moralischen Notwendigkeit verbindet Leibniz die Einteilung der „Vernunftwahrheiten." Den beiden Erkenntnisquellen (Vernunft und Erfahrung) entsprechend gibt es auch zwei Klassen von Wahrheiten: die ewigen oder logischen Wahrheiten und die positiven oder tatsächlichen Wahrheiten. Die ewigen Wahrheiten sind solche, deren Gegenteil nach dem Satz des Widerspruchs unmöglich ist; sie beruhen also auf reiner Denknotwendigkeit. Die tatsächlichen Wahrheiten werden durch Erfahrung gewonnen; sie beruhen auf dem Satz vom Grunde, weil alle Erfahrungstatsachen ihren bestimmenden Grund haben. (Th. I, § 2. Anh. III, § 14. Kl. Schr. XXIII, Monadologie, § 33.)

Nach realistischer Auffassung sind alle von Leibniz unterschiedenen Notwendigkeiten auf eine einzige, die logische Notwendigkeit zurückzuführen. J. H. v. Kirchmann hält die Aufhebung der physikalischen Gesetze für eine logische Unmöglichkeit, da sie einen Widerspruch mit diesen Gesetzen in sich schließt. Demnach wäre die physische Notwendigkeit auch eine logische. Ebenso ist nach v. Kirchmann jeder Verstoß der Allmacht gegen die Weisheit und Güte Gottes ein Widerspruch gegen die Vollkommenheit dieser göttlichen Eigenschaften. Es gibt somit überhaupt nur eine Art von Notwendigkeit.

Dagegen ist nun zu bemerken, daß die Unterscheidung einer logischen, physischen und moralischen Notwendigkeit, welche auch im Sprachgebrauche noch immer festgehalten wird, nicht abzuweisen ist. Die Notwendigkeit an sich ist nur eine Denkform; als solche muß sie sich aber auf einen Inhalt beziehen. v. Kirchmann gibt selbst zu, daß „es keine rein formale Notwendigkeit gibt, es muß vielmehr auch ein realer Inhalt vorliegen." (Erl. zur Th. Nr. 4.) Nun ist aber der logische Gedankenzusammenhang und der reale Kausalzusammenhang durchaus nicht ein und dasselbe. Notwendigkeit im Denken ist etwas anderes, als Notwendigkeit im Sein. Die logische Notwendigkeit

gehört auch mit ihrem Inhalte lediglich in das Gebiet des Denkens, die physische und moralische in das Gebiet des Seienden und Seinsollenden. Die Aufhebung der physikalischen und moralischen Gesetze durch Gott wäre demnach keine logische, sondern eine reale Unmöglichkeit. Zwingend ist die physische und moralische Notwendigkeit ebenso, als die logische. Die Ansicht Leibnizens, daß Gott überhaupt gegen die Natur- und Sittengesetze handeln könne, ist also in jedem Falle unhaltbar. Auch die Bemerkung Clarke's, daß die hypothetische und moralische Notwendigkeit nur figürliche Bedeutung haben, (Kl. Schr. XXVI. S. 245) ist damit widerlegt.

Abschnitt A: Indeterministische Elemente der Leibnizschen Freiheitslehre.

1. Begriffsbestimmungen.

In bezug auf die Begriffe Determinismus und Indeterminismus herrscht in philosophischen Kreisen keineswegs völlige Übereinstimmung. Im allgemeinen wird ein äußerer und ein innerer Determinismus unterschieden. Der erstere lehrt die Unterwerfung des Willens unter die Naturnotwendigkeit; der Wille ist ein Glied der endlosen Kette der Kausalität. Das ist der Spinozistische Fatalismus.

Nach dem inneren Determinismus wird der Wille nicht von äußeren Ursachen, sondern nur durch die Gründe des Verstandes bestimmt. Leibniz versteht unter diesem Bestimmtwerden aber keine metaphysische Notwendigkeit, keinen Zwang, wogegen Schopenhauer den Motiven dieselbe Bedeutung beimißt, wie der Naturnotwendigkeit.

Der Indeterminismus oder die absolutistische Freiheitstheorie ist nach der herrschenden Auffassung die Lehre von der Willkür, wonach der Wille sich nicht bloß auch dem schwächeren Motive gemäß, sondern überhaupt ohne oder gegen alle Motive entscheiden kann. Die Annahme einer solchen absoluten Willensfreiheit wird Descartes nachgesagt, jedoch ohne Grund. In seiner Schrift: „Über die Grundlagen der Philosophie" bestreitet er, daß das Gleichgewicht der Beweggründe eine Bedingung der Freiheit sei; er hält dies vielmehr für den „niedrigsten Grad

der Freiheit." Überhaupt können Erkenntnisgründe die Freiheit nicht einschränken, sondern nur „vermehren und stärken". (S. 76—77.) Leibniz bekämpft die Theorie des Äquilibriums der Willensmotive auf das entschiedenste, wie wir später sehen werden.

In neuester Zeit ist es J. H. v. Kirchmann, der im Gegensatz zu seinen sonstigen Ausführungen an einer Stelle die absolute Freiheit, welche „über alle Motive erhaben ist", behauptet. „Diese Willkür bildet, dem tiefen Gefühle aller Nationen entsprechend, ein unentbehrliches Moment zur Willensfreiheit des Menschen; erst dadurch ist er allein und nicht die Umstände der Herr seines Handelns und dafür verantwortlich." (Erl. zur Th. Nr. 236 u. 255. Erl. zu L. kl. Schr. Nr. 96 f.)

Wenn wir den Determinismus im Leibnizschen Sinne nehmen, wo der Wille durch die Motive nicht gezwungen, sondern nur gereizt wird, so ist dies tatsächlich auch Indeterminismus zu nennen. Es würde demnach die Zweiteilung völlig ausreichen; denn der Begriff des inneren Determinismus fällt mit dem des Indeterminismus zusammen. In der Selbstbestimmung durch Gründe des Verstandes eine Notwendigkeit zu sehen, ist nicht der mindeste Grund vorhanden; denn wer sich selbst zum Handeln bestimmt, der handelt frei.

2. Bekämpfung des Fatalismus.

Halten wir obige Begriffsunterscheidung fest, so ist es jetzt unsere Aufgabe, in diesem Abschnitte alle Stellen der Leibnizschen Schriften aufzuführen und zu beleuchten, welche gegen die Bestimmung des Willens durch Naturnotwendigkeit gerichtet sind.

Der Spinozistischen Lehre von der absoluten Unfreiheit des Willens tritt Leibniz in allen seinen Schriften, die das Problem behandeln, aufs entschiedenste entgegen. Die Bekämpfung des äußeren Zwanges, der blinden Naturnotwendigkeit ist das Charakteristische seiner Freiheitstheorie. „Zur Natur des Willens gehört die Freiheit, welche darin besteht, daß die Willenshandlung aus ihm selbst hervorgeht und überlegt ist und also auch derart, daß sie die Notwendigkeit ausschließt, welche die Überlegung aufhebt." (Th. Anh. IV § 20.)

Die Schwierigkeit der Aufgabe war dem Philosophen völlig bewußt. Er nennt die Frage nach der Willensfreiheit „ein Labyrinth, in dem unsere Vernunft sich sehr oft verirrt.“ (Th., Vorrede S. 7.) Leibniz ist von der Wahrheit durchdrungen, daß der Mensch durch seine freiwilligen Handlungen an der Gestaltung seines Schicksals mitwirkt. In mehreren Paragraphen der Theodicee wendet er sich gegen den Fatalismus, nach welchem alles Sorgen um die Zukunft zwecklos sei, da ein unabwendbares Verhängnis über uns walte. Die Behauptung seiner Gegner, daß er gerade das Fatum lehre, kann er mit allem Rechte zurückweisen. Es hieße Leibniz gänzlich mißverstehen, wenn man ihn für einen Spinozisten halten wollte; auch die weiter unten erörterten Schwächen seiner Theorie berechtigen dazu noch nicht. (Kl. Schr. XXV S. 202.) In der Widerlegung des „faulen Sophismas der Alten“ weist Leibniz nach, daß der Grundsatz von der „Verknüpfung der Ursachen mit den Wirkungen“ nicht für, sondern gegen das Fatum spricht; denn unter den Faktoren, die unser Schicksal gestalten, ist der eigene Wille der wichtigste. Am gefährlichsten ist der Glaube an die „Unvermeidlichkeit des Geschicks,“ wenn er zur Entschuldigung der bösen Handlungen gemißbraucht wird. Da „die Begriffe Recht und Unrecht, sowie Lob und Tadel, Lohn und Strafe nicht auf notwendige Handlungen angewandt werden können“, so ist die Freiheit des Willens eine wesentliche Bedingung der Sittlichkeit. Durch die Annahme „einer unüberwindlichen Notwendigkeit würde der Gottlosigkeit die Tür geöffnet werden,“ und Gott trüge die Schuld daran. (Th., Vorrede S. 7—12.)

3. Ethische Momente.

Hiermit hat Leibniz die wichtige Frage der Verantwortlichkeit in die Diskussion gezogen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Schuld und Verantwortlichkeit beim Menschen die Freiheit des Willens zur Voraussetzung haben. Wie bedenklich daher der Determinismus für die Sittlichkeit ist, hat Leibniz klar durchschaut. Wenn auch der Einfluß äußerer Umstände auf das Zustandekommen einer Handlung noch so groß ist, der

wahre Ursprung derselben liegt dennoch in dem Menschen selbst. und er besitzt immer die Macht, auch anders zu handeln. Selbst die Leidenschaften sind nicht zwingende Bestimmungen des Willens. Solange der Mensch im Vollbesitze seiner Geisteskräfte ist, kann er es verhindern, daß die Begierden Herr über ihn werden. Die Notwendigkeit zu sündigen besteht für niemand. (N. Abh., Kap. XXI § 53, S. 191. Th., Anh. IV § 105. Th. II § 167 u. 264.)

Leibnizens Freiheitstheorie steht also mit der Ethik in völligem Einklange. Wie sehr es dem Philosophen daran liegt, die Verantwortlichkeit im Interesse der Moral unter allen Umständen zu retten, erhellt daraus, daß er sogar eine Rechtfertigung der Strafen unter Voraussetzung der unbedingten Notwendigkeit unternimmt. Dieser Versuch ist freilich als überflüssig und mißlungen anzusehen. Wenn der Autor sich darauf beruft, daß man einen wütenden Menschen oder schädliche Tiere töten darf, obgleich dieselben unter einem Zwange stehen, so ist damit für seine Behauptung nichts gewonnen; denn das geschieht nicht aus Gründen der Gerechtigkeit, sondern der eigenen Sicherheit wegen. Die humane Gesetzgebung ist auch weit entfernt davon, einen Geisteskranken für seine Handlungen verantwortlich zu machen, weil dies der Gerechtigkeit widerspräche. (Th. II § 67—73.)

Wenn man Tiere belohnt oder bestraft, um sie besser zu regieren, so setzt man zwar bei denselben einen gewissen Grad von Intelligenz voraus; aber niemals hat dies Verfahren den Sinn, die vernunftlosen und unfreien Geschöpfe für ihre Handlungen und Gewohnheiten verantwortlich zu machen. Das Bewußtsein von Verdienst oder Schuld kann man trotz aller sonstigen Erfolge auch bei dem intelligentesten Tiere nicht erwecken. Der Hinweis auf den Nutzen von Lob und Tadel ist also eine Abschweifung vom Thema; denn es handelt sich hier um die Begründung der Verantwortlichkeit. (Th. II § 75.)

Ganz verfehlt ist der Versuch einer Rechtfertigung der ewigen Strafen für zeitliche Vergehen. Die Behauptung, „daß

die Fortdauer der Schuld auch die Fortdauer der Strafe veranlasse," ist hinfällig, weil nach der Lehre der Evangelien keine ewige, sondern nur eine zeitliche Schuld in Betracht kommt. Diese Auffassung des Philosophen ist aus dem Einflusse der damals herrschenden Theologie zu erklären. (Th. II § 266.) Das Heranziehen von Bibelstellen zur Begründung der Verantwortlichkeit wirkt nicht überzeugend; denn es gibt ebensoviel Aussprüche der heiligen Schrift, welche gegen die Freiheit gerichtet sind. (Th. II § 274—278.)

4. Motivierung des Willens.

Nach dem „fundamentalen Satze, daß nichts ohne Ursache geschieht," muß es auch für unsere Willensakte Bestimmungsgründe geben; aber diese liegen in unserem Geiste selbst. „Immer sind wir es, die den Willen hervorbringen." Die Bestimmung durch Gründe des Verstandes ist aber nicht mit der Notwendigkeit zu verwechseln, weil sie den Willen „nur geneigt machen, aber nicht zwingen." „Man muß das Notwendige von dem, wenn auch bestimmten Zufälligen unterscheiden." (N. Abh. Kap. XXI § 13 S. 164. Th. II § 298.)

Ein Willensakt ohne leitende, bestimmende Gründe ist nach Leibniz unmöglich. Der Wille folgt immer dem stärksten Motive, „welches sowohl von seiten der Vernunft, wie von seiten der Leidenschaft kommen kann." „Es besteht immer ein überwiegender Grund, welcher den Willen zu seiner Wahl führt, und es genügt für seine Freiheit, daß dieser Grund nur treibt, aber nicht zwingt. . . . . und es besteht selbst in dem Gegenstande der Wahl Gottes keine Notwendigkeit, weil sie unter mehreren möglichen geschieht und der Wille nur durch die überwiegende Güte des Gegenstandes bestimmt wird." (Th. II § 45 u. 51.)

J. H. v. Kirchmann folgert aus obiger Darlegung, daß der Wille dem Kausalitätsgesetze unterworfen, also unfrei sein müsse. (Erl. zu L. kl. Schr. Nr. 87a.) An anderer Stelle kommt er allerdings zu dem entgegengesetzten Schlusse, indem er die Notwendigkeit ausschließlich in das Gebiet des Denkens verlegt

und den Willen davon ausnimmt. (Erl. zur Th. Nr. 234.) Da nach Leibniz die Einsicht ein wesentliches Merkmal der Freiheit ist, so kann die Motivierung des Willens nicht identisch sein mit Unfreiheit. Ebensowenig wie die Ratschläge eines Freundes, können selbsterzeugte Beweggründe unsere Freiheit beeinträchtigen. (Th. II § 298.) Wenn der Wille dem stärksten Antriebe mit metaphysischer Notwendigkeit folgen müßte, so wäre ein Hin- und Herschwanken zwischen zwei Entschlüssen gar nicht denkbar, und doch sind die Fälle, in denen quälende Zweifel den Wollenden von einer Seite auf die andere treiben, so überaus häufig. Leibniz betont daher mit Recht, daß die Regelmäßigkeit des Zusammenhanges swischen den Motiven und Willensakten kein Zwang genannt werden kann, weil das Gegenteil keinen Widerspruch enthält, und weil eine andere Ordnung der Dinge ebenfalls möglich ist. (Kl. Schr. XXV Seite 204.)

In dem Briefe an Coste hat Leibniz den pädagogischen Wert der Willensfreiheit berührt. Dadurch, daß wir „unsere Aufmerksamkeit auf gewisse Gegenstände richten und uns an gewisse Weisen zu denken gewöhnen," können wir die Herrschaft der Vernunft über die Neigungen erzielen. (Kl. Schr. XXI.) Ausführlicher noch wird die Bedeutung der Freiheit für die Erziehung in den „Neuen Abhandlungen" dargelegt. Hier bringt der Philosoph eine Reihe von guten Ratschlägen zur Bekämpfung böser Neigungen und Leidenschaften. Die Erziehung muß darauf hinwirken, „die wahren Güter und die wahren Übel" soviel als möglich „zur Empfindung zu bringen." (N. Abh. Kap. XXI § 12 S. 163; § 35 S. 174—176; § 47 S. 186—187.) J. H. v. Kirchmann bestreitet ohne Grund die Möglichkeit der Selbsterziehung, die sich erfahrungsgemäß mehr oder weniger bei allen Menschen findet. (Erl. zu L. kl. Schr. Nr. 87 c.)

Da nach Leibnizens Lehre der Wille regelmäßig dem stärksten Antriebe folgt, so ist ein völliges Gleichgewicht der Bestimmungsgründe unmöglich. Eine Gleichgiltigkeit in der Bedeutung von Zufälligkeit oder „Nichtnotwendigkeit" erkennt

der Autor als charakteristisches Attribut der Freiheit an; aber eine unbedingte, das Gleichgewicht haltende Gleichgiltigkeit ist eine Schimäre und widerspricht der Erfahrung, da „man niemals zu einer Wahl kommt, wenn man völlig gleichgiltig ist.“ (Th. II § 46 u. § 303.) Für das Zustandekommen eines Entschlusses ist es Bedingung, daß „die Wage der Überlegung auf der einen Seite schwerer, als auf der anderen ist,“ „und wenn der Mensch wählt, so geschieht es für die Seite, die ihn am meisten erregt hat.“ (Kl. Schr. XXI.)

Es ist schon im Anfange dieses Kapitels bemerkt worden, daß Leibniz bei der Bestimmung des Freiheitsbegriffs die Einsicht als die Seele der Freiheit bezeichnet. In Übereinstimmung damit steht auch die Behauptung, daß ein Entschluß ohne alle Bestimmungsgründe des Verstandes „die wahre Freiheit zugleich mit der Vernunft zerstören und uns unter die Tiere erniedrigen würde.“ (N. Abh. Kap. XXI § 15 S. 166.) An anderer Stelle heißt es: „Wenn die Freiheit darin besteht, das Joch der Vernunft abzuschütteln, so sind die Narren und Unsinnigen allein frei.“ (N. Abh., Kap. XXI § 50 S. 190. Siehe auch Lockes Vers. über d. menschl. Verstand, Buch II Kap. 21 § 50.) Die Bestimmung des Willens durch Motive, die unserem eigenen Geiste entstammen, ist also ein Argument für die Willensfreiheit. „Eine vollständige und absolute Indifferenz“ bezeichnet Leibniz als einen „sehr unvollkommenen Zustand“ (N. Abh., Kap. XXI § 48 S. 187.) Weder die Einsicht allein, noch die Spontaneïtät für sich kann dem Menschen von Nutzen sein; erst das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren macht die Freiheit des Willens aus. (N. Abh., Kap. XXI § 67 S. 200.) Daß die Einsicht bei vielen Handlungen (bei allen gewohnheitsmäßigen und mechanischen Verrichtungen) uns nicht zum Bewußtsein kommt, ändert an der Sache nichts. Die Macht der Gewohnheit spricht weder für, noch gegen die Willensfreiheit.

Willensakte ohne Beweggründe würden einem Würfelspiele gleichen, wobei eben nur ein blindes Ungefähr waltet. Eine solche Erscheinung müßte die völlige Zusammenhangslosigkeit

zwischen Vernunft und Willen zur Voraussetzung haben. Leibniz vertritt die ganz richtige Ansicht, daß der Geist mit seinen Vermögen eine Einheit bildet. Man kann die Beweggründe nicht vom Geiste abtrennen, wie die Gewichte von einer Wage. Bayle's Vergleich der Seele mit einer Wage findet Leibniz daher nicht zutreffend, weil die Motive nicht in der Weise auf den Willen wirken, wie die Gewichte auf die Wage. (Kl. Schr. XXV S. 206. N. Abh. Kap. XXI § 6 S. 159.) Clarke behauptet, daß auch bei gleicher Stärke der entgegengesetzten Motive noch ein Entschluß zustande kommen könne, weil „der Geist in sich selbst ein Prinzip des Handelns habe." (Kl. Schr. XXVI S. 243—244.) Darin muß allerdings Leibniz gegen Clarke recht behalten, daß bei völligem Gleichgewicht der Motive kein Entschluß möglich ist. Eine andere Frage ist die, ob ein solches Gleichgewicht in der Seele überhaupt vorkommen kann. Leibniz verneint dies; die Erfahrung lehrt dagegen, daß Unschlüssigkeit keine seltene Erscheinung ist. Der Willensakt bleibt dann naturgemäß aus, solange das Gleichgewicht dauert. Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch Leibnizens Widerlegung des Buridanschen Sophismas als verfehlt angesehen werden, wie J. H. v. Kirchmann überzeugend dargelegt hat. Leibniz ist von der falschen Ansicht ausgegangen, daß alle Dinge des Universums an der Entstehung eines Willensaktes beteiligt sind. (Erl. zu L. kl. Schr. Nr. 87b.)

5. Allwissenheit und Freiheit.

Von großer Wichtigkeit für unser Problem ist die Frage nach dem Verhältnis der Allwissenheit Gottes zu der menschlichen Willensfreiheit. Descartes hatte gelehrt, daß beide unvereinbar seien, man aber doch an beide glauben müsse, weil die erstere durch die Vernunft, die letztere durch innere Erfahrung für uns gesichert sei. (cf. Th. II, § 292.) Bayle behauptet auch die Unvereinbarkeit des göttlichen Vorherwissens mit der menschlichen Freiheit; um jenes zu retten, wird diese von ihm preisgegeben. (cf. Th. II § 295 u. 299.)

Auch in diesem Punkte nimmt Leibniz eine vermittelnde Stellung ein. Der Widerspruch zwischen Gottes Vorauswissen und der Freiheit unseres Willens ist nur scheinbar. „Wenn die Mysterien mit der Vernunft nicht zu vereinen wären und unlösbare Einwürfe beständen, müßten wir die Mysterien keineswegs für unbegreiflich halten, sondern sie als falsch erkennen.“ (Th. II § 294.) Da nach Leibniz auch alles Zufällige einen bestimmenden Grund hat und Gott alle Ursachen kennt, so kann er auch alle zukünftigen Ereignisse vorauswissen; aber dieses Vorauswissen ist mit der Zufälligkeit, also auch mit der Freiheit durchaus vereinbar. (Th. II § 36 u. 42.) Gott hat alle möglichen Welten überschaut, bevor er die bestehende Welt verwirklichte. Durch die Verwirklichung der vorgestellten Welt ist an den vorhergesehenen Ereignissen nichts geändert worden. Daraus folgert Leibniz, daß das Vorauswissen die Freiheit nicht beeinträchtige. Eine Art von Notwendigkeit liegt dem Vorauswissen des Zukünftigen allerdings zugrunde, aber es ist keine unbedingte, sondern eine hypothetische. J. H. v. Kirchmann macht hiergegen geltend, daß auch eine bloß vorgestellte Welt, in der Freiheit herrscht, nicht zu übersehen sei, „weil die Freiheit jeden Anhalt für das Kommende aufhebt.“ (Erl. zur Th. Nr. 56 und 254.) Die tägliche Erfahrung lehrt aber, daß auch der Mensch sehr oft zukünftige Ereignisse und Erfahrungen anderer voraussieht, was doch mit dem Willen des Handelnden in keiner Beziehung steht. Zwar ist menschliches Vorhersehen sehr unvollkommen; die unendliche Vollkommenheit der göttlichen Vernunft aber umfaßt nicht bloß den Kausalzusammenhang, sondern auch die freien Handlungen mit absoluter Gewißheit.

Sehr klar und deutlich hat Leibniz die Vereinbarkeit der göttlichen Voraussicht mit der Freiheit des Menschen im folgenden ausgesprochen: „Es ist für den, der alles weiß, gewiß, daß die Wirkung diesem Reize folgen wird; allein diese Wirkung folgt daraus nicht vermöge einer notwendigen Folge, d. h. nicht deshalb, weil ihr Gegenteil einen Widerspruch enthält; auch bestimmt sich der Wille infolge einer solchen inneren Neigung,

ohne daß hier eine Notwendigkeit besteht.“ (Th. Anh. I. 3. Einwurf.)

Durch diese Ausführungen ist also von Leibniz der Beweis erbracht, daß in dem Vorherwissen Gottes keine zwingende Ursache des Geschehens liegt, daß es also auch mit der menschlichen Freiheit nicht in Widerspruch steht.

6. Die Willensfreiheit als Tatsache des Bewußtseins.

Descartes hatte die Freiheit des Willens durch das innere unmittelbare Gefühl, welches wir davon haben, zu beweisen gesucht. Die Unzulänglichkeit dieser Beweisführung hat Leibniz genügend klargelegt. Das Bewußtsein von einer Sache kann auf Täuschung beruhen, was durch unzählige Irrtümer des religiösen Lebens erwiesen ist. Leibniz sagt daher mit Recht, daß in dem „lebendigen inneren Gefühl“ noch keine Beweiskraft liege. (Th. II § 50.) Auch Bayle vertritt dieselbe Ansicht (im 140. Kap. der Antw. auf die Fragen eines Kleinstädters III. T. S. 761, worauf Leibniz in der Theodicee hinweist). Durch das klare und deutliche Gefühl können wir weder über unsere Existenz, noch über unsere Willenstätigkeit etwas Sicheres erfahren; das ist nur durch Reflexion möglich. Das Gefühl der Unabhängigkeit würden wir nach Bayles Meinung in jedem Falle haben, auch wenn der Wille mit Notwendigkeit bestimmt wäre. Die letztere Behauptung geht entschieden zu weit und ist unbeweisbar. (Th. II § 299.)

Wenn wir auch mit Leibniz und Bayle darin übereinstimmen, daß das Bewußtsein von der Willensfreiheit den Beweis derselben nicht ersetzen kann, so ist diesem Bewußtsein aber noch nicht aller Wert abzusprechen. Zunächst ist durch die Selbstwahrnehmung der Freiheit schon die Wahrscheinlichkeit derselben dargetan, und es muß zugegeben werden, daß dies auch für die spekulative Untersuchung förderlich ist. Diesen Gedanken hat auch Lotze ausgesprochen, indem er das „unmittelbare Gefühl“ als den Ausgangspunkt für die Reflexion hinstellt. (Hermann Lotze, Mikrokosmus III. Bd. S. 242.)

Abschnitt B: Deterministische Züge bei Leibniz.

Obgleich Leibniz seine Lehre von der Willensfreiheit mit einem großen Aufwande von Scharfsinn durchgeführt hat, kann doch nicht bestritten werden, daß die metaphysische Grundlage derselben, das System der prästabilierten Harmonie seinen Gegnern einen bequemen Angriffspunkt bietet. Der Philosoph hat zu dieser Theorie seine Zuflucht genommen, um für die Monadologie eine unerläßliche Ergänzung zu schaffen.

Da die Elemente des Universums, die Monaden, von einander völlig unabhängig sind, ein gegenseitiger Einfluß zwischen ihnen nicht besteht und sie dennoch alle zusammen ein Ganzes ausmachen, so kam es darauf an, die Möglichkeit dieses Zusammenhanges nachzuweisen und namentlich die Wechselwirkung zwischen der Seelenmonade und dem Körper begreiflich zu machen. Leibniz fand zwei Hypothesen vor, welche dies zu leisten vorgaben: die Theorie des physischen Einflusses und den Okkasionalismus. Beide Hypothesen werden von ihm verworfen. Die erstere widerspricht der Natur der Monade. „Die Monaden haben keine Fenster, durch welche etwas ein- oder ausgehen könnte.“ (Th. II § 300; Kl. Schr. XXIII, Monadologie § 7.) Sigwart wirft in bezug hierauf die berechtigte Frage auf, „ob man denn hinreichende Gründe habe, mit Leibniz die lebendige Wechselwirkung zwischen den endlichen Substanzen zu leugnen.“ (Die Leibnizsche Lehre von der prästabilierten Harmonie S. 139.)

Der Okkasionalismus oder die Lehre von den Gelegenheitsursachen behauptet, daß alle Erscheinungen im Universum durch jedesmalige direkte Wirkung der göttlichen Allmacht zustande kommen, anstatt sich nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen zu vollziehen. Gegen dieses System macht Leibniz mit Recht geltend, daß es für die Wechselwirkung zwischen den Substanzen „ein fortwährendes Wunder“ verlangt. (Th. II § 61) und auch den Kreaturen die immanente Kraft des selbstständigen Wirkens abspricht. Die Konsequenz daraus wäre, daß Gott allein das handelnde Prinzip sein könnte. (Sigwart, die

Leibnizsche Lehre von der prästab. Harmonie S. 13.) Dies würde zum Spinozismus führen.

Hatte Leibniz nicht nur die unmittelbare Wechselwirkung zwischen den Substanzen verworfen, sondern auch im Gegensatz zum Okkasionalismus das direkte Eingreifen Gottes bestritten, so glaubte er die Verbindung zwischen den einfachen Wesen am besten durch das System der prästabilierten Harmonie zu erklären. Der Kernpunkt dieser Theorie liegt in der Behauptung, daß alle einfachen Substanzen (Monaden), die ihrer Natur gemäß aus innerer Spontaneïtät von einander unabhängig wirken, vom Schöpfer so eingerichtet sind, daß die Wirksamkeit und Veränderung einer jeden mit der aller übrigen nach einer ewigen Ordnung übereinstimmt. (Th. II § 291.)

Über das Verhältnis zwischen Seele und Leib sagt Leibniz: „Die Seele folgt ihren eigenen Gesetzen und ebenso der Körper den seinigen, und sie begegnen sich vermöge der zwischen allen Substanzen vorherbestimmten Harmonie, weil sie sämtlich Darstellungen desselben Universums sind." (Kl. Schr. XXIII, Monadologie § 78. Th. Vorrede S. 26.)

Eine physische Wechselwirkung zwischen Körper und Geist erkennt Leibniz nicht an; er setzt dafür eine metaphysische. Aller Verkehr unter den Monaden wird vermittelt durch die Zentralmonade, durch Gott. Zur Veranschaulichung der Übereinstimmung körperlicher und seelischer Vorgänge wendet der Autor das Gleichnis von den zwei gleichgehenden Uhren an. (Kl. Schr. XII u. XIII.) Nach dem System der vorherbestimmten Harmonie „hat Gott die Seele gleich anfänglich so geschaffen, daß sie sich das hervorbringen und der Reihe nach vorstellen muß, was in dem Körper geschieht, und auch der Körper ist derart geschaffen, daß er von selber das tut, was die Seele verlangt." (Th. II § 62.)

Wenn Leibniz nach diesen Ausführungen die Seele als „eine Art geistigen Automaten" bezeichnet (Th. II § 52. Kl. Schr. IX, § 15), so entspricht das zwar der Theorie von der prästabilierten Harmonie; aber die Willensfreiheit ist damit ver-

nichtet. Auch die immer wiederkehrende Behauptung, „daß diese Vorherbestimmung niemals eine notwendig bestimmende ist“ (Th. II § 43), kann an der Tatsache nichts ändern, daß der Philosoph hiermit sein eigenes Gebäude untergraben hat. Vorherbestimmung und Freiheit stehen mit einander in Widerspruch. Wenn Gott alle Vorstellungen und Entschlüsse in der Seele von Ewigkeit her festgesetzt hat, so ist sie tatsächlich nur ein Automat, der unter unbedingter Notwendigkeit wirkt. Leibniz sagt zwar: „Man muß also annehmen, daß Gott gleich anfänglich die Seele und jede andere wirkliche Einheit in der Weise geschaffen hat, daß bei ihr alles aus ihrem eigenen Grunde durch eine vollkommene Selbstbestimmung in bezug auf sie selbst entsteht, und daß dies dennoch mit einer vollkommenen Übereinstimmung in bezug auf die Dinge außer ihr geschieht.“ (Kl. Schr. IX § 14. Siehe auch Th. II § 323 und Anh. IV § 105.) Wie eine solche Einrichtung zu denken ist, hat Leibniz nicht ausgeführt. Die Lehre von der prästabilierten Harmonie setzt zwar nicht eine fortlaufende Reihe von Wundern, wie der Okkasionalismus, dafür aber ein einziges Wunder, welches alle einzelnen zusammen aufwiegt. Das Anerschaffensein der Vorstellungen und Willensakte bedeutet im Grunde genommen dasselbe, wie die notwendige Bestimmung der Seele durch äußere Ursachen. (J. H. v. Kirchmann, Erl. zu Leibnizens kl. Schr., Nr. 63a u. b.)

Die vollkommene Harmonie besteht nach Leibniz auch zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade. (Kl. Schr. XXIII § 87. Th. II § 118.) Hier tritt der Einfluß der Theologie auf Leibnizens Lehre am deutlichsten hervor. In Übereinstimmung mit Augustinus und Thomas von Aquino hält der Autor an der Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit oder Verdammnis fest, während er auf der anderen Seite auch die Verantwortlichkeit nicht aufgeben will. Vergebens sucht er dies Dilemma zu lösen; der Widerspruch zwischen Vorherbestimmung und Willensfreiheit kann nicht aufgehoben werden. Wenn es heißt, Gott erwählt nur diejenigen zur Seligkeit,

welche glauben, der Glaube selbst aber eine Gabe Gottes, ein Gnadengeschenk ist (Th. Vorrede S. 28. Th. II § 285—286 u. § 4), so wird damit auch der letzte Rest von Verdienst und Schuld von dem Menschen auf Gott gewälzt. Der Hinweis auf das Geschick der beiden polnischen Zwillingskinder (Th. II § 101) ist ein beredter Ausdruck für die Verlegenheit, in welcher sich der Philosoph hinsichtlich der Prädestination befand. Als letzten Ausweg benutzt er die Bibelstelle: „O, welch eine Tiefe des Reichtums. . . . . (Römerbrief Kap. 11 V. 33.)

Dittes bezeichnet Leibnizens System der vorherbestimmten Harmonie als den „erhabensten Hymnus, welcher jemals auf Gottes Weisheit gesungen worden ist.“ (Über die sittliche Freiheit S. 90.) Wir können uns diesem Urteile deshalb nicht anschließen, weil die Vorherbestimmung die Freiheit unmöglich macht. Es entspricht der Weisheit des Schöpfers gewiß viel mehr, daß er uns als freie und verantwortliche Wesen geschaffen, die ihren sittlichen Wert oder Unwert sich selbst zu geben vermögen, als wenn wir nur wie Automaten aus Notwendigkeit wirken und handeln könnten.

---

3. Kapitel: Die Gegner der Leibnizschen Freiheitslehre.

Wenn wir von Gegnern des Leibnizianismus reden, so könnte es den Anschein haben, als hätte Leibniz selbst durch seine Schriften die Kontroverse hervorgerufen. In der Tat sind aber sowohl die „Neuen Abhandlungen“, als auch die „Theodicee“ als Gegenschriften anzusehen, erstere gegen Locke, letztere gegen Bayle gerichtet, der 4 Jahre vor ihrem Erscheinen gestorben war.

1. Locke.

John Locke, der Vertreter des englischen Empirismus, war wohl der bedeutendste Gegner Leibnizens. In seinem „Versuch über den menschlichen Verstand“ definiert er die Freiheit als „die Kraft eines Wesens, eine einzelne Handlung dem Entschlusse oder Denken der Seele gemäß zu tun oder zu unterlassen,

wobei eines von beiden dem anderen vorgezogen wird." (Buch II Kap. 21 § 8.) In diesem Sinne ist es allerdings richtig, wenn Locke als den Gegensatz der Freiheit nicht das Notwendige, sondern das Unfreiwillige ansieht. (§ 11.) Aber seine Darlegung trifft das eigentliche Problem gar nicht; sondern sie behandelt nur die Möglichkeit, das Gewollte wirklich auszuführen, mit anderen Worten: die physische Freiheit. Um diese dreht sich jedoch der Streit der Meinungen nicht; wo es dennoch der Fall ist, hat es seinen Grund in einer Vermengung der Begriffe. Leibniz unterscheidet dagegen mit großer Präzision die Freiheit des Wollens von der Freiheit des Handelns. (N. Abh. Kap. XXI § 8 S. 160. § 21 S. 168.)

Dem Willen als solchem kommt nach Locke das Prädikat „Freiheit" nicht zu; ja die Frage nach der Freiheit des Willens „ist an sich verkehrt". (Buch II Kap. 21 § 14 u. 21.) J. H. v. Kirchmann bemerkt hierzu, daß die Auffassung des englischen Philosophen in einer Verwechselung der metaphysischen und der physischen Freiheit ihren Grund habe. (Erl. zu Locke's Versuch über den menschl. Verstand Nr. 170.)

Trotz der angeblichen Ungereimtheit der Frage hat Locke sich dennoch über die Freiheit des Willens geäußert, allerdings verneinend. „Der Mensch ist in bezug auf das Wollen nicht frei"; denn er muß eine Handlung entweder wollen oder nicht wollen. Aus diesem kontradiktorischen Gegensatze gibt es keinen Ausweg. Daraus folgert Locke, daß der Willensakt notwendig sei. Das Fehlerhafte dieses Schlusses besteht darin, daß Locke die Notwendigkeit, überhaupt einen Entschluß zu fassen, auf jeden der beiden entgegengesetzten Entschlüsse überträgt. Er übersieht, daß gerade in der Alternative die Freiheit in die Erscheinung tritt. Die Frage, „ob der Mensch die Freiheit hat, das zu wollen, was ihm gefällt" (§ 25), bezeichnet Locke mit Recht als widersinnig; in der Tat kann diese Frage vernünftigerweise nicht gestellt werden. Daraus kann aber nicht gefolgert werden, daß die Freiheit den Willen nichts angehe. Bis hieher ist die ganze Behandlung des Problems geeignet, dasselbe zu verdecken.

Lockes Definitionen vom Wollen, Wünschen und Begehren sind sehr verschwommen und daher für die Erörterung der Frage nicht geeignet. Wollen und Wünschen sind nicht qualitativ, wie Locke meint, sondern nur graduell verschieden. Auch die Behauptung: „Das Begehren ist ein Unbehagen" (§ 32), ist unrichtig. Ein Unbehagen ist ein Gefühlszustand, der aus der Nichtbefriedigung eines Begehrens hervorgehen kann, aber von dem Begehren selbst verschieden ist. Eine Folge dieser Begriffsvermengung ist die ganz unrichtige Behauptung, daß niemals die Lust, sondern nur das Unbehagen ein Motiv zur Bestimmung des Willens sein könne. (§ 35.) Wenn Locke behauptet, „die bloße Vorstellung eines Gutes" wirke nicht auf den Willen (§ 37), so steht dies mit den Tatsachen der Erfahrung in offenbarem Widerspruche. Die zahlreichen Beispiele von Glaubenshelden in der Geschichte der Religion, welche im Hinblick auf die Freuden des Jenseits das irdische Leben überwunden haben, scheinen dem englischen Autor ganz unbekannt geblieben zu sein. Andererseits müßte nach seiner Auffassung bei den gegen die Seligkeit Gleichgiltigen doch die Furcht vor den ewigen Höllenqualen das diesseitige Handeln entsprechend bestimmen. Diese Konsequenz vermissen wir in der Lockeschen Schrift. (Siehe Erl. Nr. 184 von J. H. v. Kirchmann.) Übrigens hat der Autor (in § 39) seiner eigenen Behauptung widersprochen, indem er auch die Lust als ein Motiv anerkennt.

Wenn in § 47 der Seele die Fähigkeit beigelegt wird, die Befriedigung jedes Begehrens zu hemmen, so scheint darin eine Bejahung der Willensfreiheit zu liegen. Jedoch ist nach § 32 unter Begehren kein Wollen zu verstehen, sondern nur ein Unbehagen, also im Sinne Lockes ein notwendiger Bestimmungsgrund des Willens. Während nach Leibnizens Lehre die Motive den Willen nur reizen, wirken sie nach Lockes Auffassung mit unbedingter Notwendigkeit.

Eine Übereinstimmung mit Leibniz enthält Lockes Behauptung, daß die Bestimmung des Willens durch das eigene Urteil das eigentliche Wesen der Freiheit ausmache. „Eine

völlige Gleichgiltigkeit der Seele wäre kein Vorzug und keine Auszeichnung eines verständigen Wesens." (§ 48.)

Bei der Behandlung der sittlichen Freiheit legt Locke den Schwerpunkt auf kluge Überlegung. Dies ist durch die Moralprinzipien des englischen Empirismus bedingt, welcher die Eudämonie als Basis der Sittlichkeit annimmmt. (§ 51—52.)

Abgesehen von dem oben angeführten Punkte, der mit der Leibnizschen Lehre zusammenfällt, steht Locke in allen wesentlichen Stücken der Freiheitstheorie im Gegensatz zu dem deutschen Philosophen. Die Schwierigkeiten, welche der spekulative Geist eines Leibniz nicht zu lösen vermochte, hat sein englischer Gegner überhaupt nicht berührt. Das Verdienst des letzteren ist daher mehr ein indirektes, insofern er durch seine Schrift die Polemik herausgefordert hat.

2. Bayle.

Über Bayle und Clarke können wir uns kürzer fassen. Schon am Schlusse des Abschnitts A im vorigen Kapitel ist die Baylesche Behauptung, daß auch bei absoluter Determination des Willens das Gefühl der Unabhängigkeit in unserer Seele vorhanden sein müßte, als völlig unbegründet zurückgewiesen worden. Nach Bayles Auffassung hat unser Freiheitsbewußtsein seinen Grund lediglich darin, daß wir nicht wissen, „ob nicht eine unsichtbare Ursache" uns bestimmt. (Antw. auf die Fragen eines Kleinstädters, Kap. 140 T. III S. 761 u. f. cf. Th. II § 299.) Darauf ist zu erwidern: „Wir haben für die Existenz einer solchen unsichtbaren Macht keinen Anhalt; die bloße Annahme derselben ist daher für die Diskussion wertlos."

In bezug auf die Bestimmung des Willens durch Vernunftgründe ist Bayle mit Leibniz einverstanden, unterscheidet sich von ihm aber, insofern er gleich Locke den Motiven absolute Kausalität beilegt. (cf. Th. II § 309.) Den Vorzug eines vernunftmäßigen Handelns vor der motivlosen Willkür müssen wir mit Bayle anerkennen; ein folgenschwerer Irrtum ist es aber, wenn er die völlige Determination des Willens, welche uns aller Verantwortung überheben würde, höher bewertet, als eine selbst-

ständige, auf eigener Einsicht beruhende Wahl. (cf. Th. II § 318.)

Die Lehre von der prästabilierten Harmonie wird von Bayle in möglichst schonender Form abgelehnt. Die freie Selbstbestimmung der Seele in vollkommener Übereinstimmung mit den Außendingen ist unbegreifbar. (cf. Leibnizens kl. Schr., Bayles Kritik d. vorherbest. Harmonie.)

3. Clarke.

In dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Clarke ist die Lehre von der Willensfreiheit ebenfalls erörtert. Ein Gegner der Freiheit ist Clarke eigentlich ebensowenig wie Leibniz; jedoch ist die Fassung des Begriffs bei beiden verschieden. Clarke vertritt die Ansicht, daß ein Willensakt auch ohne Motive zustande kommen könne. (Kl. Schr. XXVI. cf. 2. Kap. Abschn. A. 4.)

Die Lehre von der prästabilierten Harmonie weist Clarke noch entschiedener zurück, als Bayle. Er nennt dieselbe (mit Recht) eine „sonderbare Hypothese“. Es ist in der Tat nicht denkbar, daß zwischen den Funktionen der Seele und des Körpers keine andere Beziehung sei, als dieselbe Gleichzeitigkeit, welche den Gang zweier gleichgehender Uhren beherrscht. Nachdem Clarke die Unhaltbarkeit dieser Theorie offen dargelegt, zieht er den Schluß, daß die vorherbestimmte Harmonie, wenn sie Wahrheit wäre, zum Materialismus führen müßte, weil man dann das Wesenhafte des Menschen ausschließlich in dem Körperlichen suchen und die Seele für eine „bloße Fiktion und eine leere Einbildung“ halten könnte. (Kl. Schr. XXVI.) Diese Folgerung ist unrichtig. Mit dem gleichen Rechte könnte man ja die Realität des Geistigen allein anerkennen und der Körperwelt nur subjektive Bedeutung beilegen, wie es durch den subjektiven Idealismus auch geschehen ist.

J. H. v. Kirchmann will in den Briefen Leibnizens an Clarke einen „gereizten Ton“ bemerken und führt denselben auf die Überlegenheit des Gegners zurück. Verfasser kann weder größere Höflichkeit, noch Überlegenheit auf seiten Clarkes er-

kennen. Wenn auch das System der vorherbestimmten Harmonie als unannehmbar gelten muß. so sind doch die übrigen Einwürfe Clarkes gegen die Leibnizsche Lehre von der Willensfreiheit nicht von Bedeutung und nicht überzeugend.

Rückblick und Kritik.

Die Darstellung der Leibnizschen Lehre hat zu dem Ergebnis geführt, daß der Philosoph die Willensfreiheit gegen alle Angriffe der Gegner entschieden verteidigt. Der Wille ist zwar immer durch Motive geleitet, aber dadurch nicht mit Notwendigkeit bestimmt. Es folgt daraus, daß der Mensch für seine selbstgewollten Handlungen verantwortlich ist. Mit der Freiheit wäre auch die Verantwortlichkeit aufgehoben und zugleich die ganze sittliche Weltordnung erschüttert. Der Spinozismus ist durch Leibniz überwunden; auch die Lockesche Verschiebung des Freiheitsproblems ist damit abgetan. Durch die entschiedene Behauptung der Freiheit das bedrohte Fundament der Sittlichkeit gerettet zu haben, das ist ein Verdienst Leibnizens, welches nicht hoch genug bewertet werden kann. Die Klarheit und Bestimmtheit, die logische Schärfe, welche Leibnizens Schriften auszeichnet, hat die philosophische Forschung von der herrschenden Einseitigkeit und Oberflächlichkeit befreit und in bessere Bahnen geleitet. In jeder Hinsicht ist die Leibnizsche Philosophie als die Brücke vom Dogmatismus zum Rationalismus anzusehen, was auch Kuno Fischer hervorhebt. (Gesch. d. neueren Philosophie. II. Bd. S. 345 und 517—518.) Auch für das Freiheitsproblem ist dies zutreffend.

Andererseits dürfen aber auch die Schwächen des Systems nicht ignoriert werden. Zum Teil ist schon in der Darlegung der Freiheitstheorie, besonders in Abschnitt B, auf die Schwierigkeiten hingewiesen worden, welche in der metaphysischen Begründung hervortreten. Es sei hier noch erwähnt, daß die Widersprüche in der Monadologie ausführlich von Kuno Fischer erörtert werden. (II. Bd. S. 499—514.) Wenn dieser Autor behauptet, durch Leibniz seien „alle Streitfragen zwischen Freiheit und Notwendigkeit“ gelöst, so scheint dies mehr den

Charakter der Darstellung, als der Beurteilung zu haben. Beides muß nach seiner eigenen Andeutung (S. 508) auseinandergehalten werden.

Wenngleich „Leibnizens Freiheitsbegriff zwischen Notwendigkeit und Willkür die glückliche Mitte bildet," wie Kuno Fischer treffend bemerkt (S. 375), so liegt doch eine allgemein befriedigende Lösung des Problems immer noch in weiter Ferne. Zunächst muß es schon als ein Mangel empfunden werden, daß Leibniz die Einheit des Seelenlebens nur gelegentlich andeutet, ohne den gebührenden Nachdruck darauf zu legen. Gerade dieses Moment ist eine wesentliche Stütze der Freiheitslehre, wie in einem späteren Kapitel weiter ausgeführt werden soll.

Eine Schwäche in der Beweisführung tritt besonders in der Prädestinationslehre hervor. Das Zurückgreifen auf die Offenbarungslehre, welches stellenweise die logische Begründung ersetzen soll, kann das Denken nicht befriedigen. Auch in diesem Punkte wird Leibniz von seinem großen Nachfolger Kant weit überragt, der mit bewundernswerter Objektivität die Hoffnung auf wissenschaftliche Beweisbarkeit der Glaubenssätze aufgeben lernte und für Glauben und Wissen die rechten Grenzen zog.

In formeller Hinsicht haftet der Leibnizschen Philosophie der Mangel an, daß sie nicht „aus einem Stück gegossen" ist, wie Kuno Fischer sagt (S. 520). So tiefe Gedanken sie auch enthält, es sind alles nur Bruchstücke, kein abgeschlossenes System, kein fertiges Gebäude. Den Nachfolgern Leibnizens fiel die Aufgabe zu, den Gedankenschatz ihres Meisters zu systematisieren und auszubauen. Bevor diese Ausbildung und Entwickelung seiner Lehre sich vollzogen hatte, war eine Umbildung derselben im Prinzip nicht möglich. In diesem Sinne sagt Kuno Fischer: „Es ist ein dem geschichtlichen Geiste innewohnendes Gesetz, daß er niemals eine neue Bildung antritt, bevor er die frühere vollkommen entwickelt, erschöpft, ausgelebt hat; daß er nicht eher neue Fundamente befestigt, als bis die Gebäude vollendet sind, die auf den früheren ruhen." (II. Bd. S. 518.)

Durch die Leibnizianer ist die Freiheitslehre um neue Gedanken nicht bereichert worden. Die Angriffe ihrer Gegner konnten sie aber um so wirksamer zurückschlagen, als sie in geschlossenen Reihen kämpften. Ein vollendetes philosophisches System wie das Leibniz-Wolffsche war nur dann mit Erfolg zu bekämpfen, wenn es in seiner Grundlage angegriffen wurde. Keiner von den Gegnern der Leibnizschen Philosophie hatte die ontologische Beweisführung als den Hauptfehler des Systems erkannt und seine Angriffe darauf gerichtet.

Erst als Kant erschien, ging der Dogmatismus seiner Auflösung entgegen. Zwar stand auch dieser große Forscher im Anfange seiner Gedankenarbeit noch unter dem Einflusse der Leibnizschen Philosophie; jedoch sein scharfer Verstand erkannte bald die Haltlosigkeit der meisten dogmatischen Lehrsätze und brach sich selbst durch das künstliche Gewebe ontologischer Begriffsdeduktionen zu einer neuen Art der philosophischen Forschung Bahn.

Die Bewerbung des Markgrafen Johann Albrecht um den Bischofssitz von Plock.

1522—1523.

Von

Dr. **L. Kolankowski.**

Am 9. September 1522 starb zu Rom der Vertreter Polens am Hofe Leos X., der Bischof von Płock Erasmus Ciołek[1]) und wurde am 13. d. M. in der Kirche Santa Maria del Popolo zur ewigen Ruhe bestattet. Durch seinen Tod war eines der ersten unter den reichen Bistümern Polens frei geworden. Papst Adrian VI. übergab es, indem er sich auf seine Oberhoheitsrechte berief, dem Cardinal Caietanus, Thomas de Vio[2]). Wie es aber scheint, fühlte sich der Cardinal nicht ganz sicher in seinem Rechte, da er schon nach einigen Tagen das Bistum für 1000 Dukaten Jahrespension dem Markgrafen Johann Albrecht, dem Bruder des Hochmeisters Albrecht, abtrat[3]). Am 26. September erhielt Johann Albrecht die päpstliche Bestätigung[4]), trotz der Einwendungen des Cardinals de Grassis, des Protektors von Polen, der die Rechte des Königs zu wahren sich bemühte[5]). Am 29. September 1522 benachrichtigte Adrian VI. den König von der Ernennung Johann Albrechts: „Wir ernannten ihn zum Bischof (schrieb der Papst[6]), damit er der Begründer des ewigen

---

[1]) Vaticanisch. Archiv zu Rom. Codex Barber. Lat. 2793. f. 273. Diarii sub Hadriano VI.: Die Mercurii XIII. Sept.: „Eadem die orator Poloniae Episcopus Erasmus mortuus est sepultus me interveniente et habuit ducatos quinque de quibus medietatem solvi in ecclesia de Popolo.“

[2]) „Teki Naruszewicza“ Bd. 35 f. 375 (im Museum Czartoryski in Krakau).

[3]) Ibid f. 485. Dantiscus an den König Sigismund I.

[4]) Korzeniowski: Analecta Romana Nr. 40.

[5]) „Teki Naruszewicza“ Band 35 f. 375.

[6]) Acta Tomiciana Band VI. S. 151.

Friedens, der Vorbote der Eintracht und der Einigung Eurer Herzen und Kräfte (d. h. des Königs und des Hochmeisters Albrecht) sei. Möge ihn also Eure königliche Majestät gnädig aufnehmen und ihm in allem so Glauben schenken, als wenn Sie Uns selbst vor sich sähe und mit uns spräche."

Eine große Enttäuschung erwartete aber den Papst, ein noch größerer Mißerfolg harrte seines Friedensboten.

Nach Polen kam die Nachricht vom Ableben des Erasmus um die Mitte des Oktobers 1522. Am 16. d. M. erhielt sie das Domkapitel von Płock[1]), das sie sofort publizierte. Die Nachricht rief eine große Aufregung hervor. Aus allen Gegenden des Königreiches langten in Wilna, wo sich zur Zeit Sigismund I. aufhielt, Bitten und Empfehlungen verschiedener Bewerber um das, ihrer Meinung nach, freistehende Bistum an[2]). Unter ihnen befand sich Andreas Krzycki, den die Königin[3]) und sein Oheim Tomicki, der Vizekanzler und Bischof von Posen[4]), unterstützten. Dazu weiter: Raphael Leszczyński, Bischof von Przemyśl; Johann Latalski, späterer Bischof von Posen, protegiert vom Primas des Reiches[5]), Johann Karnkowski, Praepositus von Krakau, schließlich auch der natürliche Sohn des Königs, Johann, Bischof von Wilna. Diesen protegierten auch litthauische Magnaten, die ihn auf diese Weise aus Litthauen zu verdrängen suchten[6]). Infolge dieser lebhaften Fürsprache der Litthauer für den Wilnaer Bischof kam der königliche Entschluß etwas verspätet zu Tage[7]); endlich wurde zum Bischofe von Płock der bisherige Bischof von Przemyśl, Raphael Leszczyński, befördert, sein Sitz fiel aber Andreas Krzycki, dem Domherrn von Krakau und Posen zu[8]). Die beiden Ernennungen

[1]) Archiwum komisyi historycznej Bd. VI. Acta Capitulorum Nr. 590.

[2]) Acta Tomiciana VI. Nr. 123.

[3]) Ibid Nr. 121.

[4]) Ibid Nr. 125.

[5]) Manuscript Nr. 273 f. 132 des Museum Czartoryski in Krakau.

[6]) Acta Tomiciana VI Nr. 121 u. 123.

[7]) Ibid S. 143.

[8]) Museum Czartoryski, Manuscript Nr. 273 f. 124 und Acta Tomiciana VI Nr. 141.

wurden am 27. Oktober unterschrieben, und am folgenden Tage hatte schon der Vizekanzler Tomicki den Bericht darüber, sowie auch das Gesuch um Bestätigung an den Papst vorbereitet. An demselben Tage trafen[1]) aber von Rom der Brief des Cardinalprotektors (de dato 12. IX.) und das päpstliche Breve mit der Nomination Johann Albrechts ein[2]). Diese Nachricht rief am königlichen Hofe eine ungeheure Entrüstung hervor. „Die Tatsache, daß der Papst, ohne Rücksicht auf unsere Hingebung für den heiligen Stuhl und auf unsere Verdienste und Leistungen für die Christenheit zu nehmen, obgleich die Bischöfe in Polen die ersten Reichssenatoren sind, uns ohne unser Vorwissen einen Feind aufgedrängt hat, hat uns aufs Empfindlichste gekränkt. Da sich aber Seine Heiligkeit auf die Gesetze der Römischen Kirche beruft, die ohne unsere und unserer Vorfahren Mitwirkung zu Stande gekommen sind, so kann es nicht als unrichtig und unvereinbar mit dem Vorgehen unserer Väter betrachtet werden, wenn auch wir uns auf die Gesetze unseres Reiches stützen, die zu beachten wir verpflichtet sind und die wir zu verletzen nie gestatten werden. Wir haben schon darüber Seine Heiligkeit brieflich in Kenntnis gesetzt, und falls es dazu kommen sollte, werden wir dies auch durch die Tat beweisen. Wir sind uns wohl bewußt, wo unsere Hingebung an den Papst endigt und wo die Grenzen seiner Macht über uns liegen. Wir wollen aber hoffen, daß, wenn der Papst wirklich so klug ist, wie man ihn sich vorzustellen pflegt, er sein Pontifikat nicht mit dieser Tragödie beginnen werde."

Diese Mitteilungen des Königs an den Reichskanzler K. Szydłowiecki[3]) geben Zeugnis dafür, daß Sigismund I. sehr zutreffend und richtig von Anfang an den päpstlichen Schritt zu beurteilen wußte. Zwar war über die Erhebung Johann Albrechts der König, wie übrigens Alle in Polen, sehr ergrimmt.

[1]) Museum Czartoryski. Mss. Nr. 273 fol. 127 u. Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 257.

[2]) Acta Tomiciana VI S. 144.

[3]) Acta Tomiciana VI Nr. 130.

Als Hauptsache stellt er aber nicht die Vergebung des Plocker Bischofssitzes an den Bruder des mit ihm verfeindeten Hochmeisters hin, sondern einen anderen Punkt, der oft von ihm nachdrücklich betont wurde: „Der Heilige Stuhl beruft sich auf seine Gesetze, wir halten uns an unsere[1]): das Recht, die Bischofssitze in unserem Reiche zu verteilen, gehört uns[2]).“ Am besten aber hat der König seinen Standpunkt in einem Briefe an die Königin praecisiert[3]): „Wir haben schon dem Papste mitgeteilt, daß wir keinen Andern zu den Bistümern zulassen werden, als nur die von uns genannten Kandidaten. Jetzt erwarten wir die Nachricht von Rom, ob er sie bestätigen wird. Falls er aber seine Meinung zu ändern und seinen Entschluß rückgängig zu machen nicht geneigt sein sollte, werden wir, nach dem Beispiele anderer Könige und Fürsten, auch keineswegs in Widerspruch mit dem Verfahren unseres Vaters nach allen unsern Kräften unsere und des Reiches Rechte hüten und nie erlauben sie zu verletzen. Es handelt sich nämlich jetzt nicht nur darum, einem von denen, die immer und überall nur an unsern Schaden denken, den Eintritt ins Reich und in den Senat zu verwehren, sondern vor allem und insbesondere darum, daß es höchst verhängnisvoll für die Zukunft wäre, wenn Jemand von außen her uns unsere Senatsmitglieder zu ernennen vermöchte.“

Es standen sich also zwei grundsätzliche Auffassungen gegenüber; einerseits suchte der Papst, seinem Programm folgend[4]), der römischen Kurie die längst verloren gegangenen Machtbefugnisse wieder zu erorbern, andererseits wollte der König die bis jetzt erworbenen Zugeständnisse behaupten[5]) und

[1]) Acta Tomiciana VI S. 137.

[2]) Ibid Nr. 131.

[3]) Ibid Nr. 134.

[4]) Von Ägidius von Viterbo verfaßt und Adrian VI. bei seinem Eintritt überreicht.

[5]) Seit 1463 hatte die Krone das Recht der Nomination auf alle polnischen Bistümer. — vide: J. Brzeziński: „O konkordatach stolicy apostolskiej z Polską.“ Berichte der Akademie der Wissenschaften in Krakau Bd. 30 S. 272.

auch die Grundrechte der Krone in der Reichsverfassung verteidigen. Das Ergebnis dieses Kampfes war von vornherein klar. Schon zu Zeiten Kasimirs III. fiel der Erfolg in einem ähnlichen Streite dem Könige zu. Jetzt, in den zwanziger Jahren des XVI. Jahrhunderts, mußte er um so mehr zu Gunsten der weltlichen Gewalt ausfallen, als der König ihn um jeden Preis zu gewinnen bestrebt war. Zu diesem Zwecke mußte er sich vor allem des Gehorsams des Domkapitels von Płock versichern.

Wie benahm sich aber das Domkapitel zu der ganzen Angelegenheit? Nachdem am 16. Oktober die amtliche Nachricht von Erasmus Tode eingetroffen war, ließ sie das Domkapitel an demselben Tage zur öffentlichen Kenntnis in Płock bringen und am folgenden Tage wählte es zum Verweser der Diöcese den Archidiakon Nikolaus Wilkanowski[1]. Diese Wahl gab sehr offen der sonderbaren Stimmung Ausdruck, die bei den Domherren sich geltend gemacht hatte. Ungeachtet dessen, daß der Wahl der Weihbischof Peter beiwohnte, wurde nicht er, der dem Könige treu ergeben war, zum Leiter der Diöcese gewählt, sondern ein Prälat von oppositioneller Gesinnung. Die Majorität des damaligen Domkapitels[2] gedachte nicht, wie es sich bei der nächsten Bischofswahl zeigte, mit dem Könige Hand in Hand zu gehen. Sigismund wußte wohl, mit wem er es zu tun hatte und war auch entschlossen, entsprechende Mittel anzuwenden.

Inzwischen ging in Płock Alles gegen seinen Willen: schon die erste Sitzung des Domkapitels am 17. Oktober lieferte

[1] Archiwum komisyi historycznej VI Acta capitulorum Nr. 590.

[2] Dem Domkapitel gehörten damals an: Peter Kosobudzki, Kanzler; Nikolaus Wilkanowski, Archidiakon von Płock, Verweser der Diöcese; Lukas Ciechanowski. Archidiakon von Dobrzyn; Mikołaj Broliński, Archidiakon von Pułtusk; Jan Łaski. Erzbischof von Gnesen, Domherr von Płock; Johann, Bischof von Wilna, Praepositus von Płock; Peter, Bischof in partibus von Lacedemon, Domherr von Płock Tomasz Obidziński, Jakob Zalewski, Mikołaj Tłubycki, Jan Golezewski, Jan Wityński, Jan Magnuszewski, Stanisław Suski, Jan Ciołek, Melchior Radziminski, Jakob Coszyński, Jarosław Radzimiński, Marcin Lipski, Stanisław de Cracovia, Mikołaj Sukowski, Piotr. Gamrat, Mikołaj Dzierzgowski, Karol Antonii.

Beweise dafür. Der alten, in der polnischen Kirche streng beobachteten Rechtssitte gemäß, war das Domkapitel verpflichtet, die bischöflichen Güter während der Sedisvakanz zu verwalten[1]. Nun wurde aber diese Verwaltung von dem Domkapitel nicht in Anspruch genommen, sondern gleich dem Praepositus von Pultusk, dem der Papst diese Funktion in seinem Breve[2] übertragen hatte, überwiesen. Infolge dessen schien die ganze Angelegenheit in einen für den König unerwünschten Zustand einzutreten. Die Übernahme der ökonomischen Verwaltung durch den päpstlichen Funktionär war sehr bedrohlich. Man mußte energisch und so schnell als möglich entgegenarbeiten.

Gegen Mitte November erschienen beim König in Wilna die Delegierten des Plocker Domkapitels, Lucas Ciechanowski und Stanislaus Suski, mit der Mitteilung von den bisher getroffenen Anordnungen und der Nachricht, daß die Bischofswahl auf den 1. Dezember 1522[3] angesetzt sei. Der König ernannte sogleich den Starosten von Płock Niszycki und seinen Sekretär Dzierzgowski zu königlichen Kommissaren, die der Bischofswahl beiwohnen sollten[4]. Ihre Geleitscheine und Mandate an die Domherren lauteten: „Wir befehlen euch, diesen unseren Vertretern vollen Glauben zu schenken und euch ohne Zögern unserm Willen, den sie euch kundgeben werden, zu fügen, sowohl im Interesse eurer Kirche, als auch in eurem eigenen.“ Der königliche Wille war aber äußerst schroff und hart zum Ausdrucke gebracht. Der König befahl, darauf Rücksicht zu nehmen, was für Schande und Unrecht ihn von Seiten des Papstes getroffen habe[5]. Deshalb sollten die Domherren: erstens, die Bischofsgüter sofort in ihre eigene Verwaltung nehmen, zweitens aber unter keinen Umständen ein päpstliches Breve empfangen und ausführen. Diesen königlichen Anordnungen

---

[1] Archiwum komisyi historycznej Nr. Acta capitulorum 601 und Karnkowski Constitutiones Synodorum S. 64.

[2] Ibid Nr. 592.

[3] Archiwum komisyi historycznej Nr. 593 und 594.

[4] Archiwum komisyi historycznej Nr. 600. Acta capitulorum.

[5] Ibid Nr. 601.

sich zu fügen, wurden sie unter Androhung der ewigen Verbannung, Konfiszierung ihres Privatvermögens und Beschlagnahme der kirchlichen Güter ermahnt[1].) Sehr streng ging also der König vor und die Domherren kamen bald zur Überzeugung, daß er es ernst meine. Als nun noch dazu Dzierzgowski im königlichen Namen erklärte[2]), daß, falls sie sich weigern würden die Verwaltung der Güter zu übernehmen, der König dieselben administrieren lassen und gegen sie als gegen „Feiglinge, Rebellen und Verräter des Vaterlandes cessante omni gratia, realiter et cum effectu" vorgehen werde, gaben die Herren — wie sich die Sitzungsprotokolle ausdrücken — „infolge berechtigter Furcht" nach und fügten sich in allen Stücken dem königlichen Wunsche. Sie wählten also vor allem den königlichen Nominaten Raphael Leszczyński zu ihrem Bischofe.

Zweiundzwanzig Stimmen wurden bei der Wahl abgegeben und nur drei davon fielen ohne Protest dem königlichen Günstlinge zu. Es waren dies die Stimmen des dem Könige ergebenen Erzpriesters von Dobrzyn Lukas Ciechanowski in seinem und des Bischofes von Wilna Namen und des Weihbischofs Peter. Die anderen, neunzehn an der Zahl, stimmten zwar für Leszczyński, legten aber zugleich Verwahrung ein, daß sie es nur „considerata temporis et negotii qualitate et pensatis circumstanciis, quod nostra electio sine gravi scandalo minime procedere posset" tun[3]).

Auch die Verwaltung der bischöflichen Güter übernahm das Domkapitel. Der bisherige päpstliche Verwalter, der Domherr Stanislaus de Cracovia, legte diese Funktion nieder, nachdem er mit denselben Strafen wie die übrigen Domherren vom Könige bedroht worden war[4]). Am 5. Dezember wurden P. Kosobudzki, L. Ciechanowski und St. Suski an Leszczyński entsandt, um ihm von dem Ausfall der Wahl zu berichten und ihn zur Einnahme des Bischofssitzes einzuladen[5]). Infolge des

[1]) Archiwum komisyi historycznej Nr. 601.
[2]) Ibid Nr. 599.
[3]) Archiwum komisyi historycznej Nr. 597.
[4]) Archiwum komisyi historycznej Nr. 603. Acta capitulorum.
[5]) Ibid Nr. 604.

energischen Auftretens des Königs war somit ein Teil der Aufgabe glücklich gelöst, obwohl die ökonomische Administration des Bistumes noch viel Mühe machen sollte.

Die zur Übernahme der Verwaltung im Namen des Domkapitels ernannte Kommission ging sehr langsam an die Prüfung der Rechnungen des bisherigen Verwalters und zeigte überhaupt keine Eile in der Übernahme ihrer Aufgabe. Als nun der Bevollmächtigte Johann Albrechts in Polen erschien und auf Grund der päpstlichen Bulle den König aufforderte, ihm das Bistum Płock zu übergeben, schickte Sigismund einen Eilboten an den Kreishauptmann Niszycki mit dem Befehl, sofort in Gemeinschaft mit dem Kastellan von Brześć Johann de Oporów die Verwaltung der bischöflichen Güter zu übernehmen[1]. In den Händen dieser königlichen Kommission blieb das Bistum bis zur Zeit der Ankunft des neuen Bischofes, d. h. bis zum 14. Januar 1524[2]).

So waren denn die ersten Maßnahmen, um Johann Albrecht von Płock fernzuhalten, getroffen. Dies alles unternahm jedoch der König nicht nur, weil ihm ein Kandidat von außen her aufgedrungen worden war. Eine wichtige Rolle spielte hierbei auch die Person, vielmehr die Herkunft des Markgrafen. Man kann nicht behaupten, daß sich damals die Hohenzollern großer Sympathien in Polen erfreuten. Obwohl mit der königlichen Familie eng verwandt, arbeiteten die Markgrafen überall, wo nur Polens Interessen im Spiele waren, diesen entgegen. Das Verhalten des Hochmeisters Albrecht in Preußen, seine Bündnisse mit Moskau, der Krieg im Jahre 1520, endlich seine Reise durch Deutschland seit 1521, um Hilfe gegen Polen zu gewinnen, reichten schon reichlich hin, die königlichen Verwandten gerade nicht beliebt zu machen. Dazu gesellte sich noch das Verhalten seiner Brüder. In Ungarn wohnte am Hofe des königlichen Enkels der Markgraf Georg, und als Führer der Anhänger Österreichs wurde er bald bei der ungarischen Nationalpartei,

[1]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 107.

[2]) Archiwum komisyi historycznej Acta capitulorum Nr. 609. Anmerkung 1.

die mit Polen sympathisierte, verhasst. In Rom arbeiteten dem polnischen Gesandten zwei andere Markgrafen, Johann Albrecht und Gumprecht, entgegen; in Spanien verweilte der fünfte, Markgraf Johann. Wenn man noch dazu die Familie Schönberg, die für den Hochmeister in Rom und in London[1]), in Paris[2]), Schottland[3]) und Dänemark[4]) wirkte, in Betracht zieht, ist es sehr begreiflich, daß man in Polen gute Gründe hatte, die Markgrafen als Todfeinde zu betrachten. Gumprecht und Johann Albrecht, die in Rom lebten, nahmen ihren Wohnsitz im Hospital des Deutschen Ordens und suchten bei Leo X. und Adrian VI. für sich die Pfründen und erledigten Propsteien in verschiedenen Ländern Europas, besonders aber in Deutschland, zu erwerben, um dieselben anderen gegen entsprechende Entschädigung abzutreten[5]). Sie taten dasselbe wie viele andere, nur in einem größeren Umfange.

---

[1]) E. Joachim: Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven Bd. 61 Nr. 52.
[2]) Ibid Nr. 35. [3]) ibid Nr. 52. [4]) ibid Nr. 33.
[5]) Archivio di Stato zu Rom. Divers. Clementis VII:

f. 5. Die Tertia Octobris 1522. Ill. Dni Johan. Albertus electus Vratislaviensis et Gumbertus . . . . clerici Herbipol. dioecesis verzichten für eine Entschädigung auf eine Praebende der Erzdiöcese Mainz.

f. 9. 26./9. 1522 verzichten sie auf einen Domsitz der St. Bonifaciuskirche „oppidi Hamolensis Mindensis dioecesis.“

f. 78. Die 4-ta Septembr. in Eistetten, einen Domsitz und eine Praebende.

f. 78. an demselben Tage tun sie dasselbe mit der St. Johanneskirche Herbipolensis dioec.

f. 89. 29./9. treten sie eine Pfarrei Herbipolensis dioec. ab.

Secreta Camerae 12 Archivio di Stato.

f. 75. 22/9. 1521 empfangen sie 12 fl. Jahrespension für die Pfarrei Suzatio der Erzdiöcese Köln.

f. 76. 22./9. nehmen sie 15 fl. für den Domsitz in Münster.

f. 82. 11./11. 1521. 20 fl. Jahrespension für das Decanat in Werden.

f. 83. 17./8. 500 fl. für die Pfarrei Rardoff der Erzdiöcese Salzburg.

f. 84. 12./7. 1521. 14 fl. Jahrespension für den Domsitz Bustorp „civitatis Paderburnensis.“

f. 84. 7./9. 1521. 20 fl. Jahrespension für die Pfarrei Langendorf.

f. 89. 24./10. 1521. 10 fl. Jahrespension für Archidiakonat Hildesheim.

f. 94. 3./11. 1521. 200 fl. für die Pfarrei Hainhausen, dioec. Freisingensis.

f. 94. 3./11. 1521. 47 fl. Jahrespension für die Praepositur dioec. Pataviensis u. s. w. ff. 105, 109, 110, 112, 175, auch an mehreren Blättern der Diversa Leonis X — Archivio di Stato zu Rom.

In Polen trachteten die beiden Markgrafen nach größeren Erwerbungen. Schon im Jahre 1519 erhielt der päpstliche Legat in Polen, Zacharias Ferreri, den Auftrag[1]), für sie zwei Bistümer bei ihrem Oheim Sigismund I. zu erwirken. Aber der Oheim war, wie gesagt, ihnen nicht besonders geneigt. Als im Jahre 1520 Johann Albrecht von dem unter dem Einflusse des Markgrafen Georg stehenden böhmischen König Ludwig das Bistum Breslau erhielt, trat Sigismund I. sehr entschieden dagegen auf und bewirkte bei Leo X.[2]) und Ludwig[3]) die Ernennung des von dem Domkapitel gewählten Jakob von Salza zum Bischofe[4]). Dieser Mißerfolg hielt im Jahre 1522 Albrecht nicht von seinem noch mehr aussichtslosen Unternehmen ab. Die Gefahr für Polen, falls die Erwerbung des Bistums Płock dem Markgrafen gelingen sollte, war nicht unbedeutend. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Diöcese Płock infolge Ciołek's Bestrebungen ihre Abhängigkeit von Gnesen gelöst hatte und außerdem Płock die einzige Diöcese Masoviens, eines damals von der Krone Polens fast unabhängigen Herzogtums, war. Der Bruder des Hochmeisters, als einziger und mächtiger geistlicher Fürst in einem an Preußens Grenze liegenden Territorium, mußte Albrecht höchst erwünscht sein. „Darum bin ich überzeugt — schrieb der Vizekanzler Tomicki an Lukas von Górka —,

---

[1]) Acta Tomiciana X S. 190.

[2]) Mss. der Ossoliński-Bibliothek in Lemberg Nr. 168 f. 159 Sigismund I. an Leo X. de dato 8. Oktober 1520 in castris apud Wagrowiec. . . . . incommodaret Stas Vstra mihi plurimum, si hostes meos ad eas sedes proveheret: ubi magis mihi insidiari et nocumento esse possent, unde quanti motus et perturbationes orirentur; Vstra Sanctitas intelligere potest. Quare commendo illi ex animo eum virum dignissimum quem capitulum suo iure et recte elegit, ut illam Stas Vestra tam mea quam communis boni causa confirmare dignaret . . . Verum intellexi agi apud Statem Vestram, ut eam electionem irritam faceret et fratrem hostium meorum episcopum crearet. Vestram Sanctitatem ne id faciat omni studio oro et obtestor" . . . .

[3]) Im Dezember 1520 teilte Ludwig dem Papste mit, daß er aus Rücksicht auf seinen Oheim, Jakob von Salza anerkennen müsse.

[4]) Die Diöcese Breslau gehörte der polnischen kirchlichen Provinz an. — Siehe Troska Ferd.: „Die Bewerbung des Markgrafen Johann Albrecht um den Breslauer Bischofssitz."

daß die Markgrafen alle Mittel in Anwendung bringen werden, um dies Bistum in ihre Hände zu bekommen, das ihnen als die Grundlage für ihre Tag und Nacht gegen uns geschmiedeten Pläne dienen würde. Der König ist fest entschlossen, den Markgrafen nicht in das Reich und in den Senat einzulassen. Es hieße „anguem in sinum recipere“. Ich bin überzeugt, daß alle dem Vaterlande wohl gesinnten derselben Meinung sind.“ Aber in Wirklichkeit hatte der Vizekanzler große Furcht vor den Machinationen der Markgrafen. Er argwöhnte[1]), daß der Erzbischof von Gnesen, J. Łaski, bereit wäre, für die Realisierung eines seiner politischen, Preußen betreffenden Pläne, sich den Markgrafen zur Verfügung zu stellen und beim Könige die Bestätigung Johann Albrechts zu bewirken. Um einer solchen Eventualität zuvorzukommen und sie zu verhindern, stellte Tomicki die ganze Affaire weiten Kreisen des Groß-polnischen Adels vor; er hatte Górka gebeten, sie auf den Provinzial-

---

[1]) Acta Tomiciana VI No. 146. Tomicki weist hier wahrscheinlich auf eine von Primas im Jahre 1522 unternommene Action hin, die darauf hinzielte, den Hochmeister Albrecht aus Preußen zu entfernen. Im August 1521 schlug Łaski dem Hochmeister das Oberkommando im Kriege gegen die Türken in Ungarn vor. (E. Joachim: Publikat. aus d. Preuß. Staatsarch. Bd. 61 Nr. 25.) Sigismund I. werde ihn unterstützen und ihm die unter dem Kommando des unerfahrenen Jünglings Jan Tarnowski stehenden polnischen Hilfstruppen übergeben und auf diese Weise einen sehr wichtigen und gut bezahlten Posten sichern. Diese Unterhandlungen führte J. Łaski durch die Vermittlung des Starosten Targowski. Im April 1522 begab sich dieser auf Veranlassung des Erzbischofs nach Riesenburg, besuchte den Bevollmächtigten Albrechts, den Comtur Michael von Drahe, und stellte ihm folgende Bedingungen:

1° Albrecht tritt dem Könige das Bistum Pomesanien ab und erhält dafür das Bistum Przemyśl.

2° Der König tritt dem Orden die Zips ab.

3° Polen tritt dem Orden einige Ortschaften in Westpreußen ab.

4° Dafür verzichtet Albrecht und der Orden auf die im letzten Kriege eroberten Ortschaften: Holland, Mohrungen, Mühlhausen, Gilgenburg, Passenheim, Hohenstein und

5° Beschwört den „ewigen Frieden“. Albrecht kann noch zum Ersatz Sokal erhalten. Die Bedingung der Anerkennung des „ewigen Friedens“ ist die hauptsächlichste. Im Falle ihrer Nichtannahme geht die Verhandlung zu nichte. (Publ. aus d. Pr. Staatsarch. Bd. 61 Nr. 51.)

versammlungen des Adels in Koło und Środa zur Diskussion zu stellen[1]). Der Bischof von Posen war sich dessen wohl bewußt, daß der Groß-polnische Adel gegen die Hineinlassung eines Fremdlings, und besonders des Markgrafen, aufs Entschiedenste protestieren werde und daß der Wiederhall dieses Protestes auch in den Reichstag seinen Weg finden werde, wie es auch in der Tat der Fall war[2]).

Indessen erschien in Krakau der Bevollmächtigte Johann Albrechts, Mariangelo Accursio, „magister domus illustrium marchionum“[3]). Unterwegs verschaffte er sich die Briefe der Markgrafen Georg und Casimir, die aufs wärmste dem „geliebten“ Oheime ihren Bruder empfahlen[4]). Die Audienz beim König wurde Accursio bald gewährt. Auf seine Botschaft erhielt er folgende Antwort[5]): „Wir waren darüber sehr befremdet, daß Johann Albrecht ohne unser Wissen unsern Reichsgesetzen entgegen sich in Rom um jenes Bistum bewarb, obgleich er wußte, daß die Nomination der Bischöfe in Polen uns gehört. Dieses Bistum haben wir einem unserer treuen Diener zugewiesen, und wir zweifeln nicht, daß diese unsere Maßnahme schon vom Papste genehmigt worden ist oder es bald werden wird. Unsern Entschluß werden wir nicht ändern, denn, wollten wir es auch tun, unsere Untertanen würden es uns nicht erlauben. Unserer Verwandtschaftsbündnisse sind wir eingedenk, und deshalb werden wir unsern Schwestersohn Johann Albrecht und seine Brüder liebevoll behandeln und für ihr Wohl sorgen, sobald sie nur ihrerseits dessen sich wert zeigen und sich so gegen uns und unser Reich benehmen werden, wie es sich guten Schwestersöhnen dem „geliebten“ Oheime gegenüber ziemt.“ Diese klare und entschiedene Antwort hat Johann Albrecht für immer den Weg zum Bischofssitze von Płock verschlossen.

[1]) Acta Tomiciana VI S. 156.
[2]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 393.
[3]) Archivio di Stato zu Rom. Secreta Camerae 12 f. 82.
[4]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 401 u. 403.
[5]) Acta Tomiciana VI S. 166.

Sigismund I. war jedoch der Zustimmung des Papstes für Leszczyński bei weitem nicht so sicher, wie es in der Accursio erteilten Antwort hieß. Schon am 6. November 1522 wurde dem polnischen Gesandten am Hofe Karl V. in Valladolid, Dantiscus, der Auftrag zugesandt[1]), den Kaiser zu bewegen, seinerseits auf den Papst, früheren spanischen Bischof und kaiserlichen Lehrer, in der Angelegenheit des Bistums von Płock zu Gunsten Polens einen Druck auszuüben. Erst im März 1523 war Dantiscus imstande, dem Wunsche Sigismunds I. Folge zu leisten. Rasch ging er nun ans Werk und suchte um eine Audienz beim Kaiser nach. Der Kanzler Mercurio Gattinara wollte ihn davon abbringen[2]). Er stellte Dantiscus vor, daß sich der Kaiser mit den kirchlichen Angelegenheiten nicht beschäftige; dazu sei er auch im vorliegenden Falle nicht imstande, dem Wunsche des Königs nachzukommen, da er doch keineswegs den Markgrafen, die seine Verwandten seien und von denen einer an seinem Hofe lebe, entgegenhandeln könne. Aber Dantiscus ließ sich nicht so leicht abweisen. Dem Kanzler antwortete er ruhig, daß Johann Albrecht niemals in den Besitz des Bistums kommen werde — der polnische Adel werde es verhindern. — In dem Falle, daß der Papst bei seinem Entschlusse beharren wollte, könne es sehr leicht zu gefährlicheren Dingen kommen; man solle nicht vergessen, daß in Polen die Geistlichen mit den Laien in großer Zwietracht leben, auch liege Böhmen von Polen nicht fern[3]). Diese Eröffnungen von Dantiscus waren viel zu ernst und im hohen Grade nicht nur für den Papst, sondern auch für die Habsburger zu bedrohlich, als daß man sich noch länger seinen Forderungen widersetzt hätte. Obwohl sich nun also bei der Audienz am 15. März 1523 der Kaiser anfangs weigerte, auf die Bitte des polnischen Gesandten einzugehen, — er hatte eben vor einigen Wochen einen Brief nach Polen entandt, indem er sich zu Gunsten Johann Albrechts

[1]) Acta Tomiciana VI S. 152.

[2]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 185.

[3]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 185 u. 235.

erklärte — zeigte er sich nichtsdestoweniger schließlich doch bereit, dies zu tun. „Es geschah," — schreibt[1]) Dantiscus — „als ich ihm erklärte, daß daraus leicht eine Schisma entstehen könne."

Karl V. verpflichtete sich, an den Papst und seinen Gesandten in Rom ein Schreiben zu richten, in dem er die polnischen Forderungen befürwortete, ohne jedoch die Namen der handelnden Personen zu nennen, nur im allgemeinen, in dem Sinne: „ne aliquid Romae in praeiudicium jurium regis Poloniae fieret". Er befahl aber Dantiscus, dies alles geheim zu halten, „damit nichts davon zur Kenntnis der Markgrafen gelange". Tatsächlich richtete am 28. März d. J. Karl V. an Adrian VI. die Bitte[2]), in allen, Polen betreffenden, Angelegenheiten sich so zu benehmen, „daß der König aller ihm bisher von den Päpsten zuerkannten Privilegien nicht nur ohne etwaige Hindernisse, sondern im Gegenteil mit der Unterstützung und Zustimmung Eurer Heiligkeit sich auch fernerhin erfreue". Indessen erhielt der Cardinal, Polens Protektor, mehrere sehr scharfe Briefe von dem Könige. „Immer größer wird unser Befremden," — liest man in einem[3]) — „daß der Papst unsere das Bistum von Płock betreffende Bitte auf eine solche leichtfertige Weise behandelt, und daß uns in den jetzigen, so sehr aufgeregten Zeiten, eine solche Schmach und solch ein Unrecht von Seiten Roms widerfährt. Nur mit sehr großer Mühe sind wir imstande, unsere zum Landtage versammelten Abgeordneten von einem Schritte abzuhalten, der ganz bestimmt nicht im Einklange mit der Ehrfurcht, die wir für die Nachfolger Petri hegen, stehen würde."

Trotzdem gab der Papst dem Könige am 1. Januar 1523 eine völlig ablehnende Antwort[4]). Da beschloß Sigismund I. einen der gewandtesten seiner Diplomaten, Hieronimus Łaski, nach Rom zu schicken[5]). Seinen Bemühungen in Rom sollten

[1]) Ibid fol. 535.
[2]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 551.
[3]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 393.
[4]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 393.
[5]) Acta Tomiciana VI S. 207.

der ungarische Gesandte Broderiks, Kardinalprotektor de Grassis und Prosperus Collonna Beistand leisten[1]). Aber Łaski's Mission kam nicht zustande, wahrscheinlich des unklaren Verhaltens seines Onkels, des Erzbischofs von Gnesen, wegen. Nach Italien ging statt seiner Decius, der auch bei den Verhandlungen zwischen Karl V. und Franz I. in Venedig Polen vertreten sollte[2]). Zur Zeit aber, als sich Decius auf den Weg machte, sah sich der Papst schon genötigt, seine ablehnende Haltung aufzugeben. Es haben dies viele Ursachen herbeigeführt, in erster Reihe aber die Relationen des päpstlichen Legaten in Polen.

Schon im September 1522 wurden vom Papste an die Höfe verschiedener Fürsten Bevollmächtigte entsandt[3]). Am 15. November d. J. benachrichtigte[4]) von Prag aus König Ludwig seinen Onkel, daß der päpstliche Legat, der zur Zeit an seinem Hofe weile, bald nach Polen kommen werde. Durch seine Vermittelung wolle der Papst erfahren, was sich an den königlichen Höfen zutrage. Im Januar 1523 war dieser Legat, Thomas Niger, Bischof von Scardona, bereits in Krakau und suchte den König zum Kriege gegen die Türken zu bewegen[5]). Nun antwortete aber Sigismund I. ablehnend, indem er auf das feindliche Verhalten des Papstes hindeutete. Er drang darauf, daß sein Kandidat auf das Bistum von Płock sobald als möglich von Rom bestätigt werde. Der Legat war in einer höchst peinlichen Lage. „Der König ist äußerst empört," so schrieb Niger nach Rom[6]), indem er zugleich um Rat bat. „Trachte auf jede

[1]) Ibid Nr. 193. 194, 195.

[2]) Teki Naruszewicza Bd. 35 f. 651.

[3]) Brewer letters and papers . . . . Bd. 3 Nr. 2509. 2849. 3007.

[4]) Acta Tomiciana VI Nr. 151.

[5]) Mss. der Ossolinski-Bibl. Nr. 158 f. 357 Legatus iste ab Hadriano Papa VI. ad Poloniam missus regem Sigismundum I. „hortatus est, ut exemplo aliorum regum christianorum quinquennales quas Papa indixerat inducias belli faceret ut que bellum commune et expeditionem cum aliis regibus in Turcos post amissum Rhodum susciperet, quam Papa metuens sibi ac totae Italiae, missis ubique legatis solicitabat".

[6]) Acta Tomiciana VI S. 223.

mögliche Weise, den König für uns zu gewinnen," antwortete ihm der Papst am 24. Januar[1]). „Du kannst ihm in unserem Namen alles versprechen, was nur ein guter und teurer Sohn von einem ihm liebevoll zugethanen Vater hoffen und erwarten darf." Niger verstand es wohl, seinen Instruktionen gemäß zu handeln und zögerte nicht, reichlich mit Versprechungen um sich zu werfen. „Nur den weisen Ratschlägen und Versprechungen des Legaten — schreibt der König an den Papst[2]) — ist es gelungen, uns von einem Schritte abzuhalten, der sicherlich nicht im Einklange mit unserer Ehrfurcht vor dem Heiligen Stuhle stehen würde." Der geschickte Diplomat suchte sofort nach seiner Ankunft in Polen die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, was ihm auch als Humanisten durch seine sowohl dem Könige, als auch den polnischen Großen und Humanisten, besonders aber dem begabtesten unter ihnen, Andreas Krzycki, gewidmeten Dichtungen im vollen Maße gelang. „Würde uns der Heilige Vater öfter solche Legaten senden, so könnte man viele Reibungen und Meinungsverschiedenheiten vermeiden. Er hat es bewirkt, daß wir jetzt in einem höheren Grade Eurer Heiligkeit ergeben sind, als man es aus dem Verlaufe unserer Angelegenheiten in Rom schließen könnte[3])." Durch dieses schmeichelhafte Zeugnis wollte der König dem Legaten das Mißlingen seiner eigentlichen Mission versüßen, da dieser auf seinen Aufruf zum Kampfe mit den Ungläubigen eine ablehnende von Krzycki folgendermaßen zusammengefaßte Antwort erhielt[4]):

„Pendet ab ore tuo Sigismundus, gloria regum,
Carminibus capitur nec minus ille tuis.
Et quod agit, sermone tuo magis excitus optat.
Gestit et ad Sancti tam pia vota Patris.
Sed magis est usus reges stimulare ducesque,
Pectora quos multo sanguine nostra tegunt.

---

[1]) Acta Tomiciana VI S. 223.
[2]) Mss. Czartoryski Museum Nr. 273 f. 147.
[3]) Acta Tomiciana VI Nr. 200.
[4]) Andreae Cricii Carmina ed. C. Morawski. Crac. 1888 S. 256.

Non eget hic qui currit equus calcaribus ullis,
Sed pastu, ut melius currere possit, eget."

Trotzdem haben, wie gesagt, die von Niger angebahnten Beziehungen zwischen Polen und Rom ihren Fortgang genommen; man konnte damals in Rom angesichts der Türkengefahr nicht anders handeln. Die Eroberung von Rhodus durch die Türken rief nämlich in Italien eine große Panik hervor. Man war überzeugt, daß es sich jetzt schon um caput mundi et christianitatis handle; Adrian VI. fürchtete für seine Residenz[1]). Diese Gefahr veranlaßte den Papst, bei allen Mächten Hilfe zu suchen. Das war nicht die Zeit, sich noch weiter mit einem der mächtigsten Herrscher des damaligen Europa zu verfeinden. Am 4. März wurde von Adrian VI. ein Schreiben nach Polen gerichtet, in dem es hieß[2]): „Wir beschwören Eure Königliche Majestät bei Christi Leiden und beim Andenken aller herrlichen Siege, welche Euch der Allmächtige über die Ungläubigen und Schismatiker verliehen hat, Frieden mit dem Hochmeister Albrecht zu schließen und den Kampf gegen die Türken zu unternehmen. Wir aber werden immer trachten, im Hinblick auf die unzähligen Verdienste Eurer Majestät um den katholischen Glauben, allen Eueren Forderungen, so Gott will, nachzukommen."

Wie schnell hatte die bittere Notwendigkeit den Papst zur Änderung seines Verhaltens in der Frage von Płock bewogen! Noch am 15. Januar 1523 schreibt[3]) der ungarische Gesandte in Rom, Broderiks, daß es weder seinen, noch des Kardinal de Grassis, Bemühungen gelungen sei, den Papst günstiger für Polen zu stimmen. Um den 23. Januar verbreitete sich in Rom die Nachricht von der Katastrophe auf Rhodus und schon am 26. d. M. meldet[4]) Broderiks: „Der Papst weiß genau, daß augenblicklich das Heil der Christenheit von Eurer Königlichen Majestät abhängt." Die Bemühungen des Papstes

[1]) Brewer letters and papers. Bd. 3 Nr. 2899.
[2]) Acta Tomiciana VI S. 254.
[3]) Acta Tomiciana VI S. 225.
[4]) Ibid.

im Westen Europas Hilfe zu finden, hatten nämlich keinen Erfolg gehabt. Am 23. Februar berichtete[1]) der Papst dem Kardinalskollegium, daß er auf seine Briefe bloß eine und noch dazu eine ablehnende Antwort (von Franz I. von Frankreich) erhalten habe. Am 27. Februar ernannte[2]) er Pompejus Colonna zum Legaten a latere für Ungarn und Polen. Am 4. März streckt der Papst Sigismund I. flehend seine Hände entgegen. Zur Versöhnung mit Polen bewog ihn schließlich der Plan eines Kreuzzuges gegen die Türken, zu dem ihn die Verhältnisse drängten. Diesem Gedanken gab er in der Bulle: „Monet nos veritas in Propheta . . . . .“ vom 30. April 1523 Ausdruck. Er verkündete in ihr der christlichen Welt einen dreijährigen Gottesfrieden, „um mit vereinigten Kräften dem offenbaren Verderben, das der ganzen Christenheit von Seiten ihrer hartnäckigsten Feinde droht, entgegenzuarbeiten[3])“. Kein Wunder also, daß er nun sein Verhalten in der Plocker Frage ändern mußte, daß er nachgab. In dieser Richtung wirkten auch die Intervention des Kaisers, die Bemühungen Kardinals de Grassis, die Vorstellungen seines Legaten in Polen und des ungarischen Gesandten in Rom[4]). Er suchte aber wenigstens den Schein zu retten. Die Kandidatur Johann Albrechts war gefallen — der Papst opferte ihn ohne Gewissensbisse — aber das Prinzip der Unantastbarkeit der päpstlichen Rechte wollte er auch fernerhin festhalten. Daher bewog er zwar den Markgrafen zur Verzichtleistung[5]) auf das Bistum Płock, gab es aber nicht dem Nominaten Sigismunds I., sondern dem Protektor Polens, Kardinal de Grassis[6]). Dadurch sollten einerseits die Rechte des Papstes gewahrt[7]), andererseits auch des Königs Wünsche erfüllt werden. Denn der Ernennung

[1]) Korzeniowski: Analacta Romana Nr. 41.

[2]) Korzeniowski: Analacta Romana Nr. 42.

[3]) Acta Tomiciana VI S. 271.

[4]) Acta Tomiciana VI Nr. 201.

[5]) Johann Albrecht stellte später die Forderung, ihm die Kosten, die ihm die Bewerbung um das Bistum verursacht hatte, zu vergüten. Der König verweigerte ihm dies, obwohl der Papst Johann Albrechts Bitte befürwortete.

[6]) Acta Tomiciana VI Nr. 292.

[7]) „Teki Naruszewicza“ Bd. 35 f. 743.

de Grassis sollte alsbald sein Verzicht auf Płock zu Gunsten Leszczyński's folgen. „Es steht also nichts im Wege - schreibt der König an den Papst als Antwort auf dessen Brief, der ihm von der Wendung der Dinge berichtete — daß die Sache jetzt endgültig erledigt werde".[1])

Es sollte aber nicht sobald dazu kommen. Bisher hatte nämlich in dieser Frage Polens Primas seine Meinung noch nicht geäußert: jetzt erst trat er mit ihr hervor. Nach dem Tode des Erasmus hatte er zunächst die Kandidatur des Latalski befürwortet, Sigismund I. sich aber anders entschieden. Latalski erhielt vielmehr nach Krzycki's Abgang frei gewordene Praepositur von Posen. Łaski mußte sich mit diesem halben Erfolge begnügen. Die Ernennung Johann Albrechts durch den Papst war ihm aber durchaus nicht nach Sinn. Er hielt es sogar für angebracht, in einem besonderen Memorial den König auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam zu machen. Aber augenscheinlich waren ihm die neuen geistlichen Senatoren auch nicht erwünscht, mindestens wollte er für seine Zustimmung eine gewisse Entschädigung haben, wenn auch nur in Gestalt des Koadiutoriums von Płock für seinen Neffen, Johann Łaski, den späteren Reformator Polens. Der König gab ihm aber nur die Anwartschaft auf die Präpositur von Łęczyca[2]). Da wandte sich der Erzbischof nach Rom. Welcher Art seine Bemühungen dort waren, wissen wir nicht; wir kennen bloß ihren Erfolg[3]): Die Verzögerung der endgültigen Bestätigung des Königlichen Nominaten. Als Werkzeug diente ihm in Rom ein äußerst geschickter Mann, sein langjähriger Agent Michael Nogawka aus Pacanowo. Seiner Tätigkeit ist es wohl zuzuschreiben, daß, obgleich die Kandidatur des Markgrafen gefallen war, die Frage der Besetzung des Bistums von Płock und vielleicht infolge dessen auch die des von Przemyśl bis zur Ankunft von Lukas von Ciechanowski in Rom unentschieden blieb. Diesen hatte

[1]) „Teki Naruszewicza" 35 f. 743.

[2]) Acta Tomiciana VI S. 292.

[3]) Ibid Nr. 161 und S. 292.

der König mit dem Charakter eines außerordentlichen Gesandten hingeschickt, „um doch endlich zu erfahren, weshalb die Sache stecken geblieben sei"[1]. Sein Erscheinen war entscheidend: am 6. Juni 1523 bestätigte[2] der Papst die Ernennungen von Leszczyński und Krzycki und schon am 7. Juli traf der Bote Paul Botus mit dieser Nachricht in Krakau ein. Am 21. Juli[3] wurde Leszczyński von dem Domkapitel zu Płock als bestätigter Bischof von Masovien anerkannt.

1) „Teki Naruszewicza" 35 f. 737.
2) Korzeniowski: Analecta Romana Nr. 44.
3) Ulanowski: Acta Capitulorum Nr. 609.

Kants gesammelte Schriften.

Akademieausgabe.

Band VII.

Von **Otto Schöndörffer.**

Der siebente Band von Kants gesammelten Schriften in der Akademieausgabe zeichnet sich vor seinen Vorgängern in mancher Beziehung aus: zunächst durch seine Handlichkeit; er enthält nur den Streit der Fakultäten und die Anthropologie. Beide Schriften sind ferner nach genauester Vergleichung der Originaldrucke resp. Handschriften mit peinlicher Sorgfalt ediert. Ich habe nur ein paar ganz unwesentliche Druckversehen gefunden. Da außerdem der Text beider Werke im ganzen nur selten eine verschiedene Deutung zuläßt, so beschränkt sich die Aufgabe des Referenten dieses Mal auf nur wenige Bemerkungen.

I. Der Streit der Fakultäten.

Herausgeber ist Karl Vorländer. In der Einleitung bespricht V. die Entstehungsgeschichte der drei Teile dieser Schrift gesondert und kommt dabei im wesentlichen zu denselben Resultaten, wie ich sie in meiner Abhandlung über Bd. III von Kants Briefwechsel (Altpr. Monatsschr. Bd. 39 S. 631 ff.) gegeben habe. Nach ihm ist die Abfassung des ersten Abschnittes (der Streit der philosophischen Fakultät mit der theologischen) zwischen den 13. Dezember 1793 und den 12. Oktober 1794 zu setzen. Ich hatte die Grenzen noch etwas enger ziehen zu dürfen geglaubt und im Hinblick auf den Brief Stäudlins vom 14. Juni 1794 (Briefw. II 488 f.) und Kants Antwort vom 4. Dez. 1794 (Briefw. II 513 ff.) den 14. Juni 1794 als terminus ad quem an-

genommen. Dazu veranlaßte mich aber nicht, wie Vorländer meint (S. 338 Anm. 4), „die an diesem Tage von Stäudlin niedergeschriebene Bitte um einen Beitrag Kants zu seiner (Stäudlins) Zeitschrift“, sondern vielmehr die darauf erfolgende Bemerkung Kants, daß ihm „dieser Antrag . . . erwünscht“ gekommen sei und daß er die Absicht gehabt habe, ihm den Streit der Fakultäten für diese Zeitschrift zuzuschicken. Daraus schloß ich (S. 637), „daß Kant, als er dieses Anerbieten von Stäudlin erhielt, die Schrift (Streit der phil. Fakultät mit der theologischen) von der Berliner Zensur mit der Imprimatur-Verweigerung schon zurückerhalten hatte und nur daran dachte, sie in Stäudlins Journal drucken zu lassen, bis die Kabinetsordre vom 1. Oktober (die Kant am 12. erhielt) ihm auch das unmöglich machte.“ Sicher ist aber dieser Schluß — das gebe ich bereitwilligst zu — nicht.

Zur Textkritik wurde außer den Originaldrucken und den Ausgaben von Karl Vorländer in der Philosophischen Bibliothek Bd. 46d (Leipz. Dürr. 1905) und Kehrbach (Reclam) auch eine im Besitz der Kgl. Universitäts-Bibliothek zu Königsberg befindliche Handschrift benutzt, die auf fünf eng beschriebenen Quartblättern den Text des Streites der Fakultäten von den Worten „Dekrete in Ansehung (S. 47,31) bis zu den die Allgemeine Anmerkung. Von Religionssekten beschließenden Worten „ist nun der Staat sicherer?“ (S. 60,39) enthält. V. meint, sie sei nach mündlichem Diktat niedergeschrieben und hält sie für nicht so wertlos, wie R. Reicke und K. Kehrbach. Jedoch ist die Ausbeute, die sie gewährt, nur gering.

Ich selbst habe in Bezug auf den Text und die sachlichen Erläuterungen folgende Bemerkungen zu machen:

S. 23,25 ff. heißt es: „Daß ein Gott sei, beweiset der biblische Theolog daraus, daß er in der Bibel geredet hat, worin diese auch von seiner Natur (selbst bis dahin, wo die Vernunft mit der Schrift nicht Schritt halten kann, z. B. vom unerreichbaren Geheimnis seiner dreifachen Persönlichkeit) spricht.“ Ich schlage vor: „worin dieser auch von seiner Natur . . . spricht.“

30,22 ff. lautet der Text: „Die drei oberen Fakultäten werden nun vom Volk (das in obigen Lehren für seine Neigung zu genießen und Abneigung sich darum zu bearbeiten schlechten Ernst findet) aufgefordert, ihrerseits Propositionen zu tun, die annehmlicher sind.“ — Statt „Ernst“ möchte ich „Ersatz“ lesen, da Ernst keinen Sinn gibt.

31,35. Statt „Befolgung des Gesetzes nach den Buchstaben“ setzt man wohl besser: „nach dem Buchstaben“, wie V. an einer andern Stelle (38,33. Aus der Dreieinigkeitslehre, nach den Buchstaben genommen) selbst verbessert hat.

38,3. „Z. B. die Deutung der Geschichte des alten Bundes als Vorbilder von dem, was im neuen geschah, welche als Judaism, wenn sie irrigerweise in die Glaubenslehre als ein Stück derselben aufgenommen wird, uns wohl den Seufzer ablocken kann: nunc istae reliquiae nos exercent. Cicero“. — Hier vermisse ich den näheren Nachweis der citierten Worte. Cicero schreibt (Ad. fam. XII, 4) an Cassius, den Mörder Cäsars: Vellem idibus Martiis me ad cenam invitasses: reliquiarum nihil fuisset (d. h. dann wäre Antonius auch ermordet). Nunc me reliquiae vestrae exercent. Wie so oft, läßt Kant also auch bei diesem Zitat seinen Humor durchblicken.

54,14 fehlt in der Rosenkranzschen sowohl wie Kehrbachschen Ausgabe das Wort „kann“. Ich nehme also an, daß es auch die Originalausgabe nicht hat. Der Sinn verlangt aber einen solchen Zusatz, es fehlt aber eine Angabe darüber in dem Lesartenverzeichnis.

57,25 ff. „Welche Nationalphysiognomie möchte wohl ein ganzes Volk, welches in einer dieser Sekten erzogen wäre, haben? Denn daß ein solcher sich zeigen würde, ist wohl nicht zu zweifeln.“ — Hier muß man statt „ein solcher“ „eine solche“ lesen, wie Hartenstein (1838) schon verbessert hat.

60,38. „Desine fata deum flecti sperare precando“. Die Quelle, Vergil. Aen. VI 376, ist nicht angegeben.

63,37 sind die Anführungsstriche falsch gesetzt.

66.8. Ob man hier nicht besser „Schriftgelehrte“ als „Schriftsteller“ schreibt? Ebenso möchte ich

83.2 in der Überschrift „durch Erfahrung unmittelbar ist die Aufgabe des Fortschreitens nicht aufzulösen“ den Text ändern und hinzufügen: Die Aufgabe inbetreff des Fortschreitens oder die Aufgabe der Vorhersagung des Fortschreitens.

94.4. „Sero sapiunt Phryges“. Die Quelle ist Festus (ed. C. O. Müller. Lpz. 1839) p. 343.11. Cicero wendet das sprichwörtlich gewordene Citat mit Weglassung von Phryges in dem Briefe ad. fam. VII. 16 an.

Das ist alles, was ich zu monieren habe. Man sieht, es ist wenig und zum größten Teil so unwesentlich, daß man sich scheuen würde es anzumerken, wenn eben nicht bei einer solchen Ausgabe die minutiöseste Sorgfalt am Platze wäre. Ebenso steht es mit der zweiten Schrift Kants, die dieser Band enthält.

2. Anthropologie.

Herausgeber ist Oswald Külpe. Dem Text ist, wie bei allen Werken Kants in der Akademieausgabe, die letzte zu Kants Lebzeiten erschienene Ausgabe (Königsberg bei Frdr. Nicolovius 1800) zu Grunde gelegt. Doch enthält das Lesartenverzeichnis eine genaue Vergleichung auch mit der ersten Ausgabe vom Jahre 1798. Zum ersten Male veröffentlicht sind die 20 Seiten umfassenden „Ergänzungen aus H“, welche die Randbemerkungen und durchstrichenen Partien aus dem in der Rostocker Universitätsbibliothek aufbewahrten Originalmanuskript der Anthropologie wiedergeben. Auch zur Verbesserung des Textes ist dasselbe an einigen Stellen benutzt. Külpe setzt seine Entstehung in den Winter 1796/97. Ob der Wert dieser Zugabe so groß ist, daß er ihren Wiederabdruck an dieser Stelle (und nicht in irgend einer Zeitschrift) rechtfertigt, ist mir zweifelhaft. Immerhin ist sie insofern dankenswert, als nun jeder von ihrem Inhalte Kenntnis nehmen kann.

Etwas reichhaltiger als bei den andern bisher edierten Schriften Kants sind bei der Anthropologie die sachlichen Er-

läuterungen. Der Inhalt des Werkes forderte ja auch dazu heraus, in ihnen nicht nur Daten und Büchertitel zu geben, und es ist dankenswert, daß Külpe dieser Aufforderung gefolgt ist. Ich füge auch hier einige Notizen, die ich bei der Lektüre gemacht habe, hinzu:

147,37. „Aber sie (die Gebote Jesu) sind für einen Vernünftigen doch unendlich leichter als Gebote einer geschäftigen Nichtstuerei (gratis anhelare, multa agendo nihil agere), dergleichen die waren, welche das Judentum begründete." — Damit vergleiche man: Religion innerhalb der Gr. etc. (Ros. u. Sch.) X 207 f.: „Von dem Opfer der Lippen an . . . . bis zu der Aufopferung seiner eigenen Person . . . . bringt er alles, nur nicht seine moralische Gesinnung Gott dar, und wenn er sagt, er brächte ihm auch sein Herz, so versteht er darunter nicht die Gesinnung eines Gott wolgefälligen Lebenswandels, sondern einen herzlichen Wunsch, daß jene Opfer für die letztere Zahlung möchten aufgenommen werden (natio gratis anhelans, multa agendo nihil agens. Phaedrus)". — Die zitierten Worte finden sich bei Phaedrus II, 5,3.

152,29. Hier ist zu der dankenswerten Quellenangabe des Citats „Meine lieben Freunde: es gibt keinen Freund!" in den sachlichen Erläuterungen die Bemerkung hinzugefügt: „Das Kantische Citat findet sich auch bei Starke, Kants Menschenkunde (1838) S. 91." Es findet sich außerdem Tugendlehre, Ausg. Rosenkranz und Schubert, X. S. 334, Briefwechsel, Akademieausg. XI S. 319 (An Maria v. Herbert) und es wird darauf angespielt in den von Rosenkranz und Schubert edierten Bemerkungen zu den Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen XI S. 224.

166,18. „Hat den Tramontano verloren". Es dürfte interessieren zu dieser uns gar nicht geläufigen Redensart eine Belegstelle zu erfahren. Gottfr. Hermann schreibt an Lobeck (16 April 1830): „Dieser Mann, dem ich nie wissentlich etwas zu Leide getan, sondern ihm vielmehr auf alle mögliche Weise förderlich gewesen bin, scheint ganz die Tramontane verloren zu

haben". Vgl. Arthur Ludwich. Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck u. K. Lehrs. Lpz. 1894. Bd. 1 S. 103.

170.3. ut conviva satur stammt aus Horaz sat. I 1. v. 119.

171.13. Zu dieser Stelle („Vom Cato sagt sein stoischer Verehrer: „Seine Tugend stärkte sich durch Wein" (virtus eius incaluit mero)) vergleiche man die Worte aus der Tugendlehre (Ros. IX S. 280): „Oder kann man ihm (dem Wein) wohl gar das Verdienst zugestehen, das zu befördern, was Horaz vom Cato rühmt: virtus eius incaluit mero?"

175.9. Das Citat (velut aegri somnia vanae finguntur species) steht bei Horaz ars poet. v. 7 u. 8; nur heißt es da: fingentur.

182.28. „Wenn jemand glaubt etwas im Gedächtnis zu haben, aber es nicht zum Bewußtsein bringen kann, so sagt er, er könne es nicht entsinnen (nicht sich entsinnen; denn das bedeutet soviel, als sich sinnlos machen)". – Zu dieser Stelle ist im Grimm'schen Wörterbuch die Bemerkung gemacht: „Hier übersieht Kant die Zulässigkeit entgegengesetzter Bedeutungen für dasselbe Wort. „es" ist der alte gen."

190.1. „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat jeder seine eigne." — In den „Träumen eines Geistersehers etc." Ros. u. Schub. VII Abt. 1. S. 65 heißt es: „Aristoteles sagt irgendwo: Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt, träumen wir aber, so hat ein jeder seine eigne."

190.6 ff. „So erinnere ich mich sehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiele ermüdet, zum Schlafe hinlegte, im Augenblick des Einschlafens durch einen Traum, als ob ich ins Wasser gefallen wäre und, dem Versinken nahe, im Kreise herumgedreht würde, schnell erwachte, um aber bald wieder und ruhiger einzuschlafen, vermutlich weil die Tätigkeit der Brustmuskeln im Atemholen, welches von der Willkür gänzlich abhängt, nachläßt, und so mit der Ausbleibung des Atemholens die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder ins Spiel versetzt werden muß." — Hier würde ich die Lesart von H „und durch" statt

„dadurch aber“ vorgezogen haben. Es soll eben die wohltätige Wirkung des Traums klar gemacht werden: auch paßt das „wieder“ in der obigen Stellung dann besser.

197,20. Quod sapio satis est mihi. In der Kr. d. r. V. (Akademieausg. III 552) ist richtig Persius (nicht wie hier Juvenal) als Gewährsmann dieses Ausspruchs citiert.

201,7. Der Ausspruch: „Es ist schade, alsdann sterben zu müssen, wenn man nun allererst gelernt hat, wie man recht gut hätte leben sollen“, ist in der Fassung: „es ist schade, daß man dann zu leben aufhört, wenn man es erst aufgehen sieht“ unter den Bemerkungen zu den Beobachtungen. Ros. u. Schub. XI S. 242 Theophrast zugeschrieben und wird auch in dem „Mutmaßl. Anfang etc.“, Ros. u. Schub. Bd. VII 1. Abt. S. 376 als Klage eines griechischen Philosophen citiert.

220,29. Die eingeklammerten Worte: veniam damus petimusque vicissim sind aus Horaz Ars poet. v. 11, wo sie lauten: veniam petimusque damusque vicissim.

220,30. Im Lesartenverzeichnis steht zu dieser Zeile: „gleichsam] fehlt A.“ In der Ausgabe der Anthropologie vom Jahre 1798 steht aber „gleichsam“, ebenso in den Ausgaben von Rosenkranz und Hartenstein (1839). Es sollte also wohl heißen: fehlt H. Dasselbe Versehen vermute ich 257,20 21. Mir — können.]

234,30. „vitam extendere factis.“ — cf. Verg. Aen. VI 806 virtutem extendere factis u. X 468: famam extendere factis.

238,31. E terra magnum alterius spectare laborem. Da Kant öfter ungenau citiert, und es sich gerade daraus ergibt, daß er aus dem Gedächtnis citiert, hätte hier Külpe das einstimmig überlieferte: e terra alterius magnum spectare laborem stehen lassen sollen. So sind im Streit der Fakultäten 86,34 die Vergilischen Worte postquam arma dei ad Volcania ventum est in der von Kant gegebenen Form: postquam ad arma Volcania ventum est unverändert gelassen. Nur hätte man die Abweichung angeben sollen. Übrigens ist der obige Spruch des Lucrez auch von Hume citiert: Treatise of Human nature III 236.

249,32. „Üppigkeit (luxus) ist das Übermaß des gesellschaftlichen Wohllebens mit Geschmack in einem gemeinen Wesen (der also der Wohlfahrt desselben zuwider ist)." — In der Klammer gibt „der" keinen Sinn — denn auf luxus darf man es doch wohl nicht beziehen. Daher ist „das" (sc. Übermaß) oder „die" (sc. Üppigkeit) zu schreiben.

259,13. Es ist merkwürdig, „daß in Zeitläuften der öffentlichen und für gesetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit eines revolutionären Zustandes (z. B. des Wohlfahrtsausschusses der französischen Republik) ehrliebende Männer (z. B. Roland) der Hinrichtung nach dem Gesetze durch Selbstmord zuvorzukommen gesucht haben, den sie in einer konstitutionellen selbst würden für verwerflich erklärt haben." Hier muß hinter „konstitutionellen" irgend ein Wort, etwa „Verfassung" oder „Regierung" eingeschoben werden.

259,34. Zu „mens conscia recti" vgl. Vergil Aen. I, 604: mens sibi conscia recti, und zu 261,13 „nihil admirari" Horaz Ep. I, 6: Nil admirari.

277,22. „Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange ist die Humanität. Es kommt hier nicht auf den Grad des ersteren an; denn da fordert einer viel, der andere wenig, was ihm dazu erforderlich zu sein dünkt, sondern nur auf die Art des Verhältnisses, wie die Neigung zum ersteren durch das Gesetz des letzteren eingeschränkt werden soll." Durch das Gesetz des Umganges? Doch wohl nicht, sondern durch das Gesetz der Tugend, also der letzteren. Man sehe auch das Vorhergehende.

298,6. Was bedeutet „**G**ichtung der Stirn", das statt des in A[1] überlieferten Wortes „Richtung" aus A[2] in den Text aufgenommen ist? Ich habe das Wort nirgends finden können.

300,14. „Es ist schwer, den Eindruck eines Affekts durch keine Miene zu verraten; sie verrät sich durch die peinliche Zurückhaltung in der Gebärde oder im Ton von selbst." — Unzweifelhaft muß es heißen: „**er** verrät sich."

301.18: Zu „compescere labella" vgl. Juvenal l. 1 v. 160 Cum veniet contra, digito compesce labellum; und zu 324.15 „cereus in vitium flecti etc.": Horaz ars poet. v. 163: cereus in vitium flecti, monitoribus asper.

Beiträge zur Lebensgeschichte des Preussischen Kartographen und Historikers Kaspar Hennenberger (1529—1600)

von **Karl Boysen.**

Über die Lebensgeschichte Kaspar Hennenberger's hat zuerst G. J. S. (d. i. Gottlob Jakob Sahme) in Erläutert. Preußen V, S. 596—603 Kgsbg. 1742 gehandelt, mit Rücksicht auf seine kartographische Tätigkeit F. von Selasinski in Neue Preuß. Provinzialblätter Bd. VI, Kgsbg. 1848 S. 371—376 und kurz Meckelburg, Hennenbergers Charte von Preußen in Schriften d. phys.-oek. Gesellschaft zu Königsberg IV 1863 S. 1—5. Dan. Heinr. Arnoldt gibt die wichtigsten Lebensdaten über ihn in seinen „Kurzgefaßten Nachrichten von allen seit der Reformation an den Lutherischen Kirchen in Ostpreußen gestandenen Predigern hsg. v. F. W. Benefeldt". Kgsbg. 1777 Theil I. S. 26, Th. II. S. 181. 194. und in Historie der Königsberg. Universität II S. 511, ebenso G. C. Pisanski in seinem Entwurf einer preuß. Literärgeschichte hsg. v. Rud. Philippi Kgsbg. 1886. S. 215 f. 219 f. — Max Toeppen, Geschichte der Preußischen Historiographie. Berlin 1853 S. 242—250, hat ihn als Historiker gegewürdigt und endlich hat Karl Lohmeyer alles Bekannte in seinem Artikel „Kaspar Hennenberger" in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. XI, Leipzig, 1880, S. 769—71, unter Zufügung einiger neuen Nachrichten zusammengefaßt.

Ich wurde bei meinen Nachforschungen nach Hans Mühlfelt's Chronik (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLI. S. 357) auf Hennenbergers schriftstellerische Tätigkeit und auf seinen handschriftlichen Nachlaß geführt, der zum großen Teil erhalten ist und im Wesentlichen seine Kollektaneen für die „Erclerung der Preussischen Landtaffel", die 1595 zu Königsberg erschien, enthält. Neben diesen Chronikenauszügen und zahlreichen Ur-

kunden und Aktenstücken hat er aber auch vieles, was auf ihn selbst und sein Amt Bezug hatte, gesammelt und für sich abschriftlich aufbewahrt.

Hierfür kommen in Betracht die Handschrift A 817 der Herzogl. Bibliothek zu Gotha und besonders das für die Geschichte des Osiandrismus höchst wertvolle Manuskript 1326 der Danziger Stadtbibliothek. Den Inhalt des Gothaer Bandes hat W. Pierson, Aus einem Kollektaneenbuche Kaspar Hennenbergers in Zeitschrift f. preuß. Geschichte und Landeskunde X 1873. S. 56. 85. 482, eingehend behandelt, das Danziger Manuskript hat Otto Günther, Katalog der Handschriften der Danziger Stadtbibliothek Danzig 1903. S. 239—43 genau beschrieben. Lohmeyer hatte aus diesem Bande einige Notizen durch A. Bertling erhalten, konnte aber für seinen Zweck kaum weiter darauf eingehen. —

Die hier über Hennenberger selbst vorliegenden Aktenstücke erlauben nicht nur die Daten seines Lebens genauer festzustellen, sondern geben auch von der Persönlichkeit des Mannes ein lebendiges Bild, sodaß es für diese Zeitschrift gerechtfertigt sein wird, diese Nachrichten über einen Mann, der für die Geschichte und Landeskunde des alten Preußens eine nicht unerhebliche Bedeutung hat, ausführlich zu bringen. Ich gebe aber nur die Aktenstücke wieder, die für die Persönlichkeit Hennenbergers selbst Bedeutung haben, und lasse die sehr umfänglichen Aufzeichnungen Hennenbergers über die kirchlichen Streitpunkte, sowie die ausführlichen Nachrichten über das Große Hospital im Löbenicht, als dessen Pfarrer er starb, hier fort.

Die Resultate der Nachrichten fasse ich zu einer kurzen Biographie Hennenbergers zusammen, die in chronologischer Folge sein Leben an der Hand der Aktenstücke und sonstigen Quellen durchgeht.

Kaspar Hennenberger[1] war kein geborener Ostpreuße, sondern stammte, wie ein großer Teil der Pfarrer der ersten

[1] So schreibt er selbst sich ständig, nicht Henneberger, wie die älteren Druckwerke ihn oft nennen.

Reformationszeit in Preußen, aus Mitteldeutschland und zwar aus Oberfranken. Er nennt sich Erlichensis[2]). Der Ort Erlich oder Erlichen wird meist in Thüringen[3]) gesucht, ein solcher läßt sich dort aber, wenn man den Namen nicht in weiterem Sinne faßt, meines Wissens nicht nachweisen, wohl aber[4]) liegen dicht bei Hof Groß- und Klein-Erlich und hiermit stimmt die Angabe Francus der Universitäts-Matrikel vortrefflich. —

Sein Geburtsjahr war das Jahr 1529, da er bei seinem Tode am 29. Febr. 1600 71 Jahre alt war[5]).

Wie er nach Ostpreußen verschlagen wurde, wissen wir nicht, vielleicht waren es irgend welche persönlichen Beziehungen, vielleicht war es der Ruf der neuen Gründung der Reformation, der von Herzog Albrecht von Preußen 1544 gestifteten Universität zu Königsberg.

Wir wissen eben nur aus der Eintragung der Matrikel der Albertina, daß Hennenberger am 12. Mai 1550 zu Königsberg als Student ohne Gebühren immatrikuliert wurde. Die Stelle des Albums lautet: Rector Wolfg. von Koterizsch nobilis et ordinarius institutionum iuris civilis professor. 1550. 12. Mai Caspar Hennenberger Francus. nihil.

Als Student nahm er am 1. März 1552 an der Aktion der Studentenschaft zu Ehren des Herzogs verbunden mit einer Rezitation von Sabinus' Elegia de capta Roma teil, über deren ereignisreichen Verlauf er uns selbst berichtet hat (Erclerung der Preussischen Landtaffel S. 181). Er studierte Theologie, aber schon als Student interessierte er sich daneben für die Geographie des Landes und er nahm überall, wo sich ihm Ge-

---

[2]) So im Gothaer Manuskript vgl. Pierson a. a. O. S. 57, im Danziger Ms. 1326 fol. 249 b u. öfter.

[3]) z. B. bei Joecher. Richtig schon bei Lohmeyer Allg. Deutsche Biogr. XI. 769.

[4]) Vgl. Eisenmann u. Hohn, Topo-geographisch-statist. Lexikon vom Kgr. Bayern Bd. 1[2] Erlangen 1840 S. 388.

[5]) In Erl. Preußen IV 1728 S. 32 ist die Abschrift seines jetzt verschwundenen Leichensteins erhalten: Dominus Casparus Hennebergerus obiit aetat. LXXI anno salutis nostrae MDC die Febr. XXIX.

legenheit bot, kleine Kartenskizzen mit, die er allmälich zusammenfügte, erweiterte und verbesserte und die zu seinen spätern kartographischen Arbeiten Anlaß und Einleitung wurden (vgl. die Vorrede zur Erclerung der Landtafel[6]).

Sein Studium dauerte bis 1554. In diesen Jahren hatte Andreas Osianders Lehre auch nach seinem Tode (er starb 17. Oktober 1552) durch Johann Funcke, den Hofprediger Herzog Albrechts, den Höhepunkt ihres Einflusses erreicht. Im April 1553 mußte Moerlin, der schärfste Gegner Osianders und Funckes, das Land räumen. Aber zugleich war es der Wendepunkt des Osiandrismus. Der Adel, die Bürgerschaft des Kneiphofs und des Löbenicht, ein großer Teil der Universität und der Studentenschaft waren Gegner Osianders und seiner Lehre. Auch Hennenberger wird zweifellos schon als Student antiosiandristisch gewesen sein.

Die Bemühungen des Herzogs Albrecht, den kirchlichen Frieden im Lande herzustellen[7]), führten zur Einholung mehrfacher theologischer Gutachten, eine Gesandschaft Johann Friedrichs des Großmütigen suchte im April 1554 vergeblich den Streit beizulegen, dann erbat auf Anraten Johann Aurifabers, des Präsidenten des Samländischen Bistums und Nachfolgers Osianders, der Herzog die Vermittelung der Württembergischen Theologen, insbesondere Brenz' Hülfe, aber dieser kam nicht selbst, sondern sandte statt seiner den D. Jacob Beurlin und D. Rupert Dürr. Sie waren von Juli bis September 1554 in

---

[6]) „Was weiter die gantze Mappen belanget, hab ich zwar von Jugent auff, eine Inclinationem naturalem zu solcher Kunst gehabt, und als ich noch zu Königsperg für viertzig jahren in universitate ein Studiosus war, gerne mit solchen dingen vmbgegangen, vnd wo ich eine Preusche Mapgen konte krigen, ich mir dieselbige (wie die domals waren) absetzt, auch große, kleiner macht, wenn ich dann zu gelegener Zeit, mit guten Leuten vmbgieng, so was dieses Landes kündig waren, hatte ich jrgents ein Mapgen bei der hand, fragt ich die, vmb die gelegenheit der orter, do solche wol bekant waren, vnd so jemants mir bessern bericht gab, corrigiret ich solches in meinen Mapgen" u. s. w.

[7]) Über die Stellung Herzog Albrechts zu den theologischen Fragen und deren Verquickung mit politischen Fragen vgl. K. Lohmeyer, Herzog Albrecht v. Preussen. Danzig 1890 S. 36 ff.

Königsberg anwesend, bald danach fällt das Examen Hennenbergers und seine Berufung ins Pfarramt, wie sich aus dem in Beilage II abgedruckten und sicher an Joachim Mörlin gerichteten Briefe ergibt, worin er erzählt, daß er auf Betrieb D. Peter Hegemons, (damals Pfarrer der Löbenichtschen Kirche und Universitätsprofessor, übrigens eines Franken, also Landsmanns des Hennenberger) und seines Kaplans Michael Thiel zum Amt berufen, von dem Präsidenten Joh. Aurifaber, D. Petrus Venetus*) und Rupert Dürr examiniert sei und habe mündlich und schriftlich von ihnen die potestas praedicandi und die sacra administranda erhalten. Ordiniert aber sei er nicht worden, weil die Osiandristen damals am Ruder waren. Rupert Dürr gehörte nun zu den Württembergern, die 1554 nach Königsberg kamen. Er ward dann aber 2. Professor der Theologie an der Universität am 14. Oktober 1554 und blieb es bis Ostern 1556. Da er doch wohl nur in seiner Eigenschaft als Universitätsprofessor examiniert haben kann, muß Hennenbergers Examen erst gegen Ende des Jahres stattgefunden haben.

Das Amt, das Hennenberger antrat, war aber die Kaplanstelle zu Domnau (der Hauptpfarrer war Fabian Retthel), und zugleich versah er die Pfarre zu Georgenau (Jürgenau), Orte, die beide zum Amt Brandenburg gehörten. In dieser Pfarre befand er sich, als er den genannten Brief abfaßte, sechs Jahre. Dieser wurde aber geschrieben, als er die Aufforderung nach Mühlhausen zu kommen schon erhalten und zu Weihnachten dorthin zu gehen zugesagt hatte. Das war im Herbst 1560. Dies weist auf das Jahr 1554 als die Zeit seines Eintritts in Domnau und Jürgenau. Dies Jahr 1554 nennt Hennenberger selbst als die Zeit seines Eintritts in das Ministerium (Erkl. d. Landtafel S. 320). Ein halbes Jahr danach verheiratete er sich. Seine Frau hieß Clara, wie der Schluß der Vermanung an den Ratsherrn Jakob Quant (Beilage XVIII) lehrt. Die Stelle war

*) D. Petrus Venetus ist nicht richtig. Venetus heisst mit Vornamen Georg, zwischen Petro u. Veneto wird zu interpungieren sein, und Petro Hegemon wäre zu verstehen, wenn nicht der Vorname etwa nur irrtümlich verwechselt ist.

nicht glänzend, nur 48 Mark (nach heutigem Geldwert ca. 1000 M.) baarer Besoldung erhielt er. 60 M. will er während der sechs Jahre seines dortigen Amts zugesetzt haben, und bei der Gemeinde haette er wenig Beihülfe gehabt, „weil die sünd bei niedrigen und hohen Personen so greulich uberhand nimmt" und sein geistliches Strafen nicht geholfen habe. (vgl. Beilage II). Sein Lehnsherr war der alte Burggraf Christoph von Creutz, der ihn so hübsch belehrte, wie der Pfarrer sich mit dem Bauer zu stellen habe (Erklärg. S. 320).

Ein freundliches Verhältnis scheint Hennenberger zu seiner Gemeinde in Georgenau nicht gehabt zu haben. Was er von Jürgenau in der Erclerung d. Landtafel S. 163 erzählt: „In demselbigen Orte hatten sie einen eifrigen Prediger, so das Teuffelische vnd Gottlose volsauffen hefftig straffete, daran sie denn sich wenig kereten" u. s. w. ist wohl sicher auf Hennenberger selbst zu beziehen. Nur der Warnung eines wohlgesinnten Mannes verdankte er es, daß am Pfingsten nach einer Strafpredigt er von den Fäusten seiner Bauern nicht zu leiden hatte. „aber die Bawren kriegen bald hernach einen bösen Bescheid von der löblichen Herrschaft, mußten zum Creutz kriechen, solches dem Pfarrer abbitten. Doch unser HerrGott schaffet es, das der Pfarrer bald darnach ein andere und bessere Vocation bekam, das er ihnen kein Pfingsten mehr predigen dorffte."

Vermutlich spielte sich dies also zu Pfingsten 1560 ab. Nun haben wir eine lange Vermanung an seine Pfarrkinder im Danziger Ms. 1326 fol. 258—265b in Niederschrift von Hennenbergers Hand datiert von Dompnaw 3. Febr. 1560, offenbar eine Predigt, die vielleicht in der Kirche verlesen wurde oder werden sollte. „Mein ampt, Gottes befelch . . . treiben mich, das, ob ich schon nicht gegenwerttig, doch schriftlich mit euch zu reden" . . . heißts im Anfang dieser Mahnpredigt.

Dieses alles paßt ganz in Hennenbergers Verhältnisse, der in Domnau wohnte und sich zum Predigen nach Georgenau herüber begab, hinein und die Mahnpredigt dürfte an die Ge-

orgenauer gerichtet sein, denen er übrigens in der Erklärung der Landtafel S. 164 Hoffart und üppiges Leben vorwirft.

Zu Mörlin scheint Hennenberger, wie der Brief an ihn anzudeuten scheint, ein näheres persönliches Verhältnis gehabt zu haben. In dem Bericht über die Mühlhauser Visitation nennt er ihn seinen Pfarrherrn und Seelsorger. Er stand ganz auf Mörlins Seite und hielt sich von der Osiandrischen Richtung vollständig fern. Er war noch nicht feierlich ordiniert, und lehnte auch, als der Präsident Aurifaber ihn dazu aufforderte, ab, die Ordination zu empfangen, weil nach Georg von Venedigers Weggang — dieser erfolgte 1556[9]) — und Hegemons Amtsentsetzung zu gleicher Zeit[10]) — „er die impositionem manuum von Schwärmern (d. i. Osiandristen) nicht haben wollte." (vgl. Beilage II.)

Vermutlich ist Hennenberger persönlich in den kirchlichen Streitigkeiten in dieser Zeit noch nicht hervorgetreten. Ob er auf der Synode zu Riesenburg 1556 gewesen ist, wissen wir nicht.

1558 kam dann die im Auftrage des Herzogs Albrecht von Matthaeus Vogel ausgearbeitete Neue Kirchenordnung heraus, die das Taufformular ohne den Exorzismus einführte und deren Verfasserschaft, wenn auch mit Unrecht, Joh. Funcke zugeschrieben wurde, und schon deshalb bei der gnesiolutherischen Geistlichkeit und dem Adel des Landes, dem der politische Hofprediger verhaßt war, Widerspruch fand.

Die Bemühungen Aurifabers, die Kirchenordnung einzuführen, hatten nur teilweise Erfolg. Im Jahre 1559, 14. Juli, berief er die Pfarrer des Amts Brandenburg nach Uderwangen zusammen und legte hier die Osiandrische Kirchenordnung ihnen zur Annahme vor. Er fand aber Widerspruch und warf im Zorn dem ersten, der Widerspruch erhob, das Buch vor die Füße.

---

[9]) Vgl. Hennenberger Erel. d. Landtafel S. 220. „Anno 1556 Ist Doctor Georgius Venetus ein feiner gelerter fromer vom Adel, weil er wider die Osiandrische war, verjagt worden.

[10]) Vgl. C. A. Hase, Herzog Albrecht v. Preußen u. sein Hofprediger S. 256.

Diese Schilderung (Erklrg. der Landtafel S. 467) läßt darauf schließen, daß Hennenberger anwesend war. Er gehörte jedenfalls zu den Widersprechenden und er hat am Tage nachher am 15. Juli 1559 eine lange Schrift aufgesetzt, die uns in dem Danziger Ms. 1326 auf fol. 246—249b erhalten ist, betitelt: „Artikel und Verantwortung, warumb ich die new Kirchenordnung nicht annehmen hab wollen.“ Sie ist folgendermaßen unterschrieben (fol. 249b): „Das ist mein einfeltiges geringes bedencken, darbey ich auch denck zu pleyben. Datum d. 15. July anno 1559 Dompnauii Casparus Hennenbergerus Erlichensis pastor Georginaniensium et diaconus Dompnauiensium.“

Darauf folgt eine weitere lange Auseinandersetzung (fol. 250a—226b): „Ob man die vnbussfertigen Osiandrischen Schwermer, eingedrungene mitling vnd ihre mitcompanen, so ihnen heuchel, horen solle vnd das sacrament von ihnen empfahen.“ Das erste Schriftstück scheint eine Erklärung zu sein, die Aurifaber wohl auf dem Tage von Uderwangen von den Pfarrern verlangte, das zweite bezieht sich wohl mit auf Hennenbergers Weigerung, von einem Osiandristen die Ordination zu empfangen.

Einen Abdruck dieser Stücke habe ich unterlassen ihres großen Umfangs wegen und weil sie Nachrichten zu H.'s Lebensgeschichte nicht bieten, statt dessen habe ich (Beilage I) eine kurze Zusammenfassung der Gründe Hennenbergers gegen die Annahme der Kirchenordnung als Ersatz beigegeben. (Ms. Gedan. 1326 fol. 273.)

Vom 3. Februar 1560 Domnau datiert ist dann die Mahnpredigt an seine Pfarrkinder (vermutlich zu Georgenau) und aus dem Herbst desselben Jahres muß das undatierte und adressenlose Schreiben stammen, das uns so viele Nachrichten über Hennenberger gibt. (Beil. II.) Er teilt darin mit, daß er zugesagt habe, zu Weihnachten die Pfarre zu Mühlhausen im Natangenschen zu übernehmen. Dieses Weihnachten kann nur das des Jahres 1560 gewesen sein, weil wir im Juli 1561 Hennenberger schon als Pfarrer in Mühlhausen kennen lernen, am 3. Febr. 1560 übte er aber noch Pfarrfunktionen in Domnau

aus. An wen das Schreiben gerichtet ist, ergibt sich aus dem Eingang des Briefes, wo erwähnt wird „das buchlein, so von E. A. W. (d. i. Ehrenvester, Achtbarer, Würdiger) vnd anderen hochg.(elarten) vnd tewren herren an den loblichen jungen Hern von Sachsen geschrieben vermanendt zu eynem christlichen Synodo." Ein solches Buch ist in der Tat 1560 im Druck erschienen, nämlich die: „Supplicatio quorundam theologorum qui post obitum Lutheri P. M. corruptelis et Sectis, voce aut scriptis contradixerunt, pro libera, Christiana, et legitima Synodo, ad Illustrissimum Principem, D. D. Johannem Fridericum II Ducem Saxoniae etc. eiusque C. [elsitudines] Fratres ac alios pios Principes et Status Augustanam Confessionem amplectentes. Anno M. D. LX."[11]) Sie ist von 46 Geistlichen unterschrieben, unter ihnen kommt der damalige Braunschweiger Superintendent Joachim Mörlin, der Gegner Osianders in Königsberg, für Hennenberger allein als Korrespondent in Betracht.

Er schreibt also seinem väterlichen Freunde Mörlin, daß ihm Georg von Kunheim, der Schwiegersohn Luthers, der Lehnsherr der Mühlhäuser Pfarre, mehrmals diese Pfarrstelle angeboten und seinetwegen mit dem Burggrafen [Christoph von Creutz, dem Lehnsherr der Georgenauer Pfarre] verhandelt habe, und er ihm zu Weihnachten aufzuziehen zugesagt, da sein Dienst in Domnau und Georgenau zu kümmerlich dotiert sei.

Weihnachten 1560 war also Hennenberger Pfarrer in Mühlhausen geworden. Am 28. Dezember 1560 hat er dort ein starkes Nordlicht gesehen, so daß es in Mühlhausen aussah, als brenne Königsberg. Diese Schilderung (Erklärg. d. Landtafel S. 323) verrät den Augenzeugen. Er war also schon ortsanwesend. Nicht mit dem Ort bezeichnet sind zwei Konzepte zu Trostbriefen, von denen einer an eine Witwe nach dem Tode

[11]) Eine andre Ausgabe mit allgemeiner Adresse: ad illustrissimos principes et status omnium ordinum A. C. amplectentes mit 51 Unterschriften zitieren Salig, Historie der Augsp. Confession III S. 568 Anm. u. Heppe, Geschichte des deutschen Protest. I S. 356. In dem neuen Abdruck sind die Unterschriften von 3 Naumburger Geistlichen weggefallen, dagegen 8 neue (Mecklenburger u. Süddeutsche) hinzugetreten.

ihres Mannes, der andere an einen Hochgelarten Hern Doctor (also wohl an einen Universitätsprofessor) des Todes seines Söhnleins halber gerichtet ist, vom 30. Dezember 1560 (Ms. 1326 fol. 267b—269). Zur Geschichte Hennenbergers oder der Zeit tragen sie nichts bei.

Mühlhausen liegt nahe bei Domnau und Georgenau und Hennenberger verblieb somit im Amte Brandenburg. Mit seinem Lehnsherrn, dem Juncker Georg von Kunheim, scheint Hennenberger in recht freundlichen Beziehungen gestanden zu haben. Er erwähnt seiner und seiner Gattin, der Tochter Luthers, sowie seiner Eltern stets in freundlicher Weise (Erklärung d. Landtafel S. 2 S. 322). Auch stand Kunheim in den religiösen Streitigkeiten, wie der Landesadel überhaupt, auf Seite der strengen Lutheraner, so daß Hennenberger Mörlin gegenüber von ihm rühmt „er bey Gottes wortt das ihm Gott helff denckt zu pleyben“. (Beil. II.) Auch für Hennenbergers Landkarte gewährte Kunheim kräftige Unterstützung.

Noch immer hatte sich Hennenberger nicht der Einführung der Kirchenordnung von 1558 gefügt. Joh. Aurifaber, der Präsident des samländischen Bistums, setzte seine Bemühungen, sie bei den Pfarrern durchzusetzen, trotz des Mißerfolges von Uderwangen fort. Durch den Hauptmann des Amts Brandenburg Anton von Borcke ließ er Exemplare der Kirchenordnung den Pfarrern des Amts zustellen, aber Hennenberger nahm das Buch nicht an, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, es seinerseits an Aurifaber mit Protest zurücksenden zu müssen. Ähnlich wird es bei andern Pfarrern gegangen sein und so sah sich Aurifaber veranlaßt, sämtliche Pfarrer des Amts Brandenburg auf den 3. Juli 1561 nach Königsberg zu berufen, um sie von Amtswegen zur Annahme der Kirchenordnung zu veranlassen. Aber ihrer sieben, darunter Hennenberger, hatten sich vor dem Tage mit einander benommen und beschlossen, die Kirchenordnung nicht anzunehmen, sondern schriftlich ihre Weigerung zu motivieren. Und so blieben sie auch bei der Verhandlung einig und standhaft und lehnten trotz starken Drängens Auri-

fabers Anforderung ab. Ja der Pfarrer Christoph Wilde zu Haberstro (heute: Haffstrom) zog seine frühere Erklärung, die Kirchenordnung annehmen zu wollen, zurück und fügte seine Unterschrift der der sieben andern Pfarrer hinzu. Von dieser Verhandlung hat Hennenberger offenbar unmittelbar darnach eine Schilderung aufgesetzt, die uns in lebhafter Darstellung den Hergang lebendig vor Augen führt. (Beilage III.)

Auch hier erreichte der Präsident Aurifaber seine Absicht nicht, die acht Pfarrer blieben renitent. Zu einer Amtsentsetzung ist es aber nicht gekommen. Jene Darstellung hat Hennenberger verkürzt in die Erklärung der Landtafel S. 185 aufgenommen, und die letzten Worte hier „da krigten sie ihren abschied", die sich nur auf die Entlassung aus der Versammlung in Königsberg beziehen, hat Hartknoch. Preuss. Kirchenhistorie S. 399 als Entlassung aus dem Amt missverstanden und auch das Zahlenverhältnis der 8 und 16 Pfarrer umgekehrt. Beides ist zu berichtigen.[12]) —

Aurifaber scheint danach noch eine schriftliche Erklärung verlangt zu haben und eine solche liegt in dem Briefe Hennenbergers an den Präsidenten vor (Beilage IV), in dem er sich lediglich auf die schriftliche Erklärung der acht Pfarrer beruft und im Widerstande verharrt. Auch dies führte nicht zu seiner Amtsentsetzung, er fand offenbar Rückhalt an seinem Patron Georg von Kunheim. Der Widerstand gegen die Kirchenordnung, die als Osiandristisch galt, und gegen den Freund Melanchthons, Aurifaber, den die Flacianer und Mörlin daher einen Philippisten schalten, wuchs überhaupt stark, nicht allein bei der Geistlichkeit, sondern auch bei den Herren der Landschaft, deren Einfluss zuerst durch den Leibarzt des Herzogs, Andreas Aurifaber, († 13. Dez. 1559, Bruder des Präsidenten), dann durch den Hofprediger Johann Funcke lahm gelegt wurde. Der Herzog hatte nach Erledigung der beiden Preussischen Bistümer nicht wieder

[12]) Ebenso bei D. H. Arnold. Kurzgef. Kirchengeschichte des Kgr. Preußen Königsberg 1769 S. 292 und C. A. Hase, Herzog Albrecht v. Pr. und sein Hofprediger S. 264, die aus Hartknoch schöpfen.

Bischöfe, sondern ohne Mitwirkung der Landschaft Präsidenten ernannt. Dies alles verschärfte den Gegensatz. Zunächst aber erreichte Aurifaber noch Fortschritte, ein grosser Teil der preussischen Geistlichen hatte sich teils gutwillig teils gezwungen der neuen Kirchenordnung unterworfen, und immer von neuem wurde auf die noch Widerstrebenden einzuwirken versucht. Wieder hat uns Hennenberger ein Beispiel dafür aus seiner eigenen Lebensgeschichte aufgezeichnet, indem er uns ausführlichen Bericht über die Kirchenvisitation gibt (Beilage V Ms. 1326 fol. 281 ff.), die der Präsident des Samländischen Bistums (Natangen gehörte mit zu dessen Verwaltung) Dr. Joh. Aurifaber von Amtswegen am 14. u. 15 März 1564 in Mühlhausen abhielt. Bei dieser Gelegenheit wurden von neuem alle Meinungsverschiedenheiten über Abendmahlslehre, Kirchenordnung, Taufformular zur Sprache gebracht. Wiederum ohne Erfolg für den Präsidenten.

In den nächsten zwei Jahren entwickelte sich aber die Sache des vertrauten Ratgebers des Herzogs, des Joh. Funcke, in Folge seiner Verbindung mit dem Abenteurer Paul Scalichius, der ganz das Herz des Herzogs betört hatte, zu einer Katastrophe.[13] Scalichius wurde als Betrüger entlarvt, und während er selbst entwich, klagte die Landschaft den Funcke und die herzogl. Räte Horst, Schnell und Steinbach als Störer des öffentlichen Friedens und Umstürzer der Kirchen- und Regimentsordnung des Hochverrats an, und die ersten drei mussten ihr Haupt 1566 auf den Richtblock legen, während der schwer erkrankte Steinbach des Landes verwiesen wurde. Damit war aber auch die Osiandrische Richtung in der Kirche vernichtet. Schon 1565 folgte Aurifaber einem Rufe an die Magdalenenkirche nach Breslau, und namhafte Osiandristen wie Jagenteuffel und Vogel verliessen Anfang 1566 Königsberg.[14] Die lutherischen Pfarrer, also auch Hennenberger, konnten wieder ihr Haupt erheben und freier atmen.

[13]) Siehe K. Lohmeyer, Herz. Albrecht, S. 46 ff.

[14]) Vgl. Hartknoch a. a. O. S. 113.

Aus dem Jahre 1565 haben wir ein Schreiben Hennenbergers an den Bruder seines Patrons, den Edelen Erhard von Kunheim erhalten, datiert vom 15. August (Beilage VI), der uns Hennenberger als eifrigen Verfolger der Johannisfeuer, des „heidnischen und bapistischen Teuffelswerks“, kennen lehrt. Er bittet Erh. v. Kunheim für seine Bemühungen, diese „grewliche Abgötterey“ auszurotten, um tatkräftige Unterstützung. In der Erklärung der Landtafel S. 323 berichtet er des längeren „vom Nothfewer auff S. Johannis des Teuffers Abent“, und fügt den Satz hinzu: „Und ist das Preusche Volk nicht leichtlich darvon zu bringen, wie ichs genugsam erfahren habe“. Der Brief an Kunheim giebt hierzu die Erläuterung. Ebenso hatte er auch mit dem Aberglauben der Leute bei dem Peststerben 1564 in Mühlhausen zu kämpfen, worüber er a. a. O. S. 324 berichtet.

Die natürliche Folge des Sturzes des Osiandrismus war die Abschaffung der Kirchenordnung von 1558 und die Wiederberufung der vertriebenen Geistlichen. Mit Zustimmung der Landschaft wurde 1566 Georg von Venediger zurückberufen und zum Pomesanischen Bischof ernannt, und Joachim Mörlin und mit ihm Martin Chemnitz wurden zur Erneuerung der kirchlichen Ordnung berufen. Am 9. April 1567 kamen sie in Königsberg an. Die Augsburgische Konfession wurde zu Grunde gelegt und die Irrtümer der Lehre namentlich und deutlich verworfen. Melanchthons Name wird mit keiner Silbe genannt. Als Mörlin und Chemnitz diese Bearbeitung fertig gestellt hatten, wurde eine Synode nach Königsberg berufen, die am 26. Mai 1567 begann und nun diese Repetitio corporis doctrinae Prutenicae beriet, annahm und durch Unterschrift säntlicher Teilnehmer bestätigte. Damit war der kirchliche Frieden in Preußen wiederhergestellt. Ein Abdruck der Repetitio von 1567 ist am bequemsten im Altpreuß. Kirchenbuch Kgsbg. 1861 S. 1—58 mit sämtlichen Unterschriften zu finden. Kaspar Hennenberger nahm an der Synode teil, unterschrieb die Repetitio und hat uns wieder einen ausführlichen Bericht über die Synode gegeben (Beilage VII Ms. 1326 fol. 285 ff.), der zwar von A. Bertling schon gedruckt

ist, aber doch hier wiederholt wird, weil das Evangelische Gemeindeblatt (1867 Nr. 33. 34) ein etwas abgelegener Ort ist und der Abdruck zudem manche Lesefehler enthält.

In dem Jahre 1568 folgte dann noch die Ordnung der Bischofswahl und die nun von Mörlin und Martin Chemnitz ausgearbeitete neue Kirchenordnung. Damit war die Ordnung der kirchlichen Dinge in Preußen hergestellt und die Grundlage für die Entwickelung des kirchlichen Lebens für die Folgezeit gegeben[15].

Aber schon 1574 brach ein neuer dogmatischer Streit aus[16], den Tilemann Heshusius' Buch (Assertio testamenti Jesus Christi contra Calvin. exegesin) über die menschliche Natur Jesu Christi veranlaßt hatte. 1577 beriet eine Synode, die Heshusius Unrecht gab. Da er nicht widerrief, ward er und mit ihm mehrere Anhänger seines Amts entsetzt. Der Markgvaf Georg Friedrich brachte, nachdem er die Regentschaft für den geisteskranken Herzog Albrecht Friedrich übernommen hatte, die Streitfrage an die Theologen, die in Herzberg über die Formula Concordiae berieten. Deren Gutachten fiel für Heshusius aus, sie empfahlen die Wiedereinsetzung der vertriebenen Prediger und die Annahme der Formula Concordiae. Der Markgraf ließ am 21. Jan. 1579 ein entprechendes Mandat (und ein weiteres im März) ausgehen[17]) und die Formula fand 307 Unterschriften.

---

[15]) Wer den Zusammenhang der ostpreußischen Kirchenbewegungen mit der Gesamtentwickelung des lutherischen Bekenntnisses eingehender kennen lernen will, wird neben Hartknochs preußischer Kirchenhistorie die Werke von Ch. A. Salig, Vollst. Historie der Augsparg. Confession besonders Th. III. Halle 1735 und Heinr. Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—1581, Bd. I—IV, Marburg 1852, einzusehen haben.

[16]) Das Ms. 1246 der Danziger Stadtbibliothek enthält eine Sammlung der den Heshusischen Streit betreffenden Akten; dieselbe Zusammenstellung findet sich in Ms. Lipsiens. 2087 und wird hier bezeichnet als „Königsbergische Hendell zusammengestellt in der fürstlichen Canzlei zu Königsberg 1576". Es ist wohl die Zusammenstellung, die Markgraf Georg Friedrich für die Begutachtung durch die Sächsischen Theologen anfertigen ließ. Vgl. Hartknoch, a. a. O. S. 482.

[17]) Abgedruckt in Hartknoch, a. a. O. S. 1089—97.

Hierzu finden wir in der Danziger Handschr. 1326 fol. 324 wieder ein Aktenstück, in dem Hennenbergers Namen erscheint. (Beilage VIII.) Es enthält die Einwilligung zur Unterschrift mit einem Vorbehalt zu Gunsten des Heshusius, auf dessen Seite also demnach Hennenberger gestanden hat, und ist von 14 Geistlichen der Ämter Brandenburg und Bartenstein unterzeichnet, darunter „Casparus Henneberck pastor Melhausanus". Das Aktenstück ist aber — schon diese Schreibung seines Namens zeigt es — nicht von H.'s Hand geschrieben.

Immerhin hatten die kirchlichen Streitigkeiten im Wesentlichen mit dem Jahre 1568 ihren Abschluß gefunden und Hennenberger verblieb in Ruhe auf seiner Pfarre zu Mühlhausen. Aber er war ein tätiger Mann und interessierte sich neben seinem Pfarramt stark für Landeskunde und Geschichte des Ordenslandes.

Die Jahre 1569—76 waren mit den Vorarbeiten für eine Karte des Landes Preussen, die Landtafel oder Mappen, wie er sie nennt, ausgefüllt[18].

Schon als Student hatte er, wie schon erwähnt, Karten gezeichnet und das auch weiterhin getrieben und vielfach Aufmerksamkeit damit erregt. Als dann 1570 im Theatrum orbis des Abraham Ortelius eine höchst mangelhafte Karte des Landes Preußen (nach der des herzogl. Bibliothekars Heilreich Zeell hergestellt) erschien, „darinnen Preußen gar vbel abgerissen vnd dem Lande mehr zu spott, denn zu Ehren gereicht", drang man in ihn, eine bessere Karte von Preußen herzustellen. Als er die Schwierigkeiten der Arbeit und die Kostspieligkeit des Unternehmens und die Bereisung des Landes einwandte, erwirkte man ihm die Unterstützung des Herzogs Albrecht Friedrich, der damals (1569) noch geistig gesund war. „Darauff Fe. Drcht. dann gar gnediglichen mir zusagen liess, Fuhr, zerung vnd beförderung durch ihr gantzes fürstenthum, hierauff nahm ich die besichtigung im Namen Gottes für die hand an", erzählt er in der Vorrede zur Erklärung der Landtafel und beschreibt dann des weiteren

[18]) Vgl. Meckelburg in Schriften der phys.-ök. Geselsch. zu Königsberg IV 1863 S. 1 ff.

die Not und Schwierigkeiten der siebenjährigen Bereisung, die die Unwegsamkeit vieler Teile des Landes, die Unsicherheit der Angaben, die Mühe, Ursprung und Lauf der Flüsse und Gestalt der Seen festzustellen, die Verschiedenheit der Wegmasse, der Sprache der Bewohner und auch das Mißtrauen der Polen und Ermländer ihm bereitet habe. Den Werder bei Danzig mußte er zu Fuße und heimlich besichtigen, weil diese polnischen Landesteile in Folge der Flucht Heinrichs von Valois damals in Kriegsunruhe waren, und das Bistum Heilsberg (Ermland) auf eigene Kosten. In den Herzoglichen Landen waren die Amtshauptleute angewiesen, mit Fuhren und Beigabe ortskundiger Leute ihm allen Vorschub zu leisten[19]). Auch etliche vom Adel, insbesondere sein Lehnsherr Georg von Kunheim, förderten das Unternehmen. Trotzdem verlor er bisweilen den Mut, die Arbeit zu Ende zu führen, wenn die Schwierigkeiten zu groß wurden.

Von einer regelrechten Vermessung konnte in damaliger Zeit noch keine Rede sein (erst Joh. Praetorius [1557—1616] erfand den Meßtisch), aber die Königsberger Mathematiker Mathias Stojus Dr. med., und Magister Nicolaus Neodomus halfen ihm mit Berechnung der Längen und Breiten. Endlich hatte er sein Material soweit gewonnen, wenn auch nicht lückenlos, daß er an den Aufriß der Karte denken konnte. Aber es fehlte ein geübter Kartenzeichner. Hennenberger hat selbst gelernt „die Schrift verkehrt schreiben" und die Zeichnung auf den Holzstock aufgetragen, die dann der Holzschneider Caspar Felbinger (sein Monogramm C. F. findet sich noch auf der Karte) schnitt und 1576 ward sie auf vier Foliobogen (etwa im Maßstab 1 : 400,000) bei Georg Osterberger in Königsberg gedruckt[20]). Der Titel lautet: „Prussiae das ist des Landes zu Preußen welches

[19]) In den Neuen Preuß. Prov.-Blättern X 1850 S. 85 ff. ist auch ein Empfehlungsschreiben vom 16. Juni 1575 Herzog Albrecht Friedrichs für Hennenberger an den bischöflichen Statthalter und Domherrn Martin Cromer, an den Landvogt zu Allenstein und den Vogt zu Seeburg aus den Akten des Königsberger Archivs abgedruckt. Aber dieses half im Ermlande nicht viel.

[20]) Vgl. F. v. Selasinski, in Neuen Preuß. Prov.-Blättern VI 1848 S. 373 u. Meckelburg a. a. O.

das herrlichste Theil ist Sarmatiae europeae Eigentliche vnd Wahrhafftige Beschreibung ... Durch Casparum Hennenbergerum Erlichensem." Wie billig, war das Werk dem Herzoge Albrecht Friedrich von Preußen gewidmet.

Die erste Ausgabe der Karte von 1576 ist heute eine große Seltenheit (das Staatsarchiv zu Königsberg besitzt ein Exemplar). Auf Befehl des Markgrafen Georg Friedrich stellte Hennenberger seine Karte in kleinerm Maßstabe her, die der Markgraf zu Antorff d. i. Antwerpen in Kupfer stechen ließ[21]) und die auch z. B. in Hartknochs Altem und Neuen Preußen ihren Platz fand. Außerdem verfertigte Hennenberger im Anschluß daran eine Karte Preußens in seinem Zustande zur heidnischen Zeit und gab sie seiner Beschreibung Preußens, die 1584 erschien, bei. Hartknoch hat sie ebenfalls seinem Alten und Neuen Preußen in Theil I beigefügt. Der Titel dieser kleinen Karte lautet: „Des Preußerlandes Austeylung nach den alten Namen, an Wassern, Strömen, Seen, fürnehmsten orten vnd anstoßenden Völkern oder Landen so viel man derselben in alten Büchern finden kan."

Die Karte ward auch bald in Kupferstich nachgemacht. Hennenberger erwähnt (S. 7.) zwei Nachstiche, einen schlechten, wo auch sein Name — ihm zur Freude — fehlte, einen andern guten mit seinem Namen, aber nicht ohne kleine Fehler in Angabe der Ortsnamen.

1595 wurde mit der Erklärung der Landtafel ein neuer Abdruck von dem ursprünglichen Holzstock herausgegeben, spätere Abdrücke sind die von 1629 (1863 photographisch reproduziert von der Physik.-ökon. Gesellschaft in Königsberg), 1638 (im Besitz der Univ.-Bibl. zu Königsberg) und 1656 (Erl. Preuß. V. 602).

Diese Karte Preußens blieb lange Zeit die Grundlage der späteren Karten (das genauere bei Selasinski a. a. O. u. Altpr. Monatsschrift 1865 S. 170 ff.).

Mit dem geographischen vereinigte Hennenberger das historische Interesse für Preußen. Auch für die Karte verwandte

[21]) Erklärung der Landtafel Vorrede S. 6.

er eifrig die Nachrichten der Chroniken. „sintemal ich allerley Preusche geschriebene Chronicken, so viel mir immer müglich zu bekomen gewesen ist — welches dan mir sonderlichen darzu nutzlich gewesen ist, das ich des Landes orter, gelegenheit, austeilunge vnd andere Antiquiteten möchte einnemen.“ — „darzu mir denn die nacht, so wol als der tag (domit ich mein Ampt vnd haushaltung auch nach gepür vortstellete) dienen mussen.“

Und in der Tat ist sein Fleiß im Sammeln und Exzerpieren von Chroniken ungemein groß gewesen, wir besitzen noch heute in der Stadtbibliothek zu Danzig den größeren Teil der eigenhändigen Exzerpte Hennenbergers. Doch haben sie wohl für die Zeichnung der Karte noch weniger Bedeutung gehabt,[22] hingegen bilden sie die Grundlage zu der 1595 erschienenen historischen Erklärung der Landtafel, in der alle Nachrichten der älteren Chroniken mit großem Fleiß, wenn auch ziemlich kritiklos, zusammengetragen sind. Hennenberger hat ja selbst die Liste der benutzten Quellen beigefügt (54 gedruckte Bücher aller Art, an Handschriften 20, deren Verfasser ihm bekannt waren, und 23 Chroniken, deren Verfasser nicht bekannt waren und die er deshalb nach ihren Besitzern, von denen er sie entlich, benannte). Die Danziger Bände Ms. 1261, 1262, 1263, 1264, 1281, 1295, der Codex Gothanus A 817 sind ganz oder zum größten Teil von Hennenbergers Hand geschrieben, ausserdem Ms. 1326, das aber keine Chroniken, sondern nur Persönliches enthält, ferner besaß er die Mss. 1259, 1271, 1277, 1600, Uph. q. 16 und wohl noch andere. Die Handschriften bestehen aus Teilen, die ursprünglich einzeln geschrieben und benutzt und erst nachträglich zusammengebunden wurden. Von den obigen zeigen die Handschriften 1264, 1326, Uph. q. 16 den Stempel des Buchbinders Wolf Arzt im Kneiphof.[23]

[22]) Die Karte des alten Preußens beruhte natürlich hauptsächlich auf den historischen Nachrichten.

[23]) Vgl. P. Schwenke in Dziatzkos Sammlung bibliothekswiss. Arbeiten II, 121. Auch der Einband der Mülfeltschen Annales Ms. 1567 der Königsb. Universitätsbibliothek scheint von W. Arzt herzurühren, der also den Band für Mülfelt, den Freund Hennenbergers, band.

Der Einband des Ms. 1326 kann nicht vor 1580 hergestellt sein, weil die Annahme der Formula concordiae darin enthalten und in dem Index von Hennenbergers Hand, der sich auf der Innenseite des Einbanddeckels befindet, aufgeführt ist, während die spätern Stücke aus den Jahren 1592—96 erst nachträglich eingeklebt sind.

Im Ms. 1264 rühren Blatt 235—38 von Hennenbergers Hand her und betreffen Ereignisse der Jahre 1583—86. Blatt 282 ff. 290—328 betreffen dieselbe Zeit und sogar die neunziger Jahre des 16. Jahrh.

Es leuchtet ein, daß in diese Zeit die Arbeit des Wolf Arzt fiel und die von ihm gebundenen Bände Hennenbergers Eigentum waren.

Dann sind also auch die Bände 1260, 1268, 1327 aus seiner Sammlung und weiter wird wahrscheinlich, da diese Bände vielfach Stücke aus Christoff Falk's (Falconius) Chronikensammlung enthalten (ihre Liste befindet sich in Ms. 1259) und zwar so, daß mehrere Chroniken Falks sich in ein und demselben Bande befinden, daß der Falksche Nachlaß (Falk war bedeutend älter als Hennenberger und die Nachrichten über ihn reichen nicht über 1572[24]) herunter) ganz in den Besitz Hennenbergers überging.

Danach würden wir also zu dessen Bibliothek folgende Manuskripte zu zählen haben: Mss. 1259—1264, 1267—1272, 1277, 1280, 1281, 1284, 1295, 1326, 1327, 1600, Uph. q. 16, Gothan. 817 A, also 22 Bände. Andre mögen noch in Berlin unter den Mss. Borussicis vorhanden sein, vielleicht besaß er auch Mülfelts Chronik Ms. Boruss. Berolin. fol. 629. In der Königsberger Bibliothek befindet sich ferner noch ein Manuskript (No. 2003) des H. (s. unten). Vergleichen wir nun die Quellenliste Hennenbergers vor seiner Erklärung der Landtafel, so finden wir in den oben angeführten Mss. meist die Abschriften oder Exzerpte der genannten Chroniken: Wartzmann's Rezesse in Ms. 1263, 1264, Benedikt Weyer in 1261 u. 1267, Chr. Falconius

[24]) Vgl. Otto Günthers Noten zu Ms. 1284 seines Danziger Katalogs und M. Toeppen Vorrede zur Ausgabe von Falks Schriften (Leipz. 1879) S. 3.

1284, Elbinger Chronik Uph. q. 16, Duncker 1263, Gerstenbergers Chronik 1284, Hans Feyerabent 1264 und im Gothan. Cod. A 817, Mülfelts Annales im Goth., Hochmeisterchronik 1271, Joh. Bretke 1277 u. Goth., Nicolaus von Jeroschin 1260, 1261, Paul Pole [Poel] (auch des Beutlers Buch genannt) 1259, 1261. 1262 und besonders 1295 sowie im Goth., Simon Grunau 1281, ferner in der zweiten Liste der geschriebenen Quellen Alb. Mörleins Chronik 1261. Schlubuths Buch 1264, Bartholomäus Oppokowski, des Wildischen Bürgermeisters Sohn 1261 u. Goth., Ch. A. v. Kunheim 1262, 1281, Danziger Chronik Georgs von Kunheim 1262, Geschichte wegen eines Bundes 1264, Hans Mülfelts Chronik Ms. Boruss. fol. 629 (Berlin), Joach. Rosenzweig 1264, Joh. Funck 1600, Jacob Kreussner [=Greuschner] 1264, 1277, Joh. Camerarius 1295, Kostken Chronika 1264, Lohemüller 1270, Nicol. Schmidt 1264, Ordenschronika 1262, 1295, Eines Polen (d. i. Bernardus Vapovius nach Günthers Anmerkung zu dieser Hdschr.) lateinische Chronica 1295, Chronica Scrinii mit A bezeichnet 1271.

Auch Exzerpte aus den unter den Druckwerken angeführten Quellen finden sich. z. B. aus Erasmus Stella (1261), Hasentöter (1259), Alb. Krantz (1263), Georg Ranis (1327), ferner andre wie Joh. Freyberg (1262), Martin Wintmüller (1269) waren auf dem Rande der Erklärung, nicht im Autorenregister, als Quellen genannt. Es fehlen nur wenige der von ihm als Quellen angeführten Schriften und es ist seine Arbeitsweise klar. Er sammelte und exzerpierte Nachrichten und ordnete diese Exzerpte später chronologisch in sein Werk ein, das fast ganz auf solcher Mosaikarbeit beruht.

Die Zeiten, in denen Hennenberger diese Exzerpte machte, laufen wenigstens von 1572 an bis zur Ausgabe der Erklärung 1595. Oft hat er die Zeit in den Handschriften notiert; z. B.: in Ms. 1261 Bl. 63 steht: „Diese Chronica hat Nicolaus von Jeroschin, Werners von Ursela, Caplan aus dem Latein und sonderlich aus Brudern Petro de Dusenberg verteutschet vnd Reymenweis gemacht. Auss welcher ich Caspar Hennenberger

Pfarher zu Mulhausen a. 1572 auss eynem alten Exemplar auff Pergament geschrieben, dem Edlen Melchior Lessgewang gehörig diesen Ausszugk gemacht" und auf Bl. 110: „Dis hab ich A. 1572 den 6. Octob. mit dem nachfolgenden Fragmento von Vittolt auss des Hern Thewes Rimers aussgeschrieben."

Ähnliche Notizen in Ms. 1263 aus dem Jahre 1584, in Ms. 1264 vom 16. Febr. 1574 aus des Edlen Ehrefesten Balthazar Schlubuths Buch. Ebenda Bl. 102 „Aus einer andern Chronica des Herren Nickel Schmidts mir anno 1587 geliehen."

Der Band 1295 ist 1577 und 1578 nach seinen Angaben von Hennenberger geschrieben. die Gothaer Handschrift ist von 1588—1590 geschrieben.

Die Königsberger Universitätsbibliothek besitzt weiter noch ein Manuskript (No. 2003): Compendium ex summariis conventuum Prussicorum (Steffenhagen Catalogus CCXLII No. 1), das inhaltlich mit dem Ms. Uphag. fol. 143 Caspari Hennenbergeri Summaria et Observata ex Gregorii Hesii Recessuum Conventuum Prussiae Excerptis identisch ist. Das Danziger Exemplar ist eine Abschrift aus einer Handschrift dieser Auszüge Preußischer Landtagsakten, die Hartknoch dem Danziger Historiker Georg Reinh. Curicke verschaffte. Auch das Königsberger Ms. ist aus Hartknochs Exemplar abgeschrieben. Wo mag das Original stecken?

Überall entlieh Hennenberger Chroniken und sammelte Akten, Urkunden und Nachrichten, und wenn er konnte, erwarb er auch persönlich solche Handschriften, so aus dem Nachlaß von Scrinius und vermutlich auch Falks Nachlaß.

Er suchte seine Beziehungen zum Adel, Geistlichkeit und Regierung für seine Absicht auszunutzen und auch vom Landesfürsten Unterstützung zu erhalten.

Georg von Kunheim, Michael von Lesgewang und andere schon genannte liehen ihm Chroniken, oft beruft er sich auf mündliche Mitteilungen von Amtsbrüdern und Beamten, Archivalien aus dem Herzogl. Archiv vermittelte ihm der Herzogl. Sekretär und Rat Michael Giese (Ms. Goth. fol. 125 „Dominus

Michael Gyse communicanit", nämlich die Bulle aurea Friderici II. imperatoris de terra Prussia vom 12. und 14. Juli 1226). Auf dem Innendeckel derselben Handschrift führt er wohl weitere Quellen derart an: Cantzeley Registrator Lenhart Gogitz[25]), Lorentz Loffer (d. i. Laurentius Cursor, Pfarrer in Wehlau und am Dom in Königsberg, † 1608), Georg Krigeisson, Kunheims gewesener Schreiber. Der fürstl. Rat, Beisitzer des Hofgerichts und preußischer Historiograph Lucas David († 1583) war ihm persönlich bekannt, denn er war von Amtswegen bei der Kirchenvisitation, die der Präsident des samländischen Bistums 1564 in Mühlhausen abhielt, zugegen. In der Erklärung beruft sich Hennenberger oft auf Lucas David z. B. S. 136, 137 und besonders 439: „Als ich aber Magistro Lucas David, seliger, so mit der Preuschen Chronicen vmbgieng, solches saget, saget er".

Aus allen diesen fleißigen Sammlungen entstand nun zunächst die kurze und wahrhafte Beschreibung des Landes zu Preußen nebst einer Beschreibung aller Hochmeister des deutschen Ordens (Königsberg 1584 in 4° erschienen), die besonders auf Peter von Dusburg, Nicolaus Jeroschin und Simon Grunau beruhte, aber vor allem auch die preußischen Landschaften in ihren Grenzen genau bestimmte. Beigefügt waren die Wappen der Hochmeister in Holzschnitt und die erwähnte Karte des alten Preußens.

Die Hochmeistergeschichte fügte Hennenberger auf Wunsch des Druckers und Verlegers G. Osterberger dem geographischen Teil bei, weil jener einen Ersatzartikel für die vergriffene Daubmannsche Chronik haben wollte. Das Werk war dem Markgrafen Georg Friedrich gewidmet.

Die zweite weitaus umfangreichere historische Arbeit war dann die „Erclerung der Preussischen grössern Landtaffel oder Mappen. Mit leicht erfindung aller Stäte, Schlösser Flecken, Kirchdörfer Oerter Ströme Fliesser vnd See so darinnen be-

[25]) Vgl. Lohmeyer, K. v. Nostitz Haushaltungsbuch S. 181 Anm. 3.

griffenn. Auch die Erbauunge der Stäte vnd Schlösser ihre Zerstörunge vnd Wiederbauunge. Sampt vielen schönen auch Wunderbahrlichen Historien gutten vnd bösen löblichen vnd schändlichen Wercken vnd Thaten sampt derselbigen Straff vnd belohnungen so darinnen geschehen: vnd Wunderlichen Mirackeln welche in Preussen zum theil seyn oder sich darinnen zugetragen haben, nützlich zu lesen. Auch mit feinen Contrafeiten figuren gezieret. Aus alten vnd Newen Scribenten colligiret wie den auch darbey verzeichnet

Durch Casparum Hennenbergerum des Fürstlichen Hospitals Königsberg Löbenicht Pfarhern. Gedruckt zu Königsberg in Preußen. Bey Georgen Osterbergern. Anno MDXCV."

Dieser lange Titel gibt schon ziemlich die Art des Buches an. Die Anordnung ist das Alphabet der Ortschaften und Landschaften. Ihren Namen ist zunächst zur „leichten Erfindung" Buchstabe und Ziffer der Karteneinteilung durch horizontale und vertikale Linien beigefügt[26]), dann folgten die historischen Nachrichten chronologisch, und darunter Erzählungen von Naturmerkwürdigkeiten, Mißgeburten, Mord- und Teufelsgeschichten mit moralischer Nutzanwendung verbrämt. Auf dem innern Druckrande waren zu jeder Nachricht die Quellen, auf dem äußern kurze Inhaltsangaben beigegeben.

Die Gewässer waren in einem besondern Anhange mit besonderem Titel behandelt: Der See Ströme vnd Flüsser Namen, Welche in der Preuschen Mappen verzeichnet sind vnd wie solche auff fürgehende weis leichtlich zu finden sein. Königsberg in Preussen Bey Georgen Osterbergern. Anno 1595.

Den Schluß bildet ein höchst merkwürdig angeordnetes Register, als solches völlig unbrauchbar. Aber es hatte auch einen ganz andern Zweck, wie seine Überschrift zeigt: „Register

[26]) Für seine Gönner spannte Hennenberger selbst die Karte auf einen Holzrahmen, der neben den Buchstaben und Ziffern des Randes Löcher für Holzzäpfchen enthielt. Durch Spannen von Schnüren zwischen den gleichen Buchstaben und Zahlen fand man den gesuchten Ort z. B. Germaw unter M 14, wenn man von M zu M und von 14 zu 14 Schnüre zog, im Schnittpunkt.

itzlicher fürnehmer Tugenden vnd Lastern, sampt derselbigen Belohnungen vnd Straffen Nach ordnung der Zehen Gebot ausgetheilet zu nutz armen Pfarhern, so die grossen Promptuaria Exemplorum nicht zu zahlen haben."

Das Hauptwerk war dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, das Heft über die Gewässer den Regiments-Räten des Landes Preussen, dem Landhofmeister Albrecht Frhr. von Kitlitz, dem Oberburggrafen Hans Rauter, dem Obermarschall Georg Pudewelsen (Podewils) und dem Kanzler Dr. jur Andreas Fabricius gewidmet. Die Danziger Stadtbibliothek (Ms. 1299) besitzt noch heute ein Stück des Originalmanuskripts Hennenbergers, umfassend das Alphabet von Gaicken—Osterode. S. 136 bis 340 der Ausgabe der Erklärung der Landtafel von 1595. 120 Blatt folio.

Bei der Herausgabe des Werkes ging aber nicht alles glatt. Hennenberger mußte die Kosten tragen und die Ausgabe geschah in drei Abschnitten. Als die ersten bekannt wurden, erhob sich Widerspruch[27] — Hennenberger erwähnt in der Widmung an die Regimentsräte die Zoiles und Calumniatores, die sein Werk finden werde — und es kam zu einer Sistierung des Drucks. Ursprünglich hatte er die Druckerlaubnis nachgesucht, und da bei der Durchsicht Bedenkliches nicht bemerkt wurde, erhalten. Er bat nun die Räte, da an dem Werk sein und seiner Mitverleger Vermögen hinge — als Mitverleger für den 3. Abschnitt war Hans Schultz eingetreten — ihn gegen jene Angriffe zu schützen und auch ferner solchen Anläufen und Cavillationes, die darauf ausgingen, den Verkauf des Historienbuchs im stehenden Jahrmarkt zu verhindern, zu wehren. Dies verfügten dann Hennenbergers Wunsch gemäß die Regimentsräte in einem Abschied de dato Königsberg 2. Juli 1595 (abgedruckt in Neuen Preuß. Prov.-Blättern N. F. 10. 1850. S. 86).

[27]) Auch gegen die Beschreibung Preußens 1584 hatte sich Widerspruch erhoben und zwar von katholischer Seite. Martin Cromer, Bischof des Ermlandes, ließ einen Erlaß gegen Hennenbergers Chronik und andere glaubensfeindliche Bücher ausgehen. Heilsb. Pastoralbl. 25. 1893. S. 28 f.

Auf Befehl des Markgrafen Georg Friedrich erhielt Hennenberger durch Verfügung vom 24. November 1595 von der Herzoglichen Regierung nach Vollendung des Werks als Ehrengeschenk 300 polnische Gulden. Das historische Verdienst Hennenbergers hat Max Toeppen, Gesch. d. preuß. Historiographie Berlin 1853 S. 246 ff. längst richtig gewürdigt. Es ist nicht groß, „er bietet uns weder viel Neues, was wir aus andern Quellen nicht wüßten, noch ist dies Neue von Bedeutung", „auch findet sich kaum ein Ansatz zu kritischer Sichtung", er benutzte meist abgeleitete Darstellungen, auch wenn er die Originalquellen kannte. Immerhin ist er ein ziemlich vollständiges Sammelbecken der historischen Landeskunde Preußens seiner Zeit und die alphabetische Form, sowie die schon erwähnte moralisierende kirchlich-didaktische Tendenz haben ihm eine ziemliche Popularität verschafft.

Eine andere Schrift erwähnt noch Praetorius, Deliciae Prussicae S. 129: „Unter den Mss. des curiosen Preussischen Geographi Hennenbergers finde ich eine Scharteck, darinnen er aufgesetzet, was vor vielerlei dialectos die Preussische Sprache in Preussen gehabt etwa vor 200 Jahren. Er selbst ist der Preussischen Sprache nicht mächtig gewesen, allein er hat solche Dinge notiert von einem gar alten preussischen Freyen, selbiger Mann von 80 Jaren hat ihm solches referieret 1555." Ob dies ein eigenes Ms. war, oder nur die Notizen gemeint sind, die bei Hennenberger in seinen Kollektaneen — aber ohne jene Angaben über seine Quelle — vorkommen, bleibe dahingestellt.

Bewundernswert ist seine Energie und sein Bienenfleiß, mit der er sowohl Karte wie Erklärung zur Vollendung brachte. Es war die Arbeit eines ganzen Lebens. Er sagt treffend „Damit ich auch nun eine zimliche raume Zeit hervmbgegangen bis ich solches alles in ein Buch wie die Binen ihr Honig im Binkorb zusamen gebracht". Heute wird der Hauptwert des Buches in den kulturhistorischen Nachrichten, die er, ohne es zu wollen, bietet, zu suchen sein. Für die Druckgeschichte des deutschen Ostens ist es zu erwähnen, daß in den Hennenbergerschen Werken

zuerst die Illustration erscheint. Sein Sohn Hans Hennenberger — nicht ein Bruder, wie früher angenommen wurde — war Fürstlicher Hofmaler und hat ohne Zweifel, was Töppen schon vermutete, an den Illustrationen des Werkes Anteil. Der Archivrat Rudolf Philippi hat das in einem langen Aufsatz „Der Briefmaler Hennenberger. Ein Bild aus dem Kunstleben Königsbergs" in Neuen Preuß. Prov.-Blättern 3. Folge Bd. IX 1864 S. 321—344, der auf den Archivalien des Staatsarchivs in Königsberg beruht, speziell für das große Bild eines Auerochsen auf S. 250 der Erclerung, nachgewiesen.

Daß der Holzschnitt der Hochmeisterbilder von Caspar Felbinger herrührt, lehrt die Marke C. F., die sich fast auf allen angebracht findet. Einer, das Bild des 6. Hochmeisters Poppo von Osterna, ist datiert 1561. Das schließt allerdings als Zeichner Hans Hennenberger aus. Andrerseits ergibt es, daß diese Hochmeisterbilder wohl kaum für Hennenbergers Erklärung der Landtafel geschnitten sind, sondern längst vorhanden waren.

Wie Kaspar Hennenberger in seinem Werke vermeidet, sich persönlich zu erwähnen (die Berichte über den Pfarrer in Georgenau, über den Tag in Königsberg 1561 u. a. verglichen mit seinen für sich gemachten Privataufzeichnungen beweisen das), so deutet er an der Stelle, wo er nicht umhin konnte des Sohnes Erwähnung zu tun, bei der Schilderung des Moskowiter-Saals in Königsberg, mit keiner Silbe dies Verwandtschaftsverhältnis zu sich selber an. Er schreibt nur S. 98: „Hans Hennenberger Fr. Drht. Hoffmaler hat Genealogiam Marchionum Brandenburgensium vnd Tapetereyen darein gestellet."

Dieser Sohn Hans starb jung bald nach dem Vater am 31. Dezember 1601 und hinterließ eine Witwe Anna geb. Benisch (vgl. Philippi a. a. O.).

Ob noch ein zweiter Sohn vorhanden war, ist nicht gewiß, aber wahrscheinlich, wie Otto Günther Katalog der Danziger Handschriften S. 189 richtig vermutet. In der Handschrift 1264 befindet sich Bl. 290 ff. von Hennenbergers Hand geschrieben „Reyse von Konigsperg mit Pferden gescheen gen Anspach

Anno 1596 darmit mein Caspar gewesen". Dies dürfte dann der Erstgeborene, der schon in Domnau geboren wurde, -- Hennenberger spricht in dem Briefe an Mörlin 1560 von Weib und Kind — gewesen sein.

Seine historische Tätigkeit füllte neben Amt und Familie das Leben Kaspar Hennenbergers fast sein ganzes Leben nach Ende des Kirchenstreits aus, hauptsächlich in Mühlhausen. Er muß hier eine leidliche Existenz gehabt haben, er klagt nirgends und konnte sich sogar Bücher kaufen (z. B. 1568 zeichnete er in Ms. 1271 ein: Ex supellectile M. Scrinii anno 1586 emi Caspar Hennenbergerus pastor Mulh.). Er erhielt 50 Mark, darüber war ihm das Gesindgeld durch den Lehnsherrn und die Kirchenväter (gegen die Regel) besonders ausgemacht, wie wir aus dem Bericht über die Kirchenvisitation erfahren.

Aber doch sollte seines Bleibens in Mühlhausen nicht immer sein. Noch als 60jähriger trat er eine neue Pfarre an. Als Ende 1589 der Pfarrer Martin Forquer des fürstlichen Hospitals im Löbenicht, das Herzog Albrecht der Ältere im Jahre 1531 gestiftet hatte, nach Cremitten in der Inspektion Wehlau berufen war, erging seitens der Regimentsräte an Kaspar Hennenberger eine Vokation zu dieser Stelle. Die Probepredigten hielt er am 20. und 21. Dezember 1589, und auch in den Weihnachtstagen zu predigen ward ihm aufgegeben. Da alles zur Zufriedenheit ausfiel, fiel die Wahl der Vorsteher des Hospitals auf ihn. Anfang Februar 1590 erfolgte die förmliche Berufung und am Sonntag Reminiscere ward er durch Dr. Andreas Pouchenius, den Pfarrer der Löbenichtschen Kirche, in sein Amt eingeführt. Die Aktenstücke dieser Berufung (Beilage IX, X, XI) hat zwar W. Pierson schon in der Zeitschrift für Preuß. Gesch. und Landeskunde X. 1873 S. 85 ff. bekannt gegeben, aber sie sind hier, wie billig, wiederholt. Zugleich füge ich die Intsruktion bei, auf die der Pfarrer des Löbenicht verpflichtet wurde (Beilage XII), und die Instruktion, die den Kirchenvisitatoren des Löbenichtschen Hospitals für ihre Visitation, soweit sie den Pfarrer anging, gegeben wurde (Beilage XIII). Wir lernen dadurch den

Amtskreis Kaspar Hennenbergers genau kennen. Ebenso kennen wir genau seine Einnahmen am Hospital. Im Cod. Goth. und Ms. Gedan. 1264 S. 307 hat Hennenberger sein Deputat mit kleinen Abweichungen zweimal verzeichnet, und an letzterer Stelle auch noch ein abgeändertes Deputat (Beilage XIV und XV). Er hatte sich gegen Mühlhausen offenbar recht verbessert.

Eine Schwierigkeit war beim Hospital, daß viele arme Polen und Littauer dort verpflegt wurden. Den geistlichen Zuspruch derselben hatten der polnische und littauische Pfarrer übernommen. Als aber Johann Bretke, der littauische Pfarrer, ablehnte es weiter zu tun, weil das bisher gebräuchliche Honorar dafür nicht gezahlt war, verlangten die Vorsteher von Hennenberger die geistliche Versorgung der Polen und Littauer, obwohl er weder Polnisch noch Littauisch verstand. Hierüber kam es Ende 1592 zum Streit. Hennenberger beschwert sich beim Markgrafen Georg Friedrich über diese Zumutung (Beilage XVI). Der Markgraf erforderte Bericht. Auch dieser Bericht der Vorsteher, in dem sie Hennenberger mangelhafte Predigt und dergleichen vorwarfen, hat uns Hennenberger in Abschrift erhalten und mit seinen Glossen dazu versehen (Beilage XVII). Er war auch auf seine alten Tage ein streitbarer Herr geblieben. Wie die Entscheidung fiel, ist uns nicht aufbewahrt worden.

Gegen Ende seines Lebens machten sich die Jahre geltend, er wurde kränklich und konnte sein Pfarramt nicht mehr genügend versehen. Im Jahre 1597 ward ihm der Königsberger Salomo Finck, nach seinem Tode sein Nachfolger im Amt, adjungiert, und am 29. Februar 1600 verstarb Kaspar Hennenberger und ward vor dem Altar der Hospitalkirche begraben. Sein Grabstein, der noch im 18. Jahrhundert vorhanden war und in einer Beschreibung des Löbenicht (Erl. Preuss. IV S. 32) uns im Wortlaut erhalten ist, ist seitdem verloren gegangen.

In seiner fleißigen Art und Weise, der wir ja alle obigen Nachrichten von seiner eigenen Hand meistens verdanken, hat er auch als Hospitalpfarrer alles, was sein Amt und die Kirche anging, fleißig sich aufgezeichnet. So sind in der Gothaer Hand-

schrift fol. 205—215 und in Ms. 1264 der Danziger Stadtbibliothek fol. 294—328 eine Menge Akten über das Löbenichtsche Hospital von ihm niedergelegt: die Fundation von 1531, die Ordnung des großen Hospitals im Löbenicht von 1535, ausführlicher Bericht über die Visitation im Jahre 1584 unter dem Pfarrer Gregor Schütz und vieles andere. Manches hiervon ist längst bekannt[28]), aber vieles verdient wohl eine Neubearbeitung. Auch über die Mühlhausener Kirche sind einige Notizen erhalten (Ms. Goth. fol. 200—203).

Mit seinen Söhnen ist seine Familie ausgestorben, der Name ist im 17. und 18. Jahrh. in Ostpreußen nicht mehr nachzuweisen.

Die vorgelegten Nachrichten geben uns ein lebendiges Bild vom Wesen und Leben des Mannes. Er war für Geschichte und Landeskunde der neuen Heimat lebhaft interessiert und von regem Sammeleifer beseelt. Als Geistlicher gehörte er dem streng orthodoxen Luthertum an und wollte von Philippismus, Calvinismus und Osiandrismus nichts wissen. Als Pfarrer achtete er streng auf den Lebenswandel seiner Pfarrkinder, nicht immer ohne dadurch mißliebig zu werden[29]), und seine persönlichen Anschauungen und Rechte verteidigte er mannhaft. Natürlich stand er mit seinen Anschauungen ganz in seiner Zeit. Viel Aberglauben und Unkenntnis fanden sich auch bei ihm. Als Historiker und Geograph Preußens hat er genug geleistet, um ihn wert zu achten sein Andenken lebendig zu erhalten.

---

[28]) Vgl. z. B. Preuß. Provinzialbl. VI. 1831. S. 359—61.

[29]) Als Beispiel seiner Vermahnungen habe ich sein Schreiben an den Ratsherrn Quandt abdrucken lassen (Beil. XVIII).

Beilagen.

I.

(Ms. 1326 fol. 273 r. unten)

Hennenberger's Gründe gegen Annahme der Kirchenordnung von 1558.

Die Kirchenordnung sal ein (bestettigung der Amnistiae vnd)[1]) vereinigung sein zwischen den Osiandrischen vnd rechten Christen, inter Christum vnd Belial, quod est impossibile.

Die Osiandristen haben keynen rechten wiederruff gethan, dan sie verdammen Osiandri als eine grewliche Ketzerey nicht, ja sie wollens auch von andern nicht leyden, do ist kein (recht)[2]) bekentnis, kein puß, kan auch kein absolutio folgen, deshalben müssen sie glichenmass des teuffels sein.

Die Neutralisten loben ettliche kein partt, etliche alle beyde, das ist es gilt ihn gleich vil Gottes wort vnd des teuffels, Seindt weder kalt noch warm, gott hatt sie schon außgespien. Sie thun auch der Kirchen den grosten Schaden.

Weil das buch von solchen vnbußferttigen Osiandristen Neutralisten Mamelucken vnd teuffelsgespensten gemacht ist weis ichs nicht anzunehmen, mus mich vor dem verderben gericht furchten. Ich glaube ihn nicht. —

[1]) Das eingeklammerte ist auf dem Rande nachgetragen.
[2]) übergeschrieben.

II.

(Ms. 1326 Bl. 272.)

Hennenberger an Joachim Mörlin[1]) 1560.

Salutatio.

E. A. vnd H. Her D.[1]) Ob wol ich als ein schlechter, einfeltiger vnd vnvorstendiger mich vnwürdig erkenne, E. A. W.[2]) mit meynem vngereumptem Schreyben zu ersuchen, hatt mir doch das Buchlein, so von E. A. W. vnd anderen hochg. vnd tewren Herren an den loblichen jungen Hern von Sachsen geschrieben[3]), vermanende zu eynem christlichen Synodo, solche Freude gegeben, das ich sie nicht bey mir kan behalten. Der liebe Gott wolle Gnade vnd Barmhertzigkeyt darzu verleyhen, das es angefangen, zu Trost und frommen seyner lieben Christenheyt moge gereichen. Der liebe trewe Gott wölle vnderdes seynem lieben Sohn Christo alle seyne Feindt, so diesen Synodum [zu][3]) weren vnd andere christliche Werck hindern, zu seynem Fußschemel legen. Amen. Wolt Gott, wir arme und betrubte mochten doch auch ein mal an Tagk komen[4]), das man doch mochte

sehen, wie man mit vns vuther dem Huttlein spielet. Sey auch derjenige, ob ich schon der aller geringst vnd vngeschickest, der ich mich für eynen solchen Synodum zu kommen nicht scheuen wolte, wen schon alle spitzfundige Osiandristen und Neutralisten wieder mich weren, der Hoffnung, das Gott frome (christliche)[5]) hertzen erwecken würde, dordurch mir der liebe (Gott)[5]) als eynem armen David, so ihm Namen des Hern kam, den Golioth zu stürtzen (Gnade verleyhen)[5]), so sich auff seyne Sterck verließ und Gottes Zeug lestert. Vnd gefelt mir besunderlichen die Form sehr wol, das nicht angesehen sal werden weder Personen noch Geschickligkeyt, vnd das man dem gerechten Part auch in seyner Vngeschickligkeyt und Vnwissenheyt, so es ymandts besser weiß, nicht verlassen sal, sonder der Warheit zu Lieb, ja vmb der Ehre Gottes (welche do alle gesucht sal werden) willen solchem beystandt zu thun. Ich || beforchte mich aber, man werde schleichende Wolff, Neutralisten, quorum Deus venter est, hinnauß schicken, vns vil anders, wie des Teuffels Art ist, angeben. Sie dorffen wol hinnen sagen, es sey vns allein vmb die forma baptizandi zu thun, derhalben ich E. A. W. meyne einfeltige Vrsach, warumb ich die Kirchenzerstorung (Ordnung solt ich sagen) nicht habe wollen annehmen noch ferner anzunehmen gedencke, hierinnen eingeschlossen vberschicken wollen. Mein Standt aber ist, durch vilfeltige anregung D. Petri Hegemonis[6]) vnd Hern Michels[7]) seynes Caplans, sey ich als ein vnwirdiger zu diesem Ampt beruffen, von Joanni Aurifabro[8]), D. Petro, Veneto[9]), Ruperto Durr[10]) examinirt vnd (mündtlich vnd)[6]) schrifftlich von ihnen potestatem praedicandi vnd sacramenta administranda gekriget, aber publicam ordinationem, weil ich sie jenner Zeyt, dorumb ich dan hochlich batt, nicht kondte krigen, weil die Osiandristen darbey, wieder derer willen so dazumal allein (zu)[5]) examiniren pflegten, nach Veneti wegzug wolt der president, ich solt mich lassen ordinirn, weil ich aber solt impositionem manuum von schwermern haben, wolt ich es nicht thun, sey nun also VI Jar alhir zu Dompnaw gewessen, die Caplaney zu Dompnaw und Pfar zur Jurgenau vorsehen, funfftehalb Jahr ihm Ehestand mich alles Kumers erholffen vnd besser dan in die LX Mark zugebusset, dan ich hatte nicht mehr den XLVIII plosser Mark von beyden dinsten, vnd sonst wenig hulffe, das macht, weil die sundt bey nidrigen vnd hohen personen so grewlich vberhandt nimpt, das nicht zu sagen ist, do eine die haer vor zu berge stehen, ich von Gottes wegen was straffte, aber leyder bey der heylosen gottlosen welt nicht helfen wil, das zu besorgen, Gott werde vns den Muscawitter[11]), wie er dan vns schon treutt, senden, dan Preussen hatt nicht geringe straff verdienet[12]) vnd lest sich zwar ansehen, es wolle mit ihm gantz vnd gar aus werden, don do ist gar keyne puss. Georg von Kunheim[13]), so Lutheri seeliges tochter hatt, hatt mit dem Burggraffen[14]) vmb mich gehandelt vnd mir den dinst zu Mulhausen etlich mal lassen antragen vnd weil er bey Gottes wortt das ihm Gott helff denckt zu pleyben[15]) ich dan dort nicht so vil hab bey doppeltem dienste hab erlangen konnen, als ein armer Dorffpfarher hatt, hab ich ihm dienst zugesagt auff weyhenachten auff zu ziehen.

Bitte E. A. W. wolle den lieben Gott auch fur mich bitten, dan es wurt den teuffel verdriessen. Hirmit wil ich E. A. W. dem lieben Gott befolhen haben.

*) D. Joachim Moerlin 1514 zu Wittenberg geboren. 1535 Magister. 1539 Diakonus. 1540 Doctor theol. daselbst. Prediger in Arnstadt. dann seit 1543 in Goettingen, kam 1550 nach Königsberg, wurde aber Anfang 1553 als Gegner des Osiandrismus seines Amtes entsetzt, ward Superintendent in Braunschweig, wurde aber 1568 als Samländischer Bischof nach Königsberg berufen. † 23. Mai 1571. Vgl. Wagenmann & Lezius in Herzogs Realenzyklopädie f. protest. Theologie XIII und die Literatur daselbst. Freytag, a. a. O. S. 89. Er ist Adressat dieses Briefes. Acta Boruss. I. 149- 165, 551—602, 899—902 II. 477—500.

[1]) D. i. Ehrenvester Achtbarer vnd Hochgelarter Her Doctor. [2]) Würdiger.

[2]) Gemeint ist die Supplicatio, die von 46 Theologen 1560 an Herzog Johann Friedrich II von Sachsen und seine Brüder gerichtet wurde. S. im Text S. 75.

[3]) „zu" ist zu streichen.

[4]) bezieht sich auf die Unterdrückung durch die Osiandristen.

[5]) über der Zeile oder am Rande nachgetragen.

[6]) D. Petrus Hegemon, (oder Herzog) aus Ansbach. 1530 Lehrer an der kneiphöfischen Lateinschule, studierte seit 1541 mit einem Stipendium des Herzogs Albrecht, 1545 Dr. in Wittenberg, 1546 Rector der Domschule in Königsberg, Pfarrer am Dom, zugleich Professor extr. der Theologie an der Albertina (bis 1549), wurde 1550 Pfarrer an der Löbenichtschen Kirche, zeitweilig als Gegner der Osiandristen entsetzt. † 26. März 1560. Vgl. Arnoldt Nachrichten von . . . Predigern I S. 46, 58 u. desselben Historie der Königsb. Univ. I S. 15, II S. 195. Fortges. Zusätze S. 12, 164. Hartknoch, Kirchenhistorie S. 400. Tschackert. Urk. Buch z. Reformationsgesch. Preussens I 298. H. Freytag. die Preussen auf d. Univ. Wittenberg S. 90.

[7]) Michael Thiel, 1548 Diakonus der Löbenichtschen Kirche, † 1558. Vgl. Arnoldt. Nachrichten I S. 61.

[8]) D. Johannes Aurifaber, 1517 zu Breslau geboren, 1538 Magister in Wittenberg, wurde als Professor der Theologie u. Pfarrer zu S. Nicolai nach Rostock berufen. 1550 Doctor daselbst, wurde 1554 zum Nachfolger Osianders von Herzog Albrecht als Präsident des Samländ. Bisthums berufen, wich aber sodann 1565 den orthodoxen Lutheranern und ward Pfarrer zu St. Elisabeth u. Professor am Gymn. Elisabeth. zu Breslau 1567, starb daselbst 1568 19. Oct. s. Wagenmann u. Kawerau in Herzogs Realencyklopädie 3. Aufl. II. S. 288. Freytag a. a. O. S. 91.

[9]) D. Petro Veneto]. Es ist zu lesen: D. Petro (Hegemone, D. Georgio) Veneto. Georg von Venedien (Venediger, Venetus) geb. 1519, von ostpreuss. Adel, studierte mit Unterstützung des Herzogs Albrecht Theologie (vg. Tschackert. Urkundenbuch II S. 435) zu Wittenberg, ward 1550 Magister und Doctor, wurde Professor der Theol. in Königsberg, 1556 Pfarrer z. S. Nicolai in Rostock und 1558 Superint. z. Cammin in Pommern. 1567 ward er nach Sturz des Osiandrismus als Bischof von Pomesanien nach Preussen zurückberufen und starb 1574 zu Liebemühl. Arnoldt, Historie II 157, 196, 459. Freytag. die Preussen auf der Univ. Wittenberg S. 35. Wigand in Acta Boruss. 3. 382.

[10]) D. Rupert Dürr, geb. 1525 zu Schorndorf, 1554 Doctor zu Tübingen, ward von Brenz zur Beilegung der Osiandristischen Streitigkeiten nach Königsberg Juli 1554 gesandt, verblieb daselbst als Professor der Theologie bis 1556, wurde dann General-Superintendent und Stadtpfarrer in Durlach. † 1586.

[11]) Die Russen (Moskowiter) stehen damals, wie die Türken, stets als drohende Gefahr im Osten Deutschlands und wurden öfter in ähnlicher Weise zitiert. Sie waren damals in Livland und Esthland eingefallen. So werden die in der Einladung der Kaiserl. Gesandten an den Naumburger Fürstentag am Tridentiner Konzil teilzunehmen erwähnt. vgl. Heppe, Gesch. der deutschen Protestant. I S. 396, 478. Um ihnen begegnen zu können, ward das Ordensland Livland ebenfalls weltliches Herzogtum.

[12]) der Osiandristischen Schwärmerei wegen, meint Hennenberger.

[13]) s. Anm. 31 zu Beil. III.

[14]) Christoph von Creutz (Creytzen), Oberburggraf von 1550—1574. s. Kaspar von Nostitz, Haushaltungsbuch hsg. v. Karl Lohmeyer S. 16. Anm. 2. Den Creutzens gehörte Domnau. Ebda. S. 119Anm. 1. vgl. Hennenberger. Erklärung d. Landtafel S. 320.

III

(Ms. Gedan. 1326. Bl. 275 ff.)

Joh. Aurifabers Verhandlung mit den Pfarrern des Amts Brandenburg wegen Annahme der Kirchenordnung am 3. Juli 1561.

Anno 1561, den 3. Julii seindt wir alle Pastores (des Ampts Brandenburg[1]) auffs Präsidenten[2]) Citirung gen Konigsperg gekommen vnd Glock acht des Morgens gestanden fur dem Präsidenten vnd sein Beysitzern, Jagenteuffel[3]), Vogel[4]), Siekio[5]), Alb. Hacken[6]).

Erstlich hatt er sich bedanckt vnsers Gehorsams vnd Erscheynung vnd darneben angezeygt, warumb wir verschrieben sein, nemlich, weil F(ürstl.) D(urchlauch)t Kirchenordnung laugst außgegangen vnd aber er in Erfahrung keme, das etliche dieselbigen furt zu setzen sich wegertten, wolte er derhalben itzunder von eynem itzlichen in sonderheyt horen, was sein thun were. Ob er sie angenommen hette, oder ob er sie noch annehmen wolte, oder ob er sie nicht wolte annehmen.

Darauff haben wir ihm müssen antwortten, wie wir vngefehrlich nach einander vns gesetzt hatten. Vnd ist der erst, der sich selbst oben angesetzt hette gewessen der Pfarher von Perschke[7]), ein leichtferttiger vnd versuffener Mensch, der geantworttet, er hette sich solcher lange Zeyt gewegert anzunehmen, aber der Hauptman zu Brandenburg[8]) hette zu vil mit ihm darauß gehandelt, das er sich nun hette eines andern bedacht. Vnd weil die vordrige Tauff ein papisticum figmentum vnd ein Narrenwerck were, so wolte er nun bey der newen Tauff bleyben etc.

Darauff haben die Herren ihn vmb solcher gottlossen wort nicht gestrafft, sundern mit ihrem stillschweygen ihres Hertzen meynung angezeiget. Nam qui tacet consentire videtur.

Hernacher haben sie alle ihre meynung gesaget vnd des mehrer theil Ja — Herren[9]) gewessen; wenig die begertten ein Eynigkeyt, auff welche seytten es mochte komen, auff die alten Ordenung oder Newen, were ihnen eben gleich.

Hernacher kam die Ordenung an Hern Christophorum Wilten[10]), Pfarhern zum Haberstro, der sagt, wie das sie ihn zu vohre zweymahl zur solchen Newen Kirchenordenung beredet vnd gezwungen, welchs weil er es wieder sein gewissen vnd auß gottlichem Wortte befunde, das sie vnrecht were, wolte er es alhie offentlichen wiederruffen haben vnd ferner daruber ehr Leib und Leben wagen, ehr er sie wiederumb wolte annehmen.

Hernacher kam es auch an vns, der wir sieben waren vnd vnser anligent vnd meynung schrifftlich verfasset; weil aber ein iglicher in sunderheyt gefragt, gab ein iglicher seyne Antwort, wie das er es nicht wusse anzunehmen etc. Vnd weil aber keiner das gerichtet, das der lose Mensch gesagt, es were figmentum papisticum vnd ein Narrenwerck, sagt ich darneben, es thette mir ihm Hertzen wehe, das ich solche gotteslesterisch Wortt solte horen vnd vnsere forma der Tauff, welche Lutherus hette gelassen, so greulich solte gelestert werden. Den Präsidenten aber verdroß es vnd hieß mich schweygen, sagt „Caspare, es sal euch genug geantwortt werden".

Darnach hieß man vns alle entweichen.

Vnd weil wir nun Christophori wortt gehoret, zeigten wir ihm an, wie vnser sieben ein schrifft gestellet, darauff wir beruhen wolten; ob er sie lesen wolte, vnd so es ihm gefiele, mochte er sich auch vnther schreyben, welchs er mit grossen Freuden laß, sich baldt vnderschrieb.

Baldt hernach wurtt vorgenanther Christophorus furgefordert vnd versucht, ob er wiederumb abgefurt mochte werden. Do sie aber nicht schaffen kundten, haben sie ihn greulich ausgemacht, er aber hatt sich auff vnser schrifft beruffen.

Weil sie aber vernahmen, das wir vnser thun schrifftlich verfasset vnd wer sie bey sich hette, ist her Fabian Rethel[11]) hinnein gefodert worden, lang darinnen gewessen, die schrifft eingelegt, do sie dan grewlich mit ihm gelebet, entlich aber auch entweichen müssen.

Vber ein weil seindt wir semptlich gefodert worden, do sie erstlich den Ja — Hern gedancket vnd sie zu ihrer Bestendigkeyt vermanet, vnd befolhen denen, so es zu vohre nicht ihns werck gebracht, nun aber es zugesagt, sie wolten es furtsetzen ohn allen verzug vnd darinnen fortfahren. Vns aber wolte er ferner vnderrichten, dan die Belgischen[12]) hetten sich vor acht tagen auch zum theil gewegert, aber nach guttem bericht weren sie einmuttig geworden vnd hetten es

alle angenohmen (Nota:[13]) Her Simon[14]) von der Balgen hats noch nicht woln eingehen): solches, hoffet er, solle vnther vns auch geschehen.

Do wolt man vns ein groß Buch geben, war wieder den Hern Salomonem Calachium[15]) geschrieben, das solten wir baldt nach der Malzeyt lesen vnd glock drey alle oder semptlich komen vnd vnsern part das antwortt darauff geben, weil es aber zu groß, die Zeyt zu kurtz, schlugen wir es ab, besunderlichen, weil es nicht alles auff vns schrifft gestellet.

Do erbotte er sich, er wolte es lassen außziehen, was vnser thun belanget, vnd wir solten es baldt nach der malzeyt lassen holen, vberlesen vnd vns Glock III auff antwortt schicken, vnd do poltert er auch was mit vns besunderlichen vnsern virthen artickel belanget, sagt, wir hetten lugenhafftige Artickel gesetzt. (Hie fragt der Präsident, warumb wir doch den virdten Artickel gesetzt, so sie sich eynes solchen doch wol in ihrer ordenung verwart. Antwortt Her Fabian Rethel. Weil der Exorcismus[16]) wieder die Pelagianer in die kirchen geordenet, sie aber denselbigen verwurffen, were zu besorgen, das nach abthuung des Exorcismi die Pelagianer[17]) widerumb einen Zutrit mochten krigen.)[1]) Ich hielt ihm fur, warumb sie dis Stück in der Tauff aussen gelassen de peccato „vnd die er selbest dazu gethan?"[18]) antwort er, es were nicht de peccato originali sundern Actuali etc.

Volget vnser schrifft, eingelegt den 3. Julii Anno 1561.

Erstlich, Dieweil in diesem Fürstenthumb sich ein erschrecklicher Irthumb im Artickel der Rechtferttigung[19]) erreget, der nun aber aus gottes wortt durch die reynen kirchen der Augspurgischen Confession zu gethan erstritten vnd doch von den Schwermern nie wiederruffet Oder auch in der kirchen Ordenung mit namen nirgent verdammet wurtt, wie doch nottig, sondern die Ordenung eben desselbigen ein Deckel sein sal, so wissen wir dieselbigen keins weges anzunehmen.

Zum anderen, weil im Artickel von den gutten Wercken in der Kirchenordenung gesatzt wirt, als solten sie notwendig sein, dazu das wir in der gerechtigkeyt des glaubens erhalten wurden,[20]) vnd also mit der Meynung Maioris einstimmig sein solte,' welche Meynung doch auß gottes wortt durch die Sechsischen Theologen[21]) erstritten, das sie irrig.

Zum dritten, weil die Forma der Tauff darinnen geendert vnd von Lutheri forma gewichen wirt, die doch christlich auch von Menio[22]) in eim sundern Buchlein verteydigt wurtt, welchen Lutherum wir doch sampt vnsern pfarkindern fur den letzten Eliam erkennen, derhalben ohn erschrecklichs ergernis, so wir bey vnsern Pfarkindern anrichten wurden, solchs nicht anzunehmen wissen.

Zum virdten befurchten wir vns auch, so wir in die Kirchen Ordenung bewilligten, das wir damit den Pelagianern thur und fenster

offenen wurden, ihren grausamen yrthumb in die kirchen wiederumb einzufuhren.

Vnd wie wol mehr stuck, wollen doch wir ihn kurtze es also lassen bleyben.

Fabianus Retthel, Pastor zu Dompnaw.
Erasmus Landsberg[23]), Caplan vnd vice Pastor zu Friedtland.
Johannes Hoffman[24]), Pastor Ecclesiae in Stockheim.
Caspar Hennenberger, Pastor zu Müllhausen.
Caspar Scheibichen[25]), Pastor zur grossen Schonaw.
Anthonius Trogus[26]), Pastor zu Almenhausen.
Christophorus Stanislaus[27]), Pastor zu Tharaw.
Christophorus Wilde, Pastor zum Haberstro.

Glock halweg eins schickten wir wiederumb hin nach dem Antwortt, welchs noch nicht abgeschrieben (do sie doch zwen Schreyber von eylffen an gehabt) war, vnd hette der präsident zum Hern Johan Hoffman gesagt, Fürstliche Durchl. were vns vil zu gelinde, wen er Landesfürste were, er wolte vnsern Mutwillen nicht so lange gelitten haben etc.

Glock II krigten wir das antwort, war ungefehrlich bey VII bogen, welches wir dieselbigen Stunde nicht recht lesen kundten, wil geschweygen recht bedencken vnd wol beantwortten, liessen es deshalben ligen.

Glock III stunden wir wiederumb vnd zeygten vnser beschweer an nemlich, das diese schrifft nicht auff das vnser gestellet, das auch die Zeyt vns viel zu kurtz zu vberlesen gewest, das wir ihnen, die wir so grosse gaben als sie hetten nicht haben, auff ihr thun so plotzlich antwortten kundten, darob sie so gar lange Zeyt ob gemacht hetten. ‖ Begertten und batten, weil das scriptum so lang, die sach groß vnd nicht vnser, darneben auch der augst[28]), das wir mit dem Augst zu thun, man wolt vns die Zeyt biß auff Michaelis erleuben: geben wir ihnen darnach ein solche antwort, die ihnen nicht gefiel, mocht man mit vns machen, verjagen etc., wie man wolte.

Sie aber wolten kurtzumb itzunder ein antwortt haben, oder solten wissen, es were Fürstlichter Durchl. Befelh vnd Mandat, wolten wir die kirchen Ordenung nicht annehmen, so wolt man vns zum Landt auß jagen. Sagten wir, wir hetten mit Fürstl. D. in solcher sachen nicht zu thun, es weren nicht Fürsten sachen; wir glaubten auch nicht, das Fürstl. D. die sach so hoch trieb, es were mehr sein thun als des Fursten.

Eyner hub an, man durffte vns nicht vil jagen; wil man vns nicht ferner haben oder leyden, so konnen wir wol selbst hinnauß ziehen. Do wart der präsident sehr boß, sagt: Ja, so thut ihr, ziehet hinnauß, tragt vns darnach draussen vberall auß etc.

Saget kurtzumb, wir solten itzunder vnser antwort sagen, blieben wir auff vnserm scripto; wolten sie aber ein antwort auff ihr thun haben, solten sie vns

die Zeyt auff Michaelis vergonnen. Sagt der Präsident, ob schon uns der Fürst die Zeyt vergonnet, so wolte er es doch nicht thun; wir solten vns biß auff morgen Glock acht (entlich kam es auff zwolff) bedencken. Wir aber schlugen es als vnmuglich auß.

Hierunther verlieffen sich vil Rede vnd hartte wortt vff beyden Seytten, so alhier zu erzellen vnmuglich.

Weil wir aber nicht nach seyner pfeiffen wolten dantzen vnd so grobe gewisse haben und so leichtfertig wolten handeln, wolte er vns als vntuchtige lose Leut außmachen vnd ein bose || zu hauff gelaufene rott declariren. Hub am Wilden an, sagt, er were ein vnbestendiger verlogener Mensch, hette es schon angenomen, fiel nun wiederumb ab; er aber sagt, sie hetten ihn verfurt. Kam auff Erasmum Landsberg, wurff ihm sein sauffen fur; er aber sagt, er wolte es mit seim gantzen Kirchspiel bezeugen, das er mit seynem trincken niemandt ergerlich were, auch sich nicht vol süffe. Kam an Pfarher zur Großen schonaw, wurff ihm sein Handtschrifft fur, wie er ihm 10 marck geliehen, darauff ein Handtschrifft gelassen auff Ostern abzulegen, vnd hette ihm an die Handt gelobt, die Kirchen Ordenung anzunemen: hette keins gehalten. Dieser bestundt was vbel etc. Fraget auch mich, Wer mich beruffen hette? Zeygt ich an: er, vnd hette mir daruber siegel vnd brieff gegeben. Er sagt aber, nur gen Dominaw[29], ich hette mich zu Mulhausen eingedrungen. sagt ich, das were nicht, sundern ich hette es nicht begerrt, so were mir der Dinst zum dritten mal angebotten vnd ordentlicher weis angetragen vom Lehenhern, kirchenvettern, alten pfarhern[30] vnd gantzem kirchspiel. Fragt mich, warumb ich dan nicht zu Dompnaw were geplieben. sagt ich, das were nicht mein schuldt sondern seyne; hette er, wie ihm zustendig, visitirt vnd vns geholffen, daß wir vns hetten mogen behelffen, so were ich wol da geblieben; ich hette es ihm offtermals in den 6 Jahren geklaget; hette erstlich verheissen, er wolte visitiren, hetten so lang gewarttet, das wir schier zu stumppern geworden; letzlich hette er mich zu Dompnaw gantz trostloß gelassen, hette ich ferner mich nicht kundten entsetzen, hette mich, mein Weib und Kindt auch mussen hungers erwehren und versorgen. Were mich do hett angenohmen? sagt ich, mein Juncker der Jorg von Kunheim[1]). Ober er Lehen herr were vnd mich dorffer an seyn Vo(r)wissen annehmen? sagt ich: Ja, er ist Lehenher, vnd darff ein kirchspiel ein geordentten prediger in solchen fehlen annehmen. sagt er, der Fürst wer Lehenher. || Ich fragt ihn aber, ob er wuste irgent ein laster an mir vnd ob ihm irgent eyner etwas boses von mir gesaget hette? sagt er, nein. Fragt ich es ihn zum andern mal, dan ich stunde do, mich zu verantwortten. sagt er, wen er was von mir wuste, er wolte es mir wol vnther die Augen sagen.

Geschehen sehr vil hartter rede, die ich nicht aller erzelen kan. Endtlich krigten wir den bescheidt, wir sollten nuen zu Hause ziehen, er wolt vns kürtzlich

vnser Ding beantwortten vnd Fürstlicher Dt. befeleh mit schicken. Ist aber nichts gefolget.

---

[1]) am Rande nachgetragen.

[2]) Joh. Aurifaber. Siehe zu Beilage II.

[3]) Jagenteuffel, Nicolaus, Magister, ein geborner Königsberger, stud. 1544 in Wittenberg, ward 1550 in die Artistenfakultät der Albertina registriert (Tschackert a. a. O. III 260) und Archipaedagogus, 1552 Professor der Dialektik, und seit 1553 der Mathematik, seit 1560 Pfarrer der Löbenichtschen Kirche und Professor der Dialektik an der Universität, Assessor des Konsistoriums, verließ Juni 1567 Königsberg und wurde 1567 Ephorus der Annabergschen Inspektion in Meissen, 1575 Superintendent in Meissen, dann Generalsuperintendent und Hofprediger in Weimar, starb hier 1583. Vgl. Arnoldt, Nachrichten I S. 58, Derselbe, Historie der Königsb. Universität I 38 II 374. Hartknoch, Kirchengesch. S. 412. Hennenberger Erklärung d. Landtafel S. 224. Freytag, Preußen auf d. Univ. Wittenberg S. 44.

[4]) M. Matthaeus Vogel, geb. 1519 zu Nürnberg, 1545 zu Lauffen, 1548 in Nürnberg Prediger, mußte 1549 des Interims wegen abdanken, ward Herbst 1549 Pfarrer in Labiau, 1550 in Wehlau, 1554 am Dom zu Königsberg und 1557 zugleich 2ter Professor der Theologie an der Albertina, 1566 nach Sturz des Osiandrismus ging er nach Horberg, 1571 nach Göppingen, wurde schließlich 1580 Abt und Generalsuperintendent zu Albersbach. † 1591. Vgl. Arnoldt, Nachrichten II 48, 57, I 47, ders. Historie d. Königsb. Univ. II 175. Hartknoch, Kirchengesch. S. 385, 412. Freytag, a. a. O. S. 92.

[5]) Mag. Peter Sickius, geb. 1530 zu Rendsburg, 1555 Magister in Rostock, dozierte in Wittenberg, kam 1558 auf Melanchthons Vorschlag in die 2te theolog. Professur nach Königsberg, Assessor des samländ. Konsistoriums, 1575 ging er nach Elbing als Rector des Gymnasium, von dort in gleicher Stellung 1579 nach Brieg, 1583 nach Goldberg. † 1588. Vgl. Arnoldt, Historie d. Kgsb. Universität II 176, 414. Zus. 32. Freytag, a. a. O. S. 105.

[6]) Albert Hacke hatte in Wittenberg studiert, wurde von Luther 1539 an Herzog Albrecht empfohlen, und von diesem als lateinischer Kanzleischreiber angestellt. Vgl. Tschackert, Urkundenbuch II S. 390. Er scheint hiernach unter Aurifaber wie die andern drei genannten dem Konsistorium angehört zu haben. Freytag, a. a. O. S. 34.

[7]) Der Name dieses Pfarrers von Perske (Pörschken, Perssken) scheint nicht bekannt zu sein. Eine Anekdote von ihm aus dem Jahre 1556 oder 1557, in der er auch als ein Mann bezeichnet wird, der „gern tranck“, erzählt Hennenberger in seiner Erklärung der Landtaffel S. 348 nach Christoph Falks Elbingischer Chronik (ed. Toeppen 1879, S. 172).

[8]) Hauptmann des Amts Brandenburg war damals Antonius von Borcke (Borck, Borg, Borgke). Über ihn berichtet Kaspar von Nostitz Haushaltungsbuch S. 188 ff. ungemein ungünstig: Gehets in einem ampt unrichtig oder untreulich zu, so ists zu Brandenburg. Die Lebensnachrichten über die Gebrüder von Borcke hat Lohmeyer a. a. O. S. 238 zusammengestellt. Danach war Antonius wenigstens

seit 1551 bis 1575, wo er Landhofmeister wurde, Hauptmann des Amts Brandenburg (und seit 1573 von Bartenstein). Er starb 23. Dez. 1575, 75 Jahre alt. Antonii Borcken (d. h. eine in seinem Besitz befindliche) Chronika findet sich unter den Falkschen Chronik-Auszügen. Vgl. das Danziger Ms. 1268. Bl. 215 ff.

[9]) Zu dem Ausdruck vgl. Nostitz, Haushaltungsbuch S. 125,5.

[10]) Christophorus Wildius, Pfarrer zu Haberstro oder Haffstrom, s. D. H. Arnoldt, Nachrichten II S. 188.

[11]) Über Fabian Rethel oder Rettelius, 1550–1593 Pfarrer in Domnau, vgl. Arnoldt a. a. O. S. 179.

[12]) die Pfarrer des Amts Balga.

[13]) auf dem Rande nachgetragen.

[14]) Simon Scolius, Pfarrer in Balga. Vgl. über ihn Arnoldt a. a. O. II S. 208.

[15]) Vgl. Hennenberger Erklärung S. 185. Salomon Calachius, aus Grimma gebürtig, der als Pfarrer in dem zum Amte Rastenburg gehörigen Dorfe Schwansfeld gegen die neue Kirchenordnung aufgetreten war, war im Januar 1561 in Königsberg gefangen gesetzt und wurde dann des Landes verwiesen. Vgl. Hartknoch, Preussische Kirchen-Historie 398 f., Arnoldt a. a. O. S. 282; Hase, Herzog Albrecht und sein Hofprediger S. 264. — Er wurde später Pfarrer in Schönsee in Westpreussen. — Reiches noch unbenutztes Material über ihn enthält die von ihm geschriebene Handschrift Ms. 1247 der Danziger Stadtbibliothek, vgl. auch Ms. 1326 Bl. 105 über Calachius' Spottlied.

[16]) Aurifaber hatte den Exorzismus aus dem Taufformular der Kirchenordnung von 1558 entfernt.

[17]) Pelagianismus. Pelagius leugnete die Erbsünde, erklärte den Menschen von Natur für gut, die Sünde ist freie Willenstat, damit fiel auch die Bedeutung der Gnade.

[18]) Peccatum originale der Kinder wurde vom Pelagianismus nicht anerkannt, und deshalb galt ihm die Kindertaufe nicht notwendig in remissionem peccatorum. Auch die Philippisten erkannten eine Freiheit des Willens an.

[19]) Eben die Lehre Osianders von der Rechtfertigung. Über ihn das Buch W. Moeller's, Andreas Osiander, Elberfeld 1870.

[20]) Die Kirchenordnung führt unter den Ursachen, warum der Mensch gute Werke zu leisten schuldig ist, als vierte an „damit wir in der Gnad Gottes und Gerechtigkeit des Glaubens erhalten werden und nicht wider durch die grobe Sünde aus der Gnad in den Zorn Gottes auff ein newes einfallen". Diese Lehre Georg Maior's ward von den Flacianern verworfen. Über Maior s. Anm. 4 zu Beilage V.

[21]) Unter den Sächsischen Theologen sind Flacius Illyricus und Joh. Wigand bis Ende 1561 in Jena zu verstehen und speziell die Schrift: Discrimen sententiae Saxonum aliorumque orthodoxorum et Maioris ac Menii de operum necessitate ad salutem. Siehe Salig, Historie der Augsp. Confession III S. 61. Heppe, Gesch. d. Deutsch. Protestant. I 79.

[22]) Justus Menius, Vom Exorcismus das der nicht als ein zeuberischer Grewel zu verdammen, sondern in der gewöhnlichen Action bey der Tauffe mit Gott vnd gutem Gewissen wohl gehalten werden möge. Wittenberg 1551, 8.

[23]) vgl. über ihn Arnoldt a. a. O. II S. 178. Starb 1570.

[24]) fehlt in der Reihe der Pfarrer von Stockheim bei Arnoldt II S. 199.

[25]) Caspar Scheibichen war bis 1545 Pfarrer zu Lindenau und Grunau, dann Pfarrer in Arnau gewesen. Nach Groß-Schönau kam er 1549. Vgl. Arnoldt II S. 11, 187, 214, 216.

[26]) fehlt in der Reihe der Pfarrer von Almenhausen bei Arnoldt II S. 183.

[27]) vgl. über ihn Arnoldt II S. 200 Stanislaus (Stentzel) war also schon 1561 Pfarrer in Tharau. Hennenberger Erklärung S. 451 beruft sich auf eine mündliche Erzählung Stentzels. 1579 unterschrieb dieser die Formula Concordiae.

[28]) augst, eigentlich Augustmonat, hier: Erntezeit, Ernte.

[29]) Domnau.

[30]) der Amtsvorgänger Hennenbergers in Mühlhausen ist nicht bekannt. Nicolaus a Curiis kann es schwerlich gewesen sein. Arnoldt Nachrichten II S. 193.

[31]) Georg von Kunheim, der Jüngere, Schwiegersohn Luthers. † 1611. Der Grossvater Daniel von Kunheim war 1474 mit Mühlausen und Schultitten belehnt, der Vater Georg von Kunheim, der Ältere, war als Staatsmann für Herzog Albrecht tätig gewesen, wurde 1527 Hauptmann des Amts Tapiau und starb als solcher und Fürstl. Durchlaucht Geheimer Rat (Hennenberger Erklärung S. 322) Ende des Jahres 1543. Dessen vier Söhne waren Christoph Albrecht, Erhard, Volmar und Georg v. Kunheim der Jüngere. Vgl. K. Lohmeyer. Nostitz's Haushaltungsbuch S. 252. Georg von Kunheim ward 1532 geboren, von Herzog Albrecht ins Pädagogium aufgenommen, studiert in Königsberg und Wittenberg (1550. 15. Aug. imm.) verlobt sich 1554 mit Margarete Luther, 5. Aug. 1555 heiratet er sie. Margarete starb 1570. Von 10 Kindern blieben nur drei am Leben. In zweiter Ehe heiratete Kunheim 1573 Dorothea von Oelsnitz. Er wohnte zu Knauten, war Lehnsherr von Mühlhausen, starb 1611. Vgl. Nietzki, Margarete von Kunheim, Kgsbg. 1900 u. Freytag, die Preussen auf d. Univ. Wittenberg S. 47. Andreas Vogler (Pfarrer z. Mühlhausen 1606—17) Leichpredigt auf ihn 1611.

IV.

(Ms. 1326 Bl. 270)

Hennenberger an Johannes Aurifaber.

(1561)

Gottes Gnade vnd Barmhertzigkeyt durch Jesum Christum zuvohre. A. E. vnd hochgelartter Her D. und Präsident! Ob wol ich E. A. W. nicht gesinnet war von solchem Handel zu schreyben, aber E. A. Wirden negst bey vns gewessen vnd eine schrifftliche Antwort begeret, warumb wir dieselbe (ewere new)[1]) Kirchen Ordenung nicht an wollen nemen, achte ich es noch fur vnnottig, euch vil darvon zu schreyben, dan dasselbig fur vns feyne vnd gelertte Menner gethan, aber nichts außgericht. dan das man pflegt ihm proverbio zu sagen surdo fabulam canere. Derhalben ich als der geringst vil weniger außrichten wurde vnd mich derhalben dem W. Her Fabian Rethel[2]) vntherschrieben. vnd sey der Meynung, auff solche angezeygte Stuck vnd Meynung mich von der alten Ordenung, Lehr,

Form vnd Meynung mit nichten abwendig zu machen lassen, vnd hoffe auch, Gott werde mir seynen heyligen Geist darzu verleyhen, daß mir[3]) Einfeltigen der spitzfindig Philosophen argumenta nicht schaden sollen, wil meyne Ohren auch dagegen gleichsam wie Ulyssis Gesellen bey den Sirenen zustopffen, das ich so leichtlich keinen Schaden krige. Bitte auch darnach, E. A. W. wolle keyne Muhe noch Sorg darinnen tragen, mich von der alten Lehr noch Cerimonien abzuwenden, den es wurt doch alles vergebens sein, vnd sage mit dem fromem vnd guttem Man Basilio Caesarene Capadotiae episcopo: Ego crastino idem ero qui nunc, sey gutter Hoffenung vnd Zuversicht, der liebe Gott, der mich vor der grewlichen (Ertz- vnd)[1]) gottslesterichen Ketzerey behuttett, werde mich auch vor dem schedelichen Schwarm Maioris[4]) auch behutten. Das aber vns furgeworffen wurt, wir tringen vns zu F(ürstl.) D(urchl.) G(naden), thut man vns vnrecht, vnd gleichwie wir vns auch nicht zu euch getrungen, darumb ich dan auch dasselbig Buch von Hern Heuptman von Brandenburg[5]) nicht hab wollen annehmen, das ich es euch nicht dorffte wiederum zu schicken vnd ihr eynen Schein kriget, als ob wir vns zu euch trungen vnd suchten Zanck: vil weniger tringen wir vns zu F. D.; kundten wir nure bey der alten vnd rechten Lehr vnd Or(d)nung bleyben, were wir wol zufrieden. Wir wollen (wie wir es dan auch nicht konnen) F. D. ihr Schwerdt nicht nemen || welchs ihr in diesem Landt allein gehort, aber der Kirchen gehort wiederumb auch das geistlich. Ich halte es darfur, so F. D. zu rechter Zeyt eynem Ambrosium gehabt, er solt auch wol ein Theodosius geworden sein (und gesaget nach dem Fahl: Non nobis domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam)[1]). Aber der Heuchler, Suppenfresser vnd so do weiche Kleyder antragen vnd das placete singen, sein zu vil, aber Gott wurt das Plut von ihren Henden fordern.

[1]) über der Zeile zugesetzt, bzw. am Rande.

[2]) S. Anm. 11, Beilage III.

[3]) in der Hdschr. steht: wir.

[4]) Georg Maior, Professor zu Wittenberg und Superintendent der Mansfelder Diözese. Seine Lehre vom Nutzen der guten Werke zur Erhaltung der durch den Glauben bereits erlangten Gerechtigkeit ward von den Flacianern für Ketzerei erklärt. Vgl. Salig, Historie der Augsb. Confession I S. 637 ff. III 62. Heppe, Geschichte des Deutsch. Protestantismus 1555—81. Bd. I S. 79 ff. G. Kawerau in Herzogs Realencycl. [3] XII S. 88. Bekenntniss G. Maioris von dem Articul der Justification u. s. w. Wittenberg 1559.

[5]) Antonius von Borcke, er sandte den Pfarrern seines Amts die Kirchenordnung von 1558 zu. Hennenberger Erklärung S. 185. S. oben Anm. 8 zu Beilage III.

V.

(Ms. Gedan. 1326 Bl. 281.)

Von der Visitation gescheen zu Mulhausen

Anno 1564 den 14. vnd 15. Martii.

Anno 1564 den 14. Martii seindt vmb den Mittag allhie zu Mulhausen angekomen D. Joannes Aurifaber, Präsident, M. Lucas David[1]) vnd Balthazar Müller, verordenter Visitation Schreyber.[2]) Der Heuptman von Brandenburg Anthonius Borgk solte auch kommen, blieb aber aussen. Schickten mir eynen botten, zu ihnen ihn krug zu komen. Do ich kam, wolten sie, das ich mit ihnen essen muste. Nach der Malzeyt nahmen sie die pauren fur und verhortten sie ihm gebette. Nach demselbigen gingen sie mit mir auff die widem[3]) ihn das Oberstubchen. Do hub der Präsident an, Wie wol er wuste, das ich zuvohren auch examinirt were von ihm geworden, vnd mein Fundamentum kundte, were es ihm doch aufferlegt von Fürst. Dt. vnd auch der gepranch, das man die pfarhern weytter fraget etc. Ich aber antworttet, ich hette nach vielen Trubsaln ein schwach gedechtnis kriget, darneben mich auch nicht drauff geschicket: doch wolte ich mich willig darein geben. Derhalben sie mich furnamen a creatione, lapsu, lege, evangelio, bonis operibus etc. fragten. vnther des wurden sie zu Rath, weil Juncker Georg von Kunheim, dieses kirchspiels Lehenher, nicht selbst wolte komen, das Lucas David zu ihm zuge, etlicher Sachen den Decenlin[4], belanget sich mit ihm vnterredet. In abwesent Lucae Davidis fraget mich der Präsident weytter de bonis operibus vnd ob ich auch mit ihrer Proposition inn ihrer Kirchenordenung zufrieden were. sagt ich, wen es des Maioris meynung[5]) solte sein, were ich nicht mit zufrieden, er fragt, ob ich nicht die Kirchenordenung bey der Handt hette, er wolte mir den punct recht weysen, ich schwige stil, fur er fort mit reden, fraget ferner vmb die kirchenordenung, ich wolte sie ihm reichen. Do reichet ich im meyne vnd stundt geradt am randt bey der proposition durch mich geschrieben: „Die Werck sollen uns erhalten, achte ich opera bona sunt necessaria ad salutem, wie Maior vnd sein discipulus vnser Präsident wollen.“ Do er das gelesen, hub er an: ey sollet ihr mir das thun? derwuscht das Buch, gleichsam er mir nach dem Kopff damit schlagen wolte. Hielt[6]) gleichwol stil, sagt ||, er hette es nie ihn dem mit dem Maior gehalten. Antwort ich, Er hette es zu Dompnaw gethan, ich hette es aus seynem Mundt gehoret, das er zu uns gesaget, Ob wir den Maior eynes yrthumbs zigen. Sagt er, er hette vom Philippo[7]) vnd nicht vom Maiori geredt, er were wol was commottus gewessen, aber gleichwol wuste er woll, was er redet, wen er schon was sich erzurnette. Ich antwortte, ich wolte es mit dem Pfarher zu Dompnaw[8]) beweysen. Er blieb auff seyner Meynung vnd ich auff meyner. Do fragt ich ihn, was er von den propositionibus Maioris hilte, als opera sunt necessaria ad salutem, Item, quod nemo sine operibus fuisset saluatus. Sagt er, simplicieter kundte er sie nicht loben.

hetten ihm nie gefallen, auch Philippo nicht, der hette sie auch nicht wollen lassen drucken, weren auch wieder seynen Willen gedruckt geworden; seyne Deuttung oder Declaration kundte er aber nicht verdammen. Ich fragt ihn, warumb er dan die ienige, so ihm seine errores auffdecketen, also lesteret, sagt er, do kundte er nicht zu thun. bliebe also auff den ersten tag.

Der andern tag, nachdem sie auffgestanden, gingen sie wiederumb alle bede in meyne studir stuben, lissen mir sagen, ich wolte was zu ihn komen. Do ich nun zu ihn gekomen, hiessen sie mich neben sich setzen. Do hub der Präsident an, es were gestern mit mir von der lehre geredet geworden, nun wolte er auch gern freundtlicher Weyse mit mir von der tauff reden; er hilte auch darfur, weil schon lange Zeyt daruon gehandelt were geworden, ich wurde mich auff antwortt geschickt vnd bedacht haben. Antworttet ich, Ja, ich liesse es bey der ersten[9]) bleyben, gedecht nicht vil darober zu disputiren. Er: es enstunde greulich vil ergernis daraus, dan man meynette, das zweyerley tauff were, vnd were eynigkeit sehr von notten, das man der kirchen dienette vnd vnther vns eynig wurden. Nun were jene forma der Tauff schon vom mehrertheil angenohmen und vorwilliget, kundte, ob man schon gern wolte, nicht zuruck gebracht werden; derhalben betten sie mich, ich wolte doch die arme kirche bedencken vnd mich auch darein geben, meyne Volcklein vntherweysen, das dem ergernis gewehret wurde. Ich sagte, von wem die ergernis keme? Do sagt (er), darvon were itzt nicht zu sagen. Do sagt ich, Weil das buch sal sein Confirmatio amnistiae[10]) vnd ein Schande teckel der Osiandrischen Schwermereyen, kundte ichs keyneswegs annehmen, wüste auch keyne gemeinschafft mit den Osiandristen zu haben, sonder sie als vnbußferttige Schwermer zu fliehen. Antwort Lucas David, das begertten sie nicht von mir, dan er hette des Funcken[11]) Gotteßlesterung selbest gehoret, vnd erzelet etliche solcher gotteslesterung, sagt auch von seyner gottlosen puß, so zum Hafferstro gescheen[12]), sagt auch, er dechte selbst keyne gemeinschafft mit ihnen haben, dan er were ein leichtferttiger Mensch: was er daraussen[13]) wiederruffen, hette er hierinnen wiederumb geleugenet. Solches sagt auch der Präsident, sagt, er hette, ob er ihm schon nun in schwegerschafft verwandt[14] nicht zur verlobung noch kostung wollen kommen, doch müste man das ministerium nicht zertrennen vnd das gutt nicht vmb boser buben willen vnterlassen, vnd der spruch Pauli „Ziehet nicht im ioch mit den gottlossen" were nicht in gutten sundern bosen sachen zu verstehen. Die forma der Tauff were auch nicht vom Osiandro, sunder der Landtgraff, so ein Zeyt lang der bestendigst, zum ersten angenohmen. Der Landtsfurst hette auch hinnaus geschrieben, wie er so grobe vngelertte Pfarrer auff dem Landt hette, das sie ihren Catechismum nicht konten, derhalben muste er ihnen ein gewisse forma furstellen, dechte auch, solchen groben gesellen es nicht zu machen, wie sie es wolten.

Ich sagt: Es were auch das nicht anzunemen, das der Fürst in der vorrede[15]) setzet, das denen, so zum landt hinnaus sein, recht gescheen, vnd hette

wol Fug gehabt, anders mit ihnen zu handelen. Nun were(n) aber die selbigen so veriagt vnd do gemeynet Doctor Morlinus vnd andere frome prediger, denen man weder am leben noch an der Lere schuldt wust zu geben, sunder wir weren mit ihnen eins in der lehre vnd Doctor Morlein[16]) were so lang mein Pfarher vnd Seelsorger gewesen, musten ihm auch Zeugnis seyner lehr am Jüngsten tag geben, wie wir nun darzu solten komen vnd das annehmen vnd wieder vnser eygen gewissen billigen, das wir dortt anders zeugen musten?

Sie sagten, ich solte die Vorrede pleyben lassen, dorffte ich doch die Vorrede darumb nicht annehmen. Ich sagt, nein, nicht also; solches sagt mir Doctor Petter[16]) seeliger, dem antworttet ich „Ey so, Herr Doctor, ist das recht?“, der ging von mir, hatt mir auch darnach keyn Wortt mehr zugeredet. Hub der Präsident an „Ihr werdet wol mit dem Doctor Petter daruon geredet haben.“ Antworttet ich „Ja, er kundte aber die Vorrede nicht billigen.“ Sagt der Präsident „Der Funck hatt sie gemacht, dan es ist sein stylus“. Sagt ich „so ist sie vom Teuffel, dan was die gesellen machen, das halte ich fur teuffelisch.“ Do schwiegen sie stil. Endlich hub der Präsident an, ich mochte wol die Vorrede heraussernehmen, Es lege nicht daran. Ich sagt „nein, Es gehoret zu hauff, man mus es zusammen lassen bleyben.“ Lucas David sagt, weil itzunder Exemplaria gebrechen, so were es gutt, das man die Vorrede nicht hinzu drucket, vnd ob etliche Exemplaria noch vorhanden, das man die Vorrede hinweg thet; Man solte nicht so mit vmbgangen haben, sunder solte einen Synodum zuvohren versamlet haben, so hette man kunden sehen, was zu thun.

Ich sagt „ich hab sonsten noch ein scrupulum darinnen, nemlich warumb man die Wortt aussen gelassen: „Vnd die er selbest gethan“.[17]) Er sagt, nemlich der Präsident, er hette es nicht befolhen, das man es solte aussen lassen; es were auch zuvohren ein grosser Zanck in Sachen[18]) vmb solcher Wortt willen gewessen. Fragt ich, ob die kinder auch Actiones naturales hetten. er sagt, was? ob ich motus naturales meynette, ich sagt ia; er sagt, es sein convertibilia vnd habens. (Ich kundte ihn do nicht wol verstehen.)[19]) Do sagt ich, so mussen die kleynen kinder, so nicht getaufft sein, eygene und gethane sundt haben, vnd halte darfur, das was sie thun, als weynen etc., sey alles sundt, sindtemal sie in der sundt empfangen vnd geborn vnd ihn Sathanae reich seindt. Sagt er, ey nein, man mussette die Naturalia nicht fur sundt rechnen. Ich sagte, naturam esse depravatam omnino. Er sagt, man kundte es wol beweysen, das die Naturalia nicht sundt weren, sonsten muste essen, trincken etc. sundt sein, dan Jesus hette kleyne kinderchen furgestellet den Apostelu, darumb muste gott keynen mißfallen an ihnen haben. Antwortt Lucas David „ia Her Doctor, jene hetten Circumcisionem et gratiam promissam, aber alhie redet man de non regeneratis.“ Blibe ich darauff, Die kinderchen, so die tauff empfangen hetten, weren in der gnade vnd gefielen mit ihrem Wesen gott vmb des mitlers willen. Die vngetaufften aber kundten Gott nicht gefallen, dan sie hetten peccatum Originis et Actuale.

Der Präsident sagt, daß sie auch ante Actionem gott gefielen, wen sie ihm furgetragen wurden, wie den zweyerley furtragen were, durchs gebet eins, das ander so mans zur tauff bringt: bracht zum exempel Joannem in utero matris sanctificatum. Ich sagt: „ia, ich weis die zwo Zutragung wol vnd halte auch, so eins (so durchs Gebett furgetragen wurtt) darober bliebe in mutter leib, das es gott vmb des mitlers willen in gnaden annehme. Aber der Exempel sein wenig, so in utero matris sanctificati sein gewessen. Zwen haben wir, Joannem und Jeremiam etc.[19a]) Darumb mussen wir es nicht in gemein machen, sunder zur tauff bringen vnd da dem Hern Christo einleiben".

Letzlich sagt ich: „Her Präsident, man gibt euch schuldt, daß ihr es mit den Sacrament schwermern[20]) solt halten" vnd erzelet ihm, wie der Kanitz[21]) mit mir darum geredet vnd gesagt, er wolle mir es beweysen aus des Präsidenten schrifft, das er vnd das gantz Collegium zu Konigsperg seyner Meynung weren, nemlich incredulos sacramentum sumere sacramentaliter id est significatiue rem signatam, vnd wie er sagt, hette er das Buch ad nostros Vilnenses geschrieben. Sagt er: „es ist wol ein vnterscheydt vnther der gottlossen vnd gleubigen Empfahung, dan die gottlossen empfangens zum gericht, die gleubigen zur seligkeyt". Ich sagt, mir sagen de essentia, an Christus sit in substantia pane et vino, quando impius sumit, an non? Do schwig er darauff, saget entlich, er wolte sein Buchlein[22]) lassen außgehen, die Universitet hette es gelesen vnd bewilliget darein, vnd sunderlich hette es dem Eplino[23]) gefallen, vnd wen es mein Her nicht so schleunig der Legattion gegeben, so hetten sie alle vntherschrieben. || Ich sagt, er solte sein Declaration darzu thun, er sagt, es were vnnottig, ich hilte ihm des Sperbers buchlein[24]) fur, er sagt, es were ein solcher verlogener bub nicht werdt, das man ihm antworten solte, es weren eyttel lügen. Er wolte wol des Brenthii[25]) Schreyben von seynem buchlein darzu trucken lassen, des Handtschrifft beim Fursten were; der hett solches sein buchlein gelobet vnd geschrieben, das zu eynem Frieden dienet.

Es wurde sonst de caena domini mehr gedacht. Lucas David sagt, wie Lutherus ein Canon eins Bapsts angezogen, den Westphalus[26]) auch eingefurt; der were was zu grop. Lutherus hette ihn auch selber wiederumb verworffen, das man nemlich ihn mit Zenen zerrißen etc.

Endtlich stunden sie auff. Do fragt der Bischoff, was dan mein meynung vnd endtlicher beschluß were. ich sagt wie zuvohren, ich wolte es halten wie bißheer; was ich ihm viel geloben solte vnd es hernacher nicht halten? Sie wolten mir auch die Macht geben, so vil gepett darbey zu gebrauchen als ich wolte, auch so vil als ich wolte außen lassen, wie es die Zeyt lyde, dan sie weren darumb nicht gesetzet, das man sie alwegen alle sprechen solte; auch wolten sie mich nicht zwingen, so baldt anzufahen, sundern mein Volck zuvohrn wol genug daruon zu berichten; auch solte ich die macht haben, die vorrede hinweg zu thun vnd die Wortt „Die er selbst darzu gethan hatt" hinzuzusetzen. Ich

aber schluge es ihnen abe, dan ich kondte ihnen nicht anders zusagen, dan ich halten wolte: dan vil sagten ihn zu, aber hieltens nicht darzu, dye andern brauchten welche forma man wolte. Solches, sagt er, gefiell ihm seer vbel.

Zum Valette sagte ich ihm, das ihr kirchenordenung keynen bestandt wurde haben, das, sobald der Furst[?]) das heupt legen wurde, die ordenung groß vnrhu anregen vnd were zu beforchten, das ein grosse auffrhur daraus entstehen mochte. Dan die Landtschafft be || schwere sich des hefftig, das sie wieder brieff vnd ihr eygen siegel itzunder zu thun gezwungen wurden, dan der Furst hett sie zuvohren gehalten zu sigelen bey der alten zu pleyben vnd keine andere anzunemen; nun wolte man si aber darwieder auff ein andere zwingen. Darzu so hetten etliche vom Adel sich lassen vornehmen, sie wolten darnach ihre pfarrer iagen, das sie die schuch solten lassen fallen. Lucas David sagt: „Ja, Her Präsident, es ist war, die Landtschafft hatt solches mussen vorsigelen, vnd ist meim Herrn im grossen Landtag furgehalten geworden. Der Präsident sagt, „ey, das ist vnbillig, solches zu sigelen" etc.

Ich saget ihnen auch, wen Osiandri lehr in der kirchenordenung offentlich verdampt were geworden, so weren wir erstlich baldt zugeplatzt vnd solche angenohmen.

Darnach gingen wir wieder in Krug, da namen wir die pauren fur vnd schafften ab boses so vil muglich. In meynem abwesen fragten sie nach meyner lehr, fleis vnd leben. Hetten 3 Stuck geklagt. Erstlich, das sie vil bauens bey meyner Zeyt gehabt, doch were solches alles sehr notwendig gewesen. Darauff der Präsident gesagt, es were keiner klag werdt. Zum andern empfing ich das gesindt gelt vber meyne 50 marck, das were an andern Ortten nicht. Ich sagt, der Juncker hette mir es zugesagt, beriff mich auff die kirchen vetter. Do sagt der Präsident, so were man mir es schuldig. Zum dritten, ich hube langsam an zu predigen vnd wurtt sehr spatt aus. Do antworttet ich, sie solten eher komen, so wolte ich auch desto eher anfangen, sie kemen zu Zeytten zur beicht, wen ich fur dem Altar stunde vnd das ampt angefangen. sagt der Präsident, „Hort ihr das auch? so kumpt ihr auch dester zeitlicher".

---

[1]) Mag. Lucas David, geboren in Allenstein in Ostpreußen, hatte in Leipzig studiert, war 1541—1549 Kanzler des kulmischen Bischofs Tidemann Giese gewesen. 8. November 1549 wurde er Rat des Herzogs Albrecht und Beisitzer des Hofgerichts in Königsberg. Er starb 1583. Bekannt ist er vor allem durch seine umfangreiche Preußische Chronik, hrsg. von E. Hennig und D. F. Schütz, 8 Bde., Königsberg 1812—1817. (Vgl. Zeitschrift des Westpreuß. Geschichtsvereins 44 S. 88.) S. Erläut. Preußen I 569 ff. Tschackert. Urk.-B. III. S. 242 ev. 2295. Töppen, Preuß. Historiographie.

[2]) Sonst nicht erwähnt.

[3]) Widem (auch Widum, Wedem, Wehdum) bezeichnet ursprünglich eine Dotation, besonders eine solche für die Kirche, und wird dann geradezu für „Pfarr-

haus" gebraucht. Vgl. Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch V 644; Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache II 2 (1865) S. 1599. — Hennenberger wendet das Wort auch sonst an, vgl. seine Erclerung der Preuss. Landtaffel (1595) S. 104. 248.

[4]) Decenlin oder Decemlin ist „Kleiner Zehnten", den die scharwerkspflichtigen Zins-Bauern dem Landesherrn zu zahlen hatten, vgl. Lohmeyer zu Nostitz Haushaltungsbuch S. 214 Anm. 1.

[5]) Siehe Anm. 3 zu Beilage IV.

[6]) „Ich" ist natürlich zu ergänzen.

[7]) Aurifaber war eng mit Melanchthon befreundet und Anhänger seiner Lehre. Vgl. Hartknoch, Kirchenhistorie 396 f.

[8]) Fabian Rettelius. Vgl. Anm. 11 zu Beil. III.

[9]) Nämlich dem Tauffornular der Kirchenordnung von 1544, die den Exorzismus vorschrieb, der von Aurifaber in der Kirchenordnung von 1558 unterdrückt war.

[10]) Siehe Beilage I.

[11]) Johann Funckes des Beichtvaters Herzogs Albrechts Geschichte ist bekannt. Vgl. C. A. Hase, Herzog Albrecht und sein Hofprediger Kgsbg. 1879. Freytag a. a. O. S. 93. Über den Vorwurf der Gotteslästerung s. Hartknoch Kirchenhistorie S. 342.

[12]) Vgl. die Erzählung bei W. Moeller, A. Osiander. S. 417.

[13]) Auf der Synode zu Riesenburg 1556, s. Hartknoch a. a. O. p. 384 ff. u. Hase a. a. O. S. 248 ff.

[14]) Funcke hatte sich 1561 in zweiter Ehe mit der Witwe des Dr. Andreas Aurifaber, des Bruders des Präsidenten, verheiratet; vgl. C. A. Hase, Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger (1879) S. 278.

[15]) Die Vorrede zur Kirchenordnung von 1558 enthält nichts derartiges.

[16]) Dr. Peter Hegemon s. Anm. 6 zu Beilage II, über Mörlin ebenda Anm. *

[17]) Betrifft die Frage nach dem peccatum originale infantum, die noch im 17. Jahrhundert zu den Dreierianischen Streitigkeiten führte. In der Kirchenordnung von 1558 fehlten im Text die Worte, auf dem Rande war aber vermerkt: „Nota. Wenn ein Altes getaufft wird, soll man die Worte (und er selbst dazu gethan hat) hinzusetzen". Höfling, das Sakrament der Taufe II (1848) S. 55 Anm. ** gibt eine Übersicht über Beibehaltung und Weglassung dieser Worte des Taufgebets aus Luthers Taufbüchlein von 1526: „dass . . . untergehe Alles, was ihm von Adam angeboren ist [d. i. peccatum originale] und er selbst dazu gethan hat [d. i. peccatum actuale] in den verschiedenen deutschen Kirchenordnungen.

[18]) Verschrieben für „in Sachsen"?

[19]) Am Rande nachgetragen.

[19a]) Vgl. Lucas I, 41 f. und Jerem. I. 5.

[20]) M. Vitus Neuber, den Aurifaber mit aus Breslau gebracht hatte, erklärte sich und Aurifaber für einen Calvinisten. Über Neuber, seine Disputation mit Erhard Sperber und Aurifabers Ansichten vom Sakrament des Abendmahls s. Hartknoch Kirchenhistorie 401 f. 683 f.

[21]) Die Brüder Elias und Friedrich v. Kanitz, beides herzogliche Räte (Friedrich war Oberkämmerer) spielten eine Rolle in den Scalichianischen Händeln. Es handelt sich hier wohl um Elias von Kanitz, der als Calvinist und Parteigänger Friedrichs von Aulack galt. Vgl. Hase, Herzog Albrecht S. 321. K. Lohmeyer, Herzog Albrecht S. 50 ff., derselbe, Kaspar Nostitz Haushaltungsbuch S. 239 f. u. besonders S. 330 u. 331 unten, Freytag, die Preussen auf der Universität Wittenberg. S. 100.

[22]) Aurifabers Schrift, von der hier gesprochen wird, ist wohl nicht im Druck erschienen.

[23]) Ottomar Eplinus (Epplin), ein Schwabe, Oberpfarrer in Görlitz, ward der Bigamie beschuldigt, hier abgesetzt, seit 1555 Hofprediger in Königsberg, † 1567 43 Jahre alt. Arnoldt, Nachrichten I S. 6. Hennenberger Ercl. S. 183 ist übel auf ihn zu sprechen.

[24]) Erhardi Sperberi Apologia. Erfurt 1563 (gegen Vitus Neuber gerichtet, mit dem er auch in Danzig Zwistigkeiten hatte). Vgl. über die Sache Hartknochs Kirchenhistorie 402 ff. Erh. Sperber (Nisus), geb. 1530, aus Segeberg, war Prediger bei der Landmiliz, 1554 Pfarrer in Quednau, 1558 Kaplan an der Löbenichtschen Kirche, abgesetzt ging er 1561 nach Danzig, 1563 ward er Pfarrer zu Graudenz und ward 1571 nach Wehlau gerufen, ward 1574 Erzpriester und starb hochbetagt 1608. Arnoldt, Nachr. I Bd. 61 II 46, 58.

[25]) Joh. Brenz, der berühmte württembergische Reformator.

[26]) Joachim Westphalus, Prediger in Hamburg. Über seine Anschauungen s. Heppe, Gesch. d. deutschen Protestantismus I S. 121. 1510 in Hamburg geboren, studierte unter Melanchthon in Wittenberg. 1541 bis zu seinem Tode 1574 16. Jan. Pfarrer an St. Katharinen in Hamburg. De caena domini hat er eine Reihe heftiger Streitschriften gegen Calvin veröffentlicht.

[27]) Herzog Albrecht war zur Zeit der Visitation bereits 74 Jahre alt und ziemlich altersschwach.

VI.

(Ms. 1326 Bl. 280.)

An den Edelen etc. Erhardt von Kunheim[1])

1565.

Gottes gnade vnd barmhertzigkeyt durch Jesum Christum allezeyt zu uohren sampt erbiettung meynes willigen dienstes vnd demuttigen gebettes. Edeler Ehrenh. Achtb. vnd hochgelartter Herre, ich hab alwege vnd ehe vernohmmen, das E. E. A. nicht[s] lieber gehoret als der kirchen wolstandt vnd sich darüber am hochsten auch beküмert, derhalben ich auch verhoffe, das E. E. A. solches mein schreyben nicht fur vbel werden auffnehmen, sintemal ich derselbigen verwandt vnd gern nach meynem vermogen dienen vnd helffen wolte. Es wissen aber E. E. A., wie alwegen der Teuffel dieselbigen mit Abgotterey am furnemlichsten geplaget, darob vnser herrgott auff das aller hochgest erzurnet vnd sein eygen

volck Manchmal darumb mit krig, pestilentz vnd tewrer zeyt gestraffet, bis endtlich er sie gantz vnd gar hatt mussen außrotten vnd ihm auff der Gassen vnd Landstrassen ein anders volck mussen versamlen lassen, vnd ob er schon Jene allezeyt hatt besucht vnd sie gern durch seyne prophetten zurecht vnd von der Abgotterey zu sich zu bringen nichts vnderlassen, haben sie sich doch mehr auff ihre vetter vnd vorfahren beruffen (so auch ihn solchem Schlaun gelegen), dan auff Gott vnd seynen willen, wie ihm Jeremia am 44. vnd sonsten an vielen orttern zu sehen. Es solte aber die kirch zu vnsern Zeytten, so auff der Landstrassen auffgelessen vnd hinnein gefuhret, so tewer durch das rosenfarbe blutt Jesu Christi erkaufft, sich was anders halten vnd sich vor solcher grewlichen sundt, so das gar außmachet, hutten, besunderlichen, wen die diener gottes solches abzustehen betten vnd vermahnetten, so findet man leyder, das der alte teuffel noch die welt solche trotziglich zu treyben reitzet. Ich hab neben andern meynen brudern, wie dem Edelen vnd Ehrevhesten Juncker Georg von Kunheim, E. E. A. bruder, meynem gunstigen Juncker etc. bewust, darauff ich mich auch beruff, vil mit dem Nottfewer[2]) (sintemal wir vernomen, das nicht mehr ein kurtzweil, sondern ein Abgotterey sonder zeyt, orth, ceremonien, vmb sonderliches thun etc. darbey gehalten vnd gegleubet wurt) zu thun gehabt, gebetten, man wolte darvon abstehen, vnd Gottes Zorn angezeyget vnd was für eine sundt sey teutsch genug gesagt. Da solches nicht hatt helffen wollen, ob ichs schon alle Jahr vnd oft das Jahr gethan, hab ichs ihnen offentlich gesaget, das ich solche, so vorthin nicht darvon wolten abstehen, sondern mutwillig vnd freventlich solches thun würden, wolte ich excommuniciren, hab auch furm Jahr schon etliche zu Mulhausen ein Zeitlang von Gottes Tisch abgehalten andern zur schew. Nun haben gleichwol die Schultitter[3]) ein theil solches alles vngeachtet dis iahr wiederumb gethan vnd trotzen noch damit. Ist derhalben an E. E. A. mein fleissiges bitten, sie wolten solchen grewel, sintemal sie weder auff gottes wort noch excommunication geben, helffen, stewren vnd wehren. Wie ich gar nicht daran zweyffel, auff das nicht gottes Zorn, so leyder, Gott erbarm sich vnser, schon vor der thür ist, vns zum hochsten vorderben gedrungen vnd auffgeheuffet werden. Hoff aber, so solchen vnd anderen sunden gestewert vnd man busse thett, sonderlich, weil ein theil vnd nicht alle solches thun, vnser herrgott werde sein straff auch lindern. Darzu wolle vns der liebe Gott helffen. Hirmit thu ich E. E. A. dem lieben Gott in seynen schutz befehlen. Datum Mulhausen in eyle den 14. Aug. 1565.

---

[1]) Erhard von Kunheim (Enkel Daniels von Kunheim, der mit Mühlhausen und Schultitten 1474 belehnt wurde, und Sohn Georg von Kunheim des Älteren, Geheimen Rats und Amtshauptmanns von Tapiau) war Rat und Sekretär der 1572 verstorbenen dritten Gemahlin Katharina des Polenkönigs Sigismund II. August, wurde 1573 preuß. Hofgerichtsrat und Hofmeister der Herzogin Maria Eleonore, S. Lohmeyer, Kasp. v. Nostitz's Haushaltungsbuch S. 252, 111 Anm. 3. Aus dem Inhalt dieses Schreibens Hennenbergers geht hervor, daß er Herr auf Schultitten

war, während sein Bruder Georg Mühlhausen hatte. Erhard v. Kunheim wurde als Student in Wittenberg vom Herzog Albrecht an Melanchthon und Bugenhagen empfohlen. Er war auch später Professor in Frankfurt a. O. (Tschackert U. B. III S. 184) Freytag a. a. O. S. 39.

[2]) Nottfewer. Vgl. Hennenberger Erklärung der Landtafel S. 323. Dieses Johannisfeuer wurde damals noch deutlich als Rest des preußischen Heidentums empfunden und von der Geistlichkeit verfolgt.

[3]) Schultitten. Gut im Kreise Preuß. Eylau.

VII*).

(Ms. 1326. Bl. 285)

Hennenbergers Bericht über die Königsberger Synode Mai 1567.

Laus Deo.

Anno 1567 den 26. May ist angegangen der Synodus[1]) zu Konigsperg vnd sein des Morgens glock 7 der wolgeborne Friderich Truchses[2]), der edele vnd Hochgelartte Hans von Kreitzen[3]) F. Durchlaucht Cantzler zu vns in des Bischoffes[4]) Hauß gekomen vnd der Cantzler ein feyne Oration gethan des fursten meynung anzeygende, nemlich das er gern wiederumb frieden der Kirchen wolte in seynen landen wissen vnd seynen iungen hern verlassen welchs er lange zeyt mit großem betrubnis erfahren. Befehlt fort die Sachen dem E. Hern D. Morlino[5]) M. Kemnitzio[6]) vnd D. Veneto[7]) dem Bischoff auff Pomesan. Vermanet vns das wir bruderlichen vns vnther einander wolten bereden vnd die anderen außschliessen so nicht darzu beruffen vnd gehoretten etc.

Darauff Der Ehr. Her Doct. Morlin ihn eyner feynen Oration ihnen solches verheissen. Darauff die zwen Hern hinweggegangen.

Auff solches hett Doctor Morlein ein sehr schone Oration gethan, angefangen von der loblichen zeyt: das er verhoffe das keyner vnther vns sey, dem es nicht eine grosse freude sey, das wir einander in solchem thun alhie wiederumb sehen mogen. (Commendiret aber pacem auff das hohest)[8]). Zeyget an wie er solche grosse freude darzu hette vnd ob er schon alt schwach vnd kranck sich darzu vngeschickt vnd zu gering zu eynem solchen befunden, do hette er die schweren reiß[9]) gern gethan zu helffen, das solche greulich Zwispalt, so nicht allein vnther den predigern, sondern auch vnther den zuhorern gewessen, wiederumb zurecht zu bringen, dan es were die kirche alhie in Preussen nicht anders dan ein Corpus, daran alle glidtmaß von einander zertrennet sein. Furstliche Durchlaucht hette sie aber gebetten zu bedencken, wie man doch der armen kirchen wiederumb helffen mogte. Hettens sie sich berattschlagen vnd befunden, Dieweil die newe Kirchenordenung von verdechtigen leutten gemacht, auch abseise vil puncten handelette, darzu keyne Antithesin setze oder irrige lehre namhafftig verdampte, so were es rathsam, das man sie fallen liesse vnd eine andere was klerer vnd weitleufftiger do alle irthumb wiederlegt vnd verdampt mit namen würden vnd

alwege die Antithesin neben reyner lehre gesetzt. Solches vorthin allen predigern zu vberantwortten, vnd ihren Rath darinnen zu horen vnd gebrauchen (vnd so wir sie recht befunden semptlich vnderschrieben vnd darbey blieben, solche auch stetts getruckt bey iglicher kirchen were)[9]. welche sie nun gestellet vnd den professorn D. Dauid Vogt[10]). M. petro Siekio[11]) zu überlessen vberreichet, die keynen fehl daran gefunden, zu bedencken dan, das das etlich puncten [] wol was weitlenfftiger vnd klerer gesetzt solten werden. Dernalben wolten sie vns dasselbige Corpus doctrinae vberantwortten wie geschach durch den Hern Bischoff[12]). Bitten wir woltens fleissig vberlessen eynen periodum nach dem anderen wol bewegen vnd wo wir was funden solches orther vnd anzeygen. Vorhieß auch vns alle was er mochte vns zu helffen vnd beystandt zu leisten.

Darauff wir solches empfangen vnd sein die zwen hern von vns gangen Darauff baldt Vogt vnd Sickius gefolget. Haben wir die prefation gelesen, die vns weyset auff die Augspurgische Confession, Apologiam, Smalkaldische Artickel vnd Lutheri scripta, die solten sein vnser Corpus doctrinae; sein sehr wol damit zufrieden gewessen.

Weil aber man vermerckt das etliche vnther vns solten sein so nicht vociret oder auch zum theil nicht ministri ecclesiae weren hatt man sie abweichen heissen. Do ihr etlich verblieben, hatt man sie gefodert vnd rechenschafft von ihnen begeret was sie machten.

Aber außzusondern die vnberuffene hatt man sich bedacht alle pfarhern anzuschreyben vnd mit dem außschreyben zu collatzionieren. Auch also vmfrage zu thun, was ein iglicher von der lehre hielte, ob er was dargegen zu opponieren hette.

Ist fein angefangen, sein die Rastenburger vnd hohesteyner[13]) verzeichnet, darnach ist man zu tisch gangen.

Glock 1 sein wir wieder zu hauff komen, hatt man die Ordenung mit dem anschreyben so M. Christoffer[14]) morgen gemacht nicht ordentlich gehalten, man hatt kein ampt sonderlich gefordert sondern ihn gemein sein etlich dahin gangen, haben sich angezeigt, die mehrsten sitzen blieben. Darauff ist wieder furgenohmen worden das Corpus doctrinae de Deo vna Essentia et tribus distinctis personis gehandelt worden, hatt allen wolgefallen, ohn alleyne dem pfarher von Neydenburg[15]), der fraget ob man (do man der sacramentirer irthumb ruret). Ob man solches von Christo in Concreto aut abstracto redet. Fraget auch ob Christus da er auff erden gangen mit seyn Leib ihm himel gewessen, wurt ihm geantworttet man merckett mit reden vnd geperden, das er mit der Sacramentir schwermerey vergifftet muste sein.

Do nun kam das Stankarus[16]) alles humanitati vnd Osiander alles diuinitati attribueret etc. vnd reden geschahen es weren ihr noch vnther vns. Fraget Jagenteuffel[17]) wer die weren, man solte sie namhafftig machen.

Dinstags ist das Corpus Doctrinae vberlesen vollig geworden vor vnd nach mittagk, was eingefallen so zu bedencken vnd besser zu Declariren hatt M. Christoff Gretzer[14]) angezeygnet den Herren zu erkleeren furzutragen. Hat aber Niemandts was sonderlichs herfur dargegen konnen bringen dan etliche suspectae personae. Haben wol was gegrubelt aber nichts erheben konnen. Sonsten dem Gantzen Synodo hatt das Corpus wolgefallen ist Von idermeniglichen für recht angenohmen worden.

Mittwochs morgens sein die herren wiederumb alle zu mal gekomen (Da hatt erstlich Doctor Morlin ein schone oration mit grosser Dan(k)sagung vnd freuden gethan, das wir alle so einmuttig in rechter lehre weren, wolte nun dester lieber sterben omnem suam operam pollicitus est constantiamque nobis precatus)*) vnd sein ihnen die Scrupula angezeyget. Erstlich worumb die Synergisten[18]) nicht auch mit namen gesetzet, so doch die andern vnd das nicht irgents der Vniversitet zu Wittenberg darmit vnrecht gethan wurde. Hatt Doct. Morlin darauff geantworttet. Es were die vrsach, das darausser grosse leutte darmit beruchtiget wurden, sie aber wolten es nicht gestehen, weren es auch noch mit eynem ordenlichen process, wie billig, nicht vberzeuget. Derhalben sie die namen aus liessen, den Irthumb aber setzetten. Wo aber eyner keme, solchen vorteydigen wurde, solten wir vns darfur hutten, verdammen, weder personen noch vniversitetten ansehen.

War der Locus petri[19]) Caluini[20]) vnd anderer[21]) stuck mehr, wie sie sie wiederlegen, wurtt im Scripto gesehen werden.

Darnach was den Exorcismum belanget, so er auch sehr fro, das diejenigen, so bestendig darbey verharret, die anderen nicht dammiertten, so auß Schwachheyt abgefallen. Wiederumb auch so ihn verlassen, auch nicht dammiertten, welches sie auch nicht kundetten. Darauff gesaget, das sie vbel gethan zu solcher Zeyt, das sie ohne eynen Synodum sich von anderen getrennet vnd die instituta maiorum mit grossem ergernis verlassen. Eyner sagt, Es were zuvohren kein gewisse forma zu treffen gewessen, do antworttet Doctor Morlin, es were nicht ware, dan die zwene Bischoff Speratus[22]) vnd polentz[23]) hettes so geordent das man Lutheri formam solte brauchen, weyset do ein solches Lateynisch Exemplar[24]). Vermanet vns zu bruderlicher liebe das wir nicht auff einander auff den Cantzeln solten schelten sondern den zwist also bruderlich hinlegen. Die so den Exorcismum behalten, solten darbey bleyben. Die aber, so ihn abgelegt vnd sich nun grosses ergernis beforchten, so sie ihn hastig ablegetten, solten mit gemach thun vnd ihr volck fein berichten vnd, wo sie es ohn ergernis nicht so baldt abschaffen kundten, solten sie es bis zur Visitation stehen lassen, do solte man darinnen handelen Dan M. Gned. her der Landesfurste, Gantze Landschafft vnd Stette wolleten den Exorcismum erhalten haben. Auf das nicht peccatum extenuiret vnd auch eynigkeit in den Kirchen wurde.

Wurden euch Etlich furgenohmen, als nemlich Joannes[25]) so im Spittal mit seyner duplici Justitia Externa et Interna welche seyne war gestern gewessen

vnd nichts anders. Dilectio erga Deum et proximum. Aber er leugnet es alles vnd die herren sahen an seine vbernatturliche Kunst hinder den ohren, liessen ihn lauffen Was aber Ascensionem Christi et Localitatem belanget war er[26]) sehr boß, sagt ein solche, so so gar absurda contra totam ecclesiam lehrette, solte dahin ziehen, do man also predigte. Mein her wurde solche predigers in seynem lande nicht leyden. Do stundt Joannes pfarher von Neydenburg auff, batt veniam, saget er hette es nurn disputandi gratia gethan. Hetten also vnsern abschiedt biß auff glock 3, solten wir wiederumb zusamen komen wolte hir ihre Declaration schrifftlich gestellet zu vberlessen vberantwortten.

---

*) Gedruckt im Evangl. Gemeindeblatt 1867. No. 33. 34.

[1]) Diese Synode zu Königsberg hatte den Zweck nach Sturz des Osiandrismus und Hinrichtung der bisherigen Räte des alten Herzogs eine rein lutherische Konfession im Lande wieder herzustellen. Zu dem Zweck waren Joachim Mörlin und Martin Chemnitz aus Braunschweig berufen. Diese hatten mit den herzogl. Räten, dem Oberburggrafen Caspar von Fasold (seit 1566), dem Kanzler Johann von Creutz (Kreytzen) (von 1536—1575 Kanzler) und Vicekanzler Dr. Christoph Jonas über die Art und Weise der Kirchenreform beratschlagt und geraten nicht eine neue Konfession aufzustellen, sondern bei der Augsb. Konfession von 1530, ihrer Apologie und den Schmalkaldischen Artikeln unter ausdrücklicher Verwerfung der zu Tage getretenen irrtümlichen Lehren zu verbleiben. Mörlin und Chemnitz arbeiteten nun das Konfessionsbuch aus und dieses wurde nun von sämtlichen Geistlichen des Landes auf der Königsberger Synode beraten, mit Zusätzen versehen, approbiert und unterschrieben und dann als die fortab gültige Grundlage des Glaubens ausgegeben. Es ist die sogenannte Repetitio corporis doctrinae Prutenici. — S. Hartknoch, Kirchenhistorie S. 425—26.

[2]) Friedrich, Erbtruchsess und Freiherr zu Waldburg. Wenn der Name Friedrich richtig ist, muss dieser sehr alt gewesen sein, denn Friedr. Truchsess war schon Unterkumpan Albrechts von Brandenburg als Hochmeisters 1519. Sollte er nicht irrtümlich statt seines Sohnes Hans Jakob Truchsess, der zur Zeit der Synode ja Landhofmeister in Preussen war, genannt sein? An den Sohn Hans Jakobs, der Friedrich hiess, ist doch auch nicht zu denken.

[3]) Hans von Kreitzen, Dr. jur. ut., geb. 1506, Sohn des Landhofmeisters Melchior des Älteren von Kreytzen, bekleidete seit 40 Jahren das Oberamt des Kanzlers von 1536 bis zu seinem Tode am 5. Jan. 1575. Freytag, die Preussen auf d. Univ. Wittenberg. S. 32.

[4]) Der Posten des Samländischen Bischofs war zur Zeit der Synode vakant. Mörlin wurde es dann am 6. Sept. 1568.

[5]) Über Mörlin s. Anm. * zu Beil. II.

[6]) Martinus Chemnitius, geb. 1522 zu Treuenbrietzen, kam als Verwandter des Georg Sabinus 1547 nach Preussen und ward 1548 Rektor der Domschule, war der erste Magister der Königsberger Universität, wurde 1550 herzogl. Bibliothekar, verliess 1553 in folge der Osiandristischen Streitigkeiten Preussen, wurde Pfarrer in Braunschweig, kam 1567 mit Mörlin zur Herstellung der Repetitio

nach Königsberg. Die angebotene Pfarrstelle am Dom konnte er aber nicht annehmen, weil die Braunschweiger nicht ausser Mörlin auch ihn gehen lassen wollten. Er starb in Braunschweig 8. April 1586. S. Arnoldt, Historie d. Kgbg. Univ. II. 490. Tschackert, Urkundenbuch, I. 283, 314. Sein berühmtes Werk ist das Examen Concilii Tridentini. — Hartknoch, S. 423, 436. Freytag, a. a. O. S. 102, Autobiographie in Erl. Preussen 3 1726, S. 321—52.

7) siehe Anm. 9 zu Beilage II.

8) auf dem Rande zugefügt.

9) von Braunschweig her.

10) D. David Voyt (Voit, Vogt), 1529 zu Ronneburg geboren, studierte zu Wittenberg, dort Magister 1550, später Prof. in Jena, dann 1558 als Professor primarius Theologiae nach Königsberg berufen, 1560 Dr. zu Wittenberg, 1563 Hofprediger Herzog Albrechts, ging 1573 aus Königsberg fort, zunächst als Pfarrer nach Danzig, dann als Professor nach Jena und 1587 nach Wittenberg, wo er 26. Nov. 1589 starb. v. Arnoldt, Historie der Kgsb. Universität II 158. Hartknoch, Kirchenhistorie S. 447. Freytag, a. a. O. S. 101.

11) s. Anm. 5 zu Beil. III.

12) Georg Venetus, Bischof von Pomesanien.

13) Die Pfarrer der Ämter Rastenburg und Hohenstein.

14) M. Christoph Laugner (Longinus) oder Gretzer (Grötzer), der seit Dec. 1566 wieder als Prediger an der altstädt. Kirche wirkte. Er war 1521 geb. in Goldberg in Schlesien, Rektor des Lycei in Liegnitz, Prediger in Goldberg, 1554 Hofprediger in Königsberg, musste aber 1555 den Osiandristen weichen, ward Hofprediger in Schwerin, 1560 Oberpfarrer in Liegnitz, ward 1566 nach Königsberg zurückberufen, † 1568. v. Arnoldt, Nachrichten I S. 5. 32. Freytag, S. 93.

15) Joh. Radomski, seit 1562 Diakonus oder Kaplan, dann Pfarrer in Neidenburg, übersetzte 1566 Melanchthons Examen Theologicum ins Polnische, 1569 die Repetitio, 1561 die Augsb. Confession, vielleicht auch die Hauspostille Luthers. Arnoldt, Nachrichten II 467. Historie der Kgsb. Univ. Zus. S. 176, Fortg. Zus. S. 65.

16) D. Franciscus Staucarus aus Mantua, war Professor der hebr. Sprache u. Theologie 1551 in Königsberg, aber nur wenige Monate, dann bat er um Entlassung, ging nach Frankfurt a. O. als Professor, später nach Posen, wo er 1574 starb. Er versuchte vergeblich den Osiandristischen Streit beizulegen. — Er lehrte im Gegensatz zu Osiander, Christus sei nicht nach der Gottheit, sondern einzig und allein nach der Menschheit unser Mittler. S. Hartknoch, Kirchenhistorie S. 333, 340, 344.

17) s. Anm. 3 zu Beil. III.

18) Über die Synergisten in Königsberg vgl. Hartknoch, Kirchengesch. S. 446. Er nennt Prof. David Voit, Prof. Matthias Stoius, Schlosskaplan Georg Fischer u. Kaplan an der Altstadt Joh. Lydicius (Liedtke). Dieser Streit brach aber erst 1569 wirklich los. Auf der Synode wurden die Namen und auch der Melanchthons noch mit Stillschweigen unterdrückt.

19) Der locus Petri ist I Petri 3_{21}, dessen Interpretation fraglich war.

[20]) Calvini]. Es wurde gefragt, wo Calvin das in der Repetitio angegebene gelehrt. Im Commentario ad genesin und zu I Cor. VII. ferner in seinen Institut. hominis Christiani u. s. w. Er verwerfe den Exorzismus und lehre, die Kinder seien auch vor der Taufe nicht im Reiche des Teufels, dies setze aber die Erbsünde herab.

[21]) Insbesondere die Maioristische Lehre, dass die guten Werke nötig seien, den Glauben zu erhalten, wurde abgelehnt.

[22]) Paul Speratus, geb. 13. Dez. 1484 zu Roetlen bei Elwangen. 1524 kam er nach Preussen, wurde 1530 evang. Bischof von Pomesanien, † 12. Aug. 1551. Ausführlich handelt über ihn Tschackert Urkundenbuch I S. 49 ff. und durch das ganze Buch hindurch, besonders S. 362—69 u. Cosack, P. Speratus. 1861.

[23]) Georg von Polentz, geb. 1478 in Meissen, studierte in Bologna, er befreundete sich in den Jahren 1509—10 mit dem jungen Markgrafen Albrecht und als dieser Hochmeister des deutschen Ordens wurde, trat auch er in den Orden 1511 ein und blieb nun bis an sein Lebensende Albrechts Diener, Freund und Gehülfe. 1516 war er Hauskomthur, 29. Juli 1519 ward er Samländischer Bischof, 1523 verwaltete er auch kurze Zeit das Bisthum Pomesanien, mit der Regentschaft während der Abwesenheit des Hochmeisters betraut, erkannte er die Unhaltbarkeit der politisch-geistl. Verfassung und wirkte für die Saekularisation, er trat dann mit in die Reformation ein und war der erste evangelische Bischof von Pomesanien. Am 28. April 1550 ist er gestorben in Balga. Über ihn s. Tschackert's Biographie und Urkundenbuch I—III.

[24]) Ich vermag dies lateinische Exemplar nur auf die Articuli ceremoniarum e germanico in latinum versi et nonnihil locupletati, der lateinischen Überarbeitung der Kirchenordnung von 1525 zu beziehen, die an die nur handschriftlich bekannten Constitutiones synodales des Speratus und Polentz von 1530 angehängt sind. Vgl. Tschackert, Urkundenbuch I S. 166 ff. Cosack, Speratus 1861, S. 110—117. Hartknoch, Kirchenhistorie S. 281, 282. Auf die lateinische Fassung der Kirchenordnung von 1544 kann die Äusserung nicht gehen, da Speratus und Polentz daran kaum beteiligt waren. Vgl. Tschackert UB. I 215, 216.

[25]) Johannes Woyser seit 1555 in Kuntzen auf der Nehrung, seit 1565 Pfarrer des Löbenichtschen Hospitals bis 1570. Näheres über seine theologischen Ansichten ist nicht bekannt.

[26]) nämlich Mörlin. Über die ganze Verhandlung s. Hartknoch, Kirchenhistorie 424. Arnoldt, Kirchengeschichte 319. Coel. Mislenta, Prolegomena ad Manuale Prutenicum. Königsberg 1626.

VIII.

(Ms. 1326 Bl. 324.)

Annahme der Formula Concordiae durch die Pfarrer des Brandenburgischen und Bartensteinschen Amts.

21. Mai 1579.

Wir hie untergeschriebene bekennen hiemit offentlich, das wir die formulam concordiae, wie sie uns den 21. May dieses lauffenden 79. Jars verlesen worden,

gerne vndt willig mit Mundt vnd Hertzen als die götliche Warheit approbiren vnd derselbigen vnttersehreiben, doch mitt nottwendiger Bedingung vnd Protestation:

Erstlich, das wir fur hoch nötig erachten, das man in der gefasten formula concordiae nicht allein Thesin reiner Lehre gesetzet vnd Antithesin der falschen streitigen Lehre vnd Meinung wiederlegett, sondren das auch daneben per Hypothesin die Namen derselber falscher Lehrer, so Irthumb in die Kirche Gottes eingeführt, verthedigt vnd dabey verharret, ausdrücklich gesetzet werden,[1] vnd solches aus hochwichtigen Ursachen, welche von den preußischen Theologen in dem conventu ao. 77[2]) nach der Lenge erzelet vnd angezogen worden, dahin wir vns von wegen geliebter Kürtz hiemit referiren.

Zum andren, das wir hiedurch von der Christlichen Censur[3]) reiner auslendischen Theologen (in massen vns die selbige in Copeien zuhanden kommen) im geringsten nicht schreitten oder abweichen, sondren bey der selbigen vermöge F. Dl. zweien unterschiedlichen Mandaten stracks bleiben vnd berhuen.

Zum dritten, das vns solche Vnttersehreibung von niemandt solle dahin gedeutet werden, als verdammeten wir den reinen vnd trewen Lehrer Doctorem Tilemannum Heshusium[4]) vnd rechtfertigten dagegen die vnchristliche Verfolgung vnd grewliche gegebene Ergernus, so von seinem Kegentheil[5]) gestifftet vnd vorgenommen worden.

Zum vierdten, das vns die Subcription nicht dahin gedeutet werde, als macheten wir einen liderlichen Vertrag mitt denen Leuten, welche wieder F. Dt. Bevehl die Censuram verachten, vnd nemen sie für Brüder an, da sie doch ire grewliche Sünde vnd Ergernus nicht erkennen vnd der Kirchen abbitten wollen, sondren vielmehr vertedigen vnd verfechten.

Weil auch so wol die Censur als die formula concordiae des Wigandi[6]) praedicationem verbalem ad secundam phrasin mitt klaren, runden vnd deutlichen Worten als falsch vnd gottloß verworffen vnd als falsch vndt gottloß verdammet haben.

Sind daneben weitere Erklerung, ob dieselbe von vns erfordert würde, iderer Zeit durch Verleihung götlicher Hülffe ausfürlich zu thun hiemitt erböttig.

Bietten zum Beschlus in Vntterthenigkeit, F. Dt. wolle vns ein authenticum exemplar der Christlichen Censur gnedigst mittheilen.

Sigismundus Weier[7]) Borussus pastor Schmeditanus.
Christophorus Schultz[8]) diaconus ecclesiae Fridlandensis.
Christophorus Poetzelt[9]) Pfar zu Deutsch Wilten.
Paulus Lidicius[10]) diaconus ecclesiae Barsteinensis.
Matthias Copus[11]) diaconus ecclesiae Barsteinensis.
Nicolaus Martinus[12]) ludimoderator Bartensteinensis.
Matthias Dreyrytter[13]) pastor Landsburgensis.
Georgius Crammius[14]) pastor Galingensis.
Adamus Rösaeus[15]) cantor scholae Bartsteinensis.

Joannes Schönfelt[16]) pastor ecclesiae Haniensis.
Joannes Hoffeman[17]) pastor ecclesiae Stockheimensis.
Paulus Wagnerus[18]) pastor ecclesiae Uderwangensis.
Casparus Henneberck pastor Melhausanus.
Jacobus Wagnerus[19]) pastor Hanshagensis.

[1]) Dieselbe Forderung hat Til. Heshusius in dem Briefe an M. Chemnitius vom 10. Sept. 1576, in dem er das erbetene Urteil über die Formula concordiae abgiebt, gestellt. S. Hartknoch Kirchenhistorie S. 478 aus Hospinianus Concordia discorde p. 116.

[2]) Auf dem Preußischen Landtage von 1577 wurde über die Annahme der Formula Concordiae verhandelt.

[3]) Markgraf Georg Friedrich ließ Akten über den Heshusius-Wigandschen Streit zusammen stellen, schickte sie den in Herzberg in Sachen des Concordienbuchs versammelten Theologen durch den Kurfürsten von Sachsen zu und erhielt entsprechend deren Censura. Erläut. Preußen II S. 215 f. (Kirchner, Andreae, Selneccer, Musculus, Corneras und Chemnitius sind diese „ausländischen Theologen“) abgedruckt bei Hutter, in Concordia concorde fol. 200. Gemäß dieser Censur vom 25. Aug. 1578 ward vom Markgrafen ein Mandat vom 21. Jan. 1579 erlassen, worin anbefohlen wird, den Streit de Abstracto u. Concreto fallen zu lassen und die Formula Concordiae anzunehmen und zu unterschreiben (abgedruckt bei Hartknoch a. a. O. S. 1089—1097). Die Formula Concordiae wurde auf dem Landtage des Jahres 1579 dem Bischof, Pfarrern und anderen Kirchendienern zugestellt. Nachdem die auf dem Landtag anwesenden unterschrieben hatten, wurde die Formula auf fürstl. Mandat an alle Ämter verschickt und allen Pfarrern und Schulbedienten die Unterschrift anbefohlen. Die Antwort der Ämter Brandenburg und Bartenstein, die gemeinsam von einem Hauptmann (1579: Kaspar von Lehndorff) verwaltet wurden, liegt in Beilage VIII vor. Die Unterschreibenden stehen ganz auf Seite des Heshusius und auf dem Boden des fürstl. Mandats und der Zensur der ausländ. Theologen.

[4]) Heshusius, Tilemann, geb. 3. Nov. 1527 zu Niederwesel im Hzgt. Cleve, 1545 in Wittemberg immatrik., 1550 Magister in Wittenberg, 1553 Superintd. in Goslar, 1555 in Wittenberg von G. Maior zum Dr. promoviert. Seine kirchliche Heftigkeit führte in Goslar (1556) wie in Rostock (1557), Heidelberg (1559), Magdeburg (1562), Neuburg (1569), Jena (1573) zur Entlassung aus Kirchenamt und Professur. Er ward auf Chemnitius Vorschlag zum Bischof v. Samland 1573 berufen. In Folge des Streits mit Joh. Wigand de abtracto et concreto ward er 1577 seines Amts entsetzt, wurde dann Professor an der Universität Helmstädt, nachdem er sich kurze Zeit in Lübeck aufgehalten hatte. Vgl. Joh. Wigand in Preuss. Zehenden II S. 731—733 u. Hackenschmidt in Herzogs Realencyklop. [3] Bd. VIII S. 8 ff. Freytag a. a. O. S. 102.

[5]) Bischof Wigand, die Pfarrer Ben. Morgenstern, Hofprediger Joh. Weidmann, Hieronymus Mörlin, Conr. Schlüsselburg waren die Hauptgegner des Heshusius.

[6]) Joh. Wigand, 1523 zu Mansfeld geboren. 1541 Rektor d. Schule zu St. Lorenz in Nürnberg, 1545 Magister, 1546 Prediger in Mansfeld, 1553 Super-

intendent in Magdeburg. 1560 Professor in Jena, 1562 Superintendent zu Wismar, wurde 1563 zu Rostock Doktor, 1568 wieder Professor in Jena. 1573 dort entsetzt ward er nach Preussen berufen als Professor theologiae primarius, 1575 Pomesanischer und seit 1577 zugleich Samländischer Bischof. † 1587 zu Liebemühl. S. Arnoldt Historie II pp. 159. Freytag a. a. O. S. 94. Seine Hauptschrift gegen Heshusius ist betitelt: 1. De abstracto theologico methodus. 2. Collatio de nova controversia. 3. Synodus Prutenica de hac re. 4. Causae cur locutiones et docrinae etc. sint scandalosae et falsae per se. Per Joh. Wigandum episc. Pomez. collecta. Regismonti Anno 1578.

7) Weier, Sigismund, 1540 in Schippenbeil geb., zuerst Lehrer am Gymnasium in Thorn, 1570 ordinierter Kaplan in Friedland, 1573 Pfarrer in Schmeditten (heut Schmoditten), 1583 in Schippenbeil, † 1585. Arnoldt, Nachrichten II 178, 196, 266. Hennenberger Erkl. der Landt. S. 435.

8) Schultz, Christoph, aus Friedland gebürtig. 1572 Rektor, 1573 Kaplan in Friedland, 1581 Pfarrer in Schippenbeil, mußte infolge des Heshusischen Streits Oktober 1582 abdanken. S. Arnoldt, Nachrichten II, 178, 266.

9) Poetzelt, Christoph (Petzel), seit 1577 bis wenigstens 1583 in Deutsch Wilten. Ebda. S. 185.

10) Lidicius, Paul, Polnischer Kaplan in Bartenstein seit 1577. Ebda. S. 228.

11) Copus, Matthias, deutscher Kaplan in Bartenstein seit 1577, dann 1588 Pfarrer in Schmoditten, † 1598. Arnoldt a. a. O., 196, 226.

12) Nicht weiter nachweisbar, vielleicht identisch mit N. Martinus, Pfarrer in Langheim um 1574, bei Arnoldt ebda. S. 276.

13) Matthias Dreyritter, 1578, 28. Dez. als Pfarrer in Landsberg eingeführt. 1584 Pfarrer in Dexen. Ebda. 231, 235. Über seinen Tod am 2. Juni 1586 berichtet Hennenberger, Erklärung S. 104.

14) George Cramm, geb. in Sagan 1548, 1573 deutscher Kaplan in Bartenstein, 1577 Pfarrer in Galingen. 1597 hier ab. Ebda. 226, 234, 238.

15) Adam Roesaeus (d. i.: Roeseler) wurde 1601 Pfarrer in Deutsch-Wilten. Arnoldt, Nachr. II S. 185.

16) Joh. Schoenfelt ist der Arnoldtschen Liste unter Preussisch-Eylau hinzuzufügen (S. 229).

17) Joh. Hoffemann ist der Liste Arnoldts II 199 im Anfang hinzuzufügen.

18) Paul Wagner, ca. 1577—85 Pfarrer in Uderwangen. Arnoldt ib. S. 201.

19) Jacob. Wagnerus. Nach Arnoldt ib. S. 251 soll in Haushagen 1579 Joh. Schönwaldt Pastor gewesen sein.

IX.*)

(Cod. Gothanus A. 817 fol. 210.)

Vocation zur pruffpredigt im grossen hospital zuthun.

Dem wirdigen vnserm lieben getrewen Casparo Hennenbergern pfarherrn zu Mulhausen

Von Gottes gnaden Georg Friderich Marggraff zu Brandenburg zu Preussen auch in Schlesien zu Jegerssendorff Hertzogen.

Vnsern gnedigen gruss zuuohren, wirdiger lieber getrewer, nachdem der itzige prediger In vnserm Hospital[1]) alhie nach Cremitten[2]) ein probpredigt zuthun vociret worden, vnd wir auch ebenmessig im Hospital eine probpredigt thun zu lassen für gutt angesehen als ist vnser gnedigster befehlich ihr wollet ewer sachen, dahin richten das ihr auff negst konftigen sonabent zur Vesper Zeyt alhie sein moget vnd folgenes Sontags euch in predigen horen lassen, daran geschicht vnser gnediger vnd zuuerlessiger wille. Datum Konigsperg, den 18 Decemb. Anno 89

Alb. Freyh. zu Kitlitz[3])
Hans Rautter[4])
And. Fabritius D.[5])

---

*) Beilage IX. X. XI sind abgedruckt in Zeitschrift f. preuss. Gesch. X 1873 S. 85 ff.

[1]) Martinus Forquer aus Stolpe in Preussen, wurde 1587 19. April Magister, dann Pfarrer in Haffstrom, 1588 Pfarrer am Loebenichtschen Hospital, wurde Anfang 1590 Pfarrer in Cremitten (Amt Wehlau), 1591 in Saalfeld, 1594 in Mewe, 1598 Diaconus in Zinten, 1600 Pfarrer in Liebwalde, † 1626. Arnoldt, Nachr. I 26. II 67, 188, 207, 421, 429.

[2]) Östlich von Königsberg, in der Wehlauschen Inspektion.

[3]) Albrecht Freiherr von Kittlitz war 1560—64 Hauptmann des Amts Insterburg, von 1583—1604, wo er starb, Landhofmeister.

[4]) Hans Rautter der Jüngere, Oberster Burggraf zu Königsberg.

[5]) Andr. Fabritius, Dr. jur., aus Leobschütz, 1547 geb., 1578 Dr. jur., 1580 Fürstl. (Fränkischer) Rat in Königsberg, dann Vicekanzler und 1595 Kanzler des Herzogtums Preußen, † 14. Jan. 1602. Hennenberger widmete diesen drei Oberräten sein Buch „Der See, Ströme und Flüsse Namen" (Anhang zur Erklärung der Landtafel). 1595.

X.

(Gothanus A. 817 fol. 210 b.)

Dem Wirdigen vnd Wolgelertten Casparo Hennenbergern zu Mulhausen vnserm gutten freundt.

Gottes gnade durch Christum zuuohren. Wirdiger herr Pfarher nach dem ihr gestriges tages, alhier in dem Hospital geprediget, vnd aber der itzige Spittal prediger die heyligen tage vber zu Cremitten predigen sal, als wollen wir euch

hiemit zu wissen gethan haben, das ihr euch darnach richten wollet, darmit ihr die heyligen tage vber, alhie im spittal die Predigten versehent. Euch auch so vil dester eher herrein begeben. Ob ymandt gegen den heyligen tagen zur Beicht gehen moget. Warnach ihr euch zurichten. Hiermit Gottlichen schutz befoln. Datum Konigsperg den 22 Decemb: Anno 89.

Richter vnd beysitzer des Geistlichen Gerichts daselbst.

XI.

(Gothanus A. 817 fol. 211.)

Dem Wirdigen Achtbaren vnd Wolgelartten hern Caspar Hennenberger pfarhern zu Mulhausen vnsern Grossgunstigen Hern etc.

Vnsern freundtlichen gruss mit wünschung alles gutten vnd erbiettung vnser willigen dienst geburlichen vnd freundtliche Dienste zuuohren. Wirdiger wolgelartter gunstiger herr Casparus. Wir verordentte Vorsteher des großen Hospitals im Lebenicht konnen E. A. W. freundtlicher meynung nicht verhalten, das der Ehrwirdige achtbare und wolgelartte h. Marttinus[1]) der Armen Pfarher vnd seelsorger von den Kirchspielkindern Cremitten von hier abgefodert. Derwegen wir vnsern Pflichten vnd tragendem Ampt nach, nicht vntherlassen konnen allerley nachdencken vnd Rade zuhalten, wie vnser Kirche wiederumb mit eynem tuchtigenn gottesfurchtigenn reynen vnd bestendigen sehlsorgernn, versehen werden möchte. Vnd haben demnach mit wissen vnd willen Frstl. Dl. in betrachtungen, das wir vns zum theil auss erfahrenheyt zuberichten, auch aus E. W. negstgethaner pruffpredigt alhier so vil vernomen, das E. W. der Augspurgischen Confession vnd dem Corpori doctrinae Prutenico zugethan, einhellig geschlossen, E. E. W. an die erledigte stelle zu beruffen. Wie wir denn auch dieselben hiermit in Gottes nahmen wollen beruffen haben, der trostlichen Hoffnung E. W. werden sich diesem ordenlichenn Beruff, guttwilliglich bequemen vnd mit dem allerforderlichsten sich darauff mit eyner richtigen erklerung vnd antwort vernemen lassen. Solches sindt wir in allem guttem Iderzeyt zuuorschulden bereidt vnd thun hiermit E. W. den schutz des allerhogsten getrewlich beuehlen. Datum den Februarii Anno 1590.

Die Verordentte Vorsteher des Grossen Hospitals im Lebenicht Konigsperg in Preussen.

---

[1]) Forquer.

XII.

(Cod. Gothanus A. 817 fol. 212.)

Pfarhers Instruction.

Der Pfarher sol in seynem Ampt, so wol im leben als im lehren die trew vnd fleis an wenden was von eynem yden reynen Euangelischen kirchendiener

erfordert, die ordenliche labores so andere vor dieser zeyt getragen, nicht von sich schiebt, sonderlich aber wochentlich, des Dinstags die Mittagspredigt in der Strecken[1]) nicht vnderlesst. Die armen Communicanten auch mit dem Beichtpfennig aussgenomen, was ihm von frembden guttwilligk angebotten, vnd verehret wirdt, nicht belege: ohne der anderen Pastorn, sonderlich des Pfarhers auff dem Berge[2]), den er auch sonsten in bedencklichen Ampts Sachen, consuliren solle: vorbewust niemandes auff die Cantzel lasse. In seynem befolhenem Kirchspiel sich trewes fleisses vorhalte vnd ausser des Hospitales niemandes ad communionem auffneme. In bestattung der verstorbenen, so mit gesang beleittet werden, sich keyner ernewerung vnterfange, die Krancken auch wo sie ligen, vleissig besuche, vnd mit trost vnd reichung der sacramenta trewlichen versorge. Vnd weiln er der Polnischen vnd Littawischen sprache nicht kundigk, hatt Er die bey den stetten Königspergk in berürtten Sprachen kundige Kirchendiener, altem gebrauch nach hie zu zuvormögen. Nebst deme, alle vnrichtigkeyt, Zanck vnd hader, vorhutte, auff der Cantzel vnd sonsten geburende bescheydenheyt gebrauche. In Predigen auch mehr ad captum vnd verstandt des armen vnd einfeltigen hauffens als auff pompas verborum et ostentationem eruditionis, sehe vnd achtung gebe. An seyner ordenlicher besoldung vnd geordenten Deputat[3]) sich genugen lassen vnd durch haltunge vbriges gesindes oder gastunge, die armut vber die gebuhr vnd verkurtzzung ihres Almosens nicht beschwere. Auch die Inspection der Junckfrau Schuel, so wol vber die darinnen erhalten als hienein gethane Jugent damit es in allen sowol im Gebett als anhörung Gottliches wortts vnd geniessung der heyligen Sacramenta, Christlichen gehalten Jme trewlichen angelegen lassen sein, wie dan solches alles hiemit Jun seyne trewhe gestellet wirdt.

[1]) d. i. im Lazaret.

[2]) Pfarrer der Löbenichtschen Kirche.

[3]) folgt unter XIV u. XV.

XIII.

(Ms. Gedan. 1264 Bl. 312.)

Aus F[ürstl.] D[urchl.] Instructionen den herren Visitatoribus gegeben, worauff die Comission gehe, ein Extract. Sonderlichen was den pfarher anlanget.

Erstlichen sollen sie sich erkundigen, wie sich der pfarher in seynem ampt vnd Dienst, so wol auch die armen zu hören mit anhörung seynes Gottlichen heylsamen worts verhalten. Ob sie auch darinnen fleissig sein, Ob sie ihre gebett kennen, vnd auch darinnen vom pfarherrn Examiniret vnd vnderrichtet werden. Auch zu empfahung des Hochwirdigen Sacraments, tüchtig sein, vnd ob sie der pfarher auch mit fürtragungen des Göttlichen worts, vnd reichung des heyligen abendmals, nicht allein in der Kirchen, sondern auch in der Strecke vnd andern

gemechern, da die gar schwachen vnd Krancken, welche die Kirchen auss vnvermögenheyt nicht besuchen konnen, Jnnen sein, wie für Alters gebräuchlich gehalten, zur gebühr vnd notturft versehen oder nicht, vnd da deßfahls an ihme eynige mangel nachlessigkeit vnd vnfleiß gespüret, Jm derselbigen mit ernst zu rede setzen vnd zur besserunge vnd neuer vleissiger abwarttunge seynes Ampts vermanen. Zuuoraus aber verordenen, das er nicht allein in der Kirchen, in den gewonlichen feyer vnd andern dazu verordentten tagen predige, sondern auch gleicher gestalt, wie vorhin breuchlich gehalten, den gar schwachen vnd Krancken, in der Strecke vnd dergleichen Örtteren, welche auss Schwachheyt vnd anderer gebrechlichheyt, nicht zur Kirchen kommen konnen, wochentlich oder so offt er nöttich || ein predigt thuen, auch vber das sonsten seyn ampt mit trosten vnd reichunge des heyligen Sacraments trewlichen vnd fleissig bey ihnen vertrette. Wie dan auch die Zuhörer zu fleissigen Kirchengangen vnd gebett zu vermanen sein, vff das sie in deme nicht verseumet; sondern in ihren nötten zu ihrer Seelen heyl vnd seeligkeyt trost haben vnd erlangen mogen.

NB. Es sollen auch vnsere Visitatores fleissige Inquisition halten, Ob der Pfarher, Schaffner oder sonsten ymandes vberig Gesinde, auch Gastereyen halte, desgleichen, ob auch ymandes, mehr als ihme gebürtt an außspeysung vnd anderen an sich neme vnd den Armen entziehe. Oder sonsten von der verstorbenen nachlass an kleydern gelder vnd dergleichen vnderschlagen wirt. Dasselbige auch was sonsten vom vbrigen gesinde sowol im hospital als dem pfarhern schaffneren vnd anderen der orth sein möchte, so wol die Gastereyen abschaffen. Vnd wer wol gutt, wen man eynen solchen schaffner haben köntte, der nicht eygennützig, zimlich bey jahren, kein Kinder, auch deren nicht zuuormutten hette, auff das vns so vill besser vnd sparlicher der Armut haußgehalten.

Vnd damit hinfürder vom Pfarhern Schaffenern vnd anderen, wie gesagt, vnd solcher die Visitation geben wird nich ihres gefallen gestattet werde, was vnd wie vil sie wollen an Victualien vnd dergleichen vbermessig an sich zu ziehen vnd der Armut abzustricken, ist ihnen ein genantes zu ordenen vnd daruber das geringste nicht zu reichen, weniger selber zu nehmen zu gestatten.

[Der Rest bezieht sich nicht mehr auf Pfarrherr und Schaffner.]

XIV.

(Ms. Goth. A. 817 fol. 200 u. Ms. Gedan. 1264 Bl. 306b.)

Des Hern Pfarhern im Hospital seyne besoldung vnd Deputat.[1])

80 marck Besoldung
8 Tonnen[2]) Bier
4 thonnen halbander. Jden thon für 2 marck[3])
8 thonne Taffelbier
Brodt die notturft auff 4 personen[4])

½ Thonne putter in der Küchen, vnd 2 putter virtheil, frisch auff den tisch aussem Hoffe[5])
35 marck für Rindt, Schepssen, Kalb vnd schweynen fleisch[6])
2 stein Talck zu Lichten
1 sch[effe]l Erbeissen
½ schl. Habergrütze
½ schl. Buchweitzengrütze
1 Thonne Dorsch für 4 marck[7])
1 Thun hering für 3 marck[7])
6 schock Knapwerge[8])
12 marck an allerley frische Fischen[9])
3 schock roch Fisch } yder schock fur 8 gr.[10])
3 schock Flackfisch }
1 Thonne Grobsaltz
1 stein klein saltz
30 huner, ydes fur VIII schil.[11])
6 gense[12])
2 scheff. geel mören, yder schl. 6 gr.[13])
3 schl. stockrüben yder schl. 8 gr.
1 schock Elbingsch kumpest
½ ℔ Pfeffer
¼ ℔ Saffrann[13])
1 Kanne Wein auff yde Hohefestage[14])
Freye Holtzung zu Fewers notturft.

Was ich alle quarttal empfangen pflege
20 ℳ besoldung
7 ℳ fur 2 thun bier
2 ℳ fur 1 thonnen halbander
8 ℳ 15 gr. zu fleisch
3 ℳ zu Fischen
Sa. 40 ℳ 15 gr.

Varianten des Ms. Ged. 1264 fol. 206b.: [1]) Des Pfarhers Deputat. [2]) thonnen. [3]) Jden — marck fehlt. [4]) Auff 4 personen brott. [5]) ½ thonne putter 2 butter firtheil. [6]) darfur 35 m. (1 Ochsen, 2 gemeste Schwein die bleyben, 4 Kalber, 1 Schepssen). [7]) für ff.] fehlt. [8]) Knapkesse. [9]) statt dessen: ½ schock frisch hecht ½ schock bressen. [10]) yder — gr.] fehlt. Es folgt: 6 schock neuge plotzen. [11]) ½ schock huner. [12]) 6 genss zur mast. [13]) 2 scheff. — saffrann] fehlen. [14]) yde ff.] alle hoe fest vnd

XV.

(Aus Cod. Gedan. 1264 S. 307.)

Des Pfarhers deputat geendert zu schlos hintten im losen pappier verzeichnet.

8 thonnen bier
4 thonnen halbander
8 thonnen taffelbier
Brott die notturft auff 4 personen
putter 2 putter viertheil frisch vber die halbe thonne
35 ℳ. fur Rindt Schepssen vnd Kalpfleisch
2 Schwein
1 sch. Erbeissen
1 thon Dorsch
½ thon hering
6 schock Knapkesse
1 schock hecht
1 schock pressen
6 schock frische plotzen
2 schetfel geel mören
3 scheffel stockrüben
1 schock kumpest Elbingisch
½ ℔ Pfeffer
¼ ℔ Saffran.

Der deputat gehen an auff Reminiscere.

XVI.

(Cod. Gothan. A. 817 fol. 213.)

Klage so ich auff der herren beger hab müssen thun dan sie mich einen polnischen pfarher auch Lettauischen zu halten zwingen wolten. Mir auch fromer gutter leutte speysung gar benemen.

Durchlauchtigster hochgeborner Furst gnedigster Herre. E. F. G. sein meyne drum gebette, neben vnderthenigen gehorsamen Diensten stetts zunohren. Durchlauchtigster Furst vnd Herr, Weil sich ein zwist zwischen den herren Furstehern vnd mir als verordentem Diener des Worttes Gottes darinnen, wegen der Armen Littawen, so in geistlichen sachen, ihre seelygkeyt belangent, vbel versorget sein. Darneben auch bose missbrauch, dardurch Gottes wortt, das Gemein Gebett verhindert wurd, wieder die Stattuta des Hospitals. Dadurch dan Gottes Ehre, E. D. Wolfart, des gantzen Landes fromen, nicht (wie es denn durch das Gebett gescheen soll) gefurdert wurtt. Mir auch das Jenige wollen abziehen, was

alle meyne vorfahren vnd ich bisheer auch genossen. Vnd weil denn solches des mehrer theil Kirchen sachen sein, darzu auch die herren Pfarhernn dieser Stelle, des Hospitals Visitatores vnd Inspectores mit sein, ohne welcher furwissen. ich nichts in wichtigen Sachen darff thun, noch eingehen. Ist demnach an E. F. D. mein demüttiges vnd vndertheniges bitten, E. F. D. wollen die Herren Pastores, neben anderen dazu geordenten Herren diese handlung lassen furnemen, damit alles vnordenliches, möge wiederumb zu recht gebracht werden, Gott zu lob vnd Ehren vnd das man dester ernstlicher vnd fleissiger fur E. F. G. wolfart, | dieser Landen nutz vnd fromen bitten vnd Gott anruffen müge. Hiermit thu ich E. F. G. dem lieben fromen getrewen Gott in seynen Gottlichen schutz vnd schirm befehlen vnd mich in E. F. Genaden. Datum Konigsperg im Hospital den 17 Nouemb. des 92 Jahrs. E F D. vndertheniger Caplan

Caspar Hennenberger im Hospital.

Caspar Hennenberger pfarher im Grossen Hospital Lebenicht.

Die Vorsteher

Hierauff sollen die Vorsteher ihren schrifftlichen bericht vbergeben. Actum Konigsperg den 23 Nouembris anno 92 Ex consilio.

XVII.

(Cod. Goth. A. 817 fol. 214 b.)

Vnrichtige Antwort der Herren Fursteher.

Durchlauchtigster Hochgeborner Furst gnediger Herr, auff des Herrn Pfarhers Jm Hospital seyner vbergebenen Supplication vnd beschwere konnen E. F. D. wir verordentte Fursteher des grossen gemelten Hospitals im Lebenicht, vber die er sich zum hochsten beschweret, vnderthenigst nicht vorhalten Was erstlichen anlanget, das Er in seyner Supplication saget, das die Armen Littawen so in Geistlichen sachen, ihre Seeligkeyt belangent, vbel versorget sein, müssen wir es zwar selbest bekennen vnd ist vns schmertzlichen zu hören, das der Herr Pfarher, der auff solche Ding bescheyden, sein Ampt nicht in besser Acht hatt, lest dieselbigen also trostlos hinwegk sterben, wie etzlicher massen gescheen.

[Hennenberger fügt am Rande hinzu:

Das arme menlein, hatt es den grossen herren gnusam angezeyget, das der her Johan Bretchen Littawische pfarrer[1]) nicht mehr komen wolle vnd die Littawen versorgen, dan sie ihm nicht nach gebur vnd allem gebrauch gelonet, kan ihm derhalben nichts thun, sie sind schuldig daran.

Impossibilia non sunt imperanda.]

Dar er furgibt, Er sey der Polnischen vnd Littawischen (sprachen) nicht kundigk, so hatt Er eynen richtigen Abscheidt fur sich, auch seyne Instruction ausseweyset, das wen || der Pfarher im Spittal der Polnischen vnd Littawischen sprachen nicht erfahren, soll Er den Littawischen oder polnischen Prediger

9*

[Hennenberger bemerkt am Rande: hic omittitur (Nach altem Gebrauch) ein Meisterstück von Sathan Math. 4 gelernt, das er das beste, so für in nicht ist, ausslesset vnd den richtigen text verfelschet. Man besehe den Recess.] darzu vermogen. Die dieselben Kraneken mit Gottes wortt vnd Darreichung des hochwürdigen Sacrament trösten vnd reichen sollen. Solches wil er keynes wegs nicht thun. Er ist Ja darauff bescheyden, der die Kraneken in ihren hochsten vnd letzten nötthen trosten soll.

Zum anderen setzet er auch in seyne Suppdication, das böse mißbreuch vnd wieder die Stattuten des Hospitals gehandelt, Gottes Ehre, E. F. D. wolfart, des gantzen Landes fromen vnd was dem mehr anhengigk, nicht gefordert wirt, daraus konnen wir nichts schliessen noch verstehen, was er damit meynet, Denn wir Ja yhe die Jenigen nicht gerne sein wolten, das Gottes Ehre, oder das liebe Gebett solte gehindert oder hindan gesetzet werden, sondern trachten vil mehr dahin, das tagteglichen vnd in allen Stuben das Volck ermanet wirdt zum Gebett, das sie nicht alleyne für E. F. D. vnd gantzen Vatterlandt, sondern auch für alle Die Jenigen, so sie die lieben armen helffen, erhalten, trewlich vnd || fleissig betten sollen.

Wir aber müssen das sagen, bekennen vnd befinden es auch mit der Thatt, das, weil Er pfarher im Spittal ist gewesen, gar wenig volck aus den stetten daselbst in die Kirchen komet, da wol zuuohren die Kirche des Sontags vnd andere Fest tage so vol gewesen, das die Armen nicht haben sitzen konnen. Itziger Zeyt aber, wen das Spittal volck nicht in die Kirche keme, dieselbige gar wuste sein würde.

Zu deme befindet sich auch, das man zuuohren im Kasten das Quarttal 9, 10, 12, auch wol mehr marck gefunden, da man itzt kaum 3 oder 4 marck findet.

Ferner findet man auch in seyner Instruction, das er keynen frembden ohne vorwissen des hern Pfarhers im Lebenicht sol lassen auff die Cantzel steygen vnd predigen, dasselbe wirtt auch nicht gehalten vnd lest fast alle wochen Junge gesellen auffsteigen vnd predigen, dadurch villeicht die Kirche also verwustet wirdt.

Zum dritten vermeldet vnd beschuldiget vns auch in seyner sup || plication, das wir ihme das Jenige, was er die Zeyt hero vnd seyne vorfahren genossen vnd empfangen haben, wollen abziehen. In demme thutt er vns zuuil vnd sal vns auch Gott dafür behütten, das wir ihm von allen dem, was ihm vormacht, das geringste abziehen wolten. Auff solch sein beschwer konnen E. F. D., wie die sachen geschaffen, wir vnderthenigst nicht vorhalten, das in der Anno 84er Visitation sich die herren vorsteher vber den damals gewesenen Pfarhern Herrn Gregerun[2]), welcher nun mehr zue Arnau verstorbenn, zum hochsten musten beschweren, das man ihm, weil Er muste aus der Armen Kessel gespeyset werden, nimmer mehr gaugsam geben konte, wolte das ein hie, das ander dort haben, das auch das geben so vill, das wir endlichen, Es den Herren Commissarien zu uermelden vnd anzuzeygen nicht vmbgangk haben kontten. Damit nu solcher

vberflus, auch vielen Zanckens vnd Haders abgeschafft, wirt ihm seyne besoldung verbessert vnd dermassen ein Deputat vermachet, das er durchaus mit Küchen, Keller vnd Almossen nichts solte zu thun haben. Sondern soll sich an solchen seynem vermachten Deputat bgnugen lassen, wie solches im Abscheidt vnd seyner Instruction vermeldet. Nun will er von allen Almossen, Es werde vil oder wenig hinnein gegeben, das seyne darvon haben, wie ihm auch die Zeyt hero (yedoch ohn vnsern vorwissen) ist gegeben worden. Wil sich nun mehr (also) ein gerechtigkeyt daraus machen, welches wir ihm keynes weges gestendigk, wil aber ymandes ihm aus guttem willen etwas geben, sindt wir wol zufrieden, gonnes Es ihm auch gerne. Aber sonsten durchaus nichts. Wollen dero wegen E. F. D. hiemit zum vnderthenigsten gebetten haben, E. F. D.: wolle gemelten Herrn pfarhern dahin halten, weisen vnd gnedigst befehlen lassen, das er von solchen vnbilligen, vnnottigen Klagen wolte abstehen vnd sich an dem, was ihm einmahl von den Hern fur.tlichen Commissarien vermachet vnd deputiert, genugen lassen. Auff solch sein des Pfarhern im Spittal || suppliciren haben wir E. F. D. zum gegenbericht nicht verhalten konnen.

E. F. G.

Vnderthenige vnd gehorsame
Verordentte Vorsteher des Grossen Hospitals
im Lebenicht.

[1]) Joh. Bretke aus Bammeln bei Friedland, 1562 Pfarrer in Labiau, wurde erst 1569 ordiniert, 1587 Pfarrer der lithauischen Kirche auf dem Sackheim zu St. Elisabeth, † 1602. Er ist bekannt als Verfasser der lithauischen Bibelübersetzung. Arnoldt, Nachrichten II, 49. I 22. Historie der Univers. Königsberg. II 488. Zus. 95 Fortges. Zus. 54.

[2]) Gregor Schütz ist 1562 u. 1564 als Pfarrer in Liessau im Danziger Werder nachgewiesen (vgl. Günther, Katalog d. Danziger Hdschr. S. 174), war dann Pfarrer zu St. Bartholomäi in Danzig, beging hier Ehebruch, 1577 war er Kaplan am Dom im Kneiphof, ward Ende 1579 Pfarrer am grossen Hospital. Unter ihm fand 1584 die grosse Kirchenvisitation statt, deren Akten Hennenberger uns abschriftlich im Ms. 1261 der Danziger Stadtbibliothek erhalten hat. 1587 kam er nach Arnau, wo er Herbst 1592 starb. Arnoldt, Nachr. I f. 25, II S. 42.

XVIII.

(M. Gedan. 1326 fol. 265 b.)

Dem Erbaren vnd wolweysen Herrn Jacob Quantten[1]) Rathherren der Furstlichen statt Konigsper Kneipffhoff meynen gunstigen lieben herren vnd freunde.

Gottes Gnade vnd Barmhertzigkeyt durch Christum allezeyt zunohren! E. vnd W. lieber herre, es mochte sich E. E. W. nicht vnbillig solcher meyner einfeltigen vermanungen verwundern, wie ich doch darzu kome, das ich auch ihn solchen Sachen vermanette, do ihr doch hochlich immer beflissen, fur eweren tisch

fleissig betten vnd singen last. darneben auch mit lesen anhaltet vnd offt mit fromen Christen feyne christliche abent collatz, darinnen nicht fressen vnd sauffen sondern christliche vnterreddung vnd schone colloquia, darbey dan Christus selbst ist gesucht worden, wie mir dan wol wissentlich.

Darneben gott Ewere weisheit nicht allein mit weltlichem || Verstandt vnd burgerlichen Sachen hochlich gezieret, sondern auch mit dem tewern vnd edelen Schatz nemlich Gottlicher wortte der ewigen weißheyt der erkentsnissen seynes lieben Sohnes Jesu Christi herlich begabet vnd besunderlichen fur vielen in solcher [grewlichen] schwermerey gnediglichen erhalten, durch mancherley anfechtungen vnd verfolgungen gefurt vnd geleittet Dem lieben Got sey lob vnd Dank! Ich aber als ein einfeltiger mitt solchen großen gaben nicht auch nicht so vil außgestanden, euch zu leren vnderstunde vnd, wie wol alle vnd ydermeniglichen ermanens bedarff vnd, der do stehet, zusehen sal das er nicht falle, hab ichs doch nicht darumb gethan, weiss wol das Gott E. W. wol an mich erhalten kan vnd wil, welches er lengst zuvor ehe ich zu solchem ampt beruffen, ja ehe ich zur erkentnis Christi gekomen, beruffen vnd bisheer erhalten hatt.

Es hat mich aber darzu verursachet die gespurtte noth, so ich an andern gliedtmassen Christi vernomen, nemlich schwachheyt vnd nachlassung, welches zwar allen christen angehet, vnd befinde besunderlich, das E. W. nachbar, mein gutter herr vnd freundt, welchem auch diese vermanung zugeschrieben was, nachlessig ihm lesen vnd anderem christlichen thun wurtt, wie mir dan angezeigt ist geworden, auch drumb gebetten geworden ein vermahnung ahn ihn zu stellen. Den wo zuerst der teuffel das kleine kopffigen hinein bringt, trengt er den gantzen leib nacher. Darnach befinde ich noch vil Schwachheyt an der Tugentsamen frawen Anna, Greger Schultzen[2]) seeliges nachgelassener wittfrawen, wie man offt an fromen christen wol findet, aber draun darneben finde ich auch an ihr ein rechtschaffenes trewes hertz, die gern auch den diener (wie den auch E. W.) gottliches wortt hilfft vnd zwar an mir mehr erzeigt vnd gethan, den ichs irgents eyner person hette trawen dorffen, weil || sie dan nicht allein mit dem mundt ein Christin ist, sondern auch reichlich dasselbige mit der thatt vnd warheyt beweyset vnd aber gleichwol schwachheyt darneben hatt, mus man sie als eyne schwache christin an- vnd auffnemen vnd ein jglicher so vil ihm müglich darzu helffen vnd rathen, das sie bestendiglich mogebleyben vnd bedencken das es ein weibs person sey, so sonst von natur ein schwaches werckgezengk, wie der liebe paulus [sagt, darneben auch ein witfraw ohn ein nemliches[3]) haupt, darzu auch nicht allein mit ihrem sundtlichen fleisch vnd blut vmbgeben, sondern auch eynen grewlich bosen Erbfeindt hat, der ihr wie dan allen Christen tagk und nacht kein ruhe last, darzu mitten vnthern wolffen wone vnd wandeln mus. Darumb wolle auch E. E. W. solches bedencken, das ihr ihn Christo gar sehr nahe einander verwandt vnd neher einander verwandt nicht kondet noch moget sein, vnd gleichsam wie ein gliedt dem andern geneyget zu dienen

also auch ihr ewer mitgliedern an den leib Christi, sintemal sie sich gern lest helffen. vnd wollet solche ewer edele tewere gaben vnd pfundt euch von gott verliehen auch an ihr vnd andern fromen Christen wuchern lassen [weil dan das von E. Er. sowol als der liebe paulus von den Romern rhümet, mag werden das ihr aller guttigkeyt seyt erfullet mit aller erkentnis, das ihr euch vntereinander kunnet ermanen zum Romern am 15. darumb auch thun wie Paulus kurtz dauoren sagt: nemet euch vntereinander auff gleich wie euch Christus hatt auffgenohmen zu gottes lob][4] vnd den lohn [gedenckt] von unsern lieben hern Christo zu empfahen Damit wil ich euch dem lieben gott befolhen haben vnd grusset mir Ewere W. tugentsames gemahl freundtlich von meynet wegen. es lest euch alle meine Clara[5]) freundtlich grussen etc. Datum etc.

[1]) In Ms. Gedan. No. 1247 fol. 256 findet sich an denselben Jacob Quant ein Schreiben Benedikt Morgensterns, damals Pfarrer an der Marienkirche in Thorn, vom 6. Nov. 1562 über die Danziger Kirchenhändel. — Vgl. O. Günthers Katalog S. 173.

[2]) Sonst, wie es scheint, unbekannt.

[3]) Lies: menliches.

[4]) Am Rande zugefügt.

[5]) Offenbar Hennenbergers Ehefrau.

Am Schlusse dieser Arbeit kann ich nicht unterlassen, Herrn Stadtbibliothekar Prof. Dr. Otto Günther für Überlassung einer Reihe Abschriften aus den Danziger Handschriften, sowie ihm und Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Alfred Schulze für zahlreiche Auskünfte Dank zu sagen. K. B.

Rudolf von Brandt,

Landeshauptmann der Provinz Ostpreussen.

Ein Lebensbild, aus Anlass seiner 50jährigen Dienstjubelfeier
am 10. November 1907

dargestellt von

Landesrat **Otto Küsel** zu Königsberg i. Pr.

(Mit einem Bilde von Brandts.)

Zu den wenigen Männern, denen es vom Schicksal vergönnt ist, 50 Jahre hindurch in vollster körperlicher und geistiger Frische an der Spitze bedeutungsvoller und verantwortungsreicher Ämter zu stehn, gehört der gegenwärtige Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen, Rudolf von Brandt, der am 10. November 1907 die Feier seiner 50jährigen Diensttätigkeit begangen hat.

Geboren und aufgewachsen auf dem harten Boden der Provinz Ostpreußen, mit der er durch seine Familie Jahrhunderte hindurch verbunden ist, weist seine kernige Natur alle die Züge auf, die den Söhnen Ostpreußens als besondere Eigenschaften nachgerühmt werden. Offener Blick, weitschauende Klugheit und klarer Wille, gepaart mit Zähigkeit und Tatkraft, sind die hervorstechenden Merkmale seines Wesens, mit denen sich verbindliche Umgangsformen und gütige Liebenswürdigkeit vereinen. Gleich freundlich zu jedermann, ob hoch oder niedrig, zugänglich auch für die Geringsten, die sich an ihn wenden, voller Mitgefühl und Verständnis für alle Lebensverhältnisse, so ist dieser ausgezeichnete Mann sein ganzes Leben hindurch das Muster eines echt preußischen Beamten gewesen.

Das Leben Rudolf von Brandts ist reich an Arbeit und Mühen, aber auch reich an Erfolgen gewesen. Die Bedeutung, die er für die Entwickelung und die Geschichte Ostpreußens hat, lassen es als eine Pflicht erscheinen, seinen Lebensgang der Öffentlichkeit zu erschließen, zumal an dieser Stelle, die sich die Darstellung und Sammlung alles dessen, was für unsere Heimatprovinz von Wichtigkeit ist, zur Aufgabe gemacht hat.

Rudolf Maria Jgnatz von Brandt ist am 20. Juni 1835 als zweiter Sohn des Rittergutsbesitzers und Königlich Preußischen Hauptmanns a. D. Ivan Ernst Heinrich Ferdinand von Brandt und seiner Gemahlin Rosalie geb. von Brandt auf dem Rittergute Tannenberg*) im Kreise Osterode geboren. Die Familie von Brandt gehört dem Meißener Uradel an. Sie erscheint urkundlich zuerst mit Domina Agnes de Brande um 1244 und tritt seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts in Ostpreußen auf. Die ältere in der Heimat verbliebene Linie ist im Anfange des 19. Jahrhunderts erloschen. Das Geschlecht hat sich von jeher durch treue Anhänglichkeit an ihr angestammtes Herrscherhaus und durch begeisterte Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Die von Brandts haben dem Staate im Laufe der Jahrhunderte eine große Zahl von verdienstvollen Beamten und Offizieren gestellt.

Am bekanntesten unter den jüngeren Vertretern der Familie ist der Geheime Justizrat Ahasverus von Brandt, Rittergutsbesitzer auf Seewalde, Tannenberg und Pötzdorf im Kreise Osterode, ein Großohm Rudolf von Brandts. Er war seit dem Jahre 1809 Direktor des „Komitees der ostpreußischen und littauischen Stände“ und im Jahre 1813 Vorsitzender des geschichtlich denkwürdigen preußischen Provinziallandtags, welcher der Aufforderung des Generals von York zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft einhellig zustimmte und so den Anstoß zur Befreiung des Vaterlandes von dem Joche des korsischen Eroberers gab. Er ist auf dem bekannten Brausewetterschen Bilde verewigt worden, das diesen ewig denkwürdigen Provinziallandtag darstellt. Das Bild hat zum Andenken an diese große Zeit in dem Sitzungssaale des Provinziallandtags im Landeshause zu Königsberg seinen dauernden Platz gefunden, in demselben Saale, in dem sein Nachkomme, Rudolf von Brandt als Landeshauptmann so oft zum Wohle der Provinz gewirkt hat.

*) Bekannt durch die Schlacht von Tannenberg am 15. Juli 1410, in welcher der Hochmeister des Deutschen Ritterordens Ulrich von Jungingen den Heldentod starb. Zur Erinnerung hieran ist im Jahre 1901 auf dem sogenannten Kapellenberge bei Tannenberg auf Anregung und unter tätiger Mitwirkung Rudolf von Brandts ein Denkstein errichtet worden.

Den ersten Unterricht erhielt Rudolf von Brandt im Elternhause durch einen Hauslehrer. Später besuchte er das Progymnasium zu Hohenstein bis zur Sekunda und bezog dann das damals in großer Blüte stehende Gymnasium zu Kulm, wo er am 1. August 1855 die Reifeprüfung bestand. Das ihm ausgestellte Reifezeugnis ist insofern bemerkenswert, als es bereits die Richtlinien in dem Wesen des künftigen Mannes erkennen läßt. Es ist in diesem Zeugnis hervorgehoben, daß sein Verhalten stets ehrerbietig und bescheiden gewesen ist, daß seine Führung Anerkennung und Auszeichnung verdient und daß er stets einen regelmäßigen und angestrengten Fleiß bewiesen hat. Diesem günstigen allgemeinen Urteile entsprechen auch die Leistungen in den einzelnen Fächern, die durchweg als gute und sehr gute bezeichnet werden, namentlich in der deutschen Sprache, in der Mathematik, in der Religion, in der Physik, in der Erdkunde und in der Geschichte.

Nach beendigter Schulbildung bezog der damals Zwanzigjährige die alte Albrechts-Universität zu Königsberg, wo er am 17. Oktober 1855 als akademischer Bürger und Beflissener der Rechts- und Staatswissenschaften eingeschrieben wurde. Mit Eifer und Hingebung widmete er sich seiner Wissenschaft, so daß alle seine Universitätslehrer bei der Bescheinigung der gehörten Vorlesungen in seinem wohl aufbewahrten „Anmeldungsbuche" seinen musterhaften Fleiß und seinen eifrigen Besuch der Vorlesungen rühmend hervorheben. Nachdem er zwei Halbjahre in Königsberg gewesen war, siedelte er nach Berlin über, um an der Friedrich-Wilhelms-Universität daselbst seine Studien fortzusetzen. Am 18. Oktober 1856 wurde er bei der rechtswissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben.

Mit demselben Eifer und Fleiß wie vorher in Königsberg besuchte er die Vorlesungen, ohne sich von dem Leben der Großstadt in seinen Arbeiten ablenken oder ungünstig beeinflussen zu lassen. Zu seinen Lehrern gehörte hier der bekannte Staatsrechtslehrer Rudolf von Gneist, der ihm in seinem „Anmeldebogen" für die Vorlesungen wiederholt das Zeugnis „ausgezeichnet fleißig" ausgestellt hat. Während seiner Berliner Studienzeit, die auf

seine geistige Entwickelung den größten Einfluß ausübte, genügte er gleichzeitig seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger beim Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment. Am 2. November 1858 bestand er die erste rechtswissenschaftliche Prüfung und wurde am 10. November 1858 als Kammergerichts-Auskultator verpflichtet und eingeführt. Zu seiner Ausbildung wurde er dem Kgl. Stadtgerichte zu Berlin überwiesen. Durch Patent vom 14. Januar 1860 wurde er von Seiner Kgl. Hoheit, dem damaligen Prinzregenten Wilhelm von Preußen, zum Sekond-Lieutenant befördert. Am 21. Dezember 1860 legte er die zweite rechtswissenschaftliche Prüfung ab und wurde zum Referendar ernannt.

Die Beschäftigung bei den Gerichten befriedigte jedoch den jungen Beamten nicht. Seine Neigung trieb ihn zu anderer Tätigkeit. Er meldete sich bei dem damaligen Präsidenten der Kgl. Regierung zu Königsberg, Herrn von Kotze, zum Verwaltungsdienste und wurde, nachdem er am 15. Mai 1861 die erforderliche Prüfung bestanden hatte, unter dem 6. Juni 1861 zum Regierungsreferendar ernannt. Als solcher arbeitete er zunächst bei der Regierung zu Königsberg, wo er dem Abteilungsdirigenten, Oberregierungsrat von Kamptz, zugeteilt wurde. Nach kaum einjähriger Beschäftigung wurde er durch Verfügung des Regierungspräsidenten von Kotze vom 7. Mai 1862 dem Landrat seines Heimatkreises Osterode, Baron von Meerscheidt-Hüllessem, dem späteren verdienten Landrate des Landkreises Königsberg, überwiesen, um sich mit dem Dienste der öffentlichen Verwaltung mehr praktisch vertraut zu machen. Diese Beschäftigung, die anfänglich nur auf 4 Monate bemessen sein sollte, wurde immer weiter ausgedehnt, nachdem Baron von Hüllessem im Juli 1862 beurlaubt und Herr von Brandt mit seiner Vertretung beauftragt worden war. Während dieser Zeit hatte er Gelegenheit, alle Zweige der landrätlichen Verwaltung von Grund aus kennen zu lernen und nahm diese Gelegenheit mit Eifer wahr. Gleichzeitig widmete er sich auch der Landwirtschaft und übernahm als Miteigentümer seines Vaters das angestammte Familiengut Tannenberg, so daß er nunmehr als

Rittergutsbesitzer im Kreise ansässig wurde. Als gegen Ende des Jahres 1862 Baron von Hüllessem nach Königsberg versetzt wurde und es sich um die Wahl eines neuen Landrats handelte, wurde Herr von Brandt von den Ständen des Kreises Osterode bei der Wahlverhandlung am 13. November 1862 Seiner Majestät dem Könige als erster Kandidat vorgeschlagen*) und durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 10. Januar 1863 zum Landrat bestimmt. Durch Verfügung des Regierungspräsidenten vom 12. Januar 1863 wurde ihm darauf die Verwaltung des Landratsamtes „gegen 2 Thaler täglicher aus dem vakanten Gehalte der Stelle zu zahlenden Diäten" und gegen die „mit dem Landratsamte verbundenen etatsmäßigen Dienstaufwands-Entschädigungsgelder" übertragen, bis er durch Allerhöchsten Erlaß vom 17. Juni 1863 zum Landrat des Kreises Osterode ernannt wurde.

Als Landrat verwaltete Herr von Brandt sein Amt nach alter preußischer Art. Er stand mit seinen Kreiseingesessenen in steter und enger Verbindung und war unablässig für ihr Wohlergehn und für das Emporblühen seines Kreises bemüht. Ihm ist es mit zu danken, wenn der Kreis Osterode heute zu den wohlhabenden und wirtschaftlich günstigen Kreisen der Provinz gehört. Bei der Doppelstellung des Landrats, der ja einerseits die Spitze der Selbstverwaltung des Kreises, andererseits der von der Staatsregierung bestellte Träger der Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung ist, verstand er es aber auch, der Staatshoheit mit Nachdruck überall und auf allen Gebieten Achtung und Gehorsam zu verschaffen.

Auch in den Dienst der werktätigen Liebe stellte er seine Kräfte. Unter dem 25. Dezember 1863 wurde er von Seiner Königlichen Hoheit, dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Namen Sr. Majestät des Königs Wilhelm, des Protektors des Nationaldanks für Veteranen, zum Kreiskommissarius dieser Stiftung bestellt. Wenige Jahre später ernannte ihn Se. Majestät, der König Wilhelm, zum Ehrenritter des Johanniter-

*) Verordnung vom 30. April 1815. Instruktion vom 11. Juni 1816, Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 10. Juli 1838.

ordens, worüber ihm von dem Prinzen Friedrich Karl Alexander, dem damaligen Herrenmeister der Balley Brandenburg, die Ernennungsurkunde unter dem 15. April 1867 ausgestellt wurde. Am 24. Juni 1869 erhielt er sodann von demselben Prinzen den Ritterschlag und den Rechtsritterbrief. Gegenwärtig bekleidet er in dem Orden das Amt des Werkmeisters und ist Mitglied des Konvents der Preußischen Provinzialgenossenschaft.

Das Band, das ihn von jeher durch Geburt und Abstammung mit seinem Kreise verknüpft hatte, wurde noch enger geschlungen, als er sich am 14. Januar 1867 mit einer Tochter aus einer der angesehensten Familien des Kreises, Hilda Wernitz, Tochter des Rittergutsbesitzers Theodor Wernitz auf Thymau*) und seiner Gemahlin Ernestine geb. v. Ziegler und Klipphausen, vermählte. Seine allgemein verehrte Gattin, mit der er in glücklichster Ehe lebt, steht ihm bis auf den heutigen Tag treu zur Seite. Stets hat sie ihr eigenes Glück nur in dem Glücke ihres Gatten und ihrer Kinder gesucht und in der Stille der Häuslichkeit und der Familie waltend dieses Glück im vollsten Maße gefunden. Neben ihren nicht kleinen Pflichten als Hausfrau hat sie trotz zeitweiliger schwerer Krankheit noch Zeit gefunden, den umfangreichen gesellschaftlichen Pflichten ihrer Stellung gerecht zu werden und sich auf dem Gebiete der Wohltätigkeit und der Fürsorge für die Kranken und Schwachen zu betätigen. Der Ehe sind vier Söhne entsprossen:

1) Ahasverus, Rittmeister und Eskadronchef im Kürassier-Regiment Nr. 3 Graf Wrangel.

2) Oswald, bisher Gutsbesitzer auf Gollubien.

3) Andreas Fabian, Oberleutnant bei der Maschinengewehrabteilung Nr. 11 in Metz.

4) Erwin, Oberleutnant und Regimentsadjutant im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment in Berlin.

Im Jahre 1867 wurde Rudolf von Brandt in den Landtag des preußischen Staates gewählt. Hier hatte er als Mitglied der

*) Thymau, alter Familienbesitz der Familie Wernitz, ist gegenwärtig im Besitze des Kgl. preußischen Generalleutnants z. D. Theodor Wernitz, Exzellenz.

Gemeindekommission des Abgeordnetenhauses, dem er bis zum Jahre 1873 angehörte. Gelegenheit, sein reiches Wissen und seine Erfahrungen im Dienste des Gemeinwohls zu verwerten. Nach Einführung der Provinzialordnung im Jahre 1876 wurde er zum Vertreter seines Kreises im Provinziallandtage ausersehen. Mit Eifer und Geschick beteiligte er sich bei den Arbeiten im Provinziallandtage und wurde sodann im Jahre 1884 zum Mitgliede des Provinzialausschusses gewählt.

Nachdem Herr von Brandt seinen alten Heimatkreis 24 Jahre lang verwaltet hatte, berief ihn das Vertrauen seines Königs unter dem 9. Februar 1887 auf den verantwortungsreichen Posten des Polizeipräsidenten der Kgl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg. In dieser Stellung, die er fast 10 Jahre hindurch bekleidete, hat er sich um die Entwickelung und das Gedeihen der alten Haupt- und Residenzstadt Königsberg wohl verdient gemacht und sich stets bemüht, im Verein mit den städtischen Behörden das Beste der Stadt zu fördern. Seine Tätigkeit auf diesem Gebiete hat von allen Seiten nur Anerkennung gefunden und vielfach sind ihm Beweise der Dankbarkeit hierfür zu teil geworden. Einige Jahre später wurde er im Nebenamte zum Vorsitzenden der Einkommensteuer-Veranlagungskommission ernannt. Bei der Ausübung dieses Amtes, das besonderes Geschick und vieles Feingefühl erforderte, hatten die Bewohner Königsbergs oft Gelegenheit, ihn als einen stets vornehm und sachlich denkenden unparteiischen Mann kennen zu lernen, der allen an ihn herankommenden Fragen mit Gerechtigkeit und Wohlwollen gegenübertrat.

Als im Jahre 1895 der damalige Landeshauptmann, Herr von Stockhausen, gestorben war und es sich um die Wahl eines neuen Landeshauptmanns handelte, da richteten sich die Augen aller Abgeordneten auf Herrn von Brandt, welcher von der Einführung der provinzialen Selbstverwaltung an in engster Verbindung mit ihr gestanden hatte. Durch einstimmigen Beschluß des Provinziallandtags wurde er am 20. Januar 1896 zum Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen und gleichzeitig zum Vor-

sitzenden der Landesversicherungsanstalt gewählt und durch Allerhöchsten Erlaß vom 2. März 1896 als solcher bestätigt.

Fast 12 Jahre hindurch steht Herr von Brandt jetzt an der Spitze der Selbstverwaltung unserer Provinz. Er ist der fünfte Landeshauptmann und fast doppelt solange im Amte als jeder seiner Vorgänger. Der erste Landesdirektor*) der damals noch ungeteilten Provinz Preußen war Heinrich Rickert, der bekannte spätere Führer der „Freisinnigen Vereinigung", welcher nach der Teilung der Provinz Preußen im Jahre 1878 sein Amt niederlegte. Der zweite Landesdirektor war der Rittergutsbesitzer Kurt von Saucken-Tarputschen, welcher von 1878 bis 1884 im Amte war. Sein Nachfolger wurde der Landrat a. D. und Rittergutsbesitzer Alfred von Gramatzki-Schrombehnen, der bis zum Jahre 1888 im Dienste blieb. Ihm folgte nach der Oberregierungsrat Clemens von Stockhausen, der bis zu seinem Tode im Jahre 1895 Landeshauptmann war. Dessen Nachfolger wurde Herr von Brandt.

Bei der Einführung der Provinzialordnung am 1. Januar 1876 ahnte wohl niemand, welche Ausdehnung die Aufgaben der Proinzialverbände und welche Bedeutung das Amt des Landeshauptmanns im Laufe der Entwickelung erlangen werden. In den die Selbstverwaltung der Provinzen einführenden großen Gesetzen, dem Dotationsgesetze vom 30. April 1873, der Provinzialordnung vom 29. Juni 1875 und dem Ausführungsgesetze zum Dotationsgesetze vom 8. Juli 1875 sind die Aufgaben, zu deren Erfüllung den Provinzialverbänden Staatsmittel zur Verfügung gestellt wurden, genau festgestellt. Damit ist jedoch den Provinzialverbänden keine Grenze ihrer Tätigkeit gezogen. Es bleibt vielmehr — den Grundsätzen der Selbstverwaltung entsprechend — ihrem Ermessen überlassen, auch andere Aufgaben,

*) Nach § 87 der Provinzialordnung kann die Amtsbezeichnung sowohl Landesdirektor wie Landeshauptmann sein. In Ostpreußen ist durch das vom Provinziallandtage beschlossene Statut vom 1. April 1889, genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 29. Mai 1889, die Bezeichnung „Landeshauptmann" eingeführt worden.

die sie für fördernswert und für unterstützungswürdig erachten, in den Kreis ihrer Tätigkeit zu ziehen und ihre Erfüllung durch Bereitstellung von Mitteln zu fördern. Die Vielgestaltigkeit unseres gesamten Verkehrs- und Wirtschaftslebens bringt ja fast täglich Anregungen aller Art und eine Fülle neu auftauchender Fragen mit sich und es gehört mit zu den vornehmsten Aufgaben des Landeshauptmanns, alles Neue auf seinen Wert und seine Bedeutung für die Fortentwickelung der Provinz zu prüfen. Mit besonderem Geschick ist es Herrn von Brandt gelungen, nach dieser Richtung hin seiner Stellung gerecht zu werden, wobei er das Glück hatte, bei seinen Mitarbeitern im Provinzialausschusse und im Provinziallandtage stets verständnisvolle und erfolgreiche Unterstützung zu finden. Die Geschäfte der Provinzialverwaltung sind durch die im Laufe der Jahre hinzutretenden neuen Aufgaben, deren Durchführung für die Fortentwickelung der Provinz als notwendig oder zweckmäßig erkannt wurde, in einem kaum geahnten Umfange gewachsen und haben der Stellung des Landeshauptmanns eine von Jahr zu Jahr mehr steigende Bedeutung verliehen. Stets war Herr von Brandt darauf bedacht, „das kostbare Gut der Selbstverwaltung" zu behüten und die ihm anvertrauten Interessen seiner geliebten Heimatprovinz mit allem Nachdruck zu vertreten. Andrerseits richtete er aber auch immer sein besonderes Bestreben darauf, mit der Kgl. Staatsregierung zusammen zu arbeiten und in Verbindung mit den Staatsbehörden das Beste der Provinz zu fördern.

So ist es ihm gelungen, mit den während seiner Amtstätigkeit als Vertreter der Staatsregierung an der Spitze der Provinz stehenden Oberpräsidenten*), denen gesetzlich die Aufsicht über die Verwaltnug der Angelegenheiten der Provinzialverbände zusteht, stets im besten Einvernehmen zu stehn und sich ihre volle Hochachtung und Wertschätzung zu erringen.

---

*) Von 1895—1901 Graf von Bismarck-Schönhausen, von 1901—1903 Freiherr von Richthofen, von 1903—1907 Herr von Moltke, von 1907 ab Herr von Windheim.

Die Anerkennung der Kgl. Staatsregierung und Sr. Majestät des Kaisers und Königs für die Verdienste Herrn von Brandts ist auch nicht ausgeblieben. Er ist zum Ritter des Roten Adlerordens 2. Klasse mit Eichenlaub, des Kronenordens 2. Klasse, der Roten Kreuz-Medaille 2. Klasse und des Königlichen Hausordens von Hohenzollern ernannt worden. Außerdem besitzt er verschiedene andere außerpreußische Orden. Im Jahre 1890 wurde ihm der Rang der Räte 3. Klasse und im Jahre 1901 derjenige der Räte 2. Klasse verliehen.

Neben seiner alle Kräfte voll in Anspruch nehmenden amtlichen Tätigkeit hat Herr von Brandt noch stets Zeit gefunden für die Beschäftigung mit allen wichtigen Fragen auf sozialem Gebiete, für alle künstlerischen, gewerblichen und wissenschaftlichen Bestrebungen und für alle Betätigung christlicher Liebesarbeit. Er gehört dem Vorstande zahlreicher gemeinnütziger und wohltätiger Vereine und Anstalten an, von denen ihm der Vaterländische Frauenverein und das Krankenhaus der Barmherzigkeit zu Königsberg besonders nahe stehn. Durch das Einsetzen seiner Person und des ihm vermöge seiner Stellung zustehenden amtlichen Einflusses ist es ihm gelungen, alle Bestrebungen, deren Nützlichkeit für das Gemeinwohl er erkannt hatte, auf das wirksamste zu fördern und belebend und befruchtend auf sie einzuwirken. Die allgemeine Verehrung und Liebe, die er sich hierdurch erworben hat, fand ihren beredtesten Ausdruck in den zahlreichen Glückwünschen, Ehrengeschenken und Auszeichnungen, die ihm an seinem 50jährigen Dienstjubelfeste von allen Seiten, nicht nur von Behörden und amtlichen Stellen, sondern aus allen Berufskreisen und von allen Bevölkerungsschichten in reichstem Maße zu teil geworden sind.

Bemerkenswert waren die Worte, welche der geistliche Oberhirte unserer Provinz, Generalsuperintendent D. Dr. Braun, ihm an seinem Ehrentage widmete.

> „Sie wissen — so etwa führte er aus — welchen Grad der Verehrung in Ihrer amtlichen Tätigkeit und hinsichtlich Ihrer Person Sie Sich durch Ihr Wirken in

dieser Provinz gewonnen haben. Ich weiß, daß ich im Sinne der gesamten ostpreußischen Geistlichkeit spreche, wenn ich sage: wir danken Ihnen von tiefstem Herzen für alles das, was Sie an Arbeiten christlicher Liebestätigkeit und Fürsorge, soweit es an der Provinz liegt, getan haben. Gesegnet war Ihr Wirken, reich Ihr Leben auch an Familienglück. Die Segenswünsche der ostpreußischen Geistlichkeit begleiten Sie für Ihr ferneres Leben. Möge es ebenso hell und schön sein, wie bisher; möge Gott Sie noch lange erhalten in Ihrer Tatkraft; mögen Sie noch lange weiter wirken zum Segen der Provinz."

In seiner Antwort betonte Herr von Brandt, daß in der Tat ihm die Pflege christlicher Liebeswerke stets besonders am Herzen gelegen habe. Daß er darin die Unterstützung der ostpreußischen Geistlichkeit gefunden, werde ihn weiter ermutigen, in Arbeiten der Barmherzigkeit und der christlichen Liebe fortzufahren.

Ganz besondere Freude empfand der verehrte Mann, als unter den Glückwünschenden auch Se. Königliche Hoheit, der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, erschien, der seit dem 1. Oktober 1906 in unserer alten Haupt- und Residenzstadt weilt, um hier nach echter Hohenzollernart neben seiner militärischen Stellung auch den Dienst der Verwaltung von Grund aus kennen zu lernen. Se. Kgl. Hoheit erschien im bürgerlichen Gewande, geschmückt mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens, in Begleitung seines persönlichen Adjutanten, des Hauptmanns im 1. Garde-Regiment zu Fuß, Barons von Meerscheidt-Hüllessem, und des Oberleutnants im 1. Garderegiment zu Fuß, Grafen zu Lynar, die gleichfalls beide die Uniform mit dem Bürgerkleide vertauscht hatten. Se. Kgl. Hoheit hielt etwa folgende Ansprache:

Ich bin gekommen, Ihnen die Glückwünsche auszusprechen an dem heutigen Tage, an dem Sie auf ein halbes Jahrhundert zurückblicken, während dessen Sie mit hohen Ehren und Auszeichnungen dem Staate und

hierauf zwölf Jahre Ihrer Heimatprovinz als Selbstverwaltungsbeamter gedient haben. Ich betrachte es als einen Vorzug für Mich, bei Beginn Meiner Verwaltungslaufbahn gerade Sie, einen Mann beglückwünschen zu dürfen, der als ein leuchtendes Beispiel, dem Ich nachzustreben habe, vor Mir steht, ein Beispiel treuer Pflichterfüllung gegen seine Mitmenschen und das Land, in dem Sie geboren sind. Ich knüpfe den Wunsch daran, daß Sie auch nachkommenden Geschlechtern als leuchtendes Vorbild dienen mögen und erlaube Mir, als Andenken an diesen Tag ein Bild von Mir zu überreichen, auf welchem Ich im bürgerlichen Gewande erscheine."

Gerührt über diese hohe Auszeichnung erwiderte Herr von Brandt in seiner Antwort etwa folgendes:

„Eurer Königlichen Hoheit danke ich untertänigst für die freundlichen und gütigen Worte. Sind Sie ja selbst ein alter Freund der Provinzialverwaltung, haben Sie doch regelmäßig Tage und Stunden an unseren Sitzungen teilgenommen. Sie kennen jetzt die Verhältnisse unserer Provinz; Sie haben auch teilgenommen an unseren Besichtigungsreisen durch die Provinz und haben durch Ihr Erscheinen Tausende von Herzen in Ostpreußen freudiger schlagen machen. Sie sind auch jüngst zu den Festen in Tilsit und Memel gekommen und haben ihnen durch Ihre Anwesenheit in Vertretung Seiner Majestät des Kaisers einen höheren Glanz verliehen. Dafür dankt Ihnen in vollem Maße die Provinz, in der Sie überall, bei Hoch und Niedrig, nur noch „Unser Prinz" genannt werden. Möge diese Bezeichnung eine dauernde bleiben. Mögen Sie recht lange in unserer Provinz verweilen und Freude und Leid mit uns teilen."

Auch Se. Majestät der Kaiser und König hatte Herrn von Brandt an seinem Ehrentage zu den Auszeichnungen, die er ihm im Laufe der Jahre schon hatte zu teil werden lassen, eine neue hinzugefügt, die Ernennung zum Wirklichen Geheimen

Ober-Regierungsrate mit dem Range der Räte 1. Klasse, die ihm von Sr. Exzellenz, dem Oberpräsidenten Herrn von Windheim, mit höchst anerkennenden und ehrenvollen Worten mitgeteilt wurde. —

Ungebeugt von der Fülle der Jahre steht der verehrte Mann gegenwärtig da, unermüdlich weiter arbeitend und mit fester Hand die Zügel der Geschäfte führend. Möge es ihm vergönnt sein, noch lange Jahre in ungetrübter Frische und Kraft für das Wohl unserer Provinz zu wirken.

Kleine Mitteilungen.

Ein Sonett von Stägemann auf Beyme's Tod.

Mitgeteilt von **Franz Rühl**.

Je älter man wird, um so mehr lebt man in der Vergangenheit, und je mehr der Kreis der alten Freunde zusammenschmilzt, um so lebhafter pflegt man sich die verstorbenen in die Erinnerung zurückzurufen, und garnicht selten macht man sogar den Versuch, geistige Zwiesprache mit ihnen zu halten. Ich hatte schon früher Gelegenheit, darauf hinzuweisen, in wie hohem Maaße das von dem Verhältnis Stägemann's zu seiner Frau Elisabeth galt und erwähnte dabei, daß er wiederholt bei besonderen Anlässen auch Verse an die Dahingegangene gerichtet hat. Eins der schönsten unter diesen Gedichten ist ein Sonett auf Beymes Tod, und da es auch an und für sich sehr gut ist und meines Wissens noch nicht gedruckt, so nehme ich an, daß es den Lesern der Monatsschrift angenehm sein wird, wenn ich es hier veröffentliche.

Bei dem Tode des Großkanzlers von Beyme.
Im December 1833.

Elisabeth, mir ist in Wehe-Tagen,
Als lebtest Du, als müss' ich Dir allein,
Wie ehemals der Liebe süße Pein,
Jedweden Gram in Harfentönen sagen.

So laß mich auch um diesen Todten klagen,
Und, wie verklärt von Deinem Sternenschein,
Auch seinen Aschenkrug zum stillen Hain
Der heiligen Erinnrung trauernd tragen!

In Friede schlaf, nach Tages schwerer Mühe,
Geprüfter Freund! Vergessenheit bedekkt
Die Täuschungen der sonnengoldnen Frühe:

Die Stürme schweigen, die Dich einst gewekkt. —
O, daß noch oft, von Unkraut unverstekkt,
Ein Edelzweig, gleich Dir, dem Land erblühe!

Kritiken und Referate.

Cassirer, Dr. Ernst: Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit. Erster Band. Berlin 1906. Bruno Cassirer. XV und 608 SS. Gr. 8°. M. 15.—.

„Das Studium der Philosophie fordert die Verbindung des systematischen und des historischen Interesses;" „Der Zusammenhang mit der Geschichte bedeutet zuvörderst den Zusammenhang mit der Wissenschaft. Und der Zusammenhang mit der Wissenschaft erweitert sich folgerichtig zu dem mit der allgemeinen Kultur." In diesen Gedanken, welche Hermann Cohen seit Jahrzehnten einer jeden mündlichen oder schriftlichen Betrachtung zu Grunde legte, welche die Philosophie als Wissenschaft in ihrem Werden zu erfassen strebte, und die er in der oben angeführten Form in dem Kapitel über „das Verhältnis der Philosophie zu ihrer Geschichte" [Einleitung zu F. A. Lange's Gesch. d. Mat. I[7] (1902) S. 139 ff.] aussprach, finde ich die Keime zu C.'s Werk. Sie haben bei ihm eine eigenartige, selbständige Entfaltung genommen.

Es ist ein Werk entstanden, das tiefer als die meisten „Geschichten der Philosophie" die eigentliche Aufgabe der Geschichte der Philosophie erfaßt. „Die Geschichte der Philosophie kann, so wahr sie Wissenschaft ist, keine Sammlung bedeuten, durch die wir die Tatsachen in bunter Folge kennen lernen; sie will eine Methode sein, durch die wir sie verstehen lernen." (VII.) Sie darf nicht in eine Reihe von Einzelbildern auseinanderfallen, darf nicht in philologischer Historie und Philosophengeschichte aufgehen, wo die Systeme fast zusammenhanglos nebeneinanderstehen und nur lose Fäden von Denker zu Denker geschlungen werden. Es muß vielmehr erkannt werden, was diese Kette der tiefsten Wirkung im Innersten zusammenhält. Da ist es nun ein Problem, das Glied um Glied verbindet, weil es den tiefsten Grund jedes Philosophierens gebildet hat und bildet, um das alle Systeme wogen und sich drehen, sodaß sie an diesem einen Faden aufgereiht werden können: es ist die Frage nach dem Wesen der Erkenntnis. Eine Untersuchung der Einzelleistungen im Hinblick auf das Erkenntnisproblem wird uns somit am besten jene Zusammenhänge erkennen lassen. Indem ein jeder Denker nach seiner erkenntnistheoretischen Leistung gewürdigt wird, ergibt sich eine umfassende und doch zusammengedrängte, scharf abgrenzende Schilderung des stetigen Ganges der Philosophie als Wissenschaft.

Der Gedanke, die Geschichte der Philosophie unter einem gewissen Gesichtspunkte, etwa eines fundamentalen erkenntnistheoretischen Begriffes, zu betrachten,

ist an sich nicht neu; es sei, um nur die größeren Werke zu nennen, in diesem Zusammenhange auf F. A. Lange, auf Laßwitz' „Gesch. d. Atomistik", auf E. Königs Buch über „Die Entwicklung des Kausalproblems von Cartesius bis Kant, auf E. Grimm „Zur Geschichte des Erkenntnisproblems von Bacon zu Hume", auf A. Riehl oder Hermann Cohen („Das Prinzip der Infinitesimalmethode und seine Geschichte") hingewiesen. C. verfolgt nun das Grundproblem nicht nur nach einer bestimmten Seite hin, sondern er will „gleichsam in einem Querschnitt den Inhalt der neueren Philosophie zur Anschauung bringen". (S. 14.) Zudem gibt uns die Geschichte des Erkenntnisproblems allein die Möglichkeit, die neuere Philosophie gegen die mittelalterliche hin abzugrenzen und ihr eigentümliches Verdienst zu erfassen: die Klarheit der Platonischen Problemstellung ist erst beim Beginn der neuen Zeit wieder erreicht worden, während diese zugleich nicht nur die Erkenntnis als schöpferische Grundkraft wieder verstehen lernte, sondern auch, und hier beginnt der Fortschritt über Platon hinaus, zu einem tieferen Begreifen der Erfahrung als der „wahrhaften Erfüllung und Vollendung der reinen Theorie" sich hindurchrang. (S. 50. 43.) C. vollzieht die Einschränkung seiner Betrachtung auf die neuere Zeit, weil es ihr vorbehalten war, die Waffen zu schmieden für die Erkämpfung der richtigen Fragestellung, eine Arbeit, die von der kritischen Philosophie geleistet wurde. Der zweite Teil (S. 20—50) seiner „Einleitung", begründet die Abgrenzung.

Teil 1 (S. 1—19) rechtfertigt die Erweiterung des Themas auf „Philosophie und Wissenschaft". Diese nämlich ist an der Lösung des Problems ebenso intensiv beteiligt als die Philosophie im engeren Sinne. Und nicht nur bei Kant selbst — mit dessen System der zweite Band seinen Abschluß finden soll S. VIII), ohne daß C. jedoch damit die Aufgabe der Kritik der Erkenntnis als erfüllt ansähe; ihm ist Kant vielmehr „ein dauernd neuer und fruchtbarer Anfang" derselben (S. 15) — auch in der ganzen Entwicklung waltet jene Beziehung, und grade dort, wo Philosophie und Wissenschaft, als deren reinste Vertreter immer noch Mathematik und reine Naturwissenschaft zu gelten haben, ein inniges Bündnis schließen, erhält das Problem die fruchtbarste Förderung; Kants enges Verhältnis zu den exakten Wissenschaften, seine Orientierung an der Mathematik, so spontan, so eigentümlich für sein System diese Seite seiner Philosophie erscheinen mag, ist historisch mannigfach bedingt. Es genügt, um nur die nächsten Etappen nach rückwärts zu berühren, die Namen Newton und Leibniz zu nennen; selbst Christian Wolff gehört hierher, aus dessen Dunstkreis sich Kant in jahrelanger Arbeit losringen mußte. „Weit enger, als die bisherigen Darstellungen der Entwicklung der kritischen Philosophie es erkennen lassen, ist diese in ihrer Entstehung mit der Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts verflochten und verschwistert." (S. 15.) Es liegt in dem Wesen des Erkenntnisproblems, daß die Disciplin der Philosophie nicht allein seine Lösung vorbereitet hat, sondern daß die entscheidenden Fortschritte auf dem Wege zu ihr hin dort zu spüren sind, wo die bahnbrechenden

Geister der modernen Naturwissenschaft, der neueren Mathematik einsetzen, wo eine Durchdringung philosophischer und wissenschaftlicher Denkart sich betätigt. Immer wieder weist C. darauf hin, daß ohne die Mithülfe der exakten Wissenschaft, deren Streben vorerst auf eine Bewältigung des empirischen Forschungsmaterials, auf ein Zusammenschließen der Mannigfaltigkeit der Wahrnehmung zur Einheit des Weltbildes sich richtete, wobei sie zunächst eine philosophische Grundlegung nicht eigentlich im Auge hatte, die bedeutendsten Umwälzungen in der Geschichte des Erkenntnisproblems nicht zustande gekommen wären. So betont Kepler im Gegensatz zu der alten ontologischen Weise, welche das Naturgeschehen in seinem „absoluten" Sein und Werden zu erfassen strebte, im Gegensatz auch zu der alten alexandrinischen Auffassung, die sich mit der „Forderung der bloßen „Beschreibung" der Phänomene" zufrieden gab: daß eine Erkenntnis nur dann möglich sei, wenn von der Frage nach dem Sein abgesehen werde, und die Frage nach den Gesetzen, die uns das Sein erst darbieten, in den Vordergrund trete: „das Ziel ist nicht, die Erscheinungen, statt sie bloß zu berechnen, in ihrer absoluten metaphysischen Wesenheit zu begreifen, sondern sie auf Gesetze zurückzuführen, in denen jedoch nicht bloß die geometrischen, sondern die physikalischen Grundbeziehungen des empirischen Seins sich darstellen". (S. 263.) Indem die Substanz in die Funktion aufgelöst wird, ist der alte Gegensatz zwischen dem absoluten Sein und dem Sein der Erkenntnis aufgehoben. Der echte, alte Platon siegt über Aristoteles. Daß dieser Sieg, den die exakte Wissenschaft erfocht, mehr ist als ein Wiederaufleben platonischer Lehren, daß diese vielmehr im Bathos der Erfahrung heimisch gemacht werden, was dem Idealisten des Altertums noch nicht hatte gelingen können, zeigen die Ausführungen über Galilei, der noch intensiver als Kepler der Kantischen Lösung des alten Zwiespaltes vorgearbeitet hat. „Die Frage ist, ob mit den Dingen oder den Beziehungen, ob mit dem Dasein oder mit den Formen der Verknüpfung zu beginnen ist. Gegenüber der substantiellen Weltansicht erhebt sich eine Auffassung, die auf dem Grunde des Funktionsbegriffs erwachsen ist. An dieser Stelle wird es besonders deutlich, daß die Geschichte der neueren Philosophie außerhalb des Zusammenhanges mit der exakten Wissenschaft nicht zu begreifen und nicht zu entwickeln ist." (S. 310.) Indem C. seine Untersuchung nun in der Richtung auf diese ausdehnt, ergeben sich fast von selbst notwendige Zwischenglieder und Übergänge zwischen den großen philosophischen Systemen, die jetzt als Teile einer stetigen Reihe betrachtet werden dürfen, ohne daß indes die ihnen eigentümliche, neue Leistung lediglich als Resultante zeitlich vorangehender Philosophie und Wissenschaft aufzufassen wäre. Scheinbar vereinzelt dastehende Forscher werden dem Ganzen eingeschlossen, fast unbekannte Denker, wie z. B. Burthogge (S. 465 ff), treten als wichtige Mittler hervor.

Das Werden der Wissenschaft kann nicht geschichtlich erfaßt werden ohne Berücksichtigung der gesamten geistigen Kultur des Zeitalters, in dem die Probleme

eine neue Wendung erfahren. Diese erwächst eben aus der jeweiligen kulturellen Richtung, und zugleich werden durch eine Betrachtung der letzteren wieder die Schranken erkennbar, welche sich der Lösung entgegenstellen. So ergibt sich die Verpflichtung, die allgemeinen Tendenzen der Zeit, soweit sie in der wissenschaftlichen Persönlichkeit vertreten sind, sowie die ethischen und aesthetischen, psychologischen oder theologischen Interessen, welche für den Charakter des Forschers mit bestimmend sind, ins Auge zu fassen. „Es muß der Versuch gewagt werden, aus der intellektuellen Gesamtbewegung eines Zeitalters sein herrschendes und treibendes Erkenntnisideal zu rekonstruieren“ (S. 11). An diesem Punkte zumeist hatte nun die streng geschichtliche Methode der systematischen Absicht, als der führenden Idee, eine unentbehrliche Helferin zu sein. „Von Anfang an galt es mir als das notwendige und selbstverständliche Erfordernis, die Herausbildung der fundamentalen Begriffe an den geschichtlichen Quellen selbst zu studieren und jeden Einzelschritt der Darstellung und Schlußfolgerung unmittelbar aus ihnen zu rechtfertigen. . . . Hier erwarte und erhoffe ich die eingehende Nachprüfung von Seiten der Kritik . . Ich . . habe bei der Herbeischaffung und Sichtung des historischen Materials die Lücken unseres heutigen Wissens im Gebiet der Geschichte der Philosophie zu lebhaft empfunden, als daß ich nicht jede Förderung durch . . Spezialforschung willkommen heißen sollte.“ (S. VII.) Von den Abschnitten, welche jener Verpflichtung genügen, durch Herausarbeitung „des bestimmten intellektuellen Gesichtskreises“, dem die neuen Ideen entsprangen, auf die neue Problemstellung vorzubereiten, hebe ich als besonders lehrreich hervor die über die Philosophie in der Kultur der Renaissance (S. 86 ff.), den Übergang zum modernen Begriff des Bewußtseins (S. 108 ff.), die Erneuerung der Natur- und Geschichtsansicht (S. 147 ff.), die geistigen Züge Montaignes (S. 162 ff.), die Rolle der jansenistischen Lehren in der Philosophie Pascals (S. 444 ff.), die praktisch-ethischen Endabsichten der Bayle'schen Skepsis (S. 504 ff.). Es ergeben sich scharfe, individuell deutlich gegen einander abgegrenzte Bilder, ohne daß C. doch zu ihrer Gestaltung biographisches und bibliographisches Forschungsmaterial vor dem Leser anzuhäufen nötig hätte — nur die notwendigsten Belegstellen sind in den Anmerkungen (S. 519—608) verzeichnet[1]) — und von der Manier gewisser Geschichtschreiber der Philosophie, die Wurzeln der Lehre eines Denkers aus seiner doch auch nur historisch erschließbaren psycho-physiologischen Eigenart abzuleiten und hiermit seine philosophische „Physiognomie“ zeichnen zu wollen, ist C. gar völlig frei. Es ist stets das Faktum der jeweiligen philosophischen oder wissenschaftlichen Schöpfung, von dem C. ausgeht, wenn er eine neue Gestalt zu schildern unternimmt. Es gilt, die „inneren sachlichen Zusammenhänge“ zu suchen: das kann in klarer Weise nur geschehen, wenn vorab auf diejenigen

[1]) Die Anordnung derselben (Die Numerierung beginnt neu mit jedem Kapitel) ist sehr unpraktisch: die Numerierung wäre besser mit jeder Seite des Haupttextes neu begonnen worden; der Anhang wäre dann viel leichter zu benutzen.

Lehren das Augenmerk gerichtet ist, welche „die eigentliche geschichtliche Kraft und die unvergängliche Wirkung" des betreffenden Systems ausmachen (Vgl. S. 342, 379). Das zeitlich und individuell Vergängliche ist nur so weit behandelt worden, als es die geschichtliche Wahrheit für die Abrundung des Bildes der wissenschaftlichen Persönlichkeit notwendig fordert. Doch wird damit nirgends in unberechtigter Weise der Accent auf eine Seite des Systems verlegt zum Zwecke etwa der Heraushebung eines bestimmten erkenntnistheoretischen Gewinnes, sodaß die ganze Beleuchtung auf einen Punkt fiele und die übrigen Teile verblaßten, wodurch das Bild gefälscht würde und mehr hineingelegt, als es enthält: C. weist im Gegenteil stets auf die Fäden hin, aus denen sich das ganze Gewebe zusammensetzt: welche jenes Unvergängliche mit dem Zufälligen verbinden. Wir sehen, wie klare Erkenntnis mit dogmatischer Befangenheit gepaart ist, wie kritischer Scharfsinn und sensualistisches Wähnen in einem Systeme nebeneinander liegen. Das herkömmliche Porträt manches Philosophen macht einem neuen, schärferen, nach einer ganz anderen Richtung schauenden Platz. Meine Quellenkenntnisse sind nicht ausgebreitet genug, um mir überall die Möglichkeit der genauen Nachprüfung zu gewähren: aber wenigstens die von C. beigebrachten Originalbelege rechtfertigen seine Darstellung immer. Doch mögen auch C.'s Interpretationen und die daraus entstandenen Bilder noch so viel im einzelnen beanstandet werden: darüber werden sich wohl auch die Gegner einig sein, daß durch C.'s Methode der nur zu sehr beliebten Manier, die eigenartigen Leistungen eines Denkers in ein „charakterisierendes" Schlagwort zusammenzupressen, gründlich der Nährboden entzogen wird. Dieses Verdienst der umfassenden Betrachtungsweise wird uns z. B. an einer Erscheinung wie Malebranche klar — über dessen Erkenntnislehre wir bald auch eine Monographie Artur Buchenaus zu erwarten haben —; sein „Okkasionalismus" bedeutet nicht das Zentrum des Systems, sondern nur dessen Ausläufer, die letzte metaphysische Zuflucht, welche Malebranche aufsuchte, weil er über die Relativität der psycho-physiologischen, wie der methodischen mathematischen Erkenntsnis hinaus einen positiven Fortschritt nicht zu ersehen imstande war und in ihr sein Genüge nicht finden konnte. (S. 474 ff.) Malebranche ist auch hierin mit seinem Vorgänger Descartes verwandt: der Abschnitt über diesen (S. 375—433), aus einer früheren Arbeit C.'s erwachsen (Vgl. den Ref. im Jahrgang 1907, No. 35 Sp. 1109 f. des Literarischen Zentralblatts), läßt den gleichen Gewinn erkennen; es wird hoffentlich nur noch selten mehr vorkommen, daß Descartes' zentrales Verdienst in wenigen Zeilen durch das „cogito" „charakterisiert" wird, wie von Ernst Marcus, der in einem 95 Seiten starken Büchlein „Das Erkenntnisproblem" (1905) gleichfalls dieses Problem in der neueren Zeit verfolgt, und zwar, da seine Methode mehr polemische wie historische Vorzüge hat, so eilig, daß ihm von Descartes, welcher ihm doch (S. 20) als der Mann gilt, „der ganz eigentlich das Erkenntnisproblem entdeckte," bei Redaktionsschluß nicht mehr als wenige Fetzen, darunter jenes „cogito", in Händen blieben, welche dann auf einer kleinen

Druckseite (S. 20—21) schlecht und recht Descartes' und Marcus' Eigenart zur Anschauung bringen — nämlich schlecht die des ersteren, recht die des letzteren. Es scheint freilich nicht leicht, historisches mit systematischem Interesse so zusammenzufügen, daß keines dieser beiden Geschwisterelemente der Geschichte der Philosophie das andere verdrängt. Sowie dies geschieht, ist die wahre Objektivität dahin. Nur wenn die Totalität der Erscheinung erfaßt wird, ist es möglich, alles echte vom tauben Gestein zu sondern, indem das Kritische und Fruchtbare mit dem Befangenen und Vergänglichen, das Notwendige mit dem Zufälligen erfaßt wird. Erst wenn die Geschichte ihr Werk getan, darf die systematische Sichtung einsetzen: sie hat die Fasern aufzuzeigen, welche lebenskräftige Keime in die Zukunft hinüberretteten.

Damit ist zugleich eine Auffassung von der Rolle des Systematischen in der Geschichte der Philosophie ausgesprochen, ohne welche eine jede „Geschichte der Philosophie" als bloße Kompilation erscheinen muß; die Geschichte der Philosophie wird ihrer Aufgabe nicht gerecht, wenn ihr nicht eine eigene systematische Überzeugung dessen zu Grunde liegt, der sie zu schildern unternimmt. Diese allein kann den Maßstab bilden bei der Wertung vergangener Systeme. Die historische Objektivität im strengsten Sinne muß walten bei der Darstellung der philosophischen Einzelerscheinung auf Grund des Faktums der Überlieferung. Eine Verknüpfung jedoch, ein Einreihen in die Progression, welche der stetige Gang des werdenden Problems bildet, ist nur möglich, wenn zugleich eine Entscheidung gefällt wird über die Rolle, welche das neue Glied innerhalb der Reihe spielt. Nur so kann das Nebeneinander und Nacheinander zur steten Folge werden, so allein die Beschreibung zur Geschichte sich erheben. Es wird genug Kritiker geben, welche hier über Subjektivität und anmaßende Verkennung des objektiven Wertes der geschichtlich feststehenden philosophischen Erscheinung klagen werden — zu Unrecht. Denn es gibt eine Objektivität, welche der Tod jeder Geschichte ist. Geschichte besagt Geschehen und lebendigen Fluß der Gedanken, und als solche wird sie von der Warte einer bestimmten Auffassung herab klarer, intensiver erschaut, wie wenn uns ihre Einzelerscheinungen durch eine auf Werturteil verzichtende, rein deskriptive Methode wieder ausgegraben und nebeneinander gestellt werden; mag auch jene Auffassung noch so sehr subjektiv anzufechten sein, so sucht sie doch nach lebenskräftigen Keimen, und, was in schwankender Erscheinung schwebt, gedanklich zu festigen, wenn auch vielleicht nicht immer mit dauernden Gedanken.

Es ist der Grundgedanke der Methode Kants, von dem die Betrachtung ausgeht. Daß dieses Maß kein willkürlich ergriffenes, dogmatisch unter die vergangenen Systeme Ja und Nein verteilendes ist, muß sich im Laufe der geschichtlichen Erörterung zeigen. Diese selbst liefert den Beweis für die Berechtigung der als Maßstab zu Grunde gelegten systematischen Überzeugung. Grade diejenigen Begriffe, an welche späterhin die transscendentale Kritik anknüpft, sind

es gewesen, die sich in der Geschichte des Erkenntnisproblems als stetig fruchtbar erwiesen, indem sie immer aufs neue erschienen sind und ihre Kraft bewährt haben.

Eindringlich aber warnt C. vor dem Fehler der metaphysischen Geschichtsphilosophie, welche, anstatt von der Geschichte eines Problems zu sprechen, ein dingliches Subjekt der Entwicklungsreihe annimmt, „indem sie von einer Selbstentwicklung der ‚Idee', einem Fortschritt des ‚Weltgeistes' u. dgl. spricht": „Die metaphysische Formel muß sich uns in eine methodische wandeln. Statt eines gemeinsamen Substrats suchen und fordern wir nur die gedankliche Kontinuität in den Einzelphasen des Geschehens; sie allein ist es, die wir brauchen, um von der Einheit des Prozesses zu sprechen." (S. 18.) Darf somit die Leistung eines Denkers oft nur als neue Wendung eines schon vor ihm wieder und wieder angefaßten Problems gelten, so ist hierbei einer anderen Gefahr zu begegnen: der voreiligen Konstruktion von inneren Zusammenhängen auf Grund einer Verwandtschaft bloß terminologischer Natur. Ihr verfällt, wer die neue Wendung des Problems übersieht und nur eine neue Nüancierung eines sich im wesentlichen gleich bleibenden Inhalts zu erkennen vermag. Während z. B. Brunnhofer behauptet, „grade diese Formeln machen in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge die wahre Geschichte der Philosophie aus" und Bruno dicht neben Leibniz stellt, betont C. immer wieder die Notwendigkeit einer historisch fundierten Erwägung des sachlichen Sinnes und des systematischen Zusammenhanges der durch die gleichen Termini dargestellten Begriffe. (Vgl. S. 370; Anm. 70 S. 581.) —

„Die Logik hat keinen Anfang, wenn nicht in ihrer Orientierung an der Mathematik." Dieser Gedanke Platons war dem Mittelalter verloren gegangen. Ein deutscher Mann war es, „welcher als der Allerersten einer diese Verbindung der Logik mit der Mathematik wieder anknüpfte: ein Winzersohn von der Mosel, der Kardinal Nicolaus von Cues." Durch die Einsicht, „daß Voraussetzungen die Grundlage der Wissenschaft bilden, ist er zum ersten Begründer der neueren Philosophie geworden." An diese Anschauung Hermann Cohens (Kantrede zum 14. 2. 1904, S. 9, Einleitung zu Lange a. a. O., S. 451), dem ja C. auch, wie wir oben sahen, den ersten Keim zu seinem Werke verdankt, knüpft C. an, indem sein 1. Buch „Die Renaissance des Erkenntnisproblems" (S. 51—186) mit einem (1.) Kapitel über Cusanus einsetzt (S. 52—85): „Seine Problemstellung wurzelt im Mittelalter; sein Ergebnis aber führt ihn unmittelbar an die Schwelle der neuen, der Cartesischen Philosophie" (S. 75). Weil ihm „das göttliche Sein als der absolute Akt des Sehens" gilt (S. 76), muß uns die Lehre des Cusaners als eine Vorstufe jener Erkenntnis gelten, die von Kepler und Galilei, von den Klassikern der modernen exakten Naturwissenschaft zu voller Klarheit durchgebildet wurde: daß das Sein nur in Gesetzen gegründet werden könne. Wenn jene die „substantielle" Weltansicht endgültig durch die „funktionelle" überwanden, so lernen wir aus C.'s Buch, daß Cusanus der erste gewesen ist, welcher den allmählichen Fortschritt in dieser Richtung anbahnt. Cohen sagt

ferner in jener Rede (S. 10): „Die Kanäle, welche Cusa mit seinen Nachfolgern verbinden, sind leider verschüttet; es wäre von höchstem Werte, wenn sie, oder nur Verzweigungen von ihnen, wieder aufgedeckt werden könnten.“ Auch diese Anregung hat C. fruchtbar werden lassen: Bovillus verkörpert „die nächste geschichtliche Wirkung, die die Erkenntnislehre des Nicolaus Cusanus ausübte“ (S. 77—85); während weiterhin das metaphysische Element von Cusas Erkenntnislehre „vor allem in . . . der italienischen Naturphilosophie weitergeführt wird, hat erst die moderne Mathematik und Naturwissenschaft die . . . tiefere (kritische) Grundtendenz begriffen und wiedergewonnen“ (S. 85).

Das 2. Kapitel des 1. Buches „Der Humanismus und der Kampf der Platonischen und Aristotelischen Philosophie“ (S. 86—161) führt uns vor die „Erneuerung der Platonischen Philosophie“ (Plethon, Ficinus), „die Reform der Aristotelischen Psychologie“ (Pomponazzi, Zabarella), „die Auflösung der scholastischen Logik“ (Valla, Vives, Ramus, Zabarella, F. P. della Mirandola, Nizolius), sowie „die Erneuerung der Natur- und Geschichtsansicht“. Das 3. Kapitel beschäftigt sich mit dem Skeptizismus, d. i. dem einflußreichen Montaigne und seinen Nachfolgern (S. 162—186): sein Endergebnis ist nicht negativ, da sich für Montaigne in dem Zweifel, aus dem ihm ein neuer Begriff der Selbsterkenntnis erstanden war, „zugleich das Vorgefühl neuer Aufgaben der Erkenntnis“ ausspricht (S. 181).

Das II. Buch (S. 187—372) verzeichnet die „Entdeckung des Naturbegriffs“: von der durch metaphysische und sensualistische Tendenzen vielfach getrübten deutschen und italienischen Naturphilosophie (Paracelsus, Fracastoro, Telesio, Campanella), Cardano, Scaliger und Patrizzi, bei dem zum erstenmale der Raumbegriff der Naturwissenschaft seine Selbständigkeit gegenüber dem scholastischen Begriffs- und Kategoriensystem gewinnt (S. 235), führt uns der Weg zu der „Entstehung der exakten Wissenschaft“ (2. Kap., S. 243—339), welche das Werk Leonardos, Keplers, Galileis ist; es fällt ein interessantes Streiflicht auf Gilbert, durch den besonders Kepler methodisch angeregt wurde (S. 275 ff.). Galileis Grundgedanken wirken fort in der Mathematik: hier bedeuten Cavalieri, (S. 331 ff.), Roberval (S. 332 ff.), Vieta (S. 335 ff.) wichtige Etappen; desgleichen Neper (S. 336 ff.), der noch auf Kepler gewirkt hat. Kap. 3 (S. 340—372) behandelt „Das Copernikanische Weltsystem und die Metaphysik“ — Bruno, dessen mathematische Ideen trotz ihrer materialistischen Gebundenheit in der Auffassung des Minimums das Erkenntnisproblem zwar fördern, dessen System jedoch, ein Nebeneinander intellektualistischer Erkenntnislehre und mystischer Naturauffassung, mit Leonardo verglichen einen Rückschritt bedeutet. Vielleicht wäre hier das geschichtliche Verhältnis klarer vor Augen getreten, wenn dies Kap. 3, Bruno, vor die großen Entdecker, die im 2. Kap. behandelt sind, gestellt worden wäre: er würde dann auf die italienische Naturphilosophie folgen. Dieser Zusammenhang scheint mir wenigstens bequemer. Und der Übergang von Galilei zu Descartes würde ohne den Umweg nach rückwärts über Bruno leichter sein.

Descartes ist es, der „die Grundlegung des Idealismus (III. Buch. S. 373 bis 518) vollzieht. Das Kapitel über ihn (1.) ist wohl das am meisten fesselnde des Buches. Ihm galt 1899 schon die erste philosophische Veröffentlichung C.'s (Vgl. S. 154). War in dieser vorwiegend diejenige Richtung von Descartes' Denken herauszuarbeiten, welche auf Leibniz hinleitet, so wird hier seine Gesamtleistung im Rahmen der ganzen Entwickelung betrachtet. Im 2. Kapitel „Das Kriterium der klaren und deutlichen Perzeption und die Fortbildung der Cartesischen Philosophie" (S. 434—518) zeigt C., wie bei Pascal die mathematischen Prinzipien der Erkenntnis, deren Begründung das oberste Verdienst Descartes' ausmacht, zur Grundlage des schärfsten Rationalismus werden, aber nur, um noch tiefer als bei Descartes im Dunkel theologischer und ethischer Spekulation zu verlaufen: „In dem Moment, in dem das ethische Problem für Pascal lebendig wird, schwindet für ihn zugleich die Bedeutung der theoretischen Wissenschaft und ihrer spekulativen Lösungsversuche dahin. Von nun an befinden wir uns völlig im Bannkreise Augustinischer Stimmung" (S. 445). Auch für die späteren Fortsetzer Descartes' ist es bezeichnend, daß ihr Interesse mehr dorthin sich richtete, wo die Schranke von Descartes' Lehren liegt, als daß sie dort weiter arbeiteten, wo ihre eigentliche geschichtliche Kraft zu finden ist. Geulincx, Burthogge, Malebranche beginnen wohl alle mit einer Kritik der Erkenntnis, schließen aber mit einem Dualismus, in dem im letzten Ende die Prinzipien des Verstandes, welche zuerst als die Grundlage der Erkenntnis aufgestellt worden waren, von einem Jenseitigen, Materiellen oder Ideellen, abhängig gemacht werden. Burthogge und Malebranche bereiten in einzelnen wichtigen Lehren schon auf die englischen Philosophen des 17. und bes. des 18. Jahrhunderts vor: mit diesen soll der zweite Band beginnen (S. VIII). Der erste schließt ab mit dem Ausgang der „Cartesischen Philosophie" (S. 504-518): Bayle, dem die „lumière naturelle" Descartes als der oberste Maßstab gilt, vollzieht die Kritik der historischen Tradition und des Offenbarungsglaubens. Wenn seine Skepsis auch ethischen Zielen zustrebte, so konnte sie doch nicht zu einem positiven Abschluß, zu einem bejahenden Insichruhen der Vernunft gelangen: es fehlte ihr die Fühlung mit der exakten Wissenschaft (S. 517). In Voltaire erst vereinigt sich die Kritik des Dogmas mit „der neuen Newtonischen Weltansicht" (S. 519).

Zu dieser soll uns der zweite Band von der englischen Erfahrungsphilosophie aus hinführen. Parallel mit der Schilderung des Fortganges der Naturwissenschaft von Newton an soll die Entwickelung des Idealismus von Leibniz an dargestellt werden. „Beide Ströme vereinigen sich in der kritischen Philosophie, mit deren Darstellung das Werk seinen Abschluß erreichen soll" (S. VIII). Ich sehe der Fortsetzung des Werkes mit lebhafter Spannung entgegen. —

Denn es ist eine kühne Gestaltung des ganzen Stoffes, der im Einzelnen sachlich getreu beherrscht wird; eine systematische Durchdringung des geschichtlichen Geschehens, eine Formung des ganzen erkenntnistheoretischen Fort-

schrittes der neueren Philosophie zu einem Guß. Man glaubt — diese „Verdinglichung" möge einmal gestattet sein — die Wahrheit hin- und herwogen zu sehen im Spiele widerstrebender Gewalten, während doch eine immer wieder einsetzende Strömung nach einer bestimmten Richtung hin unverkennbar ist. Hier scheinen die Wasser des Problems gedämmt, da durchbricht es wieder seine Ufer. Und doch wird allmählich sein Bett fester und fester; je weiter die Jahrhunderte fortschreiten, desto klarer erkennen wir die Stetigkeit des Flusses.

Düsseldorf. Paul Wüst.

Hugo Preuß. Die Entwickelung des deutschen Städtewesens. I. Bd. Entwickelungsgeschichte der deutschen Städteverfassung. Leipzig: B. G. Teubner, 1906. (XII + 379 S. 8°. 4 Mk. 80 Pf.

Der mit dem Stoffe in nicht gewöhnlichem Maße vertraute Verfasser gibt in dem vorliegenden ersten Bande seines Werkes über die Entwickelung des deutschen Städtewesens einen Überblick über die Entwickelungsgeschichte der deutschen Städte*verfassung*, und zwar in der fesselndsten und lehrreichsten Weise. Stets sind die großen Momente der Entwickelung in den Vordergrund gestellt, stets wird das Wesentliche betont und immer wieder ersieht der Kundige, daß der Verfasser mit den vielen Controversen der städtischen Verfassungsgeschichte, speziell auch den an ihre Entstehung sich knüpfenden, wohl vertraut ist, mag er nun die Vertreter der einzelnen Auffassungen direkt nennen, mag er sie wie z. B. bei der Ablehnung der Theorie der Entstehung der deutschen Städte aus den alten Römerstädten auf germanischen Boden nur andeuten (Savigny u. a.). Den reichhaltigen Stoff gliedert der Verf. nach einer Einleitung in die Kapitel: Das Aufsteigen der deutschen Städte — Blüte und Niedergang des Städtewesens — Das Städtewesen im absoluten Fürstenstaat — Die Wiedergeburt städtischer Selbstverwaltung — Die Entwickelung der Städteverfassung bis zur Gegenwart. Aus allen Darlegungen spricht eine lebhafte, temperamentvolle Persönlichkeit, die auch denjenigen interessieren muß, der, sei's grundsätzlich die politischen Anschauungen des Verf. ablehnt oder ihm im Einzelnen nicht zu folgen vermag. Belehrung und reichste Anregung wird aber jeder aus dem auch in formeller Hinsicht sehr ansprechenden Buche schöpfen können. Daß der gelehrte Apparat nicht in Form von Anmerkungen und Literaturnachweisen gegeben ist, rechtfertigt der Verf. in der Vorrede: für den Gelehrten seien sie entbehrlich, für den gebildeten Leser, der sich nur belehren und anregen lassen will, vielfach lästig. Mancher gebildete und auf weitere Belehrung bedachte Laie wird vielleicht anders denken. Möchte das Werk von Preuß auch in der Provinz aufmerksame Leser finden, auf deren Boden das große Werk der Wiedergeburt städtischer Selbstverwaltung vor bald einem Jahrhundert durch Stein und seine Genossen geschaffen wurde. #

Bertram, Hugo G. Ph. Die Entwickelung des Deich- und Entwässerungswesens im Gebiete des heutigen Danziger Deichverbandes seit dem 14. Jahrhundert nebst einer Vorgeschichte der hydrographischen Verhältnisse der linksseitigen Weichselniederung von Dirschau bis zur See, dargestellt an der Hand von Urkunden und aktenmäßigen Nachrichten, herausgegeben vom Danziger Deichamt als Festschrift zum halbtausendjährigen Jubiläum der im Jahre 1407 von dem Hochmeister Conrad von Jungingen vollzogenen Begründung der Organisation des Deichgenossenschaftswesens im Danziger Werder verfaßt. Danzig: Druck der Danziger Allgem. Zeitung, 1907 (194 S. großfolio und 5 Kartenbeilagen).

Ein äußerer Anlaß — ein Prozeß zwischen der Stadt Danzig und dem Danziger Deichverbande — hat den Anstoß zu dem Werke gegeben, das als Festschrift nach Verlauf eines halben Jahrtausends seit der Begründung der Organisation des Deichgenossenschaftswesens im Danziger Werder durch den Hochmeister Conrad von Jungingen im Jahre 1407, kürzlich erschienen ist. Der Verf., als Deichinspektor selbst mit den vielen technischen Dingen wohl vertraut, die dabei in Frage kommen, konnte die Entwickelung des Danziger Deichverbandes in ganz anderer Weise übersehen, als es etwa ein Historiker zu tun vermöchte. Nachdem im I. Kapitel das Danziger Werder vor der Besiedelung durch den Orden behandelt ist, folgen die nachstehenden Kapitel: II: Die Besiedelung und Eindeichung des Danziger Werders im 14. Jahrhundert. — III: Allgemeine Geschichte des Deich- und Entwässerungswesens im Danziger Werder von 1407—1907. — IV: Die Entwickelung des Deich- und Entwässerungswesens in der neuen Binnennehrung. — V: Die Organisation des Deich- und Entwässerungswesens im Danziger Werder von 1407—1907. — VI: Die Weichseldeiche des Danziger Werders in der Zeit von 1407—1907. — VII: Die Binnengewässer und Binnenverwaltungen im Danziger Werder von der Ordenszeit bis zur Jetztzeit. — VIII: Die Deich- und Entwässerungslasten im Danziger Werder unter Danziger und preußischer Herrschaft. Den Stoff illustrieren 5 Kartenbeilagen und zahlreiche Textbilder, die Darlegungen sind durch ein reichhaltiges Urkundenmaterial fundamentiert. Ohne auch nur entfernt in der Lage zu sein, den Inhalt solch eines großen, technische Kenntnisse voraussetzenden Werkes hier in einem Referate wiederzugeben, wollen wir nur darauf hinweisen, daß aus dem gelehrten Werke der Wasserbautechniker, der Geograph, aber auch der Historiker mannigfachen Gewinn ziehen können. (Vgl. z. B. S. 3 die Rektificierung von Ortsbestimmungen.) Freilich stehen die Urkundenabdrücke nicht durchweg auf der Höhe der Aufgabe. (Vgl. den Abdruck auf S. 102 oben, wo der Copist entwerder nicht richtig zu lesen verstand oder es unterliess eine unsinnige Vorlage richtig zu stellen.) Hervorgehoben sei, daß auch auf diesem Gebiete der tiefgreifende Einfluß der Verwaltungstätigkeit des deutschen Ordens zu Tage tritt: Der Grundgedanke der die Deichverhältnisse regelnden Landtafel von 1407 ist nämlich nicht nur originell,

sondern auch bis auf den heutigen Tag wirksam geblieben. Es liegt im Wesen umfangreicherer Arbeiten so speziellen Inhaltes, daß sie im Allgemeinen auf einen bestimmten Interessentenkreis beschränkt bleiben. Wir hoffen aber, daß das gründliche und lehrreiche Werk doch in keiner Bibliothek fehlen möge, die sich besonders mit dem Sammeln landeskundlicher Literatur befaßt. Diese erfährt durch das Werk wirklich eine Bereicherung.

#

B. Heil. Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. 2. verb. Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel. Leipzig. B. G. Teubner. 1906. (164 S. 8°. Aus Natur und Geisteswelt. 43 Bändchen.)

Die wie so manche andere in der lehrreichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienene Schrift aus Vorträgen hervorgegangene Arbeit Heils gibt in großen Zügen und in ansprechender Form einen Überblick über das deutsche Städtewesen im Mittelalter, Abbildungen tragen zur Veranschaulichung des Dargelegten bei. Der Verf. teilt seinen Stoff in die Abteilungen: I: Die Anfänge des Bürgertums in Süd- und Westdeutschland, II: Die Gründung der ostdeutschen Kolonialstädte und ihre Entwickelung. III: Die wirtschaftliche, soziale und politische Entwickelung der größeren deutschen Städte während des 14. und 15. Jahrhunderts. IV: Äußere Erscheinung und inneres Leben der deutschen Städte am Ende des Mittelalters*) und verfolgt in diesem Rahmen die Geschichte der Städte und des bürgerlichen Lebens von den ersten Anfängen städtischer Gemeinwesen in Deutschland bis zum Reformationszeitalter. Ein Verzeichnis der wichtigsten literarischen Hilfsmittel, das dem Büchlein vorangestellt ist, wird den nicht fachmännisch gebildeten, aber geschichtlich interessierten Lesern willkommen sein. Möchte es ihm an solchen nicht fehlen.

#

*) Besonders darf das 7. Kapitel: „Das Privatleben der Bürger von der Geburt bis zum Tode“ kulturhistorisches Interesse beanspruchen. In sehr ansprechender Darstellung hat soeben auf Grund eines reichen gelehrten Materiales einen ähnlichen Stoff G. Freiherr von der Ropp, der bewährte Kenner hansischer Geschichte, in den Pfingstblättern des Hansischen Geschichtsvereins Blatt III 1907 unter dem Titel: „Kaufmannsleben zur Zeit der Hansa“ behandelt.

Joachim, Dr. Erich, Geh. Archivrat und Archivdirektor (in Königsberg), Napoleon in Finckenstein. Im Auftrag des Burggrafen und Grafen Georg zu Dohna-Finckenstein. Berlin, Behrend & Co., 1906, gr. 8⁰. Geh. 4,00 Mk., geb. 6,00 Mk., XXVIII und 229 Seiten, mit 3 Abbildungen.

Dohna, Hannibal zu, Burggraf und Graf, Generalmajor z. D., Napoleon im Frühjahr 1807. Ein Zeitbild. Mit einem Vorwort von Georg Burggrafen zu Dohna-Finckenstein und mit 14 Abbildungen. Leipzig, Georg Wigand, 1907, gr. 8⁰. Geh. 4,00 Mk., geb. 5,50 Mk. VII und 144 Seiten.

Mit gewohnter Meisterschaft hat in dem ersten der beiden genannten Werke, die durch vornehme Ausstattung und splendiden Druck schon äußerlich angenehm auffallen, Geheimrat Joachim eine urkundliche und quellenmäßige Darstellung der „loisirs de Finkenstein" (1. April bis 6. Juni 1807) gegeben, während welcher Napoleon im Anschluß an seinen vierzigtägigen Osteroder Aufenthalt (21. Februar bis 1. April 1807) in rastloser Tätigkeit die Entscheidung des ostpreußischen Feldzugs vorbereitete.

Und diese Darstellung ist nicht nur lesbar, nicht nur vortrefflich in der Gruppierung des reichen und interessanten, aber auch disparaten und ziemlich spröden Stoffes wie in dem fließenden und musterhaft klaren Stil, — sie bereichert auch in vielen Punkten unser Wissen in dankenswertester Weise.

Der Verfasser hat insbesondere außer einigen Stücken des Dohnaischen Familienarchivs zu Schlobitten zum ersten Male das wertvolle Protokoll vom 2. Dez. 1841 über die Vernehmung der damals noch lebenden Augenzeugen, dessen Existenz früher nur in engeren Kreisen bekannt war und dessen von Graf Alfred zu Dohna im Jahre 1905 besorgter Abdruck (Berlin, Mittler u. Sohn, als Manuskript gedruckt) den Weg in die Öffentlichkeit nicht gefunden hatte, — zum ersten Male vollständig abdrucken (Beilage 1, S. 178 ff.) und ausschöpfen können. Er hat aber natürlich auch die Correspondance de Napoléon, die neueren französischen Geschichtsschreiber und die Memoirenliteratur, soweit sie ihm zugänglich war (in Königsberg fehlt ja leider so manches!), heranziehen müssen, um das Bild zu ergänzen, — wobei denn freilich nach Lage der Sache eine auch nur relative Vollständigkeit trotz des überaus reichhaltigen Quellenverzeichnisses auf S. XVIII ff. nicht zu erreichen war.

Das Werk enthält jedoch nicht nur eine Bereicherung der Geschichte des ostpreußischen Feldzuges selber, der den Imperator auf der Höhe seiner Tätigkeit als Organisator und Feldherr zeigt, sowie zahlreiche für die preußische Provinzialgeschichte interessante Nachrichten (auch das Kulturbild in Beilage 4 gehört dazu!), — namentlich sind die Streiflichter, die auf die allgemeine politische Lage geworfen werden (vortrefflich besonders S. 22 ff.!), ebenso klar wie zutreffend. Man fühlt aus allem das maßvolle und reife Urteil des methodisch-geschulten und vor-

urteilsfreien Forschers heraus, der dem Gegenstande auch mit wohltuender Wärme gerecht geworden ist.

Ergänzungen in Kleinigkeiten würden sich natürlich trotz der mühsamen und umsichtigen Sammlung des Stoffes gewiß noch manche aus verborgenen Familienpapieren, Guts- und Grundbuchakten, Kirchenbüchern u. s. w. ermitteln lassen, und man möchte hoffen, daß gerade infolge von Veröffentlichungen, wie die vorliegende es ist, solche ans Licht treten werden: dem geschichtlichen Interesse in der Ostmark wäre damit noch besonders gedient. Namentlich aber dürften sich auch wohl die Finckensteiner Kriegsschädenakten noch irgendwo ermitteln lassen, die Töppen seiner Zeit in Händen gehabt hat! Von Einzelnotizen, die mir gerade zur Hand sind und vielleicht in einer 2. Auflage berücksichtigt werden können, führe ich die folgenden an.

Über die Audienz des Grafen v. d. Gröben (über den übrigens auch A. L. v. Ledebur, Erlebnisse, Berlin 1855, S. 332) und Alexander Dohnas bei Napoleon (S. 92 ff. und 102 ff.) finden sich einige bemerkenswerte Nachrichten noch bei Th. G. v. Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III., Bromberg 1841, S. 26, 28 und 29 nebst Anm. — Über die Episode der persischen Gesandtschaft ebenso in Savary's Memoiren, bei A. A. Ernouf, Maret, le Duc de Bassano 2º éd. Paris 1884, und in der neuen großen Ausgabe von Talleyrand's Korrespondenz, Paris 1904 ff., sowie auch bei P. Landon, Le Salon, Paris 1810, gelegentlich der Besprechung des Mulard'schen Bildes. Auch E. Driault hat außer in der Revue d'histoire diplomatique vom Jahre 1899 nochmals besonders über die Verhandlungen zu Finckenstein gehandelt in der wertvollen Schrift La politique orientale de Napoléon I. Paris 1904. — Wie sehr Napoleon in der Tat Friedrich Wilhelm III. die wiederholte Ablehnung eines Separatfriedens (S. 104, 114f., 116) übel genommen hat, zeigen noch seine Äußerungen in Dresden am 22. Juli 1807 bei Fr. Förster, Neuere preußische Geschichte, Band II, Berlin 1854, S. 143, einem Werke, das immerhin mancherlei wertvolle Nachrichten enthält, „nach Mitteilung des Herrn v. Jordan und A. Lefebvre, Histoire des cabinets, III, 356"; auch über die Audienz Blüchers bei Napoleon zu Finckenstein ist dort, S. 46, das Wesentliche bereits berichtet. — Außer den Magazinen von Elbing und Marienburg (S. 16) haben nach der Corr. de Nap. namentlich die preußischen zu Warschau und Thorn aufgehäuften Vorräte der französischen Armee über die schlimmste Zeit hinweg geholfen. — Die mit so besonderem Geheimnis umgebenen Reisevorbereitungen, die vorgeblich einer Reise des Kaisers nach Warschau über Soldau am 5. April galten (S. 79—80) und anscheinend auch noch durch das 69. Bulletin absichtlich mit Dunkel umhüllt werden sollten, waren wohl vielmehr für die Gräfin Walewska bestimmt (vgl. S. 158—159), die übrigens jedenfalls länger als 3 Wochen in Finckenstein war (s. auch S. 184). — Die mehrfach vorkommenden Angaben, daß Napoleon in Osterode in einer ehemaligen Scheune (S. 15) gewohnt habe (Coignet, Savary, Fézensac) beruhen zweifellos darauf, daß in der Tat ein großer Teil des alten

Komturschlosses, in dem er nur einen einzigen Raum selbst bewohnte, bei dem großen Stadtbrande von 1788 stark beschädigt und dann z. T. in Kornböden verwandelt worden war. Diese waren nun zu den Bureaus des Generalstabs, des Geheimsekretariats u. s. w. eingerichtet worden, wurden aber auch gelegentlich von den Offizieren zu — Tanzvergnügungen benutzt! — Einzelne Punkte, namentlich über die militärischen Vorgänge hätten sich noch aus M. Dumas, Précis des événemens etc. Paris 1826 ff. mit seinen wichtigen urkundlichen Beilagen ergänzen oder berichtigen lassen. Und nebenbei bemerkt, die Mauriner (S. 68) wohnen schon seit Jahrhunderten nicht mehr bei, sondern mitten in Paris.

Statt der Ansicht von Finckenstein, die bei Bernhard Schmid, Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen, Heft XII, S. 145, Danzig 1906, jetzt so bequem zugänglich und auch in dem zweitgenannten Werke nochmals abgedruckt ist, hätte mancher gewiß lieber eine genauere Karte der Umgebung, möglichst mit Angabe der damaligen Wege und Wälder, — sowie auch ein Inhaltsverzeichnis, das man bei der praktischen Benutzung jetzt schmerzlich vermißt, oder wenigstens Seitenüberschriften beigegeben gesehen. Ebenso würde wohl am ehesten hier ein Abdruck des bereits erwähnten Mulard'schen Gemäldes in Versailles, Galérie historique, erstes Stock, Zimmer Nr. 86*), erwartet werden, das jetzt als Titelbild in dem Dohnaischen erscheint, wobei ich bemerken will, daß sich ebenda im Erdgeschoß, Zimmer Nr. 77, noch ein zweites kleineres Bild „Napoleon in Finckenstein" befindet, wie ich selbst an Ort und Stelle konstatieren konnte. Ja, ein drittes soll außerdem noch bei Albert de La Fizelière, L'oeuvre originale de Vivant Denon, Paris 1872—73, erwähnt werden, was ich aber nicht kontrollieren kann, da das Werk mir gänzlich unzugänglich geblieben ist. Interessant wäre es ferner gewesen, wenn der Herr Verfasser hätte ermitteln können, wo sich das Gerard'sche Portrait der Marie Walewska, geb. Lontschinska (Łączinska), der späteren Gräfin d'Ornano, gegenwärtig befindet und dann einen Abdruck desselben beigegeben hätte. Die bei Fr. Masson, deutsche Ausgabe, S. 192, wiedergegebene Zeichnung von Tepnak, bisher meines Wissens die einzige, die veröffentlicht worden ist, ist naturgemäß unzulänglich. Das erstere, das Napoleon selber von dem größten Portraitisten der Zeit anfertigen ließ, scheint verschollen zu sein. Die Dame ist aber nicht bloß menschlich, sondern auch geschichtlich in mehr als einer Beziehung merkwürdig.

Unter den zahlreichen bedeutsamen Aussprüchen Napoleons gerade aus der Finckensteiner Zeit, die namentlich in den verschiedenen Sammlungen seiner Korrespondenz erhalten geblieben sind, hätten wohl gar manche, die für den Korsen charakteristisch sind, verdient, noch besonders hervorgehoben zu werden. Ich setze als Belege einige der markantesten hierher. An Josephine schreibt er aus Finckenstein (das Datum ist ungenau, wohl 25. April 1807!): „Les grandeurs

*) In demselben Zimmer aus der „phase de Finckenstein" auch: Einzug der Franzosen in Danzig, das französische Lazarett in der Marienburg u. a.

ont leur inconvénients." (Lettres de Napoléon à Josephine. Paris 1895, S. 109), an Jerome unterm 24. April 1807: „La guerre ne s'apprend qu'en allant au feu!" (Corr. XV, S. 180), an seinen Bruder Ludwig, den König von Holland, am folgenden Tage: „Voilà une plaisante idée, un état qui veut être indépendant et ne veut pas avoir d'armée!" (ebda. S. 187). Unterm 19. April tadelt er in dem großen auch von Joachim erwähnten Memoire an den Minister des Innern die Unterrichtspraxis seiner Zeit u. a. mit den Worten: „Toute notre jeunesse trouve plus de facilité pour apprendre les guerre puniques que pour connaître la guerre d'Amérique, qui a eu lieu en 1783" (ebda. S. 109). Und höchst bemerkenswert ist denn doch auch das geradezu vernichtende Urteil, das damals der Menschenkenner über die römische Kurie fällte und zur Maxime seines Verhaltens ihr gegenüber machte: „Ces gens-là sont ineptes au delà de ce qu'on peut imaginer" (Mémoires et Correspondance politique et militaire du Prince Eugène, publiés . . . par A. du Casse, Paris. 1858. III. Finkenstein 18. Mai, in der Corr. XV nicht abgedruckt, vergl. jedoch auch schon Corr. XV, S. 24: „Je ne veux pas me jeter dans les tracasseries avec ces nigauds. Le plus court est de s'en passer." ebda. 3. April 1807, und S. 64: „Les prêtres ne sont jamais contents de personne." 12. April 1807, beides an denselben), womit denn sogleich nach dem Tilsiter Frieden die scharfe Absage an Papst Pius VII. in dem Briefe des Kaisers an den Vicekönig von Italien, d. h. eben jenen Eugen Beauharnais, d. d. Dresden 22. Juli 1807 (Corr. XV, S. 441 ff.) durchaus übereinstimmt. Einige andere von den bezeichnendsten Finckensteiner Aussprüchen Napoleons z. B. über die Wertlosigkeit von „Theorien" in der Politik (Corr. XV, S. 234), über die Wiederherstellung des Adels in Holland u. s. w. sind in dem zweiten Werke mitgeteilt worden (s. besonders S. 101 ff.). — — Von störenden Druckfehlern ist mir nur Langfrey für Lanfrey auf S. XXIII aufgefallen, — was alles ich anführe, nicht um zu mäkeln, sondern um der Sache willen und um mein ganz besonderes Interesse an dem schönen Werke an den Tag zu legen.

Vorangeschickt ist der Darstellung Joachims eine Vorrede des schon auf dem Titelblatte genannten Burggrafen und Grafen Georg zu Dohna-Finckenstein, des bekannten Herrenhausmitgliedes und jetzigen Besitzers von Schloß Finckenstein, worin sich derselbe dem Leser nochmals als Auftraggeber des Verfassers vorstellt und mehrere willkommene Nachrichten über die früheren Besitzer gibt, unter denen sich ja eine ganze Reihe von interessanten und für die preußische Geschichte wichtigen Gestalten befinden. Das Wesentlichste davon ist allerdings auch schon im Texte (S. 108 Anm.) enthalten, und der besseren Übersicht wegen wäre vielleicht die Anordnung in Form einer genealogischen Tafel vorzuziehen gewesen*). Dankenswert ist, daß die ganze Publikation durch den Herrn Burggrafen ermöglicht ward.

---

*) Das Werk „Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna" I—IV, Berlin 1885, ist, wie es scheint, der Öffentlichkeit nicht zugänglich.

Ebenderselbe leitet auch das an zweiter Stelle genannte Werk mit einigen Vorbemerkungen ein, worin er, abgesehen von der Wiederholung jener genealogischen Angaben, mitteilt, daß dieses „durch eine Gesamtdarlegung der Lage Napoleons im Frühjahr 1807 eine geschichtlich-militärische Ergänzung" zu dem ersten geben soll, auch einige allgemeinere vom Standpunkte der „großen Familien" aus geschriebene Betrachtungen namentlich über den Zusammenbruch und die Wiedergeburt Preußens hinzufügt. Beigegeben sind einige interessante, sonst noch nicht publizierte Porträts; besonders willkommen ist das Alexander Dohnas, schon um der sympathischen Persönlichkeit selbst willen.

Unerörtert soll bleiben, ob jene Ergänzung notwendig und die getroffene Teilung zweckmäßig war. Jedenfalls hat letztere zu allerlei überflüssigen Wiederholungen geführt, und die bildlichen Beigaben, soweit sie notwendig waren, hätten, wie bereits oben angedeutet worden ist, logischer Weise vorwiegend wohl in das erstgenannte Werk gehört.

Doch hat auch das zweite seinen Wert. Der Verfasser ist Graf Hannibal zu Dohna, der sich literarisch unter dem Namen „Delphicus" namentlich durch die Schriften „An der Schwelle des Orients. Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges", Leipzig 1897, und „Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeeres. Federzeichnungen eines Dilettanten", ebda. 1903, sowie durch allerlei gut geschriebene und auch inhaltlich wertvolle Reiseskizzen und archäologische Aufsätze in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt gemacht hat.

Auch die vorliegende Arbeit seiner Feder zeichnet sich aus durch eine gewandte und sehr temperamentvolle Darstellung; stellenweise ist sie geradezu glänzend geschrieben, wie in der Schilderung von Napoleons Anfängen als Feldherr (S. 40 ff.), der Schlacht bei Pr. Eylau (S. 65 ff.) und anderwärts, wobei sachlich allerdings mancherlei bestreitbar bleibt.

Der Herr Graf hat sich vielfach an das fleißige und wertvolle, aber keineswegs einwandfreie und in den Einzelheiten oft der Nachprüfung bedürfende Werk von O. v. Lettow-Vorbeck angeschlossen, neben dem noch immer das klassische Werk von E. v. Höpfner unentbehrlich ist, ganz abgesehen von den neueren zusammenfassenden Darstellungen bei A. Fournier, G. Roloff, M. Lenz u. s. w. So kommt es, daß über des Verfassers allgemeinere Aufstellungen nicht selten abweichende Meinungen möglich sind, jedenfalls ein abschließendes Urteil zunächst besser noch zurückgehalten wird, zumal wo jener, wie er es liebt, in Superlativen und dergl. sich ergeht oder mit dem gefährlichen Wörtlein „man" operiert. Aber auch an solchen Stellen wird der Leser meist mit Interesse den kräftig empfundenen Darlegungen folgen und aus den geistvollen Aperçus manche fruchtbare Anregung empfangen.*)

*) Überrascht hat mich mehrfach der scharfe Tadel gerade von militärischen Maßregeln Napoleons, wo deren gute Gründe doch offen zu Tage liegen: so S. 58, 60, 61, 62, 66 u. ö. (Wozu jetzt auch A. v. Schlieffen in den Vierteljahrsheften 1907, 1—3. Korrekturnote.)

Bezüglich der angeführten Tatsachen ließe sich allerlei bemerken. „Die“ Geschichte des merkwürdigen ostpreußischen Feldzuges vom Jahre 1807 ist eben noch nicht geschrieben und unzählige Einzelheiten ermangeln der urkundlichen Feststellung, sei es aus lokalen Quellen (vergl. oben), sei es aus den Akten der einzelnen Truppenteile beider Parteien oder aus der noch keineswegs erschöpften Memoirenliteratur. Ich führe u. a. Folgendes an, was vielleicht von allgemeinerem Interesse ist.

Bernadottes Rückzug nach Strasburg (S. 64) war denn doch einfach die Folge der Kämpfe bei Mohrungen (25. Jan. 1807). Seinen ersten großen Offensivstoß und seine ganz vorzüglich gewählte*) Stellung zwischen Alle und Passarge gab Bennigsen nicht auf wegen irgend welcher „Wahnvorstellungen“ (S. 64), sondern lediglich, weil der blutige Sieg Soults bei Bergfried a. Alle auf seinem linken Flügel (3. Febr. 1807) jene unhaltbar gemacht hatte. Daß Napoleon mit dem geschichtlich wichtigen Briefe Berthiers an Talleyrand (S. 64, 80, 81) eine „Mystifikation“ des letzteren beabsichtigt habe, darf füglich bezweifelt werden; er hatte doch wohl im Stillen wirklich gehofft, auch Königsberg schon im Februar in überwältigendem Siegeslaufe zu gewinnen, was auch seinen gewaltigen Ingrimm über Neys voreiligen Vorstoß am besten erklärt (vergl. Grauert, Der Winterfeldzug 1807 in Preußen, Beiheft zum Militärwochenblatt 1892, S. 66 ff.). — Ebensowenig kann von einer „Vernichtung“ der Division Morand bei Pr. Eylau (S. 68) ernstlich die Rede sein (Militärwochenblatt, 1891, No. 8 und 10), da sie nach wenigen Wochen in und um Allenstein ziemlich ausgedehnte Winterquartiere bezieht (Davout, Opérations du IIIe Corps, Paris 1896, S. 180 ff.). Wo Napoleon sich am 8. Februar während der Schlacht hauptsächlich aufgehalten hat (S. 65), erfahren wir von Chr. Fr. Reusch, Pr. Provinzialblätter 1848, S. 42 ff., nämlich auf einer damals an der Außenseite, und zwar der nördlichen Langseite der Stadtkirche zu Pr. Eylau befindlichen, bald nachher beseitigten, zum sogen. Amtschor hinaufführenden Treppe, die vielleicht auch auf dem Gros'schen Monumentalgemälde (S. 98) zu erkennen ist. — Ganz allgemein von einer Überlegenheit der preußischen Kavallerie über die französische seit Pr. Eylau zu sprechen (S. 89), dazu berechtigen denn doch die Heldentaten einiger Schwadronen bei Heilsberg u. s. w. noch lange nicht. — Ob angesichts des Bartensteiner Vertrages (S. 117 ff.) das schmähliche Verhalten Alexanders I. zu Tilsit, wo er seinen Bundesgenossen

---

*) Nicht minder vortrefflich war übrigens an und für sich, wie auch dem Nichtmilitär der Augenschein an Ort und Stelle lehrt, die von Bennigsen bei Pr. Eylau und bei Heilsberg gewählte Stellung. Und „unbegreiflich“ ist auch in diesen beiden Fällen deren Aufgabe keineswegs, wenn man die Gesamtsituation in Betracht zieht. — Daß der General von vorneherein seine eigentliche Aufgabe nur im Schutze der russischen Grenze sehen zu müssen glaubte, s. Beiträge zur Geschichte des Krieges vom J. 1806 u. 1807, Breslau 1836, S. 22 u. 24—25

so leichtherzig im Stiche ließ, moralisch höher einzuschätzen ist, als das des „gekrönten Usurpators"?! Und ob wirklich die Peripetie von Napoleons Laufbahn gerade schon in die Finckensteinsche Zeit fiel, wie der Verf. so oft betont (S. 10, 11, 42, 81 u. ö.)? Graf Dohna kennt ja selber Torres Vedras (4. Aug. 1811)! Ob aber nicht vielleicht wir Deutschen Ursache hätten, z. B. schon den Gründungstag der Universität Berlin, als den Tag anzusehen, von dem an des „Völkerbefreiers und Völkerunterdrückers" Niedergang beginnt? Denn die geistigen und moralischen Potenzen und „Imponderabilien" sind es doch schließlich gewesen, die ihn überwunden haben. —

Doch genug! Schon das Vorhergehende zeigt, wie mannigfache Gedankenreihen das inhaltsreiche Werk hervorzurufen imstande ist, das übrigens neben den angeborenen und anerzogenen Gesichtspunkten des altpreußischen Aristokraten und ehemaligen Militärs unverkennbar das Bestreben nach gerechter und vorsichtiger Beurteilung der Persönlichkeiten zeigt (vergl. besonders S. 24/25, 28 unten u. s. w.). Im Übrigen muß auf die Lektüre selbst verwiesen werden.

Von den Abbildungen sind eine Anzahl bereits aus dem oben angeführten Werke von B. Schmid bekannt; neu sind namentlich Fig. 9—12 (S. VII), die zu jenem auch in kunstgeschichtlicher Beziehung eine wertvolle Ergänzung bilden.

Osterode Ostpr., den 15. Juli 1907. Prof. Dr. E. Schnippel.

Ziesemer, Walther, Dr., Nicolaus von Jeroschin und seine Quelle. Berlin. E. Ebering 1907 (Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie, veröffentlicht von Dr. Emil Ebering. XXXI. Germanische Abteilung No. 18) VIII, 158 S. 8°. M. 4.50.

Ein Schüler und Landsmann von Gustav Roethe (R. ist ein Graudenzer), ein junger Marienburger Germanist, vergleicht in der vorliegenden Abhandlung, von der er die ersten 79 Seiten als Doktor-Dissertation der Berliner philosophischen Fakultät im November 1906 eingereicht hatte, die deutsche Reimchronik des Nicolaus von Jeroschin, der unter den Hochmeistern Luther von Braunschweig (1331—1335) und Dietrich von Altenburg (1335—1341) die im Auftrage Werners von Orseln (1326) verfaßte lateinische Chronik des Ordenspriesters Peter von Dusburg in deutsche Reime übertrug, mit dieser seiner Quelle. Er teilt seine Arbeit in 3 Kapitel: Komposition, Umstellungen, Auslassungen (S. 4—23); sachliche Zusätze, Jeroschins Kenntnisse (S. 24—79); Auffassung, Stil (S. 80—133). Ein Anhang behandelt S. 134—155 die Lautlehre, Flexion und Wortbildung des

Dichters und stellt das niederdeutsche Element seiner Sprache fest. Bisher, sagt Z. S. 2 in seiner Einleitung, hat Jeroschin darunter gelitten, daß die Historiker ihn nur als historische Quelle ansahen, ihn im übrigen der Sprachforschung zuwiesen und daß die Germanisten seine sprachliche und metrische Bedeutung untersuchten . . Franz Pfeiffer, der 1854 ein 315 S. starkes Buch über Jeroschin veröffentlichte, „hat das Eigene in ihm nicht erkannt", Ernst Strehlke hat in seiner Ausgabe (Scriptores rerum Prussicarum I 1861, auch besonders abgedruckt Leipzig S. Hirzel 1861 S. 1—336) nicht viel Neues geboten. Ich halte diese Unterschätzung der Vorgänger, wie man sie bei jüngeren Gelehrten leider heute häufig trifft (wie anders urteilte Strehlke, der 1861 auch erst 27 Jahre alt war, über Pfeiffer Ss. r. Pr. I 293) für unberechtigt. Das Ergebnis, zu dem Z. S. 133 seines Buches gelangt, deckt sich mit Pfeiffers Ausführungen S. XXXVI und Strehlkes Einleitung S. 292. Die Vergleichung im Einzelnen bringt, wie durchaus nicht verkannt werden soll, wertvolle Beiträge zur Erkenntnis sowohl Jeroschins wie Dusburgs, aber nicht überall hat der Verfasser m. E. das Richtige getroffen. So hängt S. 8 bei Dusburg das 4. Buch nicht als etwas Unorganisches hintendran: quarto ponam in margine pontifices summos et imperatores, sagt Dusburg im Prolog S. 24, nur in Töppens Ausgabe ist es S. 194—213 hinter das 3. gestellt, bei Hartknoch steht es wie in den Handschriften am Rande. S. 53 Anm. 53 verwechselt Z. die preußische Heilige Dorothea (von Montau) mit der Märtyrerin aus der Zeit Diocletians. Der Führer der Natanger im großen Aufstande heißt bei Dusburg und Jeroschin nie Heinrich von Monte (86 Anm. 8). Ein sinnstörender Druckfehler ist S. 89 Z. 21 v. o Pfaffentum statt Pfaffenturm. In dem Anhang über die Sprache im Deutschordenslande hätte die Abhandlung von H. Tümpel, die Herkunft der Besiedler des Deutschordenslandes im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Jahrg. 27, 1901, eine Erwähnung verdient.

Berlin. M. Perlbach.

Hans Parlow, Dunkelrot-weiß-rosenrot. Roman aus dem Studentenleben. Graz 1907. Verlag von C. J. Oehninger.

Die dickleibige „Bibliographie der deutschen Universitäten", die Erman und Horn mit bienengleichem Sammelfleiß zusammengetragen haben, wird in ihren Ergänzungsbänden einen reichen Nachtrag zu verarbeiten haben; denn das stark angewachsene Interesse an dem Leben und den Schicksalen unserer Hochschulen hat von neuem gar viele Federn in Bewegung gesetzt und eine bunte Zeitungs-, Broschüren- und Bücherliteratur hervorgerufen.

Auf das größte Publikum haben begreiflicherweise die Romane aus dem Studentenleben von jeher rechnen dürfen, wenn sie auch, was meist der Fall war, als eine eigene Art von „Heimatkunst" auftraten, und durch ein besonderes Lokalkolorit ihre weiter greifende Verbreitung erschwert schien. Aber auch nur schien! — denn die dieser Literatur zunächst stehenden Leser, die Studenten, sind auch heutigen Tages noch immer als vagantes scholastici, als, auf neue Art allerdings, „fahrende Schüler" die besten Kolporteure und schleppen diese literarischen Spiegelbilder akademischen Wesens in die fernsten Ecken der entlegensten Provinzen.

Die Königsberger Studenten sind bei der romanhaften Beleuchtung des Burschenlebens im allgemeinen nicht zu kurz gekommen, sie leben in einer langen Reihe von mehr oder minder ausführlichen Schilderungen, die reichlich anderthalb Jahrhunderte in die Vergangenheit hineinreichen. Von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" und Hippels „Lebensläufen" über Fanny Lewalds „Wandlungen" bis zu Gregorovius, Wichert, Sudermann u. s. w. überblickt man eine ganze Schar charakteristischer Gestalten und Spielarten des civis academicus aus Ostpreußen.[1]

Der jüngste Roman aus dem Studentenleben, Parlows „Dunkelrot-weiß-rosenrot" ist offenbar auch von einem Ostpreußen geschrieben: ein maskierter Ich-Roman, in welchem sich aus den Handlungen und Gesinnungen der verschiedenen Personen ein treffendes Zeit- und Menschenbild zusammenfügt, aber keine durchaus klare und überzeugende Weltanschauung, keine gerade aus dem deutschen Studenten- und Universitätsleben mit gerechtem Sinn abstrahierte Lebensauffassung als Endergebnis erscheint.

Die Romanfabel ist nicht sonderlich verwickelt. Ein Student der Geschichte, Wandersleben, ist zwei Semester lang bei der Königsberger Burschenschaft Germania — „in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre" — aktiv, fühlt sich aber im Kreise seiner Bundesbrüder durch einen seiner Auffassung nach kleinlichen und ungemütlichen Betrieb derart abgestoßen, daß er den Versuch in Erwägung zieht, mit einigen ihm enger befreundeten Genossen eine neue Burschenschaft zu begründen, die seinem Ideal besser entspricht. Der Plan wird dem Convent verraten, und der Missetäter „fliegt raus". Er geht nach Göttingen, macht dort seine Doktorarbeit, promoviert aber an einer anderen Universität — an welcher, wird dem Leser leider nicht verraten — und nach zwanzig Jahren hat er erreicht,

[1]) Vgl. Königsberger Universitätskalender für das Sommer-Semester 1908: Literarische Denkmäler über Königsberger Studentenleben.

was er wollte: „sein stolzes Burschenideal, nicht zu dienen und nie Vorgesetzte oder Untergebene zu haben". Wo und wie, wird auch nicht deutlich berichtet, vermutlich als Schriftsteller, als ein freier Bürger in der Gelehrtenrepublik, ohne Amt und ohne Pflichten gegen andere; und das — so muß man weiter annehmen — außerhalb des deutschen Vaterlandes, das für diesen „Adler" keine Stätte bot: „Drüben, durch eine breite Schlucht von dem Garten geschieden und scheinbar sich anlehnend an ein hohes Schneegebirge, die roten Türme und Altane einer maurischen Burg. Die Türme flankiert und die Altane überragt von Cypressen", — das sind die Kulissen im letzten Kapitel.

Von den Nebenfiguren sind namentlich drei schärfer gezeichnet: Assessor von Küchenmeister und der Rechtskandidat Plautsch, beide Bundesbrüder des Helden, und Fräulein Olga Schanewski, seine Liebe. Der erstgenannte, der Feudaltyp des Couleurphilisters, mit einer sympathischen Mischung von burschikoser Schneidigkeit und weltklugem Idealismus, steht dem zerfahrenen freiheitsschwärmenden Wesen des jungen Fuchsen menschlich nahe; der andere ist ebenfalls ein Studententyp, der Couleurstreber, ein gewandter Schläger und listiger Intrigant in durchaus offizieller Honorigkeit, das Fräulein lieb, gut und keck, im Grunde die harmlose Seele aller Utopien des jungen Burschen. Als dieser aus der Couleur gestoßen wird, gibt er auch die Braut auf.

Sinn und Tendenz dieses Studentenromans richtet sich gegen die korporative Organisation unter den Studenten, gegen die teils unmodern gewordenen, teils äußerlich und einseitig übertriebenen Couleurtraditionen, ohne daß dabei gerade die Burschenschaft besonders hervorgehoben wird. Diese Tendenz ist heute nicht nur in dem großen, außerhalb des akademischen Lebens stehenden Publikum, sondern auch in der immer mehr anwachsenden „Finkenschaft" der Universitäten populär, z. T. mit gutem Recht. Nur sollte darum der gute, ebenfalls berechtigte Kern des deutschen Couleurstudententums nicht ganz übersehen werden. Dieses Couleurleben, seine sog. Erziehung, seine Disziplin, seine guten und schlimmen Seiten, seine Vorzüge und Gefahren für die wirtschaftliche, geistige, moralische und körperliche Entwickelung, bilden alles in allem eine Art Mikrokosmos, der dem Gesellschaftskörper, in den der „Philister" sich später einfügen soll, durchaus ähnelt und demnach tatsächlich für diesen „erziehen" — kann. Es liegt „in ihm die Vorwegnahme eines Teils des Lebens und seiner Erfahrungen." Wer da glaubt, daß es in der großen Welt viel anders zugeht, als in der kleinen, beschränkten Welt der Couleur, der muß, um mit unserem Autor und anderen Ostpreußen zu reden, schön damlich sein. Und was den guten Wandersleben und viele seiner Gesinnungsgenossen dem Couleurleben fernhält oder entfremdet, ist die — den Verhältnissen entsprechend freilich etwas kleinliche — Disziplin, der Zwang, sich einer für bewährt gehaltenen Überlieferung oder Einrichtung auch ohne begeisterte Überzeugung zu fügen und in guter Haltung mit edlen und unedlen Menschensorten auszukommen.

Was bezweckt Wandersleben mit seiner Neugründung? „Das erste muß sein, daß die neue Couleur es sich angelegen sein läßt, ein Pauk- und Freundschaftsverhältnis zwischen allen Königsbergern Couleuren anzubahnen" — eine alte, gute Sache, die in Königsberg oft versucht wurde, von der „Albertina", der „Hochhemia", mit dem unvermeidlichen Erfolge, daß aus den Kränzchen und Kliquen der großen Gemeinschaft neue Couleurs erwuchsen. Weiter heißt es: „Sollte er jetzt bekennen, daß er das Couleurstudentenwesen in Königsberg hatte stärken und um eine deutsch-patriotische Tendenz hatte vermehren wollen?" — schließlich aber: „daß seine neue Burschenschaft eine sichtbare und bleibende Erinnerung an seine Liebe zu Olga Schanewski werden sollte, . . . daß es sich für ihn zuletzt doch nur um ihre Farben gehandelt hatte." Tant de bruit pour une omelette! Daher „dunkelrot-weiß-rosenrot"! — das wirklich „ein bißchen komisch klingt", etwa wie dunkel-schwarz-weiß-hellschwarz oder „kaffeebraun-schmiefkefarben-lehmgelb". Am Ende erscheint der zerfahrene Idealist doch nur als ein beschränkter Egoist, und dies mehr noch in seinen Mannesjahren, die uns nur angedeutet werden. „Der Adler lebt anderswo als die Spatzen . . . und ganz allein lebt er? Jawohl . . ." Die Gesellschaftsmoral, die von der Königsberger Hochschule — dem Autor seien in Gottes Namen alle anderen Kollegs preisgegeben — einst gelehrt wurde, und mutatis mutandis auch heute noch einiges Ansehen genießt, lautet anders. Ich darf Kant zitieren: Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann! Und diese Synthese von Willensfreiheit und Gemeinsinn als Grundlage praktischer Lebensweisheit ist so echt altpreußisch, daß sie besser in diesen Königsberger Studentenroman gepaßt hätte, als der dort selbstgefällig aufgeputzte Egoismus. Etwas von jenem Gemeinsinn bildet auch den Kern jedes gesunden, guten Couleurwesens.

Der Autor verüble mir nicht diesen Maßstab, den ich gebrauche, weil ich annehme, daß er sein Opus zu erbaulicher, nicht nur flüchtiger Unterhaltung seiner studentischen Leser komponiert und auf größere Verbreitung und tiefere Wirkung angelegt haben könnte. Es verdient beides. Die Einzelheiten seiner Schilderung sind so treffend, wahrheitsgetreu, überdies auch so genau kontrollierbar, daß sie jedem Kenner der Verhältnisse Freude machen. Der Königsberger Studentenjargon, wenn heute auch schon etwas verändert, ist für jene Zeit durchaus waschecht, die Auffassung der akademischen und politischen Verhältnisse im „Reiche" seitens der Königsberger Couleurs, so absonderlich manches heute schon darin anmutet, ganz richtig dargestellt, und einige den Ostpreußen der lebenden Generation so vertraute Charakterköpfe wie die der erst kürzlich verstorbenen Schulrat Schrader und Professor Schade, geben dem Gesamtbild interessante Lichter. Allerdings — mit des Autors schlechter Meinung vom akademischen Lehrbetrieb mag sich Jeder für sich abzufinden suchen.

Von Druckfehlern soll man nicht viel reden; aber daß ein so schöner Provinzialismus wie „Kumstbauer" durch den Setzerteufel zu einem für den Unkundigen ganz eindruckslosen „Kunstbauer" geworden ist, „das könnte einen boßen".

Greifswald. Gustav Thuran.

Anhang.

Chronik des Königl. Lyceum Hosianum in Braunsberg 1906—7.

Verzeichnis der Vorlesungen am Königlichen Lyceum Hosianum zu Braunsberg im Winter-Semester 1906—7. Darin: **F. Niedenzu.** De genere Hiraea. Braunsberg. Riebensahm. (19 S. 4°.)

Verzeichnis der Vorlesungen am Königlichen Lyceum Hosianum zu Braunsberg im Sommer-Semester 1907. Darin: Prof. Dr. **Hugo Koch.** Die Tauflehre des liber de rebaptismate. Braunsberg. Riebensahm. 1907. (68 S. 8°.)

Verzeichnis der Vorlesungen am Königlichen Lyceum Hosianum zu Braunsberg im Winter-Semester 1907—1908. Darin: Prof. Dr. **Hugo Weiss.** Das Gelübde Jephte's. Braunsberg. Riebensahm. (36 S. 8°.)

Chronik der Albertus-Universität zu Königsberg 1906—7.

1906.

Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königl. Albertus-Universität im Winter-Semester 1906—7 (abgeschl. am 14. November 1906). Königsberg. Hartung. (55 S. 8°.)

15. November 1906. Med. I.-D. von **Walter Telemann** (aus Königsberg): Über die Konfiguration des Oesophagus in Beziehung zu physiologischen und pathologischen Zuständen desselben. Berlin. Karger. (43 S. + 1 Taf. 8°.)

24. November 1906. Phil. I.-D. von **Hugo Bonikowsky** (aus Königsberg): Der Einfluß der industriellen Kartelle auf den Handel in Deutschland. Jena. Fischer. (58 S. 8°.)

3. Dezember 1906. Med. I.-D. von **Gabriel Schifron** (aus Taschkent, Rußland): Über den durch die isoliert verlaufende Vena mesenterica inferior verursachten Strangileus. Königsberg. Kümmel. (37 + 1 S. 8°.)

5. Dezember 1906. Med. I.-D. von **Walter Gauer** (aus Wartenburg): Beitrag zur Kenntnis der Hirntumoren. Königsberg. Hartung. (42 + 2 S. 8°.)

15. Dezember 1906. Med. I.-D. von **Gerschon Inkel** (aus Brest-Litowsk, Rußland): Über die Einklemmung des Leistenhodens im Leistenkanal. Königsberg. Kümmel. (29 + 1 S. 8°.)

27. Dezember 1906. Phil. I.-D. von **Julius Lewitan** (aus Königsberg): Die Entwickelung des Rigaer Ausfuhrhandels unter dem Einfluß des deutsch-russischen Handelsvertrages vom Jahre 1894. Königsberg. Beerwald. (39 + 1 S. 8°.)

1907.

18. Januar 1907. Zur Feier des Krönungstages laden ein Rektor und Senat. Königsberg. Hartung. (2 Bl. 4°.)

—. — Gesänge bei der Feier des Krönungstages, ausgeführt vom Akademischen Gesangverein. Königsberg. Hartung. (2 Bl. 8°.)

27. Januar. Zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs laden ein Rektor und Senat. Königsberg. Hartung. (2 Bl. 4°.)
— — Gesänge zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers und Königs, ausgeführt vom Akademischen Gesangverein. Kgsbg. Hartung. (2 Bl. 8°.)
7. Februar. Phil. I.-D. von **Ernst Foethke** (aus Königsberg): Anwendung des erweiterten Euklidischen Algorithmus auf Resultantenbildungen. Kgsbg. Hartung. (75 + 1 S. 8°.)
14. Februbr. Phil. I.-D. von **Kurt Eckert** (aus Dirschau): Die dramatische Behandlung der Ermordung des Herzogs Allessandro dé Medici durch seinen Vetter Lorenzino in der englischen Literatur (Tourneur, Shirley. Sheil). Königberg. Hartung. (63 + 1 S. 8°.)
18. Februar. Phil. I.-D. von **Ernst Hohmann** (aus Wormditt): De indole atque auctoritate epimythiorum babrianorum. Königsberg. Hartung. (126 S. 8°.)
21. Februar. Med. I.-D. von **Ernst Funk** (aus Königsberg): Beitrag zur unblutigen Varizenbehandlung. Königsberg. Leupold. (24 + 1 S. + 3 Abb. 8°).
25. Februar. Phil. I.-D. von Dr. med. **Arnold Japha** (aus Königsberg): Über die Haut nord-altlantischer Furchenwale. Naumburg a. S. Lippert & Co. (40 + 2 S. + 7 Taf. 8°.)
28. Februar. Phil. I.-D. von **Paul Kopczynski** (aus Thorn): Über den Bau von Codonocephalus mutabilis Dies. Naumburg a. S. Lippert & Co. (20 + 2 S. + 1 Taf. 8°.)
2. März. Med. I.-D. von **Jakob Elkonin** (aus Malaja-Pereschtzepina, Rußland): Über Bleivergiftung nach Schußverletzungen. Kgsbg. Kümmel. (52 + 1 S. 8°.)
4. März. Phil. I.-D. von **Kurt Cybulla** (aus Lipowitz): De rufini antiochensis commentariis. Königsberg. Hartung. (74 + 1 S. 8°.)
6. März. Med. I.-D. von **Ernst Ungermann** (aus Permauern): Über einen Fall von Athyreosis mit vikariierender Zungenstruma. Berlin. Reimer. (24 + 1 S. 8°.)
8. März. Med. I.-D. von **Gustav Baumm** (aus Hohensalza): 100 Fälle komplizierter Frakturen aus der chirurgischen Abteilung der städtischen Krankenanstalt zu Königsberg i. Pr. Königsberg. Kümmel. (53 + 2 S. 8°.)
12. März. Med. I.-D. von **Heinrich Schidorsky** (aus Prostken): Kasuistische Beiträge zur Diagnose der Affektionen der Cauda equina und des unteren Rückenmarksabschnittes. Königsberg. Karg & Manneck. (40 + 7 S. 8°.)
15. März. Phil. I.-D. von **Franz Prylewski** (aus Thorn): Untersuchungen über die Labung der Milch und Kälber-Fütterungsversuche. Leipzig. Heinsius Nachf. (35 S. 8°.)
16. März. Med. I.-D. von **Stanislaus Dobrowolski** (aus Bitonia): Über schwere Narbenkontrakturen nach Verbrennung und über Thiosinaminwirkung. Königsberg. Kümmel. (38 + 1 S. 8°.)
18. März. Phil. I.-D. von **Alfred Behrend** (aus Dirschau): Nicholas Rowe als Dramatiker. Leipzig. Hoffmann. (65 + 2 S. 8°.)
22. März. Phil. J.-D. von **Peter Frenzen** (aus Suderburg. Hannover): Untersuchungen über die Entwickelung der Landwirtschaft im Kreise Gladbach in den letzten fünfzig Jahren. M.-Gladbach. Korten. (87 + 1 S. 8°).
22. März. Med. I.-D. von **Richard Meierfeldt** (aus Thorn): Ein Beitrag zu den funktionellen Unfallsnervenkrankheiten. Kgsbg. Kümmel. (87 + 1 S. 8°.)
11. April. Phil. I.-D. von **Käthe Kalisky** (aus Königsberg): Die Hausindustrie in Königsberg i. Pr. Altenburg. Geibel & Co. (18 + 1 S. 8°.)
Verzeichnis der Vorlesungen im Sommerhalbjahr vom 15. April 1907 an (darin **Arthur Ludwich:** Anekdota zur griechischen Orthographie IV). (32 S. 8°.)
14. Mai. Phil. I.-D. von **Max Lösment** (aus Tilsit): Versuch einer Beurteilung der religionsphilosophischen Problemstellung von Kant bis auf die Gegenwart. Königsberg. Kümmel. (38 S. 8°.)
17. Mai. Phil. I.-D. von **Wilhelm Emil Walz** (aus Stetten, Baden): David Hume's Verhältnis zur Erkenntnislehre Locke's und Berkeley's. Tübingen. Laupp jr. (V + 43 S. 8°.)

17. Mai. Phil. I.-D. von **Wilhelm Klingbeil** (aus Schippenbeil): Der poetische Wert der beiden ersten Quartos von Shakespeare's „Romeo und Juliet" und die Art ihrer Entstehung. Königsberg. Hartung. (127 + 1 S. 8°.)

Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königl. Albertus-Universität für das Sommer-Semester 1907 (abgeschl. am 28. Mai 1907). Königsberg. Hartung. (54 S. 8°.)

29. Mai. Med. I.-D. von **Kurt Siebert** (aus (Marienwerder): Über „retrograde Incarceration" des Darms. Königsberg. Karg & Manneck. (27 + 2 S. 8°)

5. Juni. Einladung zu der Med. Antrittsvorlesung von Dr. **Max Drant**: Über die Frakturbehandlung mittelst der Extension. Kgsbg. Kümmel. (1 Bl. 4°.)

5. Juni. Phil. I.-D. von **Hans Herford** (aus Thorn): Die lateinischen Proparoxytona im Altprovenzalischen. Königsberg. Kümmel. (94 + 1 S. 8°.)

18. Juni. Phil. J.-D. von **Fritz Lubinski** (aus Königsberg): Die Unica der Jeux-partis der Oxforder Liederhandschrift (Dome 308). Königsberg. Hartung. (57 + 1 S. 8°.)

21. Juni. Phil. I.-D. von **Erich Rundstroem** (aus Danzig): Das Naturgefühl J.-J. Rousseaus im Zusammenhange mit der Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls überhaupt. Königsberg. Hartung. (106 + 2 S. 8°.)

26. Juni. Med. I.-D. von **Walter Schultz** (aus Seckenburg): Über congenitale Brachydaktylie. Königsberg. Kümmel. (30 + 2 S. + 1 Taf. 8°.)

26. Juni. Med. I.-D. von **Walter Rupp** (aus Königsberg): Über Aneurysmen der Arteria glutaea superior. Königsberg. Kümmel. (56 + 3 S. 8°.)

27. Juni. Med. I.-D. von **Johann Friedrich Holland** (aus Königsberg): Über den tuberkulösen Tumor der Flexura Sigmoidea. Leipzig. Preis. (25 + 1 S. 8°.)

26. Juli. Einladung zur Med. Antrittsvorlesung von Dr. med. **Artur Brückner**: Über den Zusammenhang zwischen Augen- und Nasenkrankheiten. Kgsbg. Kümmel. (1 Bl. 4°.)

26. Juli. Einladung zur Med. Antrittsvorlesung von Dr. med. **Kurt Goldstein**: Das Realitätsurteil der halluzinatorischen Wahrnehmung. Kgsbg. Kümmel. (1 Bl. 4°.)

26. Juli. Einladung zur Med. Antrittsvorlesung von Dr. med. **Ernst Laqueur**: Über das entwicklungsmechanische Vermögen der ersten Furchungszellen des Eis. Königsberg. Kümmel. (1 Bl. 4°.)

2. August. Med. I.-D. von **Peter Bystrow** (aus Tambow, Rußland): Über die angeborene Trichterbrust. Wiesbaden. Bergmann. (21 + 1 S. 8°.)

2. August. Phil. I.-D. von **Paul Bordt** (aus Culm): Grundlage und Entwickelung der landwirtschaftl. Betriebsverhältnisse der Kölmischen Güter im Süden von Natangen. Kgsbg. Kümmel. (139 + 1 S. + 2 Tab. 8°.)

4. August. Med. I.-D. von **Paul Bendig** (aus Brückendorf): Über die Wirkung der Saugstauung nach Bier. Kgsbg. Kümmel. (22 + 1 S. 8°.)

4. August. Med. I.-D. von **Hirsch Paperno** (aus Witebsk, Rußland): Behandlung und Mortalität bei Schenkelhalsfrakturen. Kgsbg. Leupold. (29 + 1 S. 8°.)

9. August. Med. I.-D. von **Robert Blask** (aus Thiergarten): Zur Diagnostik und Therapie des Polyposis des unteren Darmabschnittes. Königsberg. Kümmel. (29 + 2 S. 8°.)

16. August. Phil. I.-D. von **Ernst Ehlert** (aus Königsdorf): Stand, Bedeutung und Rentabilität der westpreußischen Pferdezucht mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Marienburg. Kgsbg. Kümmel. (113 + 2 Bl. 8°.)

17. August. Phil. I.-D. von **Theodor Kaluza** (aus Wilhelmsthal): Die Tschirnhaustransformation algebraischer Gleichungen mit einer Unbekannten. Kgsbg. Hartung. (103 + 1 S. 8°.)

26. September. Phil. I.-D. von **Gustav Albien** (aus Gauleden): Der Anteil der nachkonstruierenden Tätigkeit des Auges und der Apperception an dem Behalten und der Wiedergabe einfacher Formen. Göttingen. Kaestner. (77 + 1 S. Beil. A. u. B. + 32 Taf. 8°.)

3. Oktober. Phil. I.-D. von **Richard Franz** (aus Queckborn, Kr. Giessen): Landwirtschaftl. Betriebsverhältnisse der Wetterau. Berlin. „Die Post". (47 + 1 S. 8°.)



Anfrage.

In seinem „Entwurfe einer preußischen Literärgeschichte“ führt Pisanski im § 134 (Seite 211 der Philippischen Ausgabe) 4 polnische Königsberger Drucksachen aus dem Jahre 1549 an, welche seitdem verloren gegangen und bis jetzt nur in Fragmenten, die ich publicirte, bekannt sind. Alle diese 4 Druckwerke befanden sich in der Pisanskischen Büchersammlung, welche nach seinem Tode versteigert worden ist. Wohin die genannten Bücher geraten sind, ist uns bis jetzt zu erforschen nicht gelungen.

Vermutlich sind sie in einer der preußischen Büchersammlungen aufbewahrt. Ich erlaube mir daher die verehrten Vorstände der Bibliotheken sowie die Herrn Besitzer von Privatsammlungen höflichst und ergebenst zu bitten, mir im Falle des Vorfindens der genannten Bücher davon geneigtest Kenntnis geben zu wollen. Hauptsächlich ist es mir an dem Druckwerke Kupiecz-Königsberg 1549. gelegen.

Kórnik (Post Kurnik, Prov. Posen), den 26. Dezember 1907.

Dr. Celichowski.
Biblioteka Kórnicka.

Altpreußische

Monatsschrift

Begründet von **Rudolf Reicke** und **Ernst Wichert.**

Unter Mitwirkung von

Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach, Franz Rühl u. A.

Herausgegeben

von

August Seraphim.

Band 45 (der Provinzial-Blätter Band 111).

2. Heft.

Königsberg i. Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann (Ferd. Beyer's Buchhandlung).

1908

Inhalt.

Die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit bei Leibniz und Kant.

(Schluß.)

Von **Friedrich Pinski,**
Lehrer am Realgymnasium in Berlin.

II. Teil.

Neugestaltung der Freiheitslehre durch Kant.

Allgemeine Bemerkungen.

Die dogmatische Philosophie hatte eine Menge von Lehrsätzen aufgestellt, ohne die Leistungsfähigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens untersucht zu haben. Sie bewegte sich in Hypothesen, welche den Anspruch auf apodiktische Allgemeingiltigkeit erhoben und die höchsten Probleme zu lösen vorgaben. Da aber Hypothesen noch nicht gleichbedeutend sind mit bewiesenen Lehrsätzen, so konnte auch Leibnizens Freiheitslehre das fortschreitende Denken nicht befriedigen. Wie notwendig eine Neugestaltung dieser wichtigen Theorie war, ergibt sich aus dem kritischen Überblick der vorangegangenen Darlegung. Es wird Leibniz als Inkonsequenz ausgelegt, daß er einen durch Vernunftgründe bestimmten Willen noch frei nennt. Kant hat nachgewiesen, daß hierin kein Widerspruch liegt, da bei einem reinen Vernunftwesen der Wille mit der Vernunft sogar in völliger Übereinstimmung sein muß.

Unsere nächste Aufgabe in dem II. Teile dieser Abhandlung wird darin bestehen, aus den Kantschen Schriften diejenigen Stellen, welche für unsere Erörterung bedeutsam sind, herauszuheben und zu einer zusammenhängenden Darstellung zu verbinden. Hierauf lassen wir naturgemäß eine kritische Betrachtung folgen. Den Abschluß bilden dann eigene ergänzende Beiträge, welche auch das Gebiet der adiaphoren Handlungen berücksichtigen.

1. Kapitel: Darstellung der Kantschen Lehre von der Willensfreiheit.

1. Abschnitt: Die Formulierung des Problems.

Schopenhauer hat den Ausspruch getan: „Die Frage nach der Willensfreiheit ist wirklich ein Probierstein, an welchem man die tiefdenkenden Geister von den oberflächlichen unterscheiden kann." (Die beiden Grundprobleme der Ethik S. 59.) Daß Kant unbedingt zu den tiefdenkenden Geistern gehört, ja sogar an ihrer Spitze steht, beweist die unbestrittene Originalität seiner Freiheitslehre. Alle vorangegangenen Versuche zur Lösung dieses Problems waren mehr oder weniger nur Variationen älterer Theorieen; selbst der philosophische Scharfsinn eines Leibniz hatte sich von der althergebrachten Forschungsmethode nicht losringen können.' Kants unbestrittenes Verdienst ist es, unserem Problem eine neue, durchaus eigenartige Gestaltung gegeben zu haben. Die uralte Streitfrage: „Freiheit oder Notwendigkeit" prüft er auf ihre Berechtigung, und das Resultat dieser Prüfung ist: „Freiheit und Notwendigkeit". „Die Richtigkeit jenes Grundsatzes von dem durchgängigen Zusammenhange aller Begebenheiten der Sinnenwelt nach unwandelbaren Naturgesetzen steht schon als ein Grundsatz der transzendentalen Analytik fest und leidet keinen Abbruch. Es ist also nur die Frage, ob demungeachtet in Ansehung eben derselben Wirkung auch Freiheit stattfinden könne oder diese durch jene unverletzliche Regel ausgeschlossen sei." (Kr. d. r. V. S. 471—472. cf. S. 477—478.) Im Sinne Kants ist also jede Handlung sowohl notwendig, als frei; bei allem Geschehen sind Freiheit und Notwendigkeit zugleich vorhanden. Das ist das spezifisch Neue in der Fassung des Problems durch Kant. Alle früheren Spekulationen waren über das disjunktive Urteil nicht hinausgekommen. Kant hat gezeigt, daß die Lösung dieses Widerstreites die Grenzen der Vernunft nicht übersteigt.

2. Abschnitt: Das Wesen der Freiheit.

In der Auflösung der dritten Antinomie hat Kant nachgewiesen, daß es aus Vernunftgründen notwendig ist, zweierlei

Kausalität anzunehmen. Aus der Kausalität nach Naturgesetzen allein kann nicht alles Geschehen in der Welt abgeleitet werden; die Erklärung der Erscheinungen verlangt noch die Annahme einer Kausalität durch Freiheit. (Kr. d. r. V. S. 402 u. 404. cf. S. 469.) Die allgemeine Bestimmung des Begriffs der Freiheit ist in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" gegeben. Hiernach besteht die Freiheit in der Unabhängigkeit von fremden bestimmenden Ursachen. (S. 74.) Diesen Gegensatz zur Naturnotwendigkeit bezeichnet Kant als die bloß „negative Erklärung der Freiheit". Damit wäre freilich nichts gewonnen, wenn daraus nicht eine positive Bestimmung über das Wesen der Freiheit hervorginge. Die positive Definition ist in folgender Stelle enthalten: „Da der Begriff einer Kausalität den von den Gesetzen bei sich führt, nach welchen durch etwas, was wir Ursache nennen, etwas anderes, nämlich die Folge gesetzt werden muß, so ist die Freiheit, ob sie zwar nicht eine Eigenschaft des Willens nach Naturgesetzen ist, darum doch nicht gar gesetzlos, sondern muß vielmehr eine Kausalität nach unwandelbaren Gesetzen, aber von besonderer Art, sein; denn sonst wäre ein freier Wille ein Unding. Die Naturnotwendigkeit war eine Heteronomie der wirkenden Ursachen . . . . was kann denn wohl die Freiheit des Willens sonst sein, als Autonomie, d. i. die Eigenschaft des Willens, sich selbst ein Gesetz zu sein?" (Grdl. S. 74—75.) Nach der „Metaphysik der Sitten" ist die Freiheit in positivem Sinne „das Vermögen der reinen Vernunft, für sich selbst praktisch zu sein." (S. 12.) Auch in der „Kritik der praktischen Vernunft" hat Kant die Unabhängigkeit des Willens von fremden wirkenden Ursachen als den negativen, die Autonomie als den positiven Faktor der Freiheit bezeichnet. (Seite 38.)

J. H. v. Kirchmann will die Unterscheidung einer negativen und einer positiven Seite in dem Freiheitsbegriff nicht gelten lassen. Es ist zwar richtig, daß „sich selbst bestimmen" dasselbe bedeutet, als „nicht von fremden Menschen bestimmt werden" (Erl. zur Grdl. Nr. 34); aber darin irrt v. Kirchmann, daß die

Verneinung der Heteronomie schon notwendigerweise Autonomie sei. Dazwischen liegt noch die Möglichkeit, daß der Wille weder von aussen her, noch durch sich selbst bestimmt würde, also ganz gesetzlos wirken könnte, wogegen Kant sich mit Recht verwahrt.

Kant unterscheidet „die transzendentale Idee der Freiheit“ oder die „Freiheit im kosmologischen Verstande“ von der „praktischen Freiheit“. Erstere ist „das Vermögen, einen Zustand von selbst anzufangen“. (Kr. d. r. V. S. 469. Proleg. S. 105.) In dieser Bedeutung ist Freiheit in der Erfahrungswelt, wo alles von dem Kausalitätsgesetze beherrscht wird, nicht anzutreffen; sie gehört der intelligibeln Welt an. Nicht bloß dem Menschen als Vernunftwesen (Noumenon) wird diese Freiheit beigelegt, sondern allen vernünftigen Wesen überhaupt, also in erster Linie Gott, dem Urwesen. (Grdl. S. 76.)

Eine und dieselbe Handlung, welche „in der Reihe der Erscheinungen nur ein subalterner Anfang ist“, kann in Beziehung auf die „Kausalität der Vernunft als ein erster Anfang aufgefaßt werden“. Das Vermögen, eine Reihe von Begebenheiten von selbst anzufangen, kann man dem Menschen als Noumenon beilegen, ohne demselben als Phänomenon Abbruch zu tun. (Proleg. S. 108.) Die Annahme dieses transzendentalen Vermögens ist aus Vernunftgründen erforderlich, zunächst für die „Begreiflichkeit eines Ursprunges der Welt“. Andererseits steht dieser Annahme auch von seiten der Vernunft nichts entgegen. (Kr. d. r. V. S. 406.)

Die transzendentale Freiheit ist nun die Grundlage für die praktische Freiheit des Menschen. Kant definiert die letztere als „die Unabhängigkeit der Willkür von der Nötigung durch Antriebe der Sinnlichkeit“. (Kr. d. r. V. S. 470. Metaph. d. Sitten. S. 12.) Ist eine absolute Spontaneïtät der Ursachen einmal angenommen, „so ist es uns nunmehr auch erlaubt, mitten im Laufe der Welt verschiedene Reihen der Kausalität nach von selbst anfangen zu lassen und den Substanzen derselben ein Vermögen beizulegen, aus Freiheit zu handeln“. (Kr. d. r.

V. S. 408.) Der Mensch besitzt nun tatsächlich das Vermögen, „sich unabhängig von der Nötigung durch sinnliche Antriebe von selbst zu bestimmen". Der Wille wird durch sinnliche Triebe zwar affiziert, aber nicht necessitiert; er ist ein arbitrium liberum, aber kein arbitrium brutum. (Kr. d. r. V. S. 470. Metaph. d. Sitten S. 12.) In Übereinstimmung hiermit steht auch die Definition, welche Kant in der Schrift „Zum ewigen Frieden" gibt. Er bezeichnet dort die „Freiheit als das Vermögen des Menschen, die Befolgung seiner Pflichten gegen alle Macht der Natur zu behaupten". (S. 87.)

Obgleich es theoretisch nicht beweisbar ist, wie reine Vernunft praktisch sein, d. h. den Willen unabhängig von sinnlichen Triebfedern bestimmen kann, so ist dies nach Kant doch „ein Faktum a priori". „Im Begriffe eines Willens ist der Begriff der Kausalität schon enthalten, mithin in dem eines reinen Willens der Begriff einer Kausalität mit Freiheit". (Kr. d. pr. V. S. 66.) Im Sinne Kants muß die Freiheit aus der Natur eines vernünftigen Wesens abgeleitet werden; sie gehört notwendig zum Begriffe desselben. „Nun behaupte ich, daß wir jedem vernünftigen Wesen, das einen Willen hat, notwendig auch die Idee der Freiheit leihen müssen, unter der es allein handle . . . . Nun kann man sich unmöglich eine Vernunft denken, die mit ihrem eigenen Bewußtsein in Ansehung ihrer Urteile anderwärts her eine Lenkung empfinge; denn alsdann würde das Subjekt nicht seiner Vernunft, sondern einem Antriebe die Bestimmung der Urteilskraft zuschreiben". (Grdl. S. 76—77. cf. S. 82.)

Kant legt auf das Bewußtsein von der Zugehörigkeit zu einer intelligiblen Welt ein großes Gewicht. „Der Rechtsanspruch . . . . auf Freiheit des Willens gründet sich auf das Bewußtsein und die zugestandene Voraussetzung der Unabhängigkeit der Vernunft von bloß subjektiv bestimmenden Ursachen". (Grdl. S. 87.) Eben weil der Mensch sich „als Intelligenz betrachtet", kann er seine Handlungen als frei ansehen, kann er sich dessen bewußt werden, daß natürliche Neigungen

und Antriebe „den Gesetzen seines Wollens als Intelligenz keinen Abbruch tun können". (Grdl. S. 88.)

Aus allen Stellen, welche das Problem behandeln, geht deutlich hervor, daß Kant unter Willensfreiheit immer nur die sittliche Freiheit meint, worauf wir in einem späteren Abschnitte noch ausführlich eingehen werden.

3. Abschnitt: Die Vereinbarkeit von Freiheit und Notwendigkeit.

Da Freiheit „nur eine Idee der Vernunft" ist, deren Realität theoretisch nicht bewiesen werden kann, so ist es begreiflich, daß nicht bloß der gemeine Menschenverstand, sondern auch die spekulative Forschung „den Weg der Naturnotwendigkeit viel gebahnter und brauchbarer findet". Andererseits bietet aber die Voraussetzung der Freiheit die einzige Möglichkeit für den Gebrauch der Vernunft bei unserm Handeln. Daraus folgert Kant, daß in bezug auf den Menschen kein wirklicher Widerspruch zwischen Freiheit und Naturnotwendigkeit bestehen könne. (Grdl. S. 85—86.) Wie ist aber das Zusammenbestehen von Freiheit und Notwendigkeit zu begreifen? Hier tritt nun die Originalität des Forschers am glänzendsten hervor. Es gibt bei dieser Antinomie nur einen Ausweg, der darin besteht, daß das handelnde Subjekt als ein freies in einem ganz anderen Sinne und Verhältnisse aufzufassen ist, als wenn es unter Naturnotwendigkeit steht. Wenn man die Gegenstände der Sinnenwelt und namentlich das handelnde Subjekt lediglich so auffaßt, wie sie uns erscheinen; wenn die Erscheinung für das wahre Wesen der Dinge angesehen wird: dann ist allerdings der Widerspruch gegeben, daß man von einem Gegenstande in ein und derselben Bedeutung etwas bejaht und zugleich verneint. (Prol. S. 104.)

Durch die von Kant vollzogene Scheidung der Dinge in Phänomena und Noumena ist dieser Widerstreit, der aus dem hartnäckigen Festhalten an der Realität der Erscheinungen entstanden war, gehoben. Unsere Erkenntnis von den Dingen, die uns umgeben, umfaßt nicht das Wesen derselben, die Dinge an

sich, sondern nur die Art, wie sie uns affizieren, also ihre Erscheinung. „Auch bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit gelangen wir doch bloß zur Erkenntnis der Erscheinungen, niemals der Dinge an sich selbst". Obgleich das Wesen der Dinge unserem Erkenntnisvermögen unzugänglich ist, müssen wir es doch voraussetzen. (Grdl. S. 80.)

Die Unterscheidung einer sinnlichen und übersinnlichen Welt eröffnet auch für unser Problem einen neuen Gesichtspunkt. Der Mensch ist nach Kants Lehre ein Doppelwesen, ein Bürger zweier Welten. Als Glied der Sinnenwelt ist er den Naturgesetzen unterworfen; als Vernunftwesen gehört er der übersinnlichen Welt an, steht also nicht unter empirischen Gesetzen, sondern unter Gesetzen der Vernunft. Aus dieser Doppelnatur des Menschen ergeben sich auch für die Beurteilung seiner Handlungen zwei verschiedene Standpunkte. Kant hat dieselben in der „Grundlegung" bestimmt gezeichnet. „Als bloßen Gliedes der Verstandeswelt würden also alle meine Handlungen dem Prinzip der Autonomie des reinen Willens vollkommen gemäß sein; als bloßen Stückes der Sinnenwelt würden sie gänzlich dem Naturgesetz der Begierden und Neigungen, mithin der Heteronomie der Natur gemäß genommen werden müssen." (Grdl. S. 83.) Jede Handlung ist also, sofern sie eine Erscheinung in der Sinnenwelt ist, notwendig bestimmt; dagegen kann der Mensch als *vernünftiges* Wesen „die Kausalität seines eigenen Willens niemals anders, als unter der Idee der Freiheit denken." (Grdl. S. 82. Proleg. S. 107.)

So hat Kant denn durch die Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich für alles Geschehen die Möglichkeit des Zugleichbestehens der Freiheit und Naturgesetzlichkeit nachgewiesen. Seiner materiellen Natur nach gehört der Mensch zur Erscheinungswelt und steht unter dem Kausalitätsgesetze; seiner geistigen Natur nach gehört er der intelligiblen Welt an, worin Freiheit herrscht. Diese Doppelstellung ermöglicht das Zusammenbestehen von Freiheit und Notwendigkeit. (cf. Kr. d. r. V. S. 472.) Es liegt durchaus kein Widerspruch in der doppelten Be-

trachtungsweise der Kausalität des menschlichen Handelns. Diese ergibt sich sogar notwendig aus der Doppelstellung des handelnden Subjekts. Unsere Zugehörigkeit zur Sinnenwelt und zur Geisteswelt ist ebensowenig nach Naturgesetzen erklärbar und ist dennoch eine unbestreitbare Tatsache des Bewußtseins. (Grdl. S. 87. Kr. d. r. V. S. 474. Kr. d. pr. V. S. 58.) Wie die intelligible Welt mit der Welt der Erscheinungen zusammen bestehen kann, so auch Freiheit und Notwendigkeit bei jeder unserer Handlungen.

Es ist bereits im 2. Abschnitte angedeutet worden, daß mit dem Begriff der Kausalität auch der Begriff der Gesetzmäßigkeit unzertrennlich verbunden ist. Die Wirkung folgt aus der Ursache nach einer bestimmten Regel und mit bestimmter Gleichförmigkeit. Diese mit einer jeden wirkenden Ursache begrifflich verbundene Gesetzmäßigkeit bezeichnet Kant als den Charakter derselben. Er redet in bezug auf das handelnde Subjekt von einem empirischen und intelligiblen Charakter, insofern dieses sowohl der Erscheinungswelt, als auch der intelligiblen Welt angehört. In jeder Betrachtungsweise der menschlichen Persönlichkeit tritt uns diese charakteristische Gestaltung entgegen. Als Phänomenon angesehen, hat der Mensch einen empirischen, als Noumenon einen intelligiblen Charakter. (Kr. d. r. V. S. 473—474.) Der empirische Charakter ist also nach Kant die konstante Richtung des Willens, insofern der Mensch ein Glied der Sinnenwelt ist, dessen „Kausalität unter empirischen Gesetzen stehen muß“. (S. 479.) Ähnlich ist Schopenhauers Definition des empirischen Charakters. Er bezeichnet ihn als „die speziell und individuell bestimmte Beschaffenheit des Willens, vermöge deren seine Reaktion auf dieselben Motive in jedem Menschen eine andere ist“. (Die beiden Grundprobleme d. Ethik S. 48.) Das menschliche Handeln ist als Erscheinung mit anderen Erscheinungen kausal verkettet, ein Glied in der Naturordnung. (Kr. d. r. V. S. 474—475.) Alles Geschehen in der Erscheinungswelt setzt eine Ursache voraus, als deren Wirkung es angesehen werden muß, und ist

andererseits wieder die Ursache einer anderen Begebenheit in der Zeitfolge. Eine ursprüngliche Handlung als Erscheinung ist daher unmöglich. Der empirische Charakter steht unter Zeitbedingungen. Soweit er durch Erfahrung erkannt werden kann, sind auch die Handlungen nach Naturgesetzen zu bestimmen und zu erklären. (S. 475.) Wenn es sich darum handelt, eine Handlung psychologisch zu erklären, so kommt lediglich der empirische Charakter in Betracht. „In Ansehung dieses empirischen Charakters gibt es keine Freiheit". (S. 481.)

Unter dem intelligiblen Charakter versteht Kant den Charakter des handelnden Subjekts als eines Dinges an sich oder mit anderen Worten: die Gesetzmäßigkeit seiner intelligiblen Kausalität. „Weil aber die Verstandeswelt den Grund der Sinnenwelt, mithin auch der Gesetze derselben enthält" (Grdl. S. 83), so ist auch der intelligible Charakter die transzendentale Grundlage des empirischen und dieser bloß die Erscheinung von jenem. Nach seinem intelligiblen Charakter steht der Mensch nicht unter empirischen Gesetzen, ist also unabhängig von aller Naturnotwendigkeit. Die Kausalität seines Handelns ist kein Glied in der Reihe der Erscheinungen. Der intelligible Charakter selbst ist daher nicht Gegenstand der Erfahrung, sondern muß nur als die Ursache des empirischen Charakters *gedacht* werden. Nur in bezug auf den intelligiblen Charakter kann eine Handlung ihren Ursprung in dem handelnden Subjekt selbst haben, also auch nur in dieser Hinsicht als frei betrachtet werden. (Kr. d. r. V. S. 474—475.)

Wenn nun dem handelnden Subjekt auch nach seinem intelligiblen Charakter Freiheit beigelegt werden kann, so ist es doch aber nach seinem empirischen der Naturnotwendigkeit unterworfen. Wie kann unter diesen Umständen eine Handlung sowohl notwendig als auch frei sein? Eins scheint doch dem anderen zu widersprechen. Kant sucht diesen Widerspruch dadurch zu heben, daß er den intelligiblen Charakter als die *Ursache* des empirischen darstellt. Wenngleich die Handlung im empirischen Charakter (in der Sinnesart) genau bestimmt und

daher notwendig ist, so ist dieser doch wieder in dem intelligiblen Charakter (der Denkungsart) begründet. Der letzte Grund der Handlung ist also immer in der intelligiblen Welt zu suchen. „Ein anderer intelligibler Charakter würde einen anderen empirischen gegeben haben.“ (Kr. d. r. V. S. 486.) Kant kann daher mit Recht behaupten, daß man jede Handlung eines Menschen voraussehen könnte, wenn man seine Denkungsart und zugleich alle auf seinen Willen einwirkenden Motive genau kennen würde. (Kr. d. pr. V. S. 119.) Diesen Gedanken hat auch Schopenhauer von Kant aufgenommen. (Die beiden Grundprobl. d. Eth. S. 48.)

„Die Kausalität der Vernunft im intelligiblen Charakter entsteht nicht oder hebt nicht etwa zu einer gewissen Zeit an, um eine Wirkung hervorzubringen. Denn sonst würde sie selbst dem Naturgesetz der Erscheinungen . . . . . unterworfen sein, und die Kausalität wäre alsdann Natur und nicht Freiheit.“ (Kr. d. r. V. S. 482—483.) Wenn wir bei der Beurteilung einer Handlung von dem Zeitverhältnis absehen, so ist sie eine Wirkung der Vernunft und deshalb frei zu nennen, und zwar ist diese Freiheit nicht bloß negativ aufzufassen „als Unabhängigkeit von empirischen Bedingungen“, sondern positiv als ein Vermögen, „eine Reihe von Begebenheiten von selbst anzufangen“. (S. 484.) Obgleich die intelligible Ursache unserer Handlungen, welche der wahre Grund der Freiheit ist, nicht unmittelbar, sondern nur an ihren Wirkungen erkannt werden kann, so ist damit doch erwiesen, daß die Begriffe Freiheit und Notwendigkeit mit vollem Rechte auf eine und dieselbe Handlung gleichzeitig angewandt werden können.

Sehr treffend hat Schopenhauer die Kantsche Lehre von dem Zusammenbestehen der Freiheit mit der Notwendigkeit „die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns“ genannt. (Die beiden Grundprobl. d. Eth. S. 176.) Die Einwürfe, welche J. H. v. Kirchmann gegen diese geistreichen Gedanken Kants macht, sind so wenig überzeugend und so wenig logisch begründet, daß wir sie hier übergehen dürfen. (cf. Erl. 93 zur Kr. d. r. V.)

4. Abschnitt: Theoretischer Beweis für die Möglichkeit der Willensfreiheit.

Was Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" für unser Problem geleistet, hat er selbst am Schlusse der Auflösung der III. Antinomie zusammengefaßt. Das Resultat seiner Gedankenarbeit besteht nicht in dem Nachweise der Wirklichkeit der Freiheit; denn diese ist theoretisch unerkennbar, weil „wir aus der Erfahrung niemals auf etwas, was gar nicht nach Erfahrungsgesetzen gedacht werden muß, schließen können." (Kr. d. r. V. S. 487.) Es bleibt somit nur übrig, die Möglichkeit der Freiheit zu beweisen. Sehen wir zu, ob dies durch die Lehre vom intelligiblen Charakter erreicht ist!

Wenn der Philosoph in jener Rekapitulation sagt, daß er auch nicht einmal die Möglichkeit der Freiheit habe beweisen wollen und auch nicht beweisen können, so hat diese Äußerung offenbar nur den Sinn: diese Möglichkeit ist nicht auf Naturgesetze zurückzuführen, mit anderen Worten: wir können nicht erklären, wie Freiheit möglich ist (Grdl. S. 89); aber daß sie möglich ist, hat Kant unwiderleglich dargetan. Außer den bereits angeführten Belegstellen sei hier noch ein Ausspruch in der Vorrede zur Kr. d. pr. V. erwähnt: „Freiheit ist aber auch die einzige unter allen Ideen der spekulativen Vernunft, wovon wir die Möglichkeit a priori wissen, ohne sie doch einzusehen, weil sie die Bedingung des moralischen Gesetzes ist, welches wir wissen." (S. 2.) Nicht eine positive Erklärung für die Möglichkeit der Freiheit, sondern nur eine Beseitigung der Einwürfe derer, welche die Unmöglichkeit behaupten, das ist das Ergebnis der Kantschen Untersuchung. „Daß nun diese Autonomie auf einem bloßen Scheine beruhe, und daß Natur der Kausalität aus Freiheit wenigstens nicht widerstreite, das war das einzige, was wir leisten konnten, und woran es uns auch einzig und allein gelegen war." (Kr. d. r. V. S. 487.) Mehr ist auch nicht notwendig, um die Möglichkeit der Freiheit zu retten, da wir uns auch „bei der Kausalität nach Naturgesetzen damit begnügen müssen, a priori zu erkennen, daß eine solche vorausgesetzt

werden müsse." (Kr. d. r. V. S. 406.) Der von den Gegnern „vermeintlich entdeckte Widerspruch" wird hinfällig, wenn wir den Menschen nicht bloß als Erscheinung, sondern auch nach seinem Ansichsein, d. i. als Intelligenz betrachten. (Grdl. S. 86 u. 90. Kr. d. pr. V. S. 117.)

5. Abschnitt: Die Willensfreiheit als Postulat des Sittengesetzes.

Die in der theoretischen Philosophie Kants entwickelte Freiheitslehre beschränkt sich darauf, die Möglichkeit der Freiheit neben der Naturnotwendigkeit zu konstatieren. Die Hauptaufgabe der Spekulation fällt bei diesem Problem entschieden der praktischen Philosophie zu. Diese knüpft an die Tatsachen des sittlichen Bewußtseins an, für welche die Willensfreiheit eine unabweisbare Forderung ist. Durch das moralische Gesetz in uns, dessen wir uns unmitelbar bewußt sind, wird uns der Begriff der Freiheit „aufgedrungen". (Kr. d. pr. V. S 34.) Kant nennt das Bewußtsein von dem Sittengesetz ein Faktum der Vernunft, das uns a priori gegeben ist. (S. 36 u. 56.) Es gilt für alle Wesen, die mit Vernunft und Willen begabt sind, selbst für das „unendliche Wesen". (S. 37.)

Wäre der Mensch bloß ein Vernunftwesen, so müßte sein Wille mit der Vernunft in völliger Übereinstimmung sein. Kant hat das Verhältnis des Willens zu den Vernunftgesetzen sowohl in der „Grundlegung", als auch in der „Kritik der praktischen Vernunft" klar dargelegt. „Wenn die Vernunft den Willen unausbleiblich bestimmt, so sind die Handlungen eines solchen Wesens, die als objektiv notwendig erkannt werden, auch subjektiv notwendig, d. i. der Wille ist ein Vermögen, nur dasjenige zu wählen, was die Vernunft unabhängig von der Neigung als praktisch notwendig, d. i. als gut erkennt." (Grdl. S. 34.) Da der Mensch aber nicht bloß ein Vernunftwesen, sondern zugleich auch ein Glied der Sinnenwelt ist, so wird bei ihm auch der Wille nicht ausschließlich durch die Vernunft geleitet, sondern gleichzeitig durch sinnliche Antriebe affiziert.

Er hat „keinen heiligen Willen“, der „an sich völlig der Vernunft gemäß“ wäre. Die Bestimmung eines solchen Willens durch die Gesetze der Vernunft wird daher als „Nötigung“, als ein Gebot empfunden. Was dem Menschen als bloßem Verstandeswesen lediglich als ein Wollen zum Bewußtsein kommen kann, gestaltet sich bei ihm als Sinnenwesen zu einem Sollen, zu einer Pflicht, die getan, aber auch unterlassen werden kann. Die Formel des moralischen Gesetzes ist „ein Imperativ, der kategorisch gebietet, weil das Gesetz unbedingt ist.“ (Grdl. S. 34. Kr. d. pr. V. S. 37.) Die Erfüllung dieses Vernunftgebotes setzt immer einen Kampf mit den natürlichen Trieben und Neigungen voraus; sie vollzieht sich nicht so selbstverständlich, so ganz ohne Widerspruch der sinnlichen Natur, wie etwa die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse.

Die in der „Grundlegung“ S. 82 aufgestellte Frage: „Wie ist ein kategorischer Imperativ möglich?“ hat hiermit eine befriedigende Antwort gefunden. Die Möglichkeit kategorischer Imperative wurzelt nach der Kantschen Lehre in dem Bewußtsein von der Zugehörigkeit zu zwei Welten, der intelligiblen Welt und der Sinnenwelt, oder in der Tatsache, „daß über meinen durch sinnliche Begierden affizierten Willen noch die Idee eben desselben, aber zur Verstandeswelt gehörigen reinen, für sich selbst praktischen Willens hinzukommt.“ (Grdl. S. 83.) Auch in der Kr. d. r. V. wird diese Frage erörtert. Es heißt dort, daß die Vernunft als intelligibles Vermögen nicht allein wirksam ist, sondern daß sie „empirisch bedingten Kräften“ gegenüber steht. Die Kausalität dieser Vernunft „ist aus den Imperativen klar, welche wir in allem Praktischen den ausübenden Kräften als Regeln aufgeben.“ (S. 479.) Derselbe Gedanke ist auch in der Kr. d. pr. V. ausgesprochen, wo unter Imperativ eine praktische Regel „für ein Wesen, bei dem Vernunft nicht ganz allein Bestimmungsgrund des Willens ist“, verstanden wird. (S. 20.) In bezug auf den göttlichen Willen existiert daher kein Imperativ. Das Sollen ist hier bedeutungslos, weil das Wollen schon von selbst mit dem moralischen Gesetz in Einklang steht.

Ebensowenig gibt es in der Naturordnung ein Sollen, sondern nur ein Sein. „Der Verstand kann von dieser nur erkennen, was da ist oder gewesen ist oder sein wird.“ (Kr. d. r. V. S. 479. Imperative sind im Sinne Kants nur Formeln für das Verhältnis objektiver Gesetze zu der subjektiven Unvollkommenheit des menschlichen Willens. (Grdl. S. 35—36.)

Für die Möglichkeit eines kategorischen Imperativs ist nun die Freiheit des Willens eine notwendige Voraussetzung; ohne Freiheit hätte derselbe keine Giltigkeit. (Grdl. S. 92.) Es muß selbst dem gemeinen Verstande einleuchten, daß zum Sollen auch das Können gehört. Eine Handlung, auf die das Sollen Anwendung findet, muß allerdings unter Naturbedingungen möglich sein.“ heißt es in der Kr. d. r. V. (S. 480.) Ganz besonders tritt uns dieser Gedanke in der Kr. d. pr. V. entgegen. Wir führen hier zwei darauf bezügliche Stellen an. Jeder Mensch urteilt, „daß er etwas kann darum, weil er sich bewußt ist, daß er es soll, und erkennt in sich die Freiheit, die ihm sonst ohne das moralische Gesetz unbekannt geblieben wäre.“ (S. 38.) „Dem kategorischen Gebote der Sittlichkeit Genüge zu leisten, ist in jedes Gewalt zu aller Zeit.“ (S. 43.) Denselben Sinn hat auch die Stelle: „Denn wenn das moralische Gesetz gebietet, wir sollen jetzt bessere Menschen sein, so folgt unumgänglich, wir müssen es auch können.“ (Rel. i. d. Gr. d. bl. V. S. 57. Wenn wir auch nicht einsehen, nach welchen Naturgesetzen Freiheit möglich sei, wenn wir sie auch nicht psychologisch erklären können, so müssen wir sie doch als wirklich voraussetzen um des moralischen Gesetzes willen, dessen Giltigkeit „selbst der ärgste Bösewicht“ anerkennt. (Grdl. S. 84.) Das moralische Gesetz, „welches selbst keiner rechtfertigenden Gründe bedarf“, beweist also nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch die objektive Realität der Freiheit. (Kr. d. pr. V. S. 57 u. 59.) „Freiheit und unbedingt praktisches Gesetz weisen also wechselweise auf einander zurück.“ (S. 33.)

Um irrtümlicher Auffassung dieses Wechselverhältnisses vorzubeugen, hat Kant in der Vorrede zur Kr. d. pr. V. dasselbe

dahin definiert, „daß die Freiheit die ratio essendi des moralischen Gesetzes, das moralische Gesetz aber die ratio cognoscendi der Freiheit sei.“ (S. 2, Anm.) Sowohl an dieser Stelle, wie auch auf S. 33 wird das praktische Gesetz als das Primäre, der Freiheitsbegriff als das Sekundäre in unserer Erkenntnis dargestellt. Das Bewußtsein um das moralische Gesetz ist ein unmittelbares, ein Faktum a priori, wogegen die Willensfreiheit erst als notwendige Bedingung von jenem gefolgert werden kann. (cf. Kr. d. pr. V. S. 56.)

Wir haben schon im 2. Abschnitt hervorgehoben, daß nach Kants Lehre unter Freiheit die Bestimmung des Willens durch Vernunftgesetze zu verstehen ist. Nun sind aber „die alleinigen Objekte einer praktischen Vernunft“ die Begriffe „vom Guten und Bösen“. (Kr. d. pr. V. S. 69.) Die Vernunftgesetze sind daher identisch mit den sittlichen Gesetzen, und Willensfreiheit im Sinne Kants ist nichts anderes, als sittliche Freiheit. Jede Handlung, bei welcher die Vernunft die alleinige Kausalität des Willens ist, kann als eine freie angesehen werden und ist zugleich sittlicher Natur; Handlungen dagegen, die aus anderen Motiven entspringen, sind demnach als unfreie und zugleich als unsittliche zu betrachten. Das einzige Motiv des sittlichen Handelns ist Achtung für das moralische Gesetz. (S. 94.) Sowohl in der „Grundlegung“, als auch in den „Prolegomena“ hat Kant die Freiheit in diesem Sinne geschildert. In der ersteren Schrift ist es folgende Stelle, die diesen Gedanken ausspricht: „Der Satz aber: der Wille ist in allen Handlungen sich selbst ein Gesetz, bezeichnet nur das Prinzip, nach keiner anderen Maxime zu handeln, als die sich selbst auch als ein allgemeines Gesetz zum Gegenstande haben kann. Dies ist aber gerade die Formel des kategorischen Imperativs und das Prinzip der Sittlichkeit; also ist ein freier Wille und ein Wille unter sittlichen Gesetzen einerlei.“ (Grdl. S. 75.)

Etwas weniger bestimmt kommt die Identität von Freiheit und Sittlichkeit in den „Prolegomena“ zum Ausdruck. Es heißt dort: „Indessen würde doch die Kausalität der Vernunft in

Ansehung der Wirkungen in der Sinnenwelt Freiheit sein, sofern objektive Gründe, die selbst Ideen sind, in Ansehung ihrer als bestimmend angesehen werden." (S. 106.) Was sind aber diese objektiven Vernunftgründe anders, als das Prinzip der Sittlichkeit?

Es ist nach der Kr. d. pr. V. eine einfache Konsequenz des kategorischen Imperativs, daß die Begriffe „gut" und „böse" durchaus verschieden sind von den Begriffen „Wohl" und „Wehe". (S. 70.) Die Beförderung des zeitlichen Wohles, der irdischen Glückseligkeit gehört zwar auch zu den Aufgaben der Vernunft. Sie soll dem Menschen als Sinnenwesen allerdings auch dazu dienen, was bei dem Tiere der Instinkt leistet. Hierin liegt aber keineswegs ihre Hauptaufgabe. Der Mensch hat die Vernunft vor allem „noch zu einem höheren Beruf, nämlich das, was an sich gut und böse ist, und worüber reine, sinnlich gar nicht interessierte Vernunft nur allein urteilen kann", zum Zwecke seines Daseins zu machen. (S. 74.)

Nach dem Kantschen Moralprinzip ist nun aber „nichts in der Welt, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille". (Grdl. S. 10.) „Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, ... sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich gut." (S. 11 u. 19. Kr. d. pr. V. S. 75.) Nicht der äußere Schein, nicht der Erfolg lehrt, was gut und recht ist, sondern die Gesinnung, aus der eine Handlung entspringt, ist der alleinige Maßstab für ihren sittlichen Wert. (cf. Grdl. S. 18.) Dem entsprechend macht Kant auch einen Unterschied zwischen pflichtmäßigen Handlungen und Handlungen aus Pflicht. Eine Handlung, die zwar äußerlich dem moralischen Gesetze gemäß, aber nicht aus Achtung vor demselben, sondern aus anderen Beweggründen geschieht, enthält zwar „Legalität, aber nicht Moralität". Formelle Pflichtmäßigkeit und Sittlichkeit sind ganz verschiedene Dinge. (Kr. d. pr. V. S. 86 und 98. Grdl. S. 15.) Diese Fassung des Pflichtbegriffs ist es hauptsächlich, was die praktische Philosophie

Kants so vertieft und ihr einen so großen Einfluß auf die Ethik gegeben hat.

Die Erwägung der Tatsache, daß Kant auf die Gesinnung ein so großes Gewicht legt, daß er sie für die eigentliche Quelle unserer Handlungen ansieht, gibt uns den Schlüssel zu dem richtigen Verständnisse seiner Freiheitstheorie. Wir haben bei der Untersuchung der Lehre vom empirischen und intelligiblen Charakter gesehen, daß nur dem letzteren Freiheit zugestanden wird. Der intelligible Charakter ist eben die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Ursache, d. i. also der Vernunft. Wenn nun die Willensfreiheit ausschließlich dem transpendentalen Subjekt, dem Noumenon zukommt, so folgt daraus, daß sie nicht in den einzelnen Handlungen, sondern nur in der Gesinnung, der „Denkungsart" zu finden sein kann. Diese Auffassung von der Kantschen Freiheitslehre hat auch Kuno Fischer zu der seinigen gemacht. (Über das Problem der menschlichen Freiheit. S. 25.)

Wie offenbart sich nun die Freiheit des intelligiblen Subjekts? Die Wirksamkeit des intelligiblen Wollens besteht nach Kant nicht in dem Hervorbringen einzelner Handlungen, sondern in der Annahme von Grundsätzen, deren Summe eben die Gesinnung ausmacht. „Die Freiheit der Willkür ist von der ganz eigentümlichen Beschaffenheit, daß sie durch keine Triebfeder zu einer Handlung bestimmt werden kann, als nur sofern der Mensch sie in seine Maxime aufgenommen hat (es sich zur allgemeinen Regel gemacht hat, nach der er sich verhalten will)." (Rel. i. d. Gr. d. bl. V. S. 25. cf. S. 21.) „Wer das moralische Gesetz zu seiner Maxime macht, ist moralisch gut;" wer eine entgegengesetzte Triebfeder in seine Maxime aufnimmt, ist ein böser Mensch. (S. 25.) Jeder Versuch, eine böse Tat zu entschuldigen, indem man sie auf die mitwirkenden Umstände, böse Anlagen, schlechte Erziehung u. s. w. zurückführt, wird dadurch hinfällig; das kann allenfalls eine psychologische Erklärung, aber keine Entschuldigung geben. „In diesem Betracht [als Noumenon] nun kann das vernünftige Wesen von einer jeden gesetzwidrigen Handlung, die es verübt, ob sie gleich

als Erscheinung in dem Vergangenen hinreichend bestimmt und sofern unausbleiblich notwendig ist, mit Recht sagen, daß er sie hätte unterlassen können; denn sie . . . . . gehört zu einem einzigen Phänomen seines Charakters, den er sich selbst verschafft, und nach welchem er sich, als einer von aller Sinnlichkeit unabhängigen Ursache, die Kausalität jener Erscheinungen selbst zurechnet." (Kr. d. pr. V. S. 118.)

Die Erwerbung des Charakters ist also des Menschen eigenstes Verdienst, eine unmittelbare Wirkung seiner Freiheit. „Was der Mensch im moralischen Sinne ist oder werden soll, gut oder böse, dazu muß er sich selbst machen oder gemacht haben." (Rel. i. d. Gr. d. bl. V. S. 49. cf. S. 26.) Von Natur ist der Mensch weder gut noch böse; er kann das eine oder das andere erst werden, indem er entweder das moralische Gesetz oder die Abweichung davon zum Prinzip seines Wollens macht, und das eben steht in seiner Gewalt, ist eine Tat seiner Willensfreiheit. Gute oder böse Anlagen machen den Menschen noch nicht gut oder böse; denn diese Prädikate beziehen sich ausschließlich auf den Willen. (cf. Grdl. S. 10.) Nicht die natürlichen Anlagen können ihm als Verdienst oder Schuld angerechnet werden, sondern nur „die Nachsicht, die er gegen sie tragen möchte, wenn er ihnen zum Nachteil der Vernunftgesetze des Willens Einfluß auf seine Maximen einräumte." (Grdl. S. 88.) Auch in der Kr. d. pr. V. lehrt Kant, daß die Freiheit des intelligiblen Menschen in der Bildung des Charakters, in der Annahme von „unwandelbaren Grundsätzen" zur Geltung kommt. (S. 120.)

Mit der Willensfreiheit hängt die Verantwortlichkeit aufs engste zusammen. Hat Kant für die erstere im intelligiblen Charakter eine Stelle gefunden, so ist die letztere dadurch auch von neuem gesichert und der Determinismus somit überwunden. Schon in der Kr. d. r. V. ist die Zurechnung unserer Handlungen „auf ein Gesetz der Vernunft" gegründet. Eine boshafte Lüge z. B. wird man einem Menschen unter allen Umständen als Schuld anrechnen, obgleich die Untersuchung aller bestimmenden

Ursachen und empirischen Bedingungen diese Handlung als notwendig erscheinen läßt. (S. 484—485.) Ein böser Mensch hat allezeit die Pflicht und auch die Macht, sich zu bessern. An verschiedenen Stellen hat Kant die Besserungsfähigkeit des Menschen hervorgehoben und damit die Entwickelungsmöglichkeit des Charakters behauptet. (Rel. i. d. Gr. d. bl. V. S. 46—50.) Nach seiner Auffassung kann die Besserung nicht durch eine „allmähliche Reform", sondern nur „durch eine Revolution in der Gesinnung, durch eine Art von Wiedergeburt" vor sich gehen. (S. 53.) Dagegen erkennt er für die Änderung des empirischen Charakters die „allmähliche Reform" an. Während die Denkungsart „durch eine einzige unwandelbare Entschließung" geändert wird, ist „für die Sinnesart die allmähliche Reform notwendig". (S. 53—54.) Hinsichtlich der Handlungsweise (Sinnesart) deckt sich Kants Behauptung vollständig mit den Erfahrungstatsachen; was aber die Änderung der Gesinnung (Denkungsart) betrifft, so ist wohl die Ansicht, welche E. v. Hartmann inbetreff dieses Punktes vertritt, überzeugender. Darnach ist die plötzliche Gesinnungsänderung eines Menschen nur scheinbar. Eine momentane Umwandlung kann nur das äußere Verhalten betreffen. Die Gesinnung selbst hat sich allmählich geändert; aber „zuletzt entfesselt ein bestimmter äußerer Impuls die nach und nach angesammelte Spannkraft der sittlichen Gesinnung". (Phänomenologie des sittl. Bewußtseins. S. 460—461.)

Für Kant unterliegt es keinem Zweifel, daß die Zurechnung und Verantwortlichkeit sich in den Tatsachen des sittlichen Bewußtseins selbst Anerkennung verschafft. Das Sollen und Können dessen, was wir aus Achtung vor dem moralischen Gesetz als gut erkannt haben, wird uns durch eine innere Stimme fort und fort zum Bewußtsein gebracht. Diese innere Stimme, welche „jeder Mensch als sittliches Wesen ursprünglich in sich hat", ist das Gewissen. Kant definiert es als „die dem Menschen seine Pflicht vorhaltende praktische Vernunft". (Metaph. d. Sitten S. 235.) Daß dieser unbestechliche Richter in jeder Menschenbrust vorhanden ist, bestätigt er durch den Ausspruch: „Ge-

wissenlosigkeit ist nicht Mangel des Gewissens, sondern der Hang, sich an dessen Urteil nicht zu kehren". (S. 236.) Durch „die Richtersprüche desjenigen wundersamen Vermögens in uns, welches wir Gewissen nennen", wird die Verantwortlichkeit für unser Tun und Lassen unwiderlegbar bewiesen. „Ein Mensch mag künsteln, so viel, als er will, um ein gesetzwidriges Betragen" zu entschuldigen, nichts kann ihm die Unruhe und Reue darüber ersparen. (Kr. d. pr. V. S. 118.)

Wir können hier am Schlusse der Darlegung des Kantschen Gedankenganges das Resultat desselben kurz dahin zusammenfassen: Das Gewissen ist die Tatsache, welche uns von dem moralischen Gesetze in uns absolut sichere Kunde gibt, und da Sittlichkeit „lediglich aus der Eigenschaft der Freiheit abgeleitet werden muß" (Grdl. S. 76), so ist das Sittengesetz wieder der Erkenntnisgrund der Willensfreiheit; denn „wäre keine Freiheit, so würde das moralische Gesetz in uns gar nicht anzutreffen sein" (Kr. d. pr. V. S. 2), und gäbe es kein moralisches Gesetz, so gäbe es auch kein Gewissen.

---

2. Kapitel: Kritik der Kantschen Freiheitstheorie.

Nachdem wir auf Grund von Kants Schriften eine übersichtliche Darstellung seiner Lehre von der Willensfreiheit gegeben haben, wollen wir dieselbe nun in kritischer Absicht betrachten, um Wahrheit und Irrtum darin streng zu scheiden und zu erforschen, welche Momente auch im Lichte modernen Denkens bestehen können. Wir würden der wissenschaftlichen Forschung und auch jenem großen Forscher selbst keinen guten Dienst erweisen, wenn wir seine Lehre kritiklos akzeptieren wollten. Das Wahre darin hat keine Kritik zu fürchten, und der Wahrheit zu dienen, das war Kants höchstes Streben. Trotz verschiedener Mängel, die einer objektiven Beurteilung dieser Lehre nicht entgehen können, gebührt Kant dennoch die unbestrittene Superiorität unter allen, die sich bisher mit diesem schwierigen Problem beschäftigt haben. Wie er auf der einen

Seite die Begrenztheit unseres Erkenntnisvermögens dargetan hat, so auf der anderen die Freiheit des Willensvermögens, durch welches allein der Eintritt in die übersinnliche Welt dem Menschen erschlossen ist. (cf. Kr. d. pr. V. S. 127.) In ähnlicher Weise äußert sich auch Eduard Zeller in seiner Darstellung des Kantschen Moralprinzips: „Nur unser freies Wollen ist es das als ein Ausfluß unserer intelligiblen Natur uns mit der übersinnlichen Welt in Verbindung setzt; nicht, um sie zu erkennen (denn dies ist nach Kant unmöglich), sondern um unabhängig von sinnlichen Antrieben zu handeln." (Vorträge und Abhandlungen. 3. Samml. VII.)

Diejenigen Bestandteile in Kants Freiheitstheorie, welche unsere Zustimmung nicht finden können, lassen sich in zwei Gruppen teilen: 1) solche, die nur in einer ungenauen, sich nicht immer gleichbleibenden Ausdrucksweise des Philosophen ihren Grund haben, 2) solche, die von vornherein als Inkonsequenzen im System anzusehen und deshalb abzulehnen sind. Wir unterscheiden hiernach Schwierigkeiten und widersprechende Züge in der eben dargestellten Lehre und beschäftigen uns damit in den beiden ersten Abschnitten des 2. Kapitels.

1. Abschnitt: Schwierigkeiten der Kantschen Theorie.

Zum Verständnis der Kantschen Lehre ist eine Klarlegung der schwankenden Bezeichnungen ein unerläßliches Erfordernis. Zunächst fällt die häufige Verwechselung von „Wille" und „Willkür" auf, die in fast allen das Freiheitsproblem behandelnden Schriften hervortritt. Kant gebraucht diese Ausdrücke meist als identisch, während nach unserem Sprachgebrauch unter „Willkür" nicht der reine Wille, sondern nur der „pathologisch affizierte" verstanden wird. Dies hat unter anderen G. Knauer in seiner Abhandlung: „Weiteres zur Kantschen Lösung des Problems der Freiheit" hervorgehoben. (Philosophische Monatshefte von Schaarschmidt, Bd. XXII Heft 8 und 9 S. 43.) In der „Metaphysik der Sitten" dagegen haben die Bezeichnungen „Wille" und „Willkür" eine verschiedene Bedeutung. Der Wille enthält

dort den Bestimmungsgrund der Willkür. Dies führt uns auf eine andere Schwierigkeit in dem Sprachgebrauche Kants, auf die Identifikation von „Wille" und „praktische Vernunft", durch welche noch mehr Unklarheit, als durch jene Begriffsverwechselung entsteht.

Das Verhältnis des Willens zur Vernunft wird hauptsächlich in der „Grundl. zur Metaph. d. Sitten" und der „Kr. d. pr. V." behandelt. Es ist nicht zu bestreiten, daß an mehreren Stellen dieser beiden Schriften Wille und praktische Vernunft als gleichbedeutend gesetzt werden; so z. B. in der „Grdl." S. 34—57—59—77 und in der „Kr. d. pr. V." S. 37—66—131. Dasselbe gilt von einer Stelle in der Metaph. d. Sitten S. 12. Andererseits ist aber die scharfe Unterscheidung beider Vermögen der bei weitem häufigere Gebrauch dieser Bezeichnungen. Wir verweisen in der „Grdl." auf S. 10—13—14—28—34—61—68—77—93. In der „Kr. d. pr. V." ist dieselbe Auffassung auf S. 15—16—19—20—27—35—50—52—53—55—68—72—79—108—132—144—171 ausdrücklich vertreten. An allen diesen Stellen wird die Vernunft als das erkennende und bestimmende, der Wille dagegen als das ausführende Vermögsn angesehen. Das Zahlenverhältnis scheint doch dafür zu sprechen, daß Kants wirkliche Meinung nicht in der Identifikation der beiden Seelenvermögen zu suchen ist, und daß die in den wenigen Stellen hervortretende Gleichsetzung wohl nur als eine Ungenauigkeit im Ausdruck anzusehen sein dürfte. Auch Drobisch hat Kant in diesem Sinne verstanden. Die „Vereinigung von sittlicher Einsicht und Willen" kann nur den Sinn haben, daß der bloße Wille dem von der Vernunft diktierten Inhalte die Form eines Gebotes gibt. (Die moral. Statistik u. d. menschliche Willensfreiheit S. 69.)

Im Zusammenhange mit dieser Abweichung von seinem sonstigen Sprachgebrauche hat Kant nun auch das Prädikat der Freiheit nicht bloß dem Willen als solchem, sondern auch der praktischen Vernunft beigelegt. (Grdl. S. 77. Kr. d. pr. V. S. 66.) Für das Verständnis der Kantschen Theorie ist dies ein

großer Nachteil. Es wäre viel ersprießlicher gewesen, wenn der Autor die scharfe Scheidung des gesetzgebenden und ausführenden Vermögens (Vernunft und Wille) ausnahmslos durchgeführt und auch den Begriff der Freiheit nur auf den Willen allein bezogen hätte. Diese seine ursprüngliche und durchaus richtige Ansicht hat Kant in der „Metaph. d. Sitten" auch ausgesprochen. Der gesetzgebende Wille kann weder frei noch unfrei sein, sondern ist schlechterdings notwendig. (S. 26.) Nur müssen wir erläuternd hinzusetzen, daß unter dem gesetzgebenden Willen nichts anderes, als die praktische Vernunft verstanden sein soll.

Eine weitere Schwierigkeit der Kantschen Theorie liegt in der Unterscheidung der transzendentalen und praktischen Freiheit. Es geht zwar aus der Darlegung des Philosophen deutlich hervor, daß darunter nicht zwei verschiedene Vermögen zu verstehen sind, sondern nur ein Vermögen, welches aber, der doppelten Natur des Menschen entsprechend, von zwei verschiedenen Seiten betrachtet werden kann. Kant gibt selbst zu, daß die „transzendentale Idee der Freiheit", welche die Grundlage für den „praktischen Begriff derselben" ist, in dieser auch „das eigentliche Moment der Schwierigkeiten ausmache." (Kr. d. r. V. S. 470.) Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, müßten die beiden Definitionen des Freiheitsbegriffs, von denen die erste mehr positive, die zweite mehr negative Bedeutung hat, in einer vereinigt werden. Man könnte somit die Freiheit bezeichnen als ein transzendentales „Vermögen, unabhängig von Naturursachen, eine Reihe von Begebenheiten von selbst anzufangen", und diese transzendentale Kausalität tritt in die Erscheinung bei den menschlichen Handlungen. Es ist ja auch nach Kants Lehre für die Freiheit nur in der Welt der Noumena Raum; mithin ist sie lediglich ein transzendentales Vermögen. Daß die Wirksamkeit desselben in der Erscheinungswelt anzutreffen ist, macht es noch nicht zu einem doppelten Vermögen. Dies ist in der Tat auch die Ansicht Kants, und abweichende Auffassungen haben ihren Grund nur in der ungenauen, unzu-

treffenden Ausdrucksweise, welche auch hier das richtige Verständnis erschwert.

2. Abschnitt: Widersprüche in der Kantschen Lehre von der Willensfreiheit.

Wir kommen nun zu denjenigen Momenten in Kants Freiheitstheorie, welche mit den vorherrschenden Grundgedanken nicht in Einklang zu bringen sind, und wollen in erster Linie die Verschmelzung von Freiheit und Sittlichkeit einer näheren Betrachtung unterziehen. Nach der „Rel. i. d. Gr. d. bl. V." äußert sich die Freiheit in der Annahme von Maximen, mögen dieselben nun gut oder böse sein. (S. 25—26.) Es gehört hiernach zum Wesen der Freiheit, daß sowohl das Sittengesetz, als auch eine entgegengesetzte Triebfeder zum Prinzip des Wollens gemacht werden kann. Demnach sind nicht bloß die sittlichen, sondern auch die unsittlichen Handlungen frei zu nennen. Dies ist auch der Sinn der Lehre vom intelligiblen und empirischen Charakter, wie sie in der „Kr. d. r. V." dargelegt ist. (cf. S. 484.) Auch in der „Grundl." findet sich eine Stelle, welche einräumt, daß die Maximen des handelnden Subjekts auch „den objektiven Prinzipien einer praktischen Vernunft zuwider sein könnten". (S. 36.) Im großen und ganzen ist aber in dieser Schrift der Gedanke vorherrschend, daß die Begriffe „Freiheit" und „Sittlichkeit" sich decken. (cf. S. 75.) Diesen Gegensatz zwischen der bloß sittlichen Freiheit und der Freiheit des intelligiblen Charakters (welcher ebenso gute als auch böse Grundsätze enthalten kann), sucht Kant in der „Metaph. d. Sitten" (S. 26—27) zu beseitigen, indem er das Vermögen, „dem Gesetze nicht allein gemäß, sondern auch zuwider zu wählen", nur dem Menschen als Phänomenon beilegt, dem intelligiblen Wesen dagegen die Fähigkeit, auch gegen die Vernunft zu handeln, abspricht. Damit ist freilich in die Lehre vom intelligiblen Charakter eine Bresche gelegt und dem Determinismus ein Angriffspunkt gegeben; denn dem Phänomenon kann unmöglich etwas zugeschrieben werden, was dem Noumenon nicht auch zukäme.

Es ist einleuchtend, daß wir die in der „Grundl." und der „Metaph. d. Sitten" gelehrte Freiheit nicht akzeptieren können; sondern sie nur in der Gestalt annehmen dürfen, wie sie in der „Kr. d. r. V." und der „Kr. d. pr. V." vorgetragen wird. Die Ansicht, daß nur die sittlichen Handlungen frei, die unsittlichen aber unfrei seien, ist ganz unhaltbar; sie widerspricht dem Begriffe der Freiheit und macht die Verantwortlichkeit unmöglich. Diesen Widerspruch hat Kant wohl selbst empfunden; aber sein Versuch, ihn zu beseitigen, kann nicht als gelungen angesehen werden. Denn wenn das intelligible Wesen nur sittlicher Maximen fähig ist, so ist es eben mit Notwendigkeit zum Guten bestimmt, und Freiheit kann ihm dann nicht beigelegt werden. Kant gibt auch selber zu, daß die daraus hervorgehenden Handlungen nicht bloß objektiv, sondern auch subjektiv notwendig seien. (Grdl. S. 34.) Die Möglichkeit, sowohl gute, als auch böse Grundsätze anzunehmen, wird ja in der Lehre vom intelligiblen Charakter auch als das einzige Wesen der Freiheit behauptet.

Fragen wir nun, wie Kant zu dieser Inkonsequenz in der Darlegung seiner Lehre gekommen ist, so dürfte die Anmerkung in der Vorrede zur „Kr. d. pr. V." (S. 2) einen Fingerzeig geben. Es wird schon hier angedeutet, was in der „Grundl." der leitende Gedanke ist, nämlich, daß die Freiheit „die Bedingung des moralischen Gesetzes sei". Ohne Freiheit ist Sittlichkeit schlechterdings unmöglich. Daraus kann man nun freilich nicht folgern, daß Freiheit und Sittlichkeit identisch seien, und daß jeder Verstoß gegen das Sittengesetz als eine unfreie Handlung angesehen werden müsse. Dieser Auffassung begegnen wir aber in Kants Schriften. Es ist eine Identifikation der Bedingung (Freiheit) mit dem Bedingten (Sittlichkeit), welche diesen Widerspruch mit der vorherrschenden Ansicht des Philosophen herbeigeführt hat. Kant hat in der „Grundl." eben übersehen, daß der **Begriff** der Freiheit schon die Möglichkeit, so oder entgegengesetzt zu handeln, in sich schließt. Ebenso wie die **Sittlichkeit** in der Freiheit ihren Seinsgrund hat, ist auch ihr **Gegenteil** darin begründet.

Den Kantschen Voraussetzungen entsprechend, darf die Anwendung der Begriffe „Freiheit“ und „Sittlichkeit“ nicht auf den Menschen beschränkt werden, sondern sie muß alle vernünftigen Wesen umfassen, also auch das unendliche Wesen. In der „Grundl.“ (S. 76) und in der „Kr. d. pr. V.“ (S. 37) ist dies ausdrücklich bestätigt. Im Gegensatz dazu steht aber eine Stelle in den „Prolegomena“, wonach Kant es nicht für angemessen findet, den Begriff der Freiheit auf Gott anzuwenden: „denn seine Handlung, obzwar unabhängig von äußeren bestimmenden Ursachen, ist dennoch in seiner ewigen Vernunft, mithin der göttlichen Natur bestimmt“. (S. 105.) Dieser Satz ist mit den Grundgedanken des Systems nicht vereinbar. Weil Gott als das Urwesen von nichts außer ihm abhängig ist, so muß er auch Freiheit im höchsten Grade besitzen. Daß sein Wirken in seiner göttlichen Vernunft bestimmt ist, entspricht ja dem Kantschen Freiheitsbegriff in jeder Hinsicht. Es ist eine absolute Spontaneïtät, wie ja auch die menschliche Willensfreiheit als Autonomie, als „eine Kausalität nach unwandelbaren Gesetzen“ anzusehen ist. Wie könnte auch dieses unendliche Wesen als der Schöpfer freier, vernunftbegabter Kreaturen gedacht werden, wenn es nicht selbst Freiheit in höchster Potenz besäße! — Es wäre ein vergebliches Bemühen, diese beiden einander widersprechenden Aussagen in Einklang bringen zu wollen. Die Verneinung der göttlichen Freiheit muß schlechterdings abgelehnt werden, weil sie dem Kantschen System auf keine Weise einzufügen ist.

3. Abschnitt: Die Lehre vom intelligiblen und empirischen Charakter.

Wenn nach Kants Lehre das handelnde Subjekt nur in bezug auf seinen intelligiblen Charakter als frei angesehen werden kann, hinsichtlich seines empirischen Charakters aber dem Kausalitätsgesetze unterworfen ist, so liegt die Frage nahe, weshalb letzterem denn nicht ebensogut Freiheit zukommen sollte, wie dem ersteren, den er doch repräsentiert. Das Verhältnis des

intelligiblen zum empirischen Charakter bezeichnet C. Gerhard mit Recht als einen „wunden Punkt“ in Kants Lehre von der Willensfreiheit. (Kants Lehre von der Freiheit S. 53.)

Bei der Beurteilung dieser Lehre haben wir zunächst klarzulegen, ob der Charakter überhaupt als konstant oder änderungsfähig anzusehen ist. Schopenhauer sagt: „Der Charakter des Menschen ist konstant; er bleibt derselbe das ganze Leben hindurch. . . . . Der Mensch ändert sich nie“. (Die beiden Grundprobleme der Eth. S. 50.) Hiermit hängt eine andere Stelle eng zusammen: „Der individuelle Charakter ist angeboren: er ist kein Werk der Kunst oder der dem Zufall unterworfenen Umstände, sondern das Werk der Natur selbst“. (S. 53.) Beide Behauptungen werden durch die Tatsachen der Erfahrung gründlich widerlegt. Das Gesagte wäre richtig, wenn Schopenhauer es nicht auf den Charakter, sondern auf die Naturanlagen bezogen hätte. Diese sind allerdings angeboren und konstant; als Anlagen bleiben sie immer dieselben, nur ihre Entfaltung, resp. Unterdrückung hat der Mensch in seiner Gewalt. Eine Übereinstimmung mit Kant ist allerdings darin zu sehen, daß Schopenhauer die Freiheit nicht im Operari, sondern im Esse sucht. (Die beiden Grundprobl. d. Eth. S. 177.) Doch hierbei tritt sogleich eine Inkonsequenz hervor; denn wie kann von Freiheit die Rede sein, wenn dieses Esse nicht das Werk des Menschen selbst, wenn der Charakter angeboren, ein Werk der Natur ist! In der Tat hält Schopenhauer nicht bloß den Charakter, sondern auch Tugenden und Laster angeboren. (S. 53.) Es liegt auf der Hand, daß aus dieser Ansicht ein völliger Fatalismus folgen muß.

Wie im 1. Kapitel gezeigt worden ist, hat Kant in der „Rel. i. d. Gr. d. bl. V.“ und auch in der „Kr. d. pr. V.“ die Erwerbung des Charakters als eine eigene, freie Tat ganz besonders betont. Die Gestaltung des Charakters zu einem guten oder bösen geschieht durch die Annahme von guten oder bösen Grundsätzen. Nun scheint allerdings eine Stelle in der „Rel. i. d. Gr. d. bl. V.“ mit Schopenhauers Lehre eine gewisse Ähnlichkeit zu haben. Es wird dort derjenige Akt der Willens-

freiheit, wodurch der Mensch sich seinen Charakter selbst schafft, indem er gute oder böse Maximen annimmt, eine zeitlose, „intelligible Tat" genannt. Man ist geneigt, hierin einen Widerspruch zu erblicken. So nennt z. B. C. Gerhard die zeitlose Tat „eine Verbindung zweier sich ausschließenden Begriffe". (S. 53.) Dagegen ist zu bemerken, daß Kant den Ausdruck „Tat" hier in einem anderen Sinne verstanden wissen will. Es muß auch zugegeben werden, daß die Konstituierung des Charakters, die Annahme von Grundsätzen nur in uneigentlicher Bedeutung als „Tat" bezeichnet werden kann, nicht in demselben Sinne, wie jede wirkliche Handlung. Während letztere ohne das Zeitverhältnis gar nicht gedacht werden kann, ist die erstere „bloß durch Vernunft ohne alle Zeitbedingung erkennbar". (Rel. i. d. Gr. d. bl. V. S. 34.) „Wir können also nicht nach dem Zeitursprunge, sondern müssen bloß nach dem Vernunftursprunge dieser Tat fragen". (S. 46.)

Immerhin ist der Gedanke von der „intelligiblen Tat" abzulehnen, weil er für das richtige Verständnis der Kantschen Theorie unfruchtbar ist und nur zu irrtümlicher Auffassung führen kann, wie wir dies an Schopenhauer deutlich sehen. Wenn wir uns nicht darauf beschränken, diesen einzelnen Punkt herauszuheben, sondern die Lehre vom intelligiblen Charakter im Zusammenhange betrachten, so müssen wir doch zu der Überzeugung kommen, daß Kant die Bildung des Charakters der Hauptsache nach in dieses zeitliche Dasein verlegt. Weit entfernt davon, den Charakter für konstant zu halten, hat er namentlich in der „Rel. i. d. Gr. d. bl. V." die Besserungsfähigkeit des Menschen ausführlich behandelt. Das Vermögen, den Charakter selbst umzugestalten, ist ja der alleinige, aber auch völlig zureichende Grund für die Zurechnung unserer Handlungen. Hier also liegt der Schwerpunkt der Kantschen Freiheitslehre. In dieser Fassung ist sie durchaus annehmbar. Auch C. Gerhard hat dies in der oben erwähnten Schrift ausgesprochen; jedoch sind wir mit ihm darin nicht einverstanden, daß er „diese Freiheit nicht für transzendental im Kantschen Sinne, nicht für

eine Eigenschaft des intelligiblen, d. h. außerzeitlichen Wesens des Menschen gelten lassen will. (S. 82.)

Wir stimmen zwar mit dem Verfasser insofern überein, als wir die „Trennung des Charakters in einen intelligiblen und empirischen“ als unhaltbar ansehen. (S. 56.) Der Charakter des Menschen ist nicht ein doppelter, sondern nur einer; aber er ist nicht empirisch, wie C. Gerhard meint, sondern intelligibel. Ist der Wille als solcher ein Vermögen des Menschen als Noumenon (Grdl. S. 82—83), so muß auch der Charakter, d. h. die gesetzmäßige Beschaffenheit und vorherrschende Richtung des Wollens intelligibler Natur sein. Was Kant unter dem empirischen Charakter versteht, ist nur die Wirkung, die Äußerung des Charakters überhaupt, also die Handlungsweise. Um konsequent zu bleiben, hätte er dies klar aussprechen müssen. Wie die menschlichen Handlungen nicht aus zwei Ursachen abgeleitet, sondern nur auf ein Vermögen zurückgeführt werden, welches aber eine doppelte Betrachtung zuläßt (cf. Kr. d. r. V. S. 473), so muß auch der Charakter, d. h. die Gesetzmäßigkeit dieser wirkenden Ursache nur einer sein. Den Einwand C. Gerhards, daß die Entwickelungs- und Veränderungsfähigkeit des Charakters ihn zu einer zeitlichen Erscheinung machen, können wir nicht für richtig halten. Der Zeitlichkeit gehört er nur mit seinen Wirkungen, aber nicht mit seinem Wesen an. Die intelligible Natur des Charakters bei seiner Wirksamkeit in der Zeit dürfte ebensogut denkbar sein, als die Zugehörigkeit des Menschen überhaupt zur intelligiblen Welt und der Welt der Erscheinungen.

Wir haben in diesem Abschnitt noch einen wichtigen Punkt der Kantschen Lehre zu erörtern, das ist das Zusammenwirken von Motiv und Charakter. Die Tatsache, daß ein und dasselbe Motiv bei verschiedenen Menschen auch verschiedene Handlungen hervorbringt, war von Kants Vorgängern nicht genügend gewürdigt worden. Auch das ist Kants Verdienst, aus der Verschiedenheit in der Wirkung des einen Faktors das Vorhandensein des anderen, bei weitem wichtigeren nachgewiesen zu haben. Jeder Willensakt resultiert also aus der Zusammenwirkung eines

Motivs mit dem individuellen Charakter. Dieser Gedanke ist in der „Kr. d. r. V.“ sehr bestimmt dargelegt. Es sei hier auf folgende Stelle verwiesen: „So sind alle Handlungen des Menschen in der Erscheinung aus seinem empirischen Charakter und den mitwirkenden anderen Ursachen nach der Ordnung der Natur bestimmt, und wenn wir alle Erscheinungen seiner Willkür bis auf den Grund erforschen könnten, so würde es keine einzige menschliche Handlung geben, die wir nicht mit Gewißheit vorhersagen und aus ihren vorhergehenden Bedingungen als notwendig erkennen könnten“. (S. 481.)

Ein anderes, sehr bedeutsames Moment, welches uns in dieser Äußerung Kants entgegentritt, ist die Notwendigkeit der Willensakte bei gegebenem Charakter unter gegebenen Umständen. Sehr treffend bemerkt C. Gerhard hierzu, daß die auf diese Notwendigkeit gegründete „Vorausberechnung fremder Handlungen . . . . . die Grundlage unseres geselligen, wie unseres geschäftlichen Verkehrs“ bildet. (S. 64.) Erst von dem Gesichtspunkte aus, daß unsere Handlungen als das Resultat von veranlassenden Ursachen und unserer persönlichen Gesinnung aufzufassen sind, können wir Schillers Wort: „Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht“, akzeptieren. Diese Auffassung vertritt auch Kuno Fischer in seiner Schrift: „Über das Problem der menschlichen Freiheit“. (S. 24.)

Die Willensfreiheit und Verantwortlichkeit wird durch die Anerkennung dieser Notwendigkeit gar nicht berührt. Mit Unrecht suchen manche auf das Verantwortlichkeitsgefühl die Behauptung zu gründen, daß auch bei gegebenem Motiv und Charakter noch zwei entgegengesetzte Handlungen möglich seien. Dies ist nicht bloß die Meinung der naïven Denkweise, sondern mancher philosophischen. So sagt z. B. E. v. Hartmann: „Noch niemand hat die Schuld wo anders, als im Operari gesucht, und deshalb darf auch die Verantwortlichkeit nirgend anders gesucht werden.“ (Phänomenologie des sittl. Bewußtseins Seite 476.) E. von Hartmann hat dabei übersehen, daß man Schuld und Verantwortung da suchen muß, wo die Ursache der Handlung

liegt, nämlich in der Gesinnung. Die Berufung auf jene Stelle in der „Kr. d. r. V.“: „Unsere Zurechnungen können nur auf den empirischen Charakter bezogen werden“. (S. 482 Anm.) ist nicht stichhaltig. Der Sinn dieses Ausspruchs ist offenbar der, daß der empirische Charakter nur der erste unmittelbare Ausgangspunkt für die Wertbeurteilung ist, da wir die Gesinnung, die Denkungsart nicht direkt wahrnehmen, sondern nur aus der Handlungsweise erschließen können. Der wahre Ursprung jeder Tat muß unbedingt in der intelligiblen Natur des Menschen gesucht werden. Daß Kant die Zurechnung nicht auf die Handlungsweise, sondern auf die Gesinnung gründet, tritt in seinen Schriften mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit zutage, wie im 1. Kapitel gezeigt worden ist.

In Übereinstimmung mit Kants Lehre müssen wir also alle Werturteile nie auf die Handlung als solche, sondern stets auf die Gesinnung beziehen; denn wenn zwei dasselbe tun, so ist es noch nicht dasselbe. Nur oberflächliches Urteil sieht allein auf den Erfolg, statt auf die Absicht. Wird doch sogar im gesetzlichen Recht die Gesinnung, aus der eine Handlung hervorgegangen ist, mit berücksichtigt, soweit dies der Natur der Sache nach möglich ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Tat an und für sich gleichgiltig sei. Man wird einen schlecht gesinnten Menschen immer noch weniger verurteilen, als einen, der außerdem durch sein Verhalten Ärgernis gibt. Drobisch sagt: „Der absolute Wert einer sittlichen Handlung liegt zwar in der Gesinnung, die in ihr nur zu äußerer Erscheinung kommt; aber weil die Handlung in andere Gemüter eingreift, ist sie nichts weniger, als eine gleichgiltige Zutat.“ (Die moralische Statistik u. die menschl. Willensfreiheit S. 90—91.)

Ist nun jede Handlung ein notwendiges Produkt aus Motiv und Charakter, und soll die Möglichkeit zweier entgegengesetzten Handlungen dennoch zugegeben werden, so ist dies nur so denkbar, daß man in jedem Falle auch eine Änderung des Charakters einräumt, wenigstens soweit, als die Alternative es erfordert. Ein Abweichen von angenommenen Maximen ist

ja auch nach Kants Ansicht allezeit möglich. Die Vorausbestimmung des Verhaltens eines Menschen wird immer von der Festigkeit seines Charakters abhängen. Die Änderungsfähigkeit widerspricht auch keineswegs dem Begriff des Charakters.

Die Entwickelung des Charakters hat, wie C. Gerhard richtig ausführt, ihre Grenzen in den natürlichen Anlagen des Menschen, und in moralischer Hinsicht sind diese Grenzen außerordentlich weit. (S. 72—73.) Die Religions- und Weltgeschichte zeigen uns Beispiele sittlicher Größe auf allen Kulturstufen. Tatsächlich erreicht ist die sittliche Vollkommenheit, zu der die Menschheit berufen ist, nur in Christus.

3. Kapitel:
Ergänzende Beiträge zu Kants Freiheitslehre.

Nachdem wir unsere kritische Beleuchtung der Kantschen Lehre von der Willensfreiheit beendet haben, versuchen wir, im Anschluß daran noch einige Gedanken zur Lösung dieses schwierigen Problems hinzuzufügen. Es ist Kants unsterbliches Verdienst, den Gegensatz zwischen Determinismus und Indeterminismus aufgehoben zu haben, indem er in seiner theoretischen Philosophie die Möglichkeit der Freiheit neben der kausalen Bedingtheit nachweist, während er in seiner praktischen Philosophie auch die Wirklichkeit der Freiheit aus dem moralischen Gesetze ableitet. Der Kritizismus Kants läßt beide Gegner zu ihrem Rechte kommen, beschränkt aber jeden auf das ihm zustehende Gebiet. Dadurch ist der Ethik ein unschätzbarer Dienst geleistet; denn solange der Determinismus noch mit Vernunftgründen für seine Alleinherrschaft auftreten konnte, war die Verantwortlichkeit und somit auch die Sittlichkeit überhaupt nicht gesichert.

Die Begründung der Verantwortlichkeit erfordert aber keineswegs die Annahme einer Willensfreiheit, welche in völliger Unabhängigkeit von vernünftiger Einsicht besteht; im Gegenteil ist gerade die Unterordnung des Willens unter die Vernunft die Voraussetzung für die sittliche Freiheit. Diesen Gedanken, der

sich durch die ganze praktische Philosophie Kants hindurchzieht, können wir völlig akzeptieren. Auch Drobisch hat ihn aufgenommen und als Ergänzung hinzugefügt, daß man von diesem Gesichtspunkte aus mit Recht von einer Selbstbestimmung, „zwar nicht des Willens, wohl aber des Menschen als Person" reden könne. (Die moral. Statistik und die menschl. Willensfreiheit. S. 69.)

Ist nun aber der Wille nur das ausführende Vermögen für das, was die Vernunft als Gesetzgeberin einerseits, oder die natürlichen Antriebe andererseits diktieren, so folgt daraus, daß ein Wollen ohne ein Objekt des Wollens oder ein Willensakt ohne Motive schlechterdings eine Unmöglichkeit ist. Mit vollem Recht sagt Drobisch: „Die absolute Willkür ist eine abstrakte Fiktion, keine Tatsache. Mag es auch zuzugestehen sein, daß wir uns häufig über ihre Motive keine genaue Rechenschaft zu geben vermögen, so beweist dies doch nicht, daß sie gar nicht vorhanden sind." (S. 64.) Die Tatsache, daß der Wille stets dem stärksten Motive folgt, möge es vernünftigen oder sinnlichen Ursprungs sein, kann aber in keinem Falle der Willensfreiheit widerstreiten; denn welches das stärkste Motiv ist, entscheidet allein der Charakter des Handelnden, was auf Grund der Kantschen Lehre im vorigen Kapitel ausgeführt worden ist. Und gerade der Charakter, dieser bei weitem wichtigere Faktor der Kausalität unserer Willensakte ist das Werk der Freiheit. Jeder Mensch schafft sich seinen Charakter selbst, oder mit den Worten Kants ausgedrückt: „er bindet sich durch seinen Willen an bestimmte praktische Prinzipien, die er sich durch seine Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat." (Anthropologie S. 222.) Die Bildung des Charakters ist freilich nur durch ein Zusammenwirken der praktischen Vernunft mit den Motiven möglich. „Es bildet sich ein Charakter im Strom der Welt", sagt Goethe im Torquato Tasso. Die Charakterbildung erfordert Kampf, Aufwand von Energie, Wachsamkeit gegen Rückfälle. Erst „wenn ein Mann von allen Lebensproben die sauerste besteht,

sich selbst bezwingt, dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen und sagen: das ist er, das ist sein eigen." (Goethe.)

Die Macht des Charakters gegenüber den einwirkenden Motiven hat Zschokke so vortrefflich in seinem „Alamontade" geschildert. Ein fester Charakter ist durch keine Macht der Welt zu bewegen, einem als verwerflich erkannten Motive Einfluß auf den Willen zu gewähren. Solche festen Charaktere existieren aber nicht bloß in der Dichtung, sondern auch in der Wirklichkeit. Denken wir z. B. an Sokrates, Christus, die Märtyrer in der christlichen Kirche!

Die Festigkeit des Charakters richtet sich auch nach der Sphäre seiner Betätigung, also nach dem Werte dessen, was gewollt oder nicht gewollt werden soll. Drobisch hat daher ganz richtig erkannt, daß die größte Charakterfestigkeit auf sittlichem Gebiete anzutreffen ist. „Nur der sittliche Charakter trägt die volle Bürgschaft der Sicherheit in sich selbst; denn der Inhalt seines Wollens hat die schärfste und gewissenhafteste Prüfung bestanden und sich als das legitimiert, was einzig und allein und vor allem anderen wert ist, gewollt und vollbracht zu werden." (Die moral. Statistik u. d. menschl. Willensfreiheit Seite 81.)

Das Gebiet der Moral ist nun aber nicht das einzige Wirkungsfeld der Willensfreiheit. Nach der Kantschen Lehre hat es allerdings den Anschein, als wäre es so. Nicht nur, daß Kant in der „Grundlegung" Freiheit und Sittlichkeit überhaupt identifiziert, sondern auch der Umstand, daß alle seine Erörterungen inbetreff der Freiheit sich lediglich um das Moralische oder Unmoralische drehen, beweist augenscheinlich, daß für die adiaphoren Handlungen in seinem System kein Raum ist. Und dennoch sind dieselben nicht so bedeutungslos, um sie einfach ignorieren zu können. Ist einmal die Freiheit des Willens auf sittlichem Gebiete anerkannt, so folgt daraus unabweislich auch ihre Geltung für alle Willensakte. Der Mensch hat auch bei Handlungen, die weder gut noch böse zu nennen sind, vollständige Wahlfreiheit. Auch hier äußert sich dieselbe in der

Annahme von festen Grundsätzen und Regeln. Wer Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit zu seiner Maxime macht, wird im gegebenen Falle auch nützlich und zweckmäßig handeln, selbst wenn äußere Motive sein Wollen in entgegengesetzter Richtung zu bestimmen geeignet sind. Das Interesse, welches wir dem Objekt des Wollens entgegenbringen, richtet sich immer nach unserer intellektuellen und charakterologischen Beschaffenheit. Je wichtiger ein Entschluß ist, desto mehr tritt neben den Motiven auch unsere Charakterkonstitution in den Vordergrund, während in ganz gleichgiltigen Sachen dieselbe uns kaum zum Bewußtsein kommt.

Die von Kant zugegebene Notwendigkeit unseres Handelns besteht also nicht in einer unbewußten, mystischen Determination des Willens, nicht in einem „dämonischen Besessensein", wobei wir nur s c h e i n b a r die Urheber unserer Handlungen sind, während sie tatsächlich von einem anderen Willen ausgehen. (E. v. Hartmann, Phänomenologie des sittl. Bewußtseins S. 405.) Notwendig sind unsere Willensakte im Sinne Kants, insofern der Satz vom zureichenden Grunde auch im seelischen Leben volle Geltung hat, insofern auch hier nichts ohne Ursache geschieht. Da aber die Faktoren, als deren notwendiges Resultat jeder Willensentschluß anzusehen ist, nämlich die Motive und der Charakter, unserem Geiste selbst entstammen, so sind wir auch allein die Urheber unserer Handlungen und dafür verantwortlich.

Erkennen und Wollen sind übrigens nur in der Theorie als verschiedene Seelenvermögen aufzufassen, wie Fr. W. Schütze bemerkt: „Wir unterscheiden sie von einander in der Psychologie; in der Seele selbst sind sie ungeschieden; denn sie bedingen sich wechselseitig, sind mithin korrelative Seelenakte". (Ev. Schulkunde S. 109.) Wer in der Bestimmung des Willens durch Gründe der eigenen Vernunft, resp. der sinnlichen Neigungen eine Unfreiheit erblickt, der verkennt vollständig die Einheit der Seele. Bestände die theoretische Scheidung auch in praxi, so müßte uns der Zusammenhang des Seelenlebens fehlen; dann

könnte eine Vorstellung des Ich überhaupt nicht zustande kommen.

In neuester Zeit ist nun eine Erscheinung des psychischen Lebens zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden, die wohl geeignet sein dürfte, auch auf unser Problem einen neuen Lichtstrahl zu werfen. In der Hypnose haben wir ein Mittel, die Einheit des Seelenlebens zeitweise aufzuheben. Der Hypnotisierte befindet sich in einem Bewußtseinszustande, welcher durch Abnormitäten sowohl in der intellektuellen Sphäre, als auch in der Willensbetätigung charakterisiert ist. Der eigene, persönliche Wille ist vollständig ausgeschaltet, so daß die weitgehendste Beeinflussung durch den Willen eines anderen (des Hypnotiseurs) möglich ist. Nicht nur im hypnotischen Zustande selbst, sondern auch bei suggerierten posthypnotischen Handlungen steht der Beeinflußte unter einem inneren Zwange; er ist seiner Willensfreiheit gänzlich beraubt, und diese Tatsache kommt ihm auch zum Bewußtsein. Alle Untersuchungen auf dem Gebiete der Hypnose haben bewiesen, daß in diesem abnormen Geisteszustande der Mensch sich einer von außen herstammenden Notwendigkeit seiner Handlungen bewußt und daß seine Freiheit tatsächlich momentan unterdrückt ist. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die durch zahlreiche Experimente festgestellten Tatsachen hier eingehend zu behandeln (cf. die Schriften über Hypnose und Suggestion von H. Bernheim und A. Forel); sondern es kommt uns darauf an, dieselben für unsere eleutheriologische Untersuchung zu verwerten.

Was können wir aus diesen Tatsachen folgern? Es geht daraus evident hervor, daß der Mensch im normalen Seelenzustande keiner anderen Kausalität seines Wollens unterworfen ist, als derjenigen, welche seinem eigenen Geistesleben angehört, mit anderen Worten: daß der menschliche Wille unter normalen Verhältnissen frei ist. Wie die Beeinflussung in der Hypnose dem Hypnotisierten deutlich zum Bewußtsein kommt, so müßte auch im normalen Zustande eine Determination des Willens, wenn es eine solche gäbe, von dem Menschen empfunden werden.

Ist also die psychologische Möglichkeit, die Willensfreiheit aufzuheben, experimentell festgestellt, so ist damit auch ihre Wirklichkeit erwiesen. Wäre der menschliche Wille von vorn herein mit Notwendigkeit bestimmt, so könnte eine Beeinflussung durch einen fremden Willen nicht stattfinden. Die Suggestion ist nur auf Grund der Willensfreiheit denkbar. Wo keine Freiheit vorhanden ist, kann auch keine aufgehoben werden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung in das Gebiet der Psychologie wieder zu der rein metaphysischen Betrachtung unserer Aufgabe zurück, so erübrigt es noch, das bisher Gewonnene zu resümieren und das Resultat unserer Untersuchung in aller Kürze zu formulieren. Das Bewußtsein von der Freiheit des Willens ist nicht bloß bei jedem Menschen eine unbestreitbare Tatsache, sondern es bildet auch die Grundlage für das Rechtsgefühl aller Völker. Zurechnungsfähigkeit im gesetzlichen, wie im moralischen Sinne muß unter allen Umständen die Freiheit zur Voraussetzung haben. Dagegen wird niemand bei Beurteilung des Intellekts denselben Maßstab anlegen. Unrichtiges Denken ist nur ein Fehler des Kopfes, aber kein Fehler des Herzens, wie unrichtiges Handeln. Unwissenheit kann nur dem als Schuld angerechnet werden, der die Ausbildung seiner Geistesgaben geflissentlich vernachlässigt hat. Also ist es wieder der Wille, auf den alle Verantwortlichkeit zurückgeführt werden muß. Gäbe es keine Freiheit, so könnte von Selbstbeherrschung gar nicht die Rede sein; dies wäre dann ein Widerspruch in sich. Auch die theoretischen Gegner der Willensfreiheit erkennen sie in der Praxis doch an.

Auf Grund der Kantschen Lehre haben wir so das Resultat gewonnen, daß gegen die Möglichkeit der Willensfreiheit theoretischerseits kein gegründeter Einwand besteht, und daß ihre Wirklichkeit durch die Tatsachen unseres Innenlebens und durch die sittliche Weltordnung vollauf verbürgt ist. Kant ist mit vollem Rechte als der eigentliche Pfadfinder zu dem Ziele der eleutheriologischen Forschung anzusehen. Er hat gezeigt, daß mit dem Begriff der Freiheit auch der Gottesbegriff und der Unsterblich-

keitsgedanke untrennbar verkettet sind. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind „die übersinnlichen Gegenstände unserer Erkenntnis". (Zum ew. Frieden S. 87.) Nur als Glied der Erscheinungswelt fühlen wir unsere Ohnmacht gegenüber dem unendlichen Universum; unsere innere, geistige Natur hingegen verleiht uns das Bewußtsein der Überlegenheit und Erhabenheit über alle Naturgewalt. „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir". (Kr. d. pr. V. S. 194.) Diese erhebenden Worte des großen Forschers, in denen die Kausalität nach Naturgesetzen und zugleich die Kausalität durch Freiheit zum Ausdruck kommt, mögen den Schluß unserer Abhandlung bilden.

Inhaltsübersicht.

Seite

Quellenangabe.

a) Für den ersten Teil:

1. Dittes, Über die sittliche Freiheit. Leipzig und Wien. 1892.
2. Eduard Zeller, Die Philosophie der Griechen, II. T. Leipzig. 1872/5.
3. Aristoteles, Nikomachische Ethik, übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Leipzig. 1876.
4. Friedrich und Paul Böhringer, Die alte Kirche, II. T. Stuttgart. 1877.
5. Heinrich Lang, Martin Luther, ein rel. Charakterbild. Berlin. 1870.
6. Karl Schrader, Luthers Antwort an Erasmus. Bielefeld. 1837.
7. René Descartes' philosophische Werke, übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Berlin. 1870.
8. Benedict de Spinozas Ethik, übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Berlin. 1870.
9. Benedict de Spinoza, Grundsätze der Philosophie des Descartes, geometrisch bewiesen; übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Berlin. 1871.
10. Benedict de Spinoza, Kurzgefaßte Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück; von C. Schaarschmidt. Berlin. 1874.
11. Ferdinand Tönnies, Hobbes' Leben und Lehre. Stuttgart. 1896.
12. G. W. v. Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand; übersetzt von C. Schaarschmidt. Berlin. 1873.
13. G. W. v. Leibniz, Die Theodicee; herausgegeben von J. H. v. Kirchmann. Leipzig. 1879.
14. G. W. v. Leibniz, Die kleineren philosophisch wichtigeren Schriften; herausgegeben von J. H. v. Kirchmann. Leipzig. 1879.
15. Herbarts Werke, Ausgabe von Hartenstein, Bd. 9. Leipzig. 1851.
16. John Lockes Versuch über den menschlichen Verstand; übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Berlin. 1872.
17. Hermann Lotze, Mikrokosmus, III. Bd. Leipzig. 1864.
18. Sigwart, Die Leibnizsche Lehre von der prästabilierten Harmonie. Tübingen. 1822.
19. Kuno Fischer, Gesch. der neueren Philosophie, II. Bd. Mannheim. 1855.

b) Für den zweiten Teil:

1. Kants Werke, herausgegeben und erläutert von J. H. v. Kirchmann:
   a) Kritik der reinen Vernunft. Leipzig. 1901.
   b) Kritik der praktischen Vernunft. Berlin. 1897.
   c) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Leipzig. 1897.
   d) Metaphysik der Sitten. Berlin. 1870.
   e) Prolegomena. Berlin. 1870.
   f) Zum ewigen Frieden in der Philosophie. (Kleinere Schriften, 4 Abt.) Berlin. 1870.
   g) Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Leipzig. 1875.
   h) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Berlin. 1869.
2. Schopenhauer, Die beiden Grundprobleme der Ethik. Leipzig. 1881.
3. Kuno Fischer, Über das Problem der menschlichen Freiheit. Heidelberg. 1875.
4. Ed. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Berlin. 1879.
5. Ed. Zeller, Vorträge und Abhandlungen, 3. Samml. VII. Leipzig. 1884.
6. Schaarschmidt, Philosophische Monatshefte, Bd. XXII, Heft 8 und 9. Heidelberg. 1886.
7. Drobisch, Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. Leipzig. 1867.
8. C. Gerhard, Kants Lehre von der Freiheit. Heidelberg. 1885.
9. F. W. Schütze, Evangelische Schulkunde. Leipzig. 1874.

Die ostpreussische Dichtung 1770—1800.

Von **Johs. Sembritzki** (Memel).

I. Einleitung.

Während der Zeit des großartigen, entwicklungsreichen Aufschwungs der deutschen Literatur seit Beendigung des siebenjährigen Krieges bis zur Jahrhundertwende nimmt Ostpreußen in den literaturgeschichlichen Werken — selbst Eugen Reichel's Schrift „Die Ostpreußen in der Litteratur" (Leipzig 1892) macht keine Ausnahme — nur auf dem Gebiete der Prosa, durch Kant, Hamann, Herder und Hippel, einen hervorragenden Platz ein; auf dem Felde der Poesie kennt man einzig Herder, der außerhalb Ostpreußens wirkte, und nur selten wird außerdem etwa C. G. Bock (dazu wol noch unter Verwechslung mit J. G. Bock) genannt. Sollte die Dichtkunst zu jener Zeit in Ostpreußen wirklich só wenig cultivirt worden sein, so bildete das einen unerfreulichen Gegensatz zu andern deutschen Gebieten und wäre ein übles Zeichen für Geschmack, Bildungsstand und geistiges Leben der damaligen Bewohner; in Wirklichkeit ist indessen die dichterische Bewegung auch hier eine, wenn auch nicht hochbedeutende, so doch reiche und lebhafte gewesen. Eine stattliche Anzahl jugendlicher Köpfe — Juristen, Theologen, Mediciner, Militärs, Damen, Bürgerliche und Adlige — schaarte sich zum Königsberger Dichterkreise zusammen, und wir vermögen für die Eingangs genannte Zeit mehr als ein halbes Hundert Verfasser von Gedichten, Romanen, Theaterstücken anzuführen, die heute ja vergessen sind, ihrer Zeit aber manches Tüchtige, noch jetzt angenehm Lesbare gaben. Ist diese Thatsache des zahlreichen Mitstrebens mit den deutschen Brüdern schon an sich allein erfreulich und interessant, so dürfte eine

Untersuchung (wie sie im Folgenden beabsichtigt ist) darüber, inwieweit die isolirten Ostpreußen von den damaligen Literaturströmungen Deutschlands beeinflußt wurden, ob und wieviel sie dazu beitrugen und wie sie sich dazu verhielten, ob und inwiefern sie Abweichungen, Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten aufzuweisen haben, nicht ganz unwichtige Resultate liefern.

Es ist in vorliegender Arbeit nach möglichster quellenmäßiger Genauigkeit und Vollständigkeit, besonders auch in biographischer und bibliographischer Hinsicht, gestrebt worden; die Frucht dieses Strebens aber ist die Einsicht gewesen, wie wahr die Worte sind, welche Franz Schultz (Bonn) im „Euphorion" XIV (1907), pg. 388 ausgesprochen:

> „Keiner, der der geistigen Arbeit auf unserem Gebiet „Glück und Leid erfahren, wird sich in dem eiteln „Glauben wiegen, absolute Vollständigkeit selbst im beschränkten Bezirk jemals zu erreichen".

Hamann, Herder, Hippel und Scheffner, über die jede größere Literaturgeschichte Ausführliches giebt, wird man nicht erwarten, hier nochmals abgehandelt zu sehen; die Absicht dieser Arbeit war, nur ganz oder doch fast ganz Neues und Unbekanntes zu bringen. Über die Beziehungen dieser Koryphäen zu den andern Dichtern giebt das Register Auskunft.

II. Die Periode 1770—1790.

A. Kreutzfeld und seine Freunde.

Die Periode, der wir hier unsere Aufmerksamkeit widmen wollen, beginnt mit dem Jahre 1771, in welchem die Königliche deutsche Gesellschaft unter Prof. Dr. Joh. Gotthelf Lindner seit 1754 zum ersten Male wieder einen Band „Abhandlungen und Poesien" herausgab (Königsberg 1771, bey Zeisens Wittwe und Hartungs Erben; 12 u. 192 pg. 8°); 1767 waren nur unter dem Titel „Feyer des Königl. hohen Geburtstages und der erneuerten

Stiftung bey der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen" in 4° Reden und Gedichte erschienen, die am 24. Januar genannten Jahres in der deutschen Gesellschaft zum Vortrage gelangten (Wald, Geschichte der Kgl. Dtschn. Ges., im Preuß. Archiv 1793. pg. 891—892). Das (auch bei Pisanski-Philippi pg. 644 erwähnte) Bändchen, unter dessen vom 30. März 1771 datirter Widmung an den Kanzler von Preußen Friedrich Alexander von Korff die deutsche Gesellschaft sich als Herausgeberin nennt, enthält außer acht Abhandlungen in Prosa, worunter „Von den Vorzügen und Mängeln der deutschen Sprache, in Vergleichung der französischen. Eine Vorlesung" von N. (George Ernst Sigismund Hennig), 18 geistliche Gedichte und 10 Oden und andere Gedichte, unterzeichnet mit den Chiffren D., Ei., H., K., N., O. und V., sowie 4 anonyme Sinngedichte. Diese Chiffren scheinen alle aus der Mitte der Namen ihrer Verfasser, nach dem „Vorbericht" pg. 8 „mehrentheils junger Männer", zu stammen; wie **N.** Hennig, so bedeutet **D.** wahrscheinlich Lindner und **O.** Carl Gottlieb Bock, da das unter dieser Chiffre abgedruckte Gedicht „Auf die Linde vor Phyllis Fenster" auch in dessen „Gedichten eines Preußen" sich findet (sieh unten). Von Hennig ist noch das Gedicht „Gesang über den unglücklichen Brand in Königsberg 1769 den 25. May" erwähnenswerth. Bezüglich der geistlichen Gedichte sagt der „Vorbericht", daß ihr Charakter „den populären Ton, das Plane, Herzliche und Erbauliche in dem Geschmack der Kirchenlieder angenommen hat, um, wenn sie glücklich sind, einmal Gesangbüchern zu dienen".

Einfluß auf die Entwickelung der dichterischen Bestrebungen hat die deutsche Gesellschaft damals nicht gewinnen können; „sie erhielt sich nur so lange rüstig, als [Lindner] dieser thätige Mann ihr vorstand, der jedoch darin es versah, daß er zu leicht bei der Aufnahme der Mitglieder in die deutsche Gesellschaft verfuhr, wodurch er die allgemeine Meinung für die Arbeiten der hiesigen deutschen Gesellschaft verringerte. Mit Lindner's Tode, 1776, erlosch diese Gesellschaft fast völlig" (Prof. Dr. F. W. Schubert, Nachrichten über die Kgl. Dtsche. Ges. in „Histo-

rische und litterarische Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg". Kgsbg. 1830: I pg. 4). Im J. 1783 wurde auf Veranlassung des Kanzlers v. Korff die Gesellschaft von dem obengenannten, unterdessen Dr., Pfarrer im Loebenicht, sowie Kirchen- und Schulen-Rath gewordenen Hennig wiederhergestellt, begann ihre Wirksamkeit aber erst seit Beginn der öffentlichen Sitzungen am 7. October 1789 zu entfalten (Wald l. c. pg. 868. 887). Glücklicherweise hatte aber die Dichtkunst noch eine weitere Pflegestätte in einer Vereinigung jüngerer, strebender, durch die Liebe zu Kunst und Wissenschaft und die Begeisterung für alles Gute und Schöne zusammengeführter Männer gefunden, aus welcher allmählich der Königsberger Dichterkreis sich entwickelte. Sehr schätzenswerthe Nachrichten über diese Männer und ihre Bestrebungen giebt uns der gleichfalls zu ihnen gehörige Johann Friedrich Reichardt (geb. zu Königsberg am 25. November 1752, bezog mit fünfzehn Jahren die Universität, hielt sich seit Frühjahr 1771—1774 in Deutschland auf, wurde, zurückgekehrt, Kammersekretär, aber schon 1775 von Friedrich d. Gr. als Königlicher Kapellmeister nach Berlin berufen, starb nach reichbewegtem Leben zu Giebichenstein am 27. Juni 1814) in seiner Selbstbiographie, welche H. M. Schletterer in seinem Buche „Joh. Friedrich Reichardt. Sein Leben und seine musikalische Thätigkeit". Band I [einziger]. Augsburg 1865 (VIII, 662 pg.) Gr. 8°. mittheilt. Wie Dr. Walther Pauli in seinem Buche „Johann Friedrich Reichardt, sein Leben und seine Stellung in der Geschichte des deutschen Liedes". Berlin, 1903 (4 Bl. 228 pg.) Gr. 8°, auf pg. 4 und 5 das Schlettererсche Werk als „fast unerträglich", als „eine höchst unerquickliche Arbeit" bezeichnen konnte, erscheint schwer begreiflich: es mag das Pauli's persönliche Ansicht sein, mit der er seinen Lesern gegenüber aber hätte zurüchaltender sein sollen. P. tadelt z. B. die „seitenlangen Abschweifungen": es ist doch aber nur sehr richtig, wenn Schl. z. B. pg. 201 bedauert, daß man es seit Anfang des 19. Jahrh. unterläßt, die Ausgaben musikalischer Werke mit Jahreszahlen zu versehen, so daß es selbst bei Werken, die

uns so sehr fern noch nicht liegen, unmöglich wird, den Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung und also auch ihrer Entstehung zu bestimmen, wenn er pg. 545—546 die Ueberproduction auf musikalischem Gebiet beklagt, die das oft Vortreffliche aus älterer Zeit verdränge und erdrücke u. s. w. Ueber Reichardt's Autobiographie sagt Schl. pg. 183: „Wir haben an diesen aus seiner Hand stammenden Mittheilungen im Wesentlichen nichts geändert und zu seinen Gunsten weder etwas zu beschönigen noch auszulassen gewagt. Wenn Autobiographien den großen Vortheil gewähren sollen, einen ungetrübten und offenen Blick in das innerste Wesen des Verfassers thun zu lassen, so mußte auch jede eigenmächtige Veränderung des Originals Seitens des Herausgebers unterbleiben". Nun kommt P. und erklärt (pg. 6, Anm.), Schl. habe „willkürliche Veränderungen im Stil vorgenommen und hier und da manches weggelassen oder zugesetzt". Nun, Stylveränderungen lassen sich ertragen; für seine weiteren Behauptungen hätte P. Beweise beibringen müssen. Die Ausdrücke „hier und da" und „manches" widersprechen sich übrigens; „einzelnes" wäre angebracht. Es kann sich aber, wenn überhaupt, nach Obigem nur um Kleinigkeiten handeln. So viel ist sicher: wer sich über Reichardt's Leben eingehender orientiren will, wird stets zu Schletterer greifen müssen.

Zu der oben erwähnten Freundes-Gruppe nun, welcher Reichardt auf der Universität in den Jahren 1767—1771 beitrat, gehörte vor Allen der damals in den zwanziger Jahren stehende Magister der Philosophie Johann Gottlieb Kreutzfeld. „Am gemüthlichsten", erzählt Reichardt (Schl. pg. 178), „und unentbehrlichsten wurden mir bald [nach seiner Rückkehr 1774] die kleinen gewählten Abendgesellschaften von gleichgesinnten literarischen Freunden, in welchen mein lieber Jugendfreund und Lehrer Kreuzfeld die belebende Seele war, so bescheiden und schüchtern auch der ängstliche Mann sonst in größeren Zirkeln auftrat. Als nun auch noch 1774 das Buch: „Die Leiden des junden Werther's" erschien [Leipzig, Weygand] und Lavaters „Physiognomie" in Gang kam [Lavater von der Physiognomik,

Leipzig 1772: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, Leipzig 1775—78, 4 Bde. 4°], da war für diesen lieben Freundeskreis des Genusses kein Ende mehr und gewiß, nur an wenigen Orten werden die herrlichen Erscheinungen der ersten Götheschen Geniewerke mit so inniger Liebe genossen und immer wieder gelesen worden sein, als in diesem kleinen Künstlerzirkel".

Joh. Gottlieb **Kreutzfeld** ist nach Goldbeck's „Litterar. Nachrichten von Preußen" (II. pg. 60; I. pg. 67) am 19. April 1745 zu Königsberg geboren und nach den Registern der Schloßkirche daselbst als Sohn des Schneidermeisters Joh. Wilh. Creutzfeld am 21. April getauft. „Creutzfeld" wäre also die richtige Schreibweise des Namens; jedoch findet man ihn überall mit K am Anfange und häufig mit dt am Ende. Kreutzfeld studirte seit 1762, wurde 1768 Lehrer (damals hieß es: Schulcollege) an der Altstädtischen Schule, 1776 (Pisanski pg. 651) Professor der Poesie an der Universität, April 1779 zweiter Bibliothekar der Schloß- (jetzt Königlichen und Universitäts-) Bibliothek. Er hatte eine schwächliche Gesundheit und schadete sich durch angestrengtes Arbeiten, kränkelte schon 1780 an einem bösen Husten (Tempe 1780, pg. 791), wurde schwindsüchtig und befand sich Ende 1783 bereits so schlecht, daß Hamann, wie er an Reichardt am 15. Decbr. schreibt (Roth VI. pg. 368), ihn bei einem Besuche am 13. Decbr. „kaum mehr lebend zu finden glaubte, weil er den Tag vorher von Kant Abschied genommen. Ich brachte bey ihm eine außerordentliche Stunde zu, die eben solche Eindrücke bey mir zurückließ. Sie können sich kaum die poetische, liebenswürdige Schwärmerey vorstellen, worin sich das letzte Oel seiner Lampe zu verzehren scheint. Tod und Leben scheint bei ihm so zusammenzufließen, daß er selbst nicht mehr den Uebergang zu unterscheiden im Stande zu seyn scheint". Und nach seinem Tode schreibt Hamann an Reichardt (ibid. pg. 375): „Er hatte noch bis auf die allerletzten Wochen eine ungemeine Heiterkeit des Kopfes und Ruhe des Gemüths, und seine poetische Ader behielt ihre Schnell-

kraft bey aller Leichengestalt, die er an sich trug". Kreutzfeld starb am 18. Januar 1784 im 39sten Jahre. Reichardt schildert ihn als einen vortrefflichen, höchst liebenswürdigen Mann, den seine Freunde sehr verehrten, „von ganz eigner Laune, die sich aber bei ihm mit der strengsten Sittlichkeit und aufrichtiger Frömmigkeit verband", als gründlichen Gelehrten und „feinen Literator", dem er „den Geschmack für ächte Deutschheit in Wissenschaft und kräftiger Darstellung" verdanke. Reichardt hat seinem Freunde stets die größte Verehrung entgegengebracht und eine Anzahl seiner Gedichte in Musik gesetzt. Zuerst brachte er in seinen „Vermischten Musikalien" (Riga 1773) Compositionen von K.'s „An Hermenfried" und „Mein Revier". „Man ersieht wohl", sagt Schletterer (pg. 209), „daß der Componist seinem Freunde sich damit besonders gefällig erzeigen wollte. Die Melodieen sind höchst einfach, aber die Töne schmiegen sich den Wortaccenten auf's innigste an, und obwohl die Dichtungen anscheinend ganz ungeeignet zur musikalischen Behandlung sich darstellen, so klingen die Weisen doch natürlich und faßlich". In den „Gesängen fürs schöne Geschlecht", Berlin, gedruckt bei Birnstiel (1775), bringt Reichardt beide Gedichte in neuem Tonsatz, der aber nach Schl. an oben erwähnte Compostionen nicht heranreicht, ferner „Vater und Sohn" und „Der erste Schnee. Lied eines Kindes"; in seinem „Musikalischen Kunstmagazin" (Berlin, Selbstverlag, 1782) in Stück III das „Oratorium: Die Erscheinungen Jesu oder die Jünger am Grabe des Auferstandenen, von Kreuzfeldt" und in Stück IV „Die Jahresfeier. Cantate von Kreuzfeldt". Ferner hat in Stück III die erste Piеçe den Titel „Hermenfried", und in seinem anonymen Roman „Leben des berühmten Tonkünstlers Heinrich Wilhelm Gulden, nachher genannt Guglielmo Enrico Fiorino. Erster Theil" (Berlin, A. Mylius, 1779) nennt Reichardt den einen Helden, „eine Erscheinung, in der sich die höchsten Vollkommenheiten vereinigen" (Schl.), Hermenfried.

Von seinen Dichtungen hat Kreutzfeld nichts selbständig herausgegeben. „Der wunderliche Mann", sagt Reichardt in der

Vorrede „An die Schönen“ zu seinen „Gesängen fürs schöne Geschlecht“, „will mit alle seinen Fähigkeiten und Kenntnissen in einer eigensinnigen Verschwiegenheit verborgen bleiben; es kennt ihn keiner, als die kleine Zahl seiner Freunde, die glücklichen Seelen, die er den Weg der Tugend und der Wissenschaften führet, und die Lerchen auf'm Felde. Von Liebe — Liebe als Leidenschaft — da will er sich nun gar nicht bequemen zu singen. Der heitere Himmel, Lerchengesang, die grüne bunt beblumte Flur, oder auch die beschneyte [durch einen Druckfehler steht: beschweifte] Flur und sein Freund sind ihm alles“. Den Grund von Kreutzfeld's Zurückhaltung giebt Baczko in seinen „Poet. Versuchen eines Blinden“ (Kgsbg. 1824) an: „Der verstorbene Professor der Dichtkunst Kreutzfeld, ein Mann, an den ich jederzeit mit Liebe und Achtung denke, und von dem ich auch manches durch Umgang und freundschaftliche Belehrung erlernte, sagte einst, da wir über Dichtkunst sprachen: sie gleiche auch darin der Tonkunst, daß es leicht wäre, sich mit ihr angenehm zu unterhalten; doch daß allein nur der Virtuose berechtigt wäre, sich öffentlich hören zu lassen“. So finden sich denn Kreutzfeld's Gedichte nur in Zeitschriften und Sammlungen verstreut, zu welchen außer den bereits genannten gehören:

a) eine Uebersetzung des ersten Gesanges von Butler's Hudibras, welche in Wieland's Teutschem Merkur 1778 im Juni (227) ohne Kreutzfeld's Namen mit der Ueberschrift „Probe einer neuen Uebersetzung des Hudibras. Aus Königsberg eingeschickt“ erschien. Nach Hamann (Roth VI, pg. 101) hatte Kreutzfeld im September 1779 die ersten drei Gesänge in's Reine gebracht. Die Notiz bei Goldbeck I, pg. 68: der Teutsche Merkur habe auch die „Uebersetzung einiger Stücke aus Butler's Satyren“ von Kr. gebracht, finde ich in C. A. H. Burkhardt's „Repertorium zu Wieland's deutschem Merkur. Als Manuscript gedruckt“ (Weimar 1872) nicht bestätigt; vielleicht hatte Kr. sie eingesandt, der Abdruck unterblieb aber;

b. nach Goldbeck I, pg. 68 einige Lieder in den „Pädagogischen Unterhandlungen", herausgegeben von J. B. Basedow und und J. H. Campe seit 1777 zum Besten ihres Philantropins in Dessau. Beide, Institut und Zeitschrift, fanden in Ostpreußen viele Teilnahme und Unterstützung, besonders seit der Empfehlung Kants, der auch auf 26 Expl. des ersten Jahrgangs pränumerirte (pg. 1178), in den Kgsbgr. Gelehrten- u. Polit. Ztngn., Stück 25, welche in den „Pädag. Unterh." pg. 296—301 wieder abgedruckt ist; der vierte Jahrgang 1780–81 zählte in Königsberg 13 Pränumeranten*). Poesien sind nur im ersten Jahrgange 1777—78 aufgenommen, darunter ein paar anonyme und eins mit K. unterzeichnet: „Philanthropistenlied, beym Aufgang der Sonne" (pg. 782—83) mit dem Beginne: „Auf, Brüder, auf! der Tag bricht an: Die schöne Sonne fährt heran". Von den anonymen dürften vielleicht „Abendlied eines Einsiedlers" und „Morgenlied eines Einsiedlers" (pg. 585—592) Kreutzfeld zuzuschreiben sein;

c) in dem von J. H. Voss und Goecking, später von Voss allein, seit 1780 bei Bohn in Hamburg herausgegebenen „Musenalmanach" mit K. bezeichnete Gedichte. Nach Goedeke-Goetze (IV, pg. 365, Zeile 8 v. u.) sind auch in den seit 1789 erschienenen Jahrgängen, also noch nach Kreutzfeld's Tode, Gedichte von ihm enthalten;

d. in der Preußischen Blumenlese für 1782 (in denen für 1780 und 1781 fehlt er trotz Goldbeck's irriger Angabe) vier Gedichte unter seinem Namen und eins: „Lied der Nymphe Ottokara bey der Ankunft des Kronprinzen in Königsberg, den 13. May 1772" unter der Chiffre —dt.;

e) im zweiten Jahrgang (1781) des Baczko'schen „Preußischen Tempe":

---

*) Vgl. auch Kraus' Leben pg. 50. Einer der „preussischen Apostel", Friedr. Wilh. Regge, geb. 1750 zu Kallningken, starb in Dessau (cf. Goldbeck II, 196 und „Pädagog. Unterhandl. I, pg. 710—721, sowie Kant's Briefwechsel I, pg. 190—192).

Ein scherzhaftes Gedicht „An Herrn Johann George Hamann" (pg. 5—13) mit dem Beginn:

> „Freund, Sokrates, Mien-hoam, Magus —
> Ein andrer mag die Ekelnamen,
> Die Du Dir wähltest, allzusammen
> Herzählen". etc.

und mit der scherzweise als Ortsname gebrauchten griechischen Uebersetzung seines Namens „Stauropedion, den 27. August 1777" unterzeichnet. Er hatte das Gedicht zu Hamann's Geburtstag geliefert, der am genannten Tage „in fröhlicher Stimmung, wenn auch bei frugaler Bewirthung" gefeiert wurde; vergl. Prof. Dr. Gottlieb Krause „Beiträge zum Leben von Christian Jacob Kraus" (Kgsb. 1881), wo auf Roth V. 254 und Gildemeister II, 238—241 verwiesen wird.

Drei Gedichte: „Der May, ein Landlied", „Auf ein kleines Landhaus im Walde", „Amgut und Elise".

„Spensers Feyenkönigin" (die ersten vier Gesänge, pg. 251—350; die Fortsetzung sollte folgen). Diese, lange vor Eschenburg (Goedeke-Goetze VII, pg. 707) unternommene Uebersetzung verfertigte K., wie Baczko erklärt, „nur zu seinem und seiner Freunde Vergnügen" und trat sie ihm dann geschenkweise ab.

Zwei Aufsätze in Prosa: „Zwei Anmerkungen zur deutschen Litteratur" (pg. 219—225): zu Morhoff's Unterricht von der deutschen Sprache, betreffend Morsheim „Frau Untreu" und Herm. v. Sachsenheim „Die Mörin" [Goedeke-Goetze I. pg. 392 u. 292] (eine Handschrift der Mörin befinde sich auf der Königl. Schloß-Bibliothek) und „Ueber die preußische Dichtkunst" (pg. 365—376).

f) In v. Baczko's „Preußischem Magazin" (1783) ein Hochzeitsgedicht (pg. 1—3; Chiffre K—dt) „An Herrn v. d. G.[röben] und seine A.[lbertine] v. O."

g) In der Preuß. Blumenlese für 1793 ist von ihm aufgenommen „Sorbuise an Friedrich den Einzigen 1778" (pg. 10—16). In der Nymphe Sorbuise ist Preußen personificirt.

h besaß er — und es wäre interessant zu erfahren, wo und wie er sie erlangte — eine bedeutende Fertigkeit in der lithauischen Sprache, die er durch Uebersetzungen von ihm gesammelter Daina's (lithauischer Volkslieder) bekundete. Im „Preußischen Tempe" Jahrgang I, 1780) stehen pg. 12—15 zwei lithauische Lieder mit deutscher Uebersetzung und je neun Tacten Noten: „Gesang am Braut-Abend" und „Gesang bey der Heimführung", zwar ohne Unterschrift und ohne daß überhaupt den Lesern gesagt würde, daß die fremde Sprache die lithauische sei, aber jedenfalls von Kreutzfeld, da Pfarrer Gottfried Ostermeyer hier und im Preuß. Magazin nur historische Aufsätze in Prosa lieferte, obwohl er sonst auf dem Gebiete der lithauischen Sprache und Kirchenlieder sehr thätig war.

Der erste, welcher lithauische Daina's durch den Druck bekannt machte, war der Pfarrer Philipp Ruhig zu Walterkehmen in seinem „Litthauisch-deutschen Wörterbuch . . . Nebst einer [nachher auch separat erschienenen] Betrachtung der litthauischen Sprache, wie auch einer gründlichen und erweiterten Grammatik", Königsberg, 1745 (Pisanski pg. 648). Hieraus hat Lessing in den „Briefen die neueste Litteratur betreffend", Theil II (Berlin 1759), Brief 33, zwei Daina's angeführt: „Abschied einer heyrathenden Tochter" und „Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet", von welchen das erste v. Gerstenberg in der Wochenschrift „Der Hypochondrist" (zweite verbesserte und vermehrte Aufl., Bremen und Schleswig 1771; Goedeke IV, pg 106 unten) in einer „schönen Umschmelzung nach dem Sylbenmaas eines alten deutschen Liedes" brachte, während Herder beide sowohl in seine nach dem Druck des ersten Bogens 1775 zurückgezogenen „Alten Volkslieder" (Carl Redlich, Herder's Poet. Werke, Bd. I, Berlin 1885, pg. IX) als in seine „Volkslieder" (Leipzig 1778—1779, 2 Thle.) im ersten Theile mit den Ueberschriften „Brautlied" und „Der Morgenspatziergang" aufnahm, hier begleitet von noch 7 weiteren Daina's, welche, wie er in der Anmerkung pg. 316 sagt, „dem Sammler von Herrn P. K. in K. worden" (d. i. Prof. Kreutzfeld in Kgsbg.), und von denen

wieder drei: „Die kranke Braut", „Der versunkene Brautring" und „Leid des Mädchens um ihren Garten" in Fr. Sam. Bock's „Versuch e. wirthschaftl. Naturgesch. von dem Königreich Ost- u. Westpreußen", Band I (Dessau 1782), pg. 155—159 abgedruckt sind. R. Haym (Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Berlin 1880; I. pg. 692, Anm. 2) theilt den (ungedruckten) Schluss eines Briefes Herders an Hamann vom 18. Juni 1775 mit; Herder habe von Kreutzfeld vier schöne lithauische Lieder gelesen: „sie sollen in meine Volkslieder, gewiß; o hätt' er mehr!" Daß er in der Tat mehr besaß, beweist der Umstand, daß Herder nachher noch drei Daina's von ihm bringen konnte, und das Zeugniß Reichardt's (Schl. pg. 81): die (weiter unten erwähnte) projectirte Blumenlese von 1775 habe auch die von K. gesammelten und übertragenen Dainas enthalten, „die Lessing und Herder in ihren Sammlungen nicht haben". Es ist sonach K. als der erste bekannte eigentliche Sammler lithauischer Volkslieder anzusehen, die er in übertriebener Weise preist: „voll naiver Tändeley, voll süßer, schmachtender Grillen, die oft an das Läppische gränzen, wozu ihre Sprache vieles thut, die, so melodienreich und süß, so voll schöner Fügungen und bequemer Participien sie ist, doch für uns Deutsche zu viel Diminutiva hat" (Tempe II, pg. 365—376). Erst lange nach ihm hat wieder L. Rhesa in seiner „Prutena, oder Preußische Volkslieder und andere vaterländische Dichtungen" (Kgsbg. 1809; 179 pg. 8⁰) dreizehn von ihm gesammelte Dainas in freier Uebersetzung gebracht und die lithauische Sprache ähnlich überschweuglich gepriesen. Außer ihm erwähnt Goedeke-Goetze (VII, pg. 684) nur noch zwei Uebersetzungen aus dem Lithauischen: Gräber's „Lied der Littauerin Elzke Mantwillaite" in Frhr. v. Seckendorff's Oster-Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801 (pg. 231—234) und zwei anonym eingerückte Hochzeitslieder in der Monatsschrift für Deutsche, Lpzg. 1801.

Als eine Probe von Kreutzfeld's dichterischem Schaffen stehe hier endlich noch aus den „Gesängen fürs schöne Geschlecht"

(pg. 26) das von Reichardt „ein schönes, feines, melancholisches Nachtstück“ genannte:

„Mein Revier.

Einsam im Revier
der Gespenster wach ich hier,
mitten in erstorbner Nacht;
Alles schläft; nur ich allein
und die Lampe wacht.

Einsam, doch nicht ganz:
da um meiner Lampe Glanz
noch ein muntres Mückchen wallt
deren flüchtig Schattenbild
meinen Tisch bemahlt.

Aber ach, zu nah
scherzt es um den Schein! und da
sinkt es in den Tocht hinein!
Mit ihm stirbt der Tocht zugleich
und ich bin allein.“

Außerdem verfaßte er als Professor der Poesie seit 1776 die im Namen des Akademischen Senats erschienenen deutschen und lateinischen Gedichte, Recensionen in den Königsberger (Kanterschen) Gelehrten und Politischen Zeitungen und endlich ein historisches Schriftchen „Eine Meynung über den Adel der alten Preußen, nebst einigen urkundlichen Beylagen. Königsberg, 1784, gedruckt mit Kanterschen Schriften“ (56 pg.) 8⁰, aber verlegt von Hartung, der, seinem Benehmen gegen Kraus, Herder, Trescho und wol noch andere entsprechend, „sich wie ein grober, schlechter Mensch gegen ihn verhielt“ (Hamann an Friedr. Heinr. Jacobi, bei Gildemeister V, pg. 297). „Die kleine Befriedigung, die sich der Verfasser wünschte, diese Bogen noch vor seinem Ende gedruckt zu sehen, wurde ihm nicht zu Theil: er starb einige Wochen nachdem er das Manuscript durch mich dem Verleger, Herrn Hartung, zugestellt hatte; und über seinem Ableben hat sich der Druck so lange verzogen“, sagt Prof. Chrn. Jakob Kraus in der (von ihm nicht unterzeichneten) „Nachricht des Herausgebers“ auf pg. 54—56. „Endlich hat sich Hartung

nolens volens entschließen müssen, des sel. Kreuzfeld kleines opus posthumum bey Kanter abdrucken zu lassen. Es ist in $3^1/_2$ Bogen zusammengeschrumpft, und die Meerkatze hat die Eulenspiegel-Bosheit gehabt, ausdrücklich die schlechtesten Lettern auszusuchen, um den todten Autor noch im Grabe zu schänden und seine Freunde zu betrüben" (Hamann an Hartknoch, 10. August 1784: Roth VII, pg. 156). Auch Kraus erlebte mit diesem letzten Liebesdienste, den er seinem Freunde erwiesen, wenig Freude; denn da sich Kreutzfeld darin gegen die 1782 erschienene Schrift „Historisch-genealogische bisher ungedruckte Geschlechts-Nachrichten der alten hochadlichen ostpreußischen National-Familie von Braxein" erklärt hatte, so ließ der Staatsminister a. D. Fabian Abraham v. Braxein eine heftige Gegenschrift „Historisch-critische Beleuchtung der unerwiesenen Meynung des Prof. Kreutzfeld vom Adel der alten Preußen" etc. (Leipzig 1785) erscheinen. Kraus' sämmtliche Freunde riethen ihm zu einer Antwort auf das „unbarmherzige Pasquill", wie er selbst (Leben pg. 147) es nennt, aber er zog es schließlich doch vor, zu schweigen; „denn Belehrung sehe ich doch nicht viel von meiner Arbeit ab, und Vergnügen wahrlich auch nicht" (ibid. pg. 149). In Prof. Mangelsdorf's „Preußischen Nationalblättern" (1787) aber fanden Einwendungen gegen die letzte Schrift Platz (vergl. über das Ganze auch Pisanski pg. 675 und Hamann an Jacobi pg. 296—297). Von Kreutzfeld's hinterlassenen Papieren wurden die dichterische Versuche enthaltenden leider „seinem ausdrücklichen Willen zufolge, allen Augen entzogen" (Kraus in der „Nachricht" etc. pg. 55); von den historischen, welche aus Collectaneen von sehr ungleichem Werthe, Urkundenabschriften, einem Register über Archivalien auf der Königl. Bibliothek (von denen Kreutzfeld pg. 36 meint: „Ich habe mehr als eine Spur, daß diese eben die Sammlungen sind, die Lucas David . . . für seine Geschichte zusammengebracht") und „einige völlig ausgearbeitete, freylich kleine und lückenhafte, aber überaus schätzbare Fragmente einer ordentlichen Geschichte von Preußen" enthielten, beabsichtigte

Kraus (pg. 56) das Register in eine historische Zeitschrift einrücken zu lassen, die Fragmente selbständig herauszugeben. Später ist dann aber Kreutzfeld's Nachlaß sowohl durch v. Baczko für seine „Geschichte Preußens“ (Kgsbg. 1792—1800) als durch v. Kotzebue benutzt worden. Wie Reichardt selbst (Schl. pg. 67—68) erzählt, hat der ebenfalls Kreutzfeldt „liebende und schätzende Kant“ „ein sehr merkwürdiges Manuscript“ „in meine des gemeinschaftlichen Freundes Hände“ gegeben, „um es zum Vortheil einiger nachgebliebenen Verwandten des Verstorbenen herauszugeben“. Reichardt hat nun zwanzig Jahre lang nach einem „die Unternehmung durch seinen Namen empfehlenden Mann und einem bereitwilligen Verleger“ gesucht. Endlich fand er 1804 beide in Johannes v. Müller und dem Buchhändler Fröhlich in Berlin. Letzterer indessen lieferte das Manuscript unbefugter Weise August v. Kotzebue aus, der es für sein Werk „Preußens ältere Geschichte“ (Riga 1808, 4 Bde.) benutzte. Baczko aber theilt (Leben II, pg. 155—157) mit, er habe einst Kreutzfeld's Stiefbruder, den Cantor Hennig zu Neuhausen (Kreis Königsberg) besucht; dieser habe ihm beträchtliche Sammlungen aus Kreutzfeld's Nachlaß gezeigt — „Es waren einige Fragmente zur Preußischen Geschichte, Abschriften ganzer Bücher des Lukas David, ein Urkunden-Verzeichniß der Schloßbibliothek, manche merkwürdige Stellen aus handschriftlichen Chroniken, und Abschriften von einigen Urkunden“ — und sie ihm schließlich, nach anfänglicher Weigerung, da Kreutzfeld sie als unbedeutend zur Verbrennung bestimmt habe, verkauft. Man sieht wol, daß die Papiere, welche von Baczko erhielt, diejenigen waren, welche Kraus in Händen gehabt, und daß sie die Materialien zur Geschichte Preußens darstellten, die K. plante und deren ausgearbeitetes Manuscript Reichardt erhielt. In der „Berlinischen Monatsschrift“ von J. E. Biester, Bd. XVIII, 1791, Septemberstück pg. 229—270 und Octoberstück pg. 300—349 befindet sich ein Aufsatz „Skalichius“ (im Register: „Skalichius: ein Abenteurer und Premierminister in Preußen“), am Schlusse unterzeichnet „Königsberg, 1782. J. G.

Kreutzfeldt", mit Einleitung (pg. 229—232) und Anmerkungen von Biester, welcher sagt, dieser Aufsatz sei ihm „gelegentlich in die Hände gefallen" und zu wichtig und interessant, um der Vergessenheit überlassen zu werden; man werde, wenn man vergleichen wolle, vielleicht finden, daß Kreutzfeld's Darstellungsart mit Spittler's*) Manier die meiste Aehnlichkeit habe. Seine andern wichtigen Aufsätze, deren baldige Veröffentlichung wünschenswerth sei, befänden sich, „so viel ich weiß", in Reichardt's Händen.

Ein großer Freund Kreutzfeld's — den er neben dem Professor der Rechte Dr. Joh. Daniel Funk (lehrte 1749—1764) in dem Schriftchen „Ueber das Aufbrausen der Völker" (pg. 20 „seinen Heiligen" nennt, war

John, George Friedrich. Er erblickte nach dem Kirchenbuche als Sohn des (1703 zu Königsberg geborenen) Pfarrers Friedrich John und seiner Gattin Barbara Dorothea geb. Grunau zu Schmoditten bei Preuß. Eylau das Licht der Welt am 5. März 1742; unter den Pathen bei der Taufe am 8. März befindet sich auch Elisabeth, Frau des Burggrafen (d. i. Vertreters des Amtshauptmanns) Voeteri, der aus E. T. A. Hoffmann's Jugendgeschichte bekannt ist. Bis ins 16. Jahr genoß er den Privatunterricht seines Vaters und bezog dann 1758 die Universität Königsberg, um Jura und Philosophie zu studiren; 1765 wurde er Kreisactuarius, heirathete im ersten Halbjahr 1769 (Hippel an Scheffner I, 84), wurde 1770 Justizamtmann, nahm seine Entlassung, fand 1777 Anstellung zunächst als extraordinärer Kammersecretär ohne Gehalt, später als wirklicher Expedient mit 400 Thalern und starb als solcher an einem Lungengeschwür zu Königsberg am 10. Mai 1800 in einem Alter von 58 Jahren

*) Ludwig Timotheus Freiherr v. Spittler. Ueber ihn sieh Goedeke-Götze VI. pg. 297, wo es heisst: „Namentlich ist seine Geschichte des Hannoverschen Hauses und Landes ein Muster lichtvoller Verarbeitung eines reichen Materials bei verwickelten Verhältnissen. Die Kürze seiner Darstellung thut weder der Vollständigkeit noch der Klarheit Abbruch. Mit einer bis dahin unbekannten schöpferischen Kunst wusste er die Urkunden zu beleben und aus einer Masse von Einzelzügen ein harmonisches Gesammtbild zu schaffen".

2 Monaten 5 Tagen (in der Todesanzeige in der Hartung. Ztng. 1800, Stück 39 steht irrig: 59 Jahre alt). Im ersten Bande von „Brennus. Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland“, Berlin, Joh. Gottfr. Braun, 1802, befindet sich pg. 54--64 ein magerer, unzureichender Nekrolog John's von einem ungenannten Verfasser (wol Müchler).

John war ein begabter, geist-, phantasie- und kenntnißreicher Mann, der sich in Königsberg bald eines großen Bekannten- und Freundeskreises erfreute — 1783—84 werden als bei ihm verkehrend genannt: die unten zu erwähnenden Brahl, Herklots, Stein, der Buchhändler Wagner, der Kriegsrath Joh. Sam. Lilienthal (über ihn sieh Goldbeck), mehrere Schauspieler u. s. w. —, aber ohne Stetigkeit, ohne Energie und festen Willen, dabei mit einem gewissen leichtsinnigen Froh- und Gleichmuth ausgestattet, der sich auch in seinen Gedichten kundgiebt, wenn er z. B. in „Liebmienchen“ (Bl. 1781, pg. 120—125) sagt:

„Fest sitz auf meinem Staubkorn ich,
Und kümmre nicht des Erdballs mich:
Lass Müthchen kühlen sich an mir
Fee Pampelusch*) und Grossvezier;
Ess' meinen Zwerg mit Kümmelbrod,
Und bin gesund und frisch und roth.

Und wenn das Lüftchen linder weht,
Kein Haushahn Sturm und Regen kräht,
Flugs nehm ich da mein Instrument,
Und blas' mir eins, als ob es brennt;
Und tanzt zu meiner Melodie
Aglaja nicht: tanzt Lämmervieh“,

oder in seinem „Decemberlied“ (Blumenlese 1782, pg. 157—161, aber schon 1780 verfasst):

„Hab auch kein prahlend Eigenthum,
Leb' ohne Titel, ohne Ruhm,
Und all mein fahrend Haab' und Guth,
Blutwenig nur, in Summa, thut!
So wird mein edles Deckelglas
Auch nur an hohen Festen nass.

*) Fanferlüsch, eine boshafte Fee in Wieland's Don Sylvio von Rosalva.

Doch hab' ich unverdicktes Blut,
Zufriednen Sinn, und frohen Muth,
Ein Haberrohr*), gesunden Leib,
Und Weib und Kind zum Zeitvertreib;
Auch, unter angefreytem Dach,
Ein eingeheiztes Schlafgemach,
Hab' Freunde auch, wie Gold so rein,
Und ein Liebmienchen obendrein". —

„Meine fortglühende Phantasie", schreibt er 1786 an einen Freund in Berlin, von dem er sagt, daß das Landhaus von dessen Mutter in der Nähe von Schmoditten lag, (cf. den Nekrolog im „Brennus") täuscht auch so glücklich die kalte Ueberlegung, daß mich das Register meiner Thorheiten mehr fromt und erfreut, als irgend eine Konkordanz von Pflichten. Ich habe mein Leben nach eigenen Regeln gelebt, das Herz diktirte sie mir" . . . (von seinem Beamtenleben:) „Temperament, Grundsätze, Gefühle, Neigungen — alles vereinigte sich, mich meinen Sklavenstand siebenfach fühlen zu lassen" . . . „Geschaffen für ein arkadisches Leben, und an so ein Leben von Jugend auf gewöhnt, lag ich an Pflichten geschmiedet, wie an einer Kette — fing an die Menschen zu hassen, die mich unbarmherzig verfolgten" etc. In Mohr's „Königsbg. Theaterjournal" 1782 erwähnt John selbst die „jovialische Komplexion und den lustigen Humor, die ihm zum Muttertheil wurden" (pg. 232), und in Baczko's Leben (II, pg. 54—56) wird eine Anekdote mitgetheilt, die ihn ganz als witzigen, geistreichen, aber auch leichtfertigen und skrupelfreien Mann charakterisirt.

Ein Mann mit solchem Character hätte einer Frau von Herz- und Gemüthsbildung bedurft, die ihn und das ganze Hauswesen mit liebender, aber fester Hand geleitet hätte; er würde dann, frei von Alltagssorgen, vielleicht Großes geleistet haben. So aber hatte ihm das Geschick eine Frau zugeführt, der er zwar sehr zugethan war, welche es aber mit ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter ebenfalls sehr leicht nahm,

*) Haberrohr, so viel als Hirtenflöte. Der Ausdruck soll seine Dichtart als einfach, anspruchslos und bescheiden charakterisiren.

den Vormittag bis zehn, elf, ja zwölf Uhr im Bette zubrachte, um die Erziehung der Söhne sich nicht kümmerte, die meist aufsichtslos draußen sich herumtrieben und von den Straßenbuben üble Sitten und — Ungeziefer übernahmen, — dagegen Theater und abendliche Gastereien liebte, die sich mitunter bis zwei und drei Uhr Morgens ausdehnten; John's Deckelglas wurde auch außer hohen Festen häufig naß. Dazu der große, durch das Kostgeld*) und die ständige Anwesenheit von Verwandten und Fremden (besonders eines ehemal. Stadtrichters Scheffler) vertheuerte Haushalt, — kein Wunder, wenn John, zu schwach, dem ein Ende zu machen, schon 1784 in solchen finanziellen Verfall gerathen war, daß Versetzen, Verkaufen (sogar der Bücher) und Borgen, soweit es noch glückte, auf der Tagesordnung stand. Ueber alles bisher Geschilderte berichtet der spätere Pfarrer Puttlich, welcher als Student seit 17. Febr. 1783 John's Söhne unterrichtete und seit 23. April auch eine Zeitlang bei ihm wohnte, in seinem Tagebuch, aus welchem A. Warda in der Altpr. Mtschrft. 1905, pg. 253—304, in dem Aufsatze „Aus dem Leben des Pfarrers Christian Friedrich Puttlich" Auszüge gebracht und auch Professor P. Czygan in Königsberg Excerpte gemacht hat, deren Benutzung er mir liebenswürdig gestattete. Hierher gehört auch der Brief Friedrich Victor Leberecht Plessing's an Kant vom 3. April 1784 (Kant's Briefwechsel I, pg. 352—366), worin P. (pg. 358) sich beklagt, daß John Geldbeträge, welche P., selbst in sehr bescheidenen Verhältnissen lebend, ihm zur Auszahlung an eine dritte Person zugestellt, nicht abgeliefert habe. John hat sich nicht mehr aufraffen können, scheint vielmehr bis an das Ende seines Lebens in ungünstigen Verhältnissen verblieben zu sein. Wenn er in der Widmung seines Schriftchens „Ueber das Aufbrausen" etc. an Kronprinz Friedrich Wilhelm 1790 von sich sagt, daß

---

*) Gegen diese Gewohnheit, den Dienstboten statt der Beköstigung baares Geld, sogenanntes Kostgeld, zu geben, welche zwar bequem aber kostspielig war, wendet sich schon in F. S. Bock's „Preussischem Sammler", Bd. II (1774), pg. 1489—1504 eine Mitarbeiterin.

er „ans Erdenglück keine Ansprüche, und an seinen Begünstigungen keinen Theil habe“ und „Dieser Beitrag zur Pflichterfüllung eines treuen Bürgers ist zwar nur ein Scherflein — aber! es ist mein ganzer Reichthum. Ich kann über nichts disponiren, als über meinen Kopf!“ so liegt darin wol ein Bekenntniß seiner traurigen Lage und die stille Hoffnung auf eine materielle Beihülfe. Die Erkenntniß seiner Lage verlieh seiner Stimmung später etwas Melancholisches; so schließt er das Gedicht „An meine Schwester“ (bei Müchler; sieh unten): seitdem er nach der geliebten Eltern Tode

„Dem Schicksal, das mir lächelte,
Mich traulich in die falschen Arme
Und ohne Leitstern warf:

Seitdem sind meine karge Lebensfreuden
Nicht Sonnenblicke: Blitze nur,
Die schreckend mir die Nacht erhellen,
Die donnernd mich umschwebt“.

Jedoch ist der in Hippel's Sämmtl. Werken (Berlin 1827—38; Bd. XIII, pg. 42, Anm.) von Hippel's Neffen gebrauchte Ausdruck: John sei „untergegangen“, doch unzutreffend und zu stark, da ja John bis zum Tode in seiner Stellung und seiner literarischen Thätigkeit treu blieb, seit 1783 Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft war und einen sehr guten Bekanntenkreis besaß. Im übrigen allerdings characterisirt ihn Scheffner (Leben pg. 247, Anm.) treffend mit den paar Worten „Genialität und erbärmliche Wirthschaft“.

Literarisch war John hauptsächlich nach zwei Richtungen thätig: als Recensent und Theaterkritiker und als Dichter (besonders auch Gelegenheitsdichter). Durch seine Recensionen machte er sich manche Feinde; so kam er mit dem Kapellmeister Reichardt in Berlin, mit dem er befreundet war, der in seinen „Gesängen fürs schöne Geschlecht“ (1775) zwei Gedichte John's, „An einen gefrornen Bach“ und „An Louisen“ componirt und in seinen „Briefen eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend“ (1774—1776) einen Brief (II, 7) mit seiner Adresse (J. A. J. in K. = Justiz-Amtmann John) versehen hatte, durch

die Recension von Reichardt's anonymem Roman „Leben des berühmten Tonkünstlers Heinrich Wilhelm Gulden, nachher genannt Guglielmo Enrico Fiorino. Erster Theil“ (Berlin, Mylius, 1779) in der Königsberger Hartungschen Zeitung zeitweilig auseinander. Sie war zwar anonym, jedoch erkannte man sogleich John als Verfasser. Am 8. August 1779 schreibt Hamann an Herder (Roth VI, pg. 90): „Unser Landsmann Reichardt hat auch sein Leben unter dem Namen Gulden zu erzählen angefangen, und ist in unserer Zeitung von einem gewissen verlornen Sohne, der sich John nennt, ziemlich mißhandelt worden. Er ist aber die vox divina unseres Publici über dieses Buch“ (ähnlich an Kraus; ibid. pg. 87). Indessen beim Besuche Reichardt's in Königsberg 1782 erneuerten sie die alte Freundschaft, und John widmete ihm bei seiner Rückreise nach Berlin ein Gedicht, abgedruckt im „Preuß. Archiv“ 1793 (pg. 495—500), worin er ihn „mein einzig Liebster!“ nennt. Seine kritische Thätigkeit setzte er bis an sein Ende fort; nach Hagen, Gesch. des Theaters in Preußen (N. Pr. Prov.-Bl. 1852, pg. 468) arbeitete er noch im Februar 1798 für den Kritischen Anzeiger des Hartungschen Verlages. Vergl. über John's Recensententhätigkeit Prof. Paul Czygan „Schiller in der Beurtheilung seiner Königsberger Zeitgenossen“ (Kgsbg. 1905) pg. 7—8, wo es heißt: „Seine in großer Zahl nachweisbaren Recensionen treffen fast immer das Richtige“.

Als Muster seiner Bücherbesprechungen mögen hier seine Urtheile über Göthe's Werther und Stella stehen; sie befinden sich in seinen „Briefen unterm Monde geschrieben“ im Preuß. Tempe I, pg. 814—823.

„Wär ich Professor geworden: mein erster Unterricht sollt' eine Vorlesung über Werther gewesen seyn, „der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem's zugeht, wie um mich.“ Ebendaher ist Werther ein so liebes Buch mir! wenigstens fühl ich's so ganz eigentlich, daß ich, beim Zusammentreffen aller der Umstände, die Werthern aufstiessen, eben der Narr gewosen seyn würde. Ich bin's auch überzeugt, daß Werthers Leiden, aus dem Mutterschoße menschlicher Natur, treulich gehoben wurden, und dass daher eine Vorlesung über Werther, diesen

Jüngling und jenen Jüngling geradezu treffen muss. Eben deswegen ist Werther ein so liebes Buch mir".

„Stella ist gar ein herrlich Gebild. Wie leid es mir ist, daß so ein Mann wie Nicolai mit Göthe übern Bogen gespannt ist! denn ausserdem hätten wir den sechsten Akt nicht, und das Zwittergeschlecht der Leser hinge nicht zwischen Angel und Thür. Was aber auch Nicolai und jeder Mann wie er, von Verstande und berichtigtem Gefühl, aus Eigensinn oder Misverständnis dawider sagen mag: so ist Stella, weder den Sitten gefährlich: noch der Religion — verfolgt blos den Zikzak, den die menschliche Natur geht. Im Morgenlande, wo der Mensch mehr, wie bei uns, so geht, wie ihm die Nase gewachsen ist, und wo sie eben hin steht: da kann Stella der häuslichen Glückseligkeit sogar einhelfen. Bei uns, die wir im abgezäunten Gehege gehn und nach dem Takt trippeln: bei uns ist sie bios aufgedecktes Gemälde verschnittener Menschheit."

Diese rückhaltlose Bewunderung namentlich Stella's zeigt, wie sehr John damals im Geniewesen der Sturm- und Drangperiode wurzelte. Zum Vergleiche sei Hippel's Urtheil über Stella hier angeführt (Hippel an Scheffner; Werke XIV, pg. 14): „Mir gefällt die Stella nicht wegen ihres Ausganges*). Sie wissen, daß ich hierin mit dem Verfasser über die Ehe [Hippel selbst!] einerlei Meinungen habe, wenn von der Treue in der Ehe geredet wird. Die Geschichte indessen des Stücks hat Wahrheit zum Grunde. Wer wird aber des gelegten Fundaments wegen an einen so aussichtsleeren bizarren Ort hinbauen? Die Sprache des Herrn Goethe ist an den meisten Orten meisterhaft, dieses Stück aber zu aptiren, war er nicht Meister genug."

Von Johns Neigung für das Theater zeugen seine eigenen dramatischen Versuche: zwei dramatische Gespräche „Robert" und „Die Schauspieler". Vorspiele, von denen nach Baczko's „Versuch einer preußischen Theatergeschichte" (Tempe I, pg. 703—716) das zweite 1778, das erse 1780 aufgeführt, und nach Goldbeck (I, pg. 238) beide zusammen 1780 zu Danzig in 8°

*) Dieser Schluss lautete damals, als Stella noch „ein Schauspiel für Liebende" war:

„Fernando (beide umarmend): Mein! Mein!
Stella (seine Hand fassend, an ihm hangend): Ich bin dein!
Cäcilie (eine Hand fassend, an seinem Hals): Wir sind dein!"

gedruckt wurden, ferner das Vorspiel „Der Patriot, ein dramatisch Gespräch zur Feier des 24sten Jänners 1782“ (sechs Auftritte), welches nach Mohr's „Königsbergischem Theaterjournal“ (pg. 82) am genannten Tage zu Königs-Geburtstag unter dem Titel „Die Patrioten“ aufgeführt wurde und sich in Baczko's „Preußischem Magazin“ (1783) II, pg. 133—157 gedruckt findet. Es zeugen ferner von seiner steten Verbindung mit der Bühne seine zahlreichen Theaterreden und Prologe, von denen der im Preuß. Tempe (I, pg. 203—206) abgedruckte „Prolog zum Elysium, welches 1774 am Geburtstage des Königs von der Schuchischen Schauspielergesellschaft zu Königsberg gegeben wurde“, wol einer der frühesten ist. Andere sind: „Gedächtnißrede auf der Bühne zu Königsberg gehalten am 19. November 1787“ auf die am 8. Novbr. verstorbene Directorin Caroline Schuch (auch im Druck erschienen) und zu deren Todesfeier der Prolog „Das Fest der Verwaiseten“, aufgeführt am 17. Febr. 1788 (Hagen, Gesch. d. Theaters 1852, II, pg. 69—70); am Friedrichstage, 5. März 1788 (Blumenlese 1793, pg. 218—220); am Krönungstage 1789; 1790 ohne nähere Datirung (Blumenlese 1793, pg. 20—24); zum 7. December 1791 (Kantersche Ztng. 1791, Stück 98). Ueber die Rede von 1789 heißt es in der „Preuß. Monatsschrift“ II (1789), pg. 67—70 in einem Artikel „Ein paar Worte über Königsbergs Bühne“ von —r—r (Fr. L. Zach. Werner, der mit den Theaterverhältnissen damals sehr vertraut war und in demselben Bande der Zeitschrift pg. VIII als Mitarbeiter genannt ist mit der Bezeichnung: Candidat und Mitglied der Kön. Deutschen Gesellschaft): sie sei in die Hart. Ztng. eingerückt; „der Verf. wird zwar nie im dramatischen Fache Epoche machen, verdient aber als ein Mann von Genie viele Achtung“ . . . „das allgemeinste, selbst von Schauspielern und Kunstkennern darüber gefällte Urtheil war — sie ist dunkel“ . . . „fast undurchdringliche Dunkelheit des Eingangs“ etc.

Außerdem war John ständiger, aber nur etwa jährlich einmal erscheinender Referent für die Berliner, von Bertram herausgegebene „Litteratur- und Theater-Zeitung“, wo er u. a. 1782

(III, pg. 556—558) ein Gedicht auf die Schauspielerin Minna Brandes veröffentlichte, welches von A. Hagen in seiner Geschichte des Theaters in Preußen (N. Pr. Prov.-Bl. 1852, II, pg. 48—49) wieder abgedruckt ist; auch in Mohr's „Königsberg. Theaterjournal“ (1782) befindet sich pg. 232—237 eine Recension von ihm über Weisse's komische Oper „Lottchen am Hofe“, wobei er aber zugleich erklärt, an diesem Journal sonst weiter nicht, wie das Gerede gehe, Antheil zu haben, und Verwahrung gegen den Vorwurf der Parteilichkeit einlegt. — Für Minna Brandes hatte er im August 1782 ein Concert arrangirt, welches ihr den hohen Reinertrag von 170 Thalern brachte.

Seine Gedichte verstreute John in Zeitungen, Zeitschriften und Sammlungen, so daß sie, nur schwer auffindbar, um so leichter vergessen worden sind, obwohl manches Hübsche darunter ist. Nach Goldbeck, Bd. I (1781) pg. 62 hatte er zwar damals eine selbständige Veröffentlichung unter dem Titel „Kleinigkeiten in Versen und Prose. Erste Sammlung: Verse; Zweite: Briefe; Dritte: Abhandlungen“ druckfertig; sie ist aber, so viel ich weiß, nie erschienen, vielmehr scheint er einen Theil davon für das Preußische Tempe, welches von allen drei Gattungen einiges bringt, verwendet zu haben. In der Blumenlese für 1781 befinden sich von ihm 9 Gedichte, in der für 1782: 17, wovon aber das „An einen gefrorenen Bach“ schon bei Reichardt (s. o.) und „An Prutenien“ schon in Tempe I steht, in diesem Tempe I (1780) sechs, in Tempe II (1781) drei, wovon zwei mit Compositionen ungenannter Musiker versehen sind und eins „An Selinens Gartenlaube“ laut Angabe schon aus dem Jahre 1765 stammt, sowie unter dem Titel „Beobachtungen“ ein Gemisch von Prosa und Versen. In späterer Zeit veröffentlichte John mehrere Gedichte im „Preußischen Archiv“: 1790 „An einen gefrornen Bach“, schon oben erwähnt, hier aber, laut Inhaltsverzeichniß, „nach Ramlers Verbesserungen abgedruckt“, und „Der Weise an der Gruft seiner Lieben“; 1791 „An Gott“; 1792 „Warnungen an die Afterredner der Selbstmörder“; 1793 im Februarheft (pg. 85—87) „An den Herrn Cammer-Director

Wagner, zur Begleitung nach Gumbinnen" *) und „An meinen Freund Reichardt" (pg. 495—500); 1796 „Genuß des Frühlingsmorgens auf dem Lande", „Landlob", „Elisens Gedächtnißfeier"; 1797 „Wer ist frei?"; 1798 „Amyntor". Von zu besondern, namentlich patriotischen Gelegenheiten verfaßten Gedichten aus der Zeit nach 1783 sind mir bekannt geworden: „An mein Vaterland. Hymnus vom 24. Januar 1784" (Ueber das Aufbrausen etc.); „Exequien, Friedrich dem Großen heilig, am 11. Septbr. 1786 dem allerdurchl. Könige Friedrich Wilhelm in tiefster Ehrfurcht zugeeignet", Kgsbg., 1786, 4⁰ (v. Baczko, Gesch. u. Beschrbng. v. Kgsbg. 1790, pg. 619—20); „Volkslied, gesungen den 25. Septbr. 1788" und „Friedrich Wilhelm an seinem Jahrestage, den 25. Septbr. 1788 gefeyert" (v. Baczko, ibidem, sowie Preuß. Mschrft. II, pg. 98); „Hymne im Lager bey Heiligenbeil 1789" (Ueber das Aufbrausen etc.); „Friedrich Ludwig Benda, gefeiert von G. Fr. John am 21. März 1792" (also am Tage nach dem Tode des beliebten Componisten; Hartung. Ztng. Stück 28); „An mein Vaterland am 20. Novbr. 1797" (auf den Tod des Königs; Hartung. Ztng. Stück 95). — Ueber die Art von Johns Gedichten vor 1783 ist man orientirt, wenn man die Ueberschriften: An das Jahr, den Mai, den Winter, die Natur, die Hoffnung, Lotten, Friedriken, Philaiden; Lyrische Morgenandacht; Bacchanalien; Neujahrsinjurien u. s. w. liest; sein Muster war besonders Uz. „Gellert", sagt John in dem bereits erwähnten Briefe von 1786, „war mein erster Bekannter, der erste Buhle meiner Muse; Utz: ihr Verführer", und er erwähnt, daß er (ca. 1764) oft „im Wäldchen oder auf der Wiese einsam lag, von Wonnegefühlen durchströmt, die mein Utz mir erregte". In der Bl. 82 ist ein Gedicht „Die Ueberraschung. Ein Beytrag zur Geschichte unserer Zeit", vom J. 1777 an Uz gerichtet

---

*) Ueber Wagner, einen Freund Scheffners, vergl. Gottlieb Krause's „Stimmungsberichte aus der Zeit des unglücklichen Krieges 1806/7" in den „Forschungen zur Brandenburg. u. Preuss. Gesch.", Bd. XVIII, 1 (1905), pg. 236 bis 252, sowie desselben „Aus einem ehemals preussischen Gebiete" in der „Altpreuss. Mtschrift.", Bd. XLIII (1906) pg. 413—481.

und mit einem Motto aus Uz versehen, wie ebenso auch noch ein zweites, und in einem dritten, „An die Hoffnung. 1781“, ist dieser Dichter viermal erwähnt und einmal citirt. Auch in in den erwähnten „Beobachtungen“ spricht er von „Gegenden, wo Gleim, Uz und Gerstenberg ihren Honigseim sammelten“. Ein Gedicht ist „An Goekingk“ gerichtet und beginnt:

„Lieber Goekingk! Wären hier zu Lande
Unsre Kanzeleien, so wie die
In Ellrich*) dem Poetenstande
Zugetheilt und dirigirt wie sie“.

Erwähnung verdienen ferner die Zeilen in Tempe I auf des Zerbster Predigers Chrn. Friedr. Sintenis Roman „Veit Rosenstock, auch genannt Rosenbaum, Rosenstrauch, Rosenthal, Rosier. Eine Geschichte worinnen viel gekanngiessert wird“ (3 Bde., Wittenberg 1776, sowie 1780—81):

„Veit Rosenstock etc. — was könnte wohl ein Mann
Hier „Bein von seinem Bein“ für schönre Namen geben?
Wer spräch nicht gern und freundlich bey ihm an,
Und würde sich, den Busen zu beleben,
Ein Röschen dran von seinem Stocke heben?

Ha! duftete dem reinen, ofnen Sinn
Den dir Natur zur Freud an ihr verliehen
Vergnügen draus empor; welch herrlicher Gewinn
Würd' mir zum erstenmal auf fremdem Strauche blühn“.

Zuweilen bricht auch in den Gedichten etwas von John's excentrischem Wesen durch. Er richtet eins in der Blumenlese 1782 (pg. 114—115) „An die Masern am letzten Maytage 1780“: die „freundliche Minna“ hat fünf Maientage die Masern gehabt; jetzt blüht Genesung auf ihrem Gesicht, was den Sänger zu einem Liede begeistert, für welches zum Lohne ihm hoffentlich Minna die Hand und zum Kusse die rosigte Wange reichen

*) Der Dichter v. Goeckingk war 1770—1786 Kanzleidirektor in Ellrich. Hier verdient erwähnt zu werden, dass ein Bruder von ihm, Dietrich Theodor Günther v. G., geb. zu Quedlinburg, welcher 1783 Feldprediger in Graudenz wurde, von da 1790 als Pfarrer im Tragheim nach Königsberg kam und als solcher 22. März 1808 starb.

werde. Darum „Euch, liebe Maseru, feiern dankbar die Musen“. In seinem „Decemberlied 1780“ (Bl. 1782, pg. 157—161) aber sagt er vom Landmann, daß er

> ... . Sonntags all sein Leid vertrinkt,
> Den König und die Kirch' besch—sst,
> Und schlüsslich seinen Herrgott preisst“.

Dabei sind die hier durch einen Strich nur angedeuteten Buchstaben ausgedruckt. Wenn nun auch der von ihm gebrauchte Ausdruck als ostpreußischer Provinzialismus (deren John sich öfters bedient: „Sträuser“ für Sträuße; „einborgen“ = auf Credit entnehmen; „Zwerg“ = kleiner Kümmelkäse; „Kritikakler“ von kakeln, d. i. Gewäsche schnattern) nur bedeutet: sich klüger dünkend Andere anmaaßend bekritteln, so wäre es doch wol für John leicht gewesen, eine andere Wendung zu wählen, z. B. etwa:

> Den König und die Kirch' beschänd't
> Und doch im Lobe Gottes end't.

> oder: Von Kirch' und König übel spricht
> Und meint es doch so böse nicht.

Die Gedichte aus späterer Zeit sind ernster und würdiger, der Wandlung in John's Character entsprechend.

Nach John's Tode unterzog sich Scheffner, wie er in „Mein Leben“ etc. (pg. 247, Anm.) erzählt, der „mühsamen Durchsicht der meistentheils sehr glücklichen kleinen Gedichte“ des Verstorbenen. „Viele waren“, fährt er fort, „mit Bürgerschen und Gerstenbergschen Geiste geschrieben, unter andern eine dityrambische Ergießung über Luther's: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang“. Hier scheint nun Scheffner ein kleiner Irrthum passirt zu sein; denn eine solche findet sich in den „Gedichten von J. D. Funk“ (1788; sieh unten). Die Ueberschrift (pg. 15—18) lautet „Trinklied“, der Beginn:

> „Lasst auf Vaters Bacchus Wohl,
> Brüder! jetzt uns trinken“,

und es heißt darin:

„Unser braver Luther rieth
für des Menschen Leben,
Liebe und des Dichters Lied,
und den Saft der Reben.
Was hier Vater Luther spricht,
sprechen wir, ihr Brüder:
Lieben, bis das Auge bricht,
Wein und Weib und Lieder".

Es dürfte eine Abschrift dieses Gedichtes gewesen sein, die John sich gemacht, weil es ihm gefiel, und die dann Scheffner unter seinen Papieren fand; immerhin wäre es ja aber auch möglich, daß John das Thema ebenfalls in eigner Manier behandelt hat. Wahrscheinlich durch Herklots' Vermittelung, der in Königsberg mit John und in Berlin mit dem Kriegsrath, Dichter und Romanschriftsteller Karl Friedrich Müchler (Goedeke-Götze VI, pg. 375-379) befreundet war, ist dann, wie Scheffner erzählt, die ganze Sammlung von den Erben an Müchler gesandt worden, welcher in sein „Taschenbuch für das Jahr 1805 Egeria" (das erste für 1802 ist mir nicht bekannt geworden) fünf aufnahm: „Der Genügsame", pg. 171—72 (schon in der Bl. 1782, pg. 38—39), „An Beaten" pg. 224, „An meine Schwester" pg. 249—50, „An Laura" pg. 273 und „Wer ist frei?" pg. 153—54 (schon im Preuß. Archiv 1797). Das vorletzte möchte ich als das beste von John's mir bekannt gewordenen Gedichten bezeichnen:

„An Laura.

Es giebt ein Glück, den ächten Seelenfrieden,
Den kein Geschick in unsrer Brust verzehrt;
Der mit geniesst und mildert, was hienieden
Des Schicksals Wurf an Freud' und Leid gewährt.

Ihm danken wir die neidenswerthe Wonne,
Der Erdenwallfahrt uns zu freun;
Mag Mitternacht, mag schwüle Mittagssonne
Den Weg mit Dunkel oder Licht umstreun.

Ihm dank' auch ich, beim Klang des Leierspieles,
Des Wassertrunks verkannte Süßigkeit,
Und jede Linderung des Schmerzgefühles,
Wenn Dorn an Dorn auf meiner Bahn sich reiht.

Ihm dank' ich auch, bei jedem Todtenmahle,
Den frohen Blick auf meine näh're Gruft,
Durch die mich einst hinauf zum Sternensaale
Das ausgesöhnte Schicksal lächelnd ruft."

Die Verse berühren besonders darum so wohlthuend, weil sie zeigen, wie an Stelle der Zerrissenheit, der Melancholie, die des Dichters Herz nach dem Erwachen aus der Leichtsinnsperiode eine Zeit lang beherrschen, eine friedliche Resignation getreten ist.

An Aufsätzen in Prosa von John sind mir nur bekannt geworden

1) diejenigen im Tempe:

I, pg. 635—638 „Ueber die Zigeuner" mit dem Schluß „Und wie glücklich, wie belohnt würde ich seyn, wenn ich diesen Unglücklichen, durch diese kurze Abhandlung, Dach und Heerd in meinem Vaterlande bereitet hätte".

I, pg. 656—60 „Ueber die Religion. Eine gesellschaftliche Unterhaltung vom 27. May 1780".

I, pg. 814—823 „Briefe unterm Monde geschrieben".

II, pg. 600—605 „An Herrn J. G. Schnaase bei seiner Abreise von Königsberg 1764". Der Advokat Schnaase in Danzig war gleich John ein Theaterenthusiast; „Freund der Themis und der Melpomene" nennt ihn Hagen, Gesch. des Theaters in Pr., N. Pr. Pro.-Bl. II (1852), pg. 49.

2) Das bereits mehrfach erwähnte Schriftchen „Ueber das Aufbrausen der Völker gegen die Fürsten und Landesverfassungen. Nebst zwey Hymnen". Königsberg, bey G. L. Hartung, Königl. Preuß. Hofbuchdrucker und Buchhändler (XIV pg., 1 Bl., 22 pg.) 8°. Auf dem Titel ist die Jahreszahl nicht genannt, die Widmung an Kronprinz Friedrich Wilhelm aber datirt vom 1. Septbr. 1790

Am 7. Juli hatte John die Abhandlung in der öffentl. Sitzung der Deutschen Gesellschaft vorgelesen (Pr. Arch. 1790, pg. 492).

„Meine Brüder fürs Gaukelspiel der Nachbarn warnen und sie an das Glück und den Werth unsrer Staatsverfassung erinnern, das war der Zweck der Kleinigkeit, die ich über die Revolutionen entwarf", sagt er in der Widmung. „Wohl Dir, redlicher Rousseau", so redet er diesen pg. 12 an, „Wohl Dir, daß Du heimgingst! . . . Wohl Dir, dass Du mit der Schande abkommst, Deine Büste mit Eichenlaub und Bürgerkronen geziert, im Pomp den Du immer verachtetest, überm Schutt der Bastille in den Händen derjenigen prangern zu sehen, die Deine Philosophie missbrauchen, weil Du ihnen Dein Buch — nicht Deinen Kopf und Dein Herz — liehst". „Der Fürst sey seiner Nation, was Friedrich uns war, und ich will das Volk suchen, welches einer Revolution bedürfte — die Philosophen die sie versuchten — und die Nation, die sie begünstigte! Denk- und Pressfreyheit werden das rothe Meer seyn, in welchem Unbesonnene ihr Grab finden, indess der weise Fürst, sich und sein Volk, trocken hindurch führt. Friedrich war es, der mir das Räthsel des Aufbrausens der Völker löste".

3) „Etwas über Voltaire aus dem Französischen des Herrn Rigoley de Juvigny" im Preuß. Archiv 1790 (pg. 241—263), wovon aber nur die Einleitung (pg. 241—244) und der Schluß (pg. 262—63) John gehören, während das mitgetheilte Fragment aus einer Uebersetzung von de Juvigny's „Ueber den Verfall der Wissenschaften und Sitten von der Zeit der Griechen und Römer bis zu unsern Tagen" nach John's Angabe von einem „würdigen Geschäftsmann" herrührt, der zu dieser Veröffentlichung seine Einwilligung ertheilte. Interessant ist, wie John sich im Schlusse mit Voltaire auseinandersetzt:

„Setzen wir noch zum Uebermuth des Herrn v. Voltaire seinen so ganz sein Herz entehrenden Undank gegen seinen erhabnen und treuen Freund, unsern Friedrich: so kann er wenigstens von uns nicht erwarten, milder gerichtet zu werden. Aber Friedrich bedarf keines Rächers! Lassen Sie uns also Gastfreiheit an Fremdlingen ausüben — seinen seltnen Talenten die letzte Ehre erweisen, und Blumen aufs Grab des Mannes streuen, der den Muth hatte, wider die Ungerechtigkeiten der Gerichtshöfe den Privatmann Calas in Schuz zu nehmen, Aufklärung überallhin zu verbreiten, und — so intolerant er selbst als Schriftsteller war — Duldung den Fürsten und Völkern so kräftig zu predigen. Lassen Sie uns sein Böses vergessen, weil er viel Gutes wirkte".

Der vorhinerwähnte würdige Geschäftsmann*) war der bereits oben bei den Gedichten genannte Kriegs- und Domänenrath Friedrich Wilhelm (von) Wagner. Nachdem er so durch John in die Deutsche Gesellschaft eingeführt war, erfolgte 25. Septbr. desselben Jahres 1790 seine Ernennung zum Ehrenmitglied (womit die Gesellschaft damals ziemlich freigebig war), und er las nun auf Sitzungsabenden zwei Abhandlungen „Kritisches Fragment über Rousseau's schriftstellerisches Verdienst", ebenfalls nach de Juvigny (abgedruckt Preuß. Archiv 1790. pg. 741—57), und „Ueber die Täuschung der Regenten" aus den Denkwürdigkeiten des Duc de St. Simon (Pr. Arch. 1791, pg. 721—36).

Zu dem „Kreise verbrüderter Freunde, in welchem der junge Musiker [Reichardt] frühe schon Poesie und Literatur lieben und schätzen lernte" (Schl. pg. 67), gehörte endlich auch als der Hervorragendsten einer

Carl Gottlieb Bock, nach dem Kirchenbuche geboren zu Friedland in Ostpreußen am 24. Mai (getauft 27. Mai) 1746 als Sohn des Pfarrers Daniel Reinhold Bock und seiner Ehefrau Maria Elisabeth geb. Cudnochovius (welcher Name aus dem polnischen Cudnochowski — C wie Z gesprochen — latinisirt ist). Unter den Pathen befinden sich M. Joh. George Bock, Prof. der Poesie zu Königsberg, und die Frau des Prof. D. Friedr. Sam. Bock daselbst, eines Onkels, bei welchem der Knabe, nachdem er bald den Vater verloren und dann bei den Eltern der Mutter, Kölmern zu Gutenfeld (Kreis Königsberg), sich aufgehalten, seit dem zwölften Jahre erzogen wurde und den Grund zu seiner Bildung und seinen Kenntnissen legte. Zu Ostern 1763 bezog er die Universität, studirte Jura unter Funk und Philosophie unter Kant, wurde 1766 nach der Wiederbelebung der Königl. Deutschen Gesellschaft eins ihrer Mitglieder, fand in demselben Jahre Anstellung als Advocat beim Oberburggräflichen Amte (unter dessen Jurisdiction die Juden und

*) Während man heute „Geschäftsmann" nur in kaufmännischem Sinne nimmt, nannte man damals auch Beamte so, weil sie mit „Staats-Geschäften" zu thun hatten.

Fremden standen), nahm aber August 1769 seine Entlassung (Hippel an Scheffner XIII, pg. 105 und Goldbeck I. 12, obwohl Bock selbst Pr. Prov. Bl. I, 1829, pg. 290 sagt: „In diesem Posten blieb ich bis zum Jahre 1772") und lebte vorläufig als Privatmann. Reichardt erinnert sich gern seines Umganges als Student (seit 1767) mit Bock, besonders der interessanten Spazierritte, vorzüglich nach der Capornschen Heide und dem darin gelegenen Vierbrüderkruge; „das stets wachsende Interesse an dem Umgange mit diesem sinnigen Freunde zog ihn nach und nach immer mehr von jener wüsten Gesellschaft und Lebensweise [der andern Studenten] ab und zur Beschäftigung mit der Singcomposition. Bock dichtete mit Sinn und Geschmack und manches seiner Lieder gelang dem treu nachfühlenden Componisten" (Schl. pg. 81). Als Hippel's Trauerspiel „Willfort und Amalie" anonym aufgeführt und darauf am Laternenpfahl auf dem Roßgärter Markt ein Zettel angeklebt wurde: „Wir wünschen, daß bei der verderblichen Glut der Julie und Amalie das Stück des Herrn Verfassers mit verbrannt wäre, und rathen ihm, zu schweigen, oder sich zu bessern. Dieses wünscht ein mitleidiges Publikum", war Hippel über diesen Studentenstreich höchlich entrüstet und rieth auf Bock und John als Urheber, ohne dies anders als mit „ich vermuthe sehr" begründen zu können (Hippel an Scheffner im Februar 1768; XIII. pg. 40—43). Bei der Besitznahme Westpreußens und Errichtung der Kriegs- und Domänen-Kammer in Marienwerder wurde Bock als Kammer-Secretär bei letzterer angestellt und heiratete nun im Juni 1773 Luise Weitenkampf, eine sehr schöne Frau, deren Hauptcharacterzug nach des Sohnes Bericht „süße Schwärmerei" und Empfindsamkeit war, und mit der er in sehr glücklicher Ehe lebte. In einer Epistel an seinen Freund, den Seegerichtsassessor Lilienthal in Memel (sieh weiter unten), im Tempe I. 1780 (pg. 783—799) sagt er auf pg. 790: „Dieses Kind, mein Weib, meine Kupfer, meine Bücher [er besaß eine ausgewählte, bedeutende Bibliothek] sind im Stande, mich für meine geistlosen Amtsgeschäfte, für meine bis zur Dürftigkeit eingeschränkten Ein-

künfte, für diesen in aller Rücksicht höchst elenden Ort, schadlos zu halten". und pg. 797: „Wenn ich ein Paar Stunden Muse [Muße] gewinne, so haben Weib und Kind das erste Recht auf mich, und dann hab ich in meinem Lieblingsstudium noch so viel Lüken auszufüllen, in der neuern Litteratur so viel nachzuholen, daß ich an eigne Arbeiten des Geistes wenig denken kann". Man ersieht aus diesen Aeußerungen, daß ein ernstes, geistiges Streben den jungen Mann schon damals erfüllte; aus der Beschreibung schöner Kupferstiche in seinem Besitze und von Gemälden im Pallaste des Fürstbischofs Krasicki von Ermland, die er auf einer Durchreise gesehen (im erwähnten Briefe im Tempe), spricht Freude an der Kunst und Verständniß für sie. Für das Theater interessirte er sich leidenschaftlich, und, wie der Sohn berichtet, brachte, als die Schuch'sche Gesellschaft 1778 in Marienwerder spielte, Madame Schuch mit ihrer aufblühenden, talentvollen Tochter Friederike, nachherigen Bachmann, nach dem Theater den Abend in Bock's Hause zu; doch giebt es in dieser Beziehung nur ein einziges Gedicht von ihm „An den Schauspieler Herrn Schmidt, bei seiner Abreise vom Schuch'schen Theater nach Leipzig im Namen eines Schauspielers, den 15ten December 1778" (Tempe I, pg. 808—809; über Gottfried Heinrich Schmidt sieh Hagen l. c. 1852, II, pg. 23—25), als Bock's Arbeit außer seiner Chiffre ck kenntlich u. a. an seinem Ausdruck „bübelnder Komus". Sein oben erwähntes Lieblingsstudium, dem er sich mit liebevollem Eifer widmete, war die Lectüre und die Uebersetzung altklassischer Dichter: Virgil's, Ovid's, Horazens. John richtete deshalb zu Neujahr 1780 eine Epistel an ihn (Tempe I, pg. 822), worin er ihm sagt: „Daß du dich immer mit dem seligen Virgil balgst — dir die eine Hüfte an der Aeneis verrenkst, indes dir die andre vom Kritikakler gebrochen wird, ist kein so gut Stückchen, als wenn du an deinen Freund schriebst. Lenk vom unsichern Wege der Unsterblichkeit zurück, zum Staube, dem du entnommen bist. Sey ein gefälliger Hausvater, ein frölicher Dichter, ein gesprächiger Freund; und alle meine Wünsche sind für dies Neujahr erfüllt".

Glücklicherweise lag es nicht in Bock's ernster Natur, sich irre machen zu lassen, und so hat er in der Stille der Kleinstadt Tüchtiges geschaffen. Im Jahre 1783 machte er eine Reise durch Norddeutschland über Berlin und Hamburg, auf der er vielleicht auch seine „Metrischen Uebersetzungen" zu Stendal in den Druck gab; die empfangenen Eindrücke verarbeitete er später zu einem an Hippel gerichteten „Tagebuch einer Reise durch einen Theil des nördlichen Deutschlands", welches leider Manuscript geblieben und wol verschollen ist. Zwei Jahre später, 1785, besuchte er Scheffner, mit dem er während dessen Kriegsrathszeit in Marienwerder (1772—75) Bekanntschaft geschlossen hatte, und Hippel. Scheffner richtete babei ein hübsches Gedicht an Bock, welches in seinen „Spätlingen" (Kgsbg. 1803) pg. 5—11 steht, „An den Kriegsrath B." überschrieben, weil Bock 1803 diesen Titel hatte. Hippel schrieb darüber (Werke XIV, pg. 361) an ihn: „Ihre Verse an Herrn Bock waren allerliebst, ich habe sie mit vielem Vergnügen gelesen". Bei Hippel, der bekanntlich eine schöne, werthvolle Gemäldesammlung besaß, hatte Bock sich als Kunstliebhaber angemeldet; Hippel lud ihn am 1. Juli 1785 zu Tische und zur Gesellschaft Hamann, dem Scheffner Bock und dessen Georgica-Uebersetzung empfohlen hatte und welcher dann am 8. Juli Scheffnern schrieb, er habe „diesem fähigen und würdigen Manne das Gelübde gethan, Sie wenigstens jeden Monat zu erinnern, zu seiner Verpflanzung an die hiesige Kammer behülflich zu seyn" (Roth VII, pg. 254. 256). Doch dauerte es noch einige Jahre, bis Bock 1792 als vortragender und expedirender Rath in Präsidialgeschäften nach Königsberg versetzt wurde, wo er, wie die letzte Zeit in Marienwerder auf's Angestrengteste — oft bis tief in die Nacht — unter dem Provinzialminister Friedrich Leopold Freiherrn v. Schrötter arbeitete. Da er sich schließlich körperlich und geistig stark angegriffen fühlte, so erhielt er auf seine Bitte im Juli 1793 (Preuß. Archiv 1793 pg. 634) die ruhige Rathsstelle beim Königl. Commerzien- und Admiralitäts-Collegium zu Königsberg. Nach fünfzigjähriger Dienstzeit wurde er ehrenvoll

pensioniert und starb am 12. Januar 1829 an Entkräftung in den Armen seiner zweiten Frau, der 1754 geborenen jüngeren Schwester seines Jugendfreundes Reichardt, Sophie, verwittweten Dorow. Die Beerdigung fand am 17. Januar Abends bei Mondschein auf dem Altroßgärter Kirchhofe statt. Den Hauptheil seiner Habe bildete eine schon früh angelegte und stetig vermehrte, für Königsberg bedeutende und schöne Sammlung von Kupferstichen und Gemälden besonders italienischer und niederländischer Meister, „mit welcher", wie Schl. pg. 20, Anm. 1 sagt, „der König Friedrich Wilhelm III. durch einen großmüthigen Ankauf die Königsbergsche Kunstschule beschenkt hat". Schletterer's Nachrichten, die von Reichardt's Nachkommen stammen, haben sich sonst als richtig erwiesen; hier aber weiß weder der „Bericht der Königl. Kunst- und Gewerkschule zu Kgsbg. Zum hundertjährigen Gedenktage ihrer ersten Reorganisation im Jahre 1800" (Kgsb. 1901; 40 pg. kl. 4°) noch v. Goßler's Schrift „Zum 50jährigen Jubiläum des Kunstvereins und städtischen Museums in Kgsbg. Geschichtliche Rückblicke auf die Gründung und Entwickelung in den Jahren von 1832 bis 1881" (Kgsbg. 1882, 29 pg. 4°) etwas davon, und auch briefliche Erkundigungen in Königsberg und in Berlin haben kein Licht in die Sache bringen können.

Einen kurzen Nekrolog C. G. Bock's verfaßte sein Sohn in den „Preuß. Prov. Bl." I. 1829, pg. 284—289, unter Hinzufügung eines Auszugs aus der Selbstbiographie des Vaters pg. 289—292. Eine Ergänzung zu letzterer bilden des Sohnes „Kindheitsbilder" in dem von Ferd. Raabe und C. W. Riemer herausgegebenen „Cypressenkranz für Raphael Bock" (Kgsbg. 1838; X. 179 pg. 8°), wo u. a. mitgetheilt wird, daß C. G. Bock aus einem alten adligen Geschlechte, von Stephan v. Bock, Hauptmann zu Thorenburg oder Thorda in Siebenbürgen (geb. 1557) seine Abstammung herleitete, ernstlich an die Erneuerung seines Adels dachte und seinen Sohn gern als Offizier gesehen hätte. Dieser Sohn Raphael verdient hier gleich im Anschlusse wegen seiner merkwürdigen Schicksale und auch deswegen

nähere Erwähnung, weil von ihm die beiden Gedichte „An den Mond“ und „Grabschrift“ herrühren, die sein Vater in der Blumenlese für 1793 mit der Anmerkung veröffentlichte: „Diese beide Stükke sind von einem zwölfjährigen Knaben; doch freilich nicht ohne Verbesserung einer kunsterfahrnen Hand“.

Bock, Friedrich Raphael, wurde seinem Vater in erster Ehe am 30. November 1779 zu Marienwerder geboren und zeigte schon früh ein schwärmerisch-phantastisches, sinnliches Wesen; er selbst sagt in seinen „Kindheitsbildern“ von sich, daß er „eigentlich in der Jugend schon ein reflektirendes in sich versenktes Gemüth, ungeschickt zu allem frisch ins Leben greifenden Handeln“ war, daß der zuerst in Pelplin von ihm gesehene katholische Gottesdienst ihn „wie an einen himmlischen Ritus gemahnte“, zu dem er nun einen Hang verspürte, den der Vater und auch die Mutter, letztere obwohl sie selbst „sich schwärmerisch dahin neigte“, zu unterdrücken strebten, daß er, sobald er als Kind in Königsberg das Theater sah, „für die Schaubühne entzündet ward“, endlich daß schon in den ersten Schuljahren „sich die Liebe mit allem ihrem Zauber des jugendlichen Gemüthes bemächtigt“ und ein gleichaltriges junges Mädchen sowie ein schönes Dienstmädchen im Elternhause ihn fesselten. Jedoch war die Sinnlichkeit bei ihm mehr passiv; er spricht von seiner „schmachtenden platonischen Liebe, die stets meine entschiedene Hinneigung war“. Im Sommersemester 1796 bezog er die Universität zu Königsberg, um Jura zu studiren, fühlte sich aber seinem Charakter nach mehr zu Philosophie und Sprachen hingezogen. Mit dem geistesverwandten Zacharias Werner, der sich 1799 und dann seit December 1801 bis 1804 in Königsberg aufhielt, wurde er innig befreundet; Werner sagt von ihm: „er hat ungemein viel religiösen, viel Kunstsinn, viel Phantasie, auch moralische Anlagen“ (Düntzer, Zwei Bekehrte, Lpzg. 1873, pg. 56—57). Im J. 1804 wurde er Referendar bei der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Bialystok, kehrte aber 1806 nach Ostpreußen zurück, wurde katholisch, trat in den Orden der Bernhardiner und lebte erst im Kloster zu Cadienen,

dann als Vicar zu Frauenburg. Hier aber siegte sein Herz über seine Schwärmerei. Er verliebte sich, ging 1810 nach Königsberg, wo sein Studienfreund Max v. Schenkendorf, zu dessen „Studien" er einen Beitrag „Sehnsucht im Frühlinge" lieferte, sich warm für ihn interessierte, wurde wieder evangelisch, Bibliothekar der v. Wallenrodtschen sowie Sekretär der Königl. Bibliothek und heirathete seine Auserwählte. Aber sein Hang zu religiöser Schwärmerei verließ ihn nicht; als z. B. die Baronesse von Krüdener 1818 durch Ostpreußen reiste, schloß er sich ihr in Königsberg an, kam mit nach Memel, wo sie seit 18. März Erbauungsstunden hielt, und kehrte erst an der Grenze um, als die Kosaken ihrem Gefolge den Eintritt verwehrten. Am 17. August 1837 Morgens fand er seinen Tod beim Baden im Pregel am Friedländer Thor; in der Hartung'schen Zeitung des Jahres widmete ihm pg. 1633 sein Freund, der kunstbegeisterte Antiquar Ferd. Raabe, einen ehrenden Nachruf (cf. auch N. Pr. Prov.-Bl. 1856, pg. 108—112). Er verfaßte „Aura. Ein romantisches Gedicht", Frankfurt a. M., bei Heinr. Ludw. Brönner 1817 (2 Bl. 266 pg.) 8°. und hinterließ 9 poetische und 3 prosaische Werke im Manuscript, aus welchen im oben erwähnten „Cypressenkranz" Proben mitgetheilt werden, die sich thatsächlich, wie die Herausgeber in der Vorrede sagen, „durch Gedankentiefe, Phantasiefülle, poetischen Schwung und metrische Vollendung auszeichnen" und von seiner romantisch-mystisch-schwärmerischen Geistesrichtung Kunde geben. Zu erwähnen ist darunter „Johannes Faust (ein Nachtgemälde)" pg. 43—73. Rosenheyn bringt in seinem „Horaz" auch drei Uebersetzungen von Raphael Bock: Od. III, 20 An Pyrrhus, IV, 3 An Melpomene, IV, 15 An Augustus (pg. 266, 305, 353—355).

Um nun wieder zu Carl Gottlieb Bock zurückzukehren, so zerfallen seine dichterischen Arbeiten in drei Theile: eigene poetische Versuche, Bearbeitungen alter Königsberger Dichter und Uebersetzungen. Bock hat früh zu dichten angefangen; sein Gedicht „Nach der Torgauer Schlacht" stammt aus dem Jahre 1763, als er siebzehn Jahre alt war, aus dem nächsten

„Ueber die Linde vor Phyllis Fenster“, aus dem J. 1765 „Elegie über einen verlornen Liebesbrief“. Zuerst gedruckt ist, soweit bekannt, das zweite der genannten Gedichte, und zwar, wie bereits erwähnt, in den „Abhandlungen und Poesien“ der Kgl. Deutschen Gesellschaft von 1771. Der sonst so genaue Pisanski (pg. 661) und nach ihm Goedeke-Goetze (IV, pg. 46) schreiben ihm zwar die „Erstlinge meiner Muse“ zu, welche zu Leipzig 1770 erschienen, doch führt der Zweitgenannte das Buch auch bei Joh. Christian Bock auf (ibid. pg. 243), und dies ist das Richtige; der zuverlässige Joerdens giebt (Band V, pg. 748) unter Joh. Chrn. Bock eine genaue Beschreibung des Werkchens. Schuld an dem ganzen Irrthum trägt der Königsberger Buchhändler Joh. Jakob Kanter, wie aus Hippels Briefen an Scheffner (XIII, pg. 85—86) hervorgeht. Kanter hatte Ende 1768 oder bis in den Januar 1769 eine Reise nach Deutschland gemacht und sich auch in Berlin aufgehalten, eilig, geschäftig und vergeßlich wie immer; nach der Heimkehr kramte er dann alle seine Neuigkeiten aus. Hippel berichtet pg. 85 unten: Kanter habe in Berlin von der Karschin Briefe und Gedichte erhalten und daraus an seinem (Hippels) Geburtstage vorgelesen, und fährt pg. 86 oben in einem Athem fort: „Bock und John stehen in Correspondenz mit Ramler, und unter des letztern Präsidio sind auch ihre Erstlinge der Muse in Berlin herausgekommen und von Carl Bock angezeigt. Bock hat mir einige Bogen zum Durchlesen zugesandt. Zum Durchlesen, sag ich, denn ich würde meine Finger verbrennen, wenn ich eine Zeile befeilen sollte“. Diese Nachricht stammt also auch von Kanter, dem wol ein Geschäftsfreund in Berlin oder Leipzig das Titelblatt des Werkckens vom Dresdener Joh. Chrn. Bock gezeigt hatte, welches nach Joerdens lautet: „Erstlinge meiner Muse. J. C. Bock. Phoebe, fave, novus ingreditur tua templa sacerdos. Tibull. Leipzig 1770“ (es mag vordatirt worden sein, weil es damals noch nicht endgültig vollendet war und erst später zur Ausgabe gelangen sollte). Das C. vor „Bock“ — allerdings eine merkwürdige und ganz ungewöhnliche Abkürzung von Christian —

deutete Kanter nun als Carl und das J. davor anscheinend sogar als John. Nun mag noch dazu Carl Gottlieb Bock wirklich an Ramler, den er sehr verehrte, geschrieben gehabt haben, und er hatte außerdem Hippel einige seiner Gedichte im Manuscript mitgetheilt (bei gedruckten wäre ja ein Feilen überhaupt nicht mehr möglich gewesen). So war denn der Mischmaschbrei fertig, und Kanters „ganz unerhörter Wind" (ibid. pg. 66) hat noch bis auf die Gegenwart gespukt, nun aber hoffentlich ausgeweht.

Als sein Freund Reichardt im Frühjahr 1771 eine Reise nach Deutschland antrat, vertraute Bock ihm seine gesammelten Jugendgedichte an, um sie in Berlin Ramler zur Durchsicht vorzulegen, was er denn auch that (Schl. pg. 96). Ramler wurde, wie gesagt, damals (und auch fernerhin) von Bock sehr verehrt; dieser widmete ihm in seinen „Gedichten eines Preußen" das neunte (pg. 26—28) „An Herrn Ramler" mit dem Schlusse:

„Und majestätisch, gleich des weithallenden
Gewitters Stimme rauscht dein Gesang daher
zum Lobe Ferdinands und Heinrichs,
oder des Ersten der Erdengötter",

und an den Königsberger Dichtern nahm er, wie er ausdrücklich sagt, nach Ramlers Muster Veränderungen vor. Am 19. Mai 1774 schreibt ihm Reichardt aus Braunschweig (Schl. pg. 143, wo durch einen Druckfehler „Bode" steht, 145, 149): „daß deine Gedichte, für die ich deine Entschließung über die von Ramler vorgeschlagenen Aenderungen erwarte, ehe ich sie einem Verleger übergebe, mit mir . . . wandern, kannst du denken", und, anläßlich seines Besuches bei Gleim: „Dann zeigte ich ihm deine Gedichte und las ihm einige davon vor; er war sehr zufrieden damit". Als dann Reichardt auf der Heimreise sich in Danzig aufhielt, hat er seines Freundes Gedichte dem dortigen Buchhändler Jobst Herrmann Flörke übergeben; denn bei diesem erschienen sie ohne Nennung des Verfassers unter dem Titel „Gedichte eines Preußen" und mit der Jahreszahl 1775 so zeitig, daß die Königsberger Gelehrten und Politischen Zeitungen be-

reits in Stück 38 vom 12. Mai 1775 eine Recension bringen konnten. Die Angabe, das Büchlein sei 1774 zu Königsberg erschienen, welche Goldbeck und Joerdens haben, ist irrig. Das Büchlein, dessen Vignette auf dem Titelblatt (von Geyser) einen über Wolken in die Höhe steigenden Adler zeigt, der ein die Lyra spielendes Knäbchen trägt, zählt 48 pg. kl. 8° und ist auf gutem Papier hübsch gedruckt mit Zierleisten am Anfange und kleinen Zierstöcken am Schlusse der Gedichte. Blatt 2 trägt nur die Worte „Meinen Freunden den Barden Deutschlands gewidmet"; Blatt 3 enthält die selbstbewußte Widmung:

„Dir dank ich den sprossenden Lorbeer,
dir Vater Apollo! Erhübe
der Fremdling des nordischen Klima
sonst neben dem stürmischen Belte sich wohl?

Und würde wohl einst nach Aeonen
bey Teutobalds blühenden Hainen,
entzögst du dem werdenden Stamme
die schirmende Rechte, noch seiner gedacht?

Dir weih ich den blättrigen Sprössling!
nicht auf dem Altare von Marmor,
nein, deinen geliebtesten Barden
umwind ich, der Ewigkeit sicher, das Haupt.

Zwar nimmerverwelkende Kränze
umgeben die Scheitel euch Edlen!
Doch nehmet von Waidewuths Enkel
der Seltenheit wegen den dichtrischen Zweig!"

Die Anzahl der Gedichte ist 18, worunter 2 aus dem Horaz, 1 aus dem Catull übersetzte. Das bereits erwähnte „Ueber die Linde" etc. ist hier wieder abgedruckt, auch das „Nach der Torgauer Schlacht" aufgenommen. Eins, ein zierliches Roccocostückchen à la Watteau, sei hier hergesetzt:

„Der Zufall.

Unter schattichten Gebüschen liegt
Magdalis in Schlummer eingewiegt,
und schon wird durch buhlerische Lüfte
von des Mädchens lilienweisen [sic] Hüfte

das vertraulichste Gewand entrükt,
als der Gott von Paphos sie erblikt.
er, der längst mit Köcker und mit Bogen
ihr auf allen Schritten nachgezogen.

Von so vielen Reizen übermannt,
blinzt sein Auge, zittert seine Hand,
und es schiesst der Vater süsser Schmerzen
meist drey Spannen tief von ihrem Herzen.

Nach neun Monden, eh sie sichs versah,
war ein kleines Götterknäbchen da,
zug für zug, als ob es Amor wäre
und in Amathunt zu Haus gehöre".

Die Gedichte erwecken trotz einzelner Verfehltheiten im Ausdruck (z. B. „Ich warf die Arme, die vor Innbrunst glühen, nach der entzückenden Geliebten schon" und, von einer Braut gesagt, die „nun plötzlich des Lieblings blutigen Trunk [truncus = Rumpf, Leib] Am Bräutgams Gewebe von ihr erkennet") durch ihre Kraft und Frische einen guten Eindruck, und so sprach sich auch die schon erwähnte Recension aus: „Eine kleine Sammlung auserlesener Gedichte, die ebenso deutlich das Gepräge des Genies an sich tragen, als sie die schärfsten Pfeile der Critick verrathen. Durchgeführter Plan und reine harmonische Verse beweisen dieses" etc. Aehnlich spricht die erste Blumenlese 1780 von dem Verfasser der Gedichte eines Preußen, „der zuerst auf dem vaterländischen Boden säete und mit Ruhm einärndtete". Reichardt aber hatte bereits in seinem Schriftchen „Ueber die deutsche comische Oper", Hamburg 1774, am Schlusse in einem an Bock gerichteten „Freundschaftlichen Brief über die musikalische Poesie" an dem Gedichte „Seline", welches das erste der „Ged. e. Pr." bildet, seine Ansicht über die Composition von Gedichten entwickelt, dies Gedicht („Kein Mißgeschick droht unserm Leben, das Cytherea nicht versüßt") zum 8. Mai 1774, zur jährigen Hochzeitsfeier des Professors Joh. Arnold Ebert in Braunschweig*) componirt, und veröffentlichte diese Composition

*) Ebert heirathete 1773 die Tochter des Kammerraths Gräfe (Joerdens I, pg. 434) und starb 1795.

ebenso wie die der beiden Gedichte aus den Ged. e. Pr. „An die Grille“ und „Ueber die Linde vor Phyllis Fenster“ 1775 in seinen „Gesängen fürs schöne Geschlecht“. In seinen „Briefen eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend“, 1774—76, richtete er in Thl. I Brief 4 und 7, in Thl. II 1 und 6 an Bock.

Seitdem hat Bock nur noch in Sammlungen und Zeitschriften poetische Arbeiten veröffentlicht. In der Blumenlese für 1781 stehen, einschließlich einer Uebersetzung aus dem Horaz, sechs, in Tempe I das bereits erwähnte an Schauspieler Schmidt, in Tempe II fünf, darunter die schon genannte „Elegie über ein verlohrnes Liebesbriefchen“ (pg. 427—28), worin die Liebesgötter „mit kindisch-froher Unschuld bübelten“ (ein sechstes ist in der oben erwähnten Blumenlese ebenfalls enthalten, also nur Duplicat), in Kausch's „Poetischer Blumenlese der Preußischen Staaten für 1789“ eins oder mehrere (Preuß. Archiv 1790, pg. 223), in der Blumenlese für 1793 vier, worunter „An Herrn Magister R—ck [Rinck]. Im May 1789“, andere (nach Goldbeck und Joerdens) in Ramler's „Lyrischer Blumenlese“ (Leipzig 1774—78, 2 Bde.: vergl. hierüber Goedeke-Goetze IV, pg. 103: „Von den Sammlungen, die Ramler veranstaltete, hat keine persönlichen oder geschichtlichen Werth, da sie, ein Mischmasch von fremden Gedanken und Ramlerischen Flickereien, weder ihm noch andern gehören“), in den Königsberger Gelehrten- u. Polit. Ztngn., in der Berlinischen Monatsschrift und in Jördens' Blumenlese deutscher Sinngedichte (vielleicht „Sinngedichte der Deutschen.“ Acht Bücher. Leipzig 1780; Goedeke IV, pg. 372). Nach einer Ankündigung in der Preuß. Monatsschrift vom März 1789 (I, pg. 480) wollte Bock seine zerstreuten Poesien sammeln und auf Pränumeration herausgeben, von welchem Plane sich aber sonst weiter keine Nachricht findet. Erst im Jahre 1819 fügte Bock seiner letzten Ausgabe von Virgil's Georgica (sieh unten) als Anhang (pg. 209—287) eine Sammlung von 50 seiner Gedichte (einschließlich Bearbeitungen und Uebersetzungen) hinzu, die so sorglich und gründlich gefeilt und umgearbeitet sind, daß sie, wie der Vergleich ergiebt, mit den ursprünglichen Veröffentlichungen außer

den Ueberschriften nur noch wenig Aehnlichkeit besitzen; sie lesen sich glatter und eleganter, haben aber von dem Vorzug jugendlicher Frische und Ursprünglichkeit nicht viel mehr übrig behalten. Indessen sind es hübsche, achtungswerthe Leistungen, um die es Schade ist, daß sie so wenig bekannt wurden; aber wer sollte sie in einer Uebersetzung der Georgica suchen? Hätte Bock das Buch betitelt etwa „C. G. Bock's Poetische Schriften in einer Auswahl", so würde es vielleicht mehr Aufmerksamkeit gefunden haben. Mit Achtung erweckender Treue giebt er gleich im ersten Gedichte „Die Leyer des Horaz" seiner Verehrung für Ramler unverändert Ausdruck: nachdem Horazens Leyer verstummt, konnte keiner der Sänger „Seit viermal tausend Sonnenwenden Ihren entschlummerten Geist erwecken, Als du, mein Ramler" etc. Von den weiteren Gedichten verdienen besondere Erwähnung „Hippels Garten und Grab" (pg. 218—226) und „An Max v. Schenkendorf. 1813" (pg. 272). Im ersten, einem Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn, heißt es:

S. Schildre mir, Vater, den Mann! Dein Freund, so scheinet es, war er:
Weiss ich doch schon, dass ein Freund er des Schönen war und des Heil'gen.

V. Hippel nannt' ich ihn dir! Erzogen in dunkeler Armuth;
Aber von hochaufstrebendem Geist; vielseitig gebildet:
Weltmann, Redner, Poet, Planschöpfer, Gottesverehrer.
Fühlend die Kraft, am Ruder zu stehn des mächtigsten Staates,
Wollte, Verweser zu seyn der Hauptstadt, ihm nicht genügen.
Doch auch hier bewies er, wozu sein Geist ihn bestimmte.
Galt es, die Rechte der Stadt zu vertheidigen, trat er mit Muth auf,
Dass sein Gegner, wenn gleich vom Kriegeslorbeer umkränzet,
Weichend der Suada Gewalt, der Bürgerkrone den Sieg liess.
Ehe das Ruder der Stadt er lenkte, wurden nicht selten
Weite Bezirke verheert vom Feuer, welches von einer
Morgenwache zur andern frass hochthürmende Kirchen,
Speicher, mit Gütern gefüllt aus allen Zonen der Erde,
Stolze Gebäude der Pracht, und die Wohnungen fleissiger Bürger.
Sein tiefforschender Blick erspähete bald den verborgnen
Grund des Verderbens, und lehrte, die Wuth der Flammen bekämpfen.
Ihm entwichen, wohin er traf, die verhüllenden Schatten
Jedes dämonischen Reichs, und Wissenschaften und Künste

Hoben gemuthigt das Haupt empor. Aus stockenden Sümpfen
Schuf er Gehäge der Lust, und Kränze staudet sein Park ihm.
— —

Dort ward Hippol mein Freund; doch nahmen verschiedene Richtung
Unsere Wege: denn ihn — ach ihn verlockte die Ehrsucht.
Immer den Gipfel des Ruhms in seinem Auge, genoss er
Selten mit reinem Gemüth des um sich versammelten Schönen.
Vieles geschaffen, mein Sohn, hat er, das, würdig der Nachwelt,
Doch nach wenigen Jahren bereits unrühmlich dahinwelkt.
Oftmals lag er vor Gott mit reuigen Thränen im Staube;
Aber den Feind in der Brust vermocht er nicht zu besiegen.
— —

Aber sie wanderten fort und kamen, wo er nun ausruht.
Brüllen und Grunzen — denn längst entehrt von schwärmendem Viehe
Wurde das Grab — scholl ihnen daher. „Das also der Nachwelt
Hymnen?“ So brach der Vater nun aus. „Ein Gottesacker?“
Fragte voll Staunen der Sohn. — — — — — — — — — — — — —
— —

V. Ja wohl, unähnlich dem Kirchhof,
Welchen mit Farben des Abendroths der Dichter gemahlt hat.*)
— —

Als sie nun lange genug geforschet, fanden sie endlich
Unter Gebüschen von Dorn und Distel den ärmlichen Sandstein,
Der des Verdienstlichen Hülle bedeckt. Vier silberne Pappeln,
Einst von der Hand des Freundes gepflanzt, dem Grabe zu schatten,
Waren der Kronen beraubt, und meist entblösset der Rinde.

*) Der rossgärtsche Kirchhof in Königsberg. S. die Lebensläufe nach aufsteigender Linie. 3. Th. S. 266 u. f. Anm. Bock's. Vergl. auch den Artikel „Hippels Grab“ von X. Y. Z. in den Preuss. Prov.-Bl. VI, 1831, pg. 79—80, wonach „der Anblick dieser verwitternden Ruine allgemeine Indignation erregte“ und 1827 der damalige Bürgermeister von Königsberg „statt Schreibereien mit den etwanigen Bau-Verpflichteten anzuknüpfen, zur Sache schritt und die nothwendigste Instandsetzung anordnete“, welche der Maurermeister Biehler unter Hergabe des sämmtlichen Materials umsonst besorgte, um das Andenken des Verstorbenen zu ehren. Aber Karl Rosenkranz in seinen „Königsberger Skizzen“ (Danzig 1842) II, pg. 7—14 schildert die Stelle wieder: „ein wüstes Stück Feld. Bäume stehen unordentlich darauf umher; Gras und Unkraut wuchert darauf — zur Zeit der Cholera war dies ein Armenkirchhof. Dicht an dem Graben, der diesen Kirchhof von der Allee scheidet, ist ein grosser ziemlich platt an der Erde liegender breiter Sandstein bemerklich, über welchen mehrere Bäume ihren Schatten hinwerfen und an dessen Kanten einige Ziegen und eine Milchkuh gern das sprossende Gras abrupfen.“

Nicht mehr hemmend den Thränenerguss, setzt auf des Geliebten
Grab der Vater sich hin, und schliesst den Sohn in die Arme.
„Also ehret die Welt, spricht er, was gross und geehrt war,
„Wenn es — gefürchtet nicht mehr — im Leichentuche nun schlummert!
„Armer, betrogener Mann! Du träumtest unsterblichen Nachruhm?
„Wähntest, es würden dereinst sich Mausoläen erheben,
„Durch die Nähe geehrt von deiner Asche? Wie hat doch
„So vergeblich dein Fuss sich bemüht! — Im Leben von Ehrsucht*)
„Abgequält, und im Tode verkannt, vergessen, verunehrt!
„O ihr Sterblichen ihr! Im eigenen Auge den Balken,
„Richtet ihr hämisch und streng in des Nächsten Auge den Splitter? —
„Selbst der Freund — was sag' ich? der Freund? — Der gefeyerte Weise,
„Dem um das silberne Haar viel Lorbeerkränze sich schlangen,
„Riss er nicht von der verblasseten Stirn des Freundes den Sprössling,
„Oeffentlich rühmend: Auch dieser ist Mein? — O weh! Wenn am grünen
„Holze — — doch gnug! Mich treibt der Verdruss".**)

An Schenkendorf aber richtet Bock die Worte:

„Selig, wem die Camönen, wie dir, den köstlichen Nectar
Schenketen, der nicht erhitzt, aber erwärmet und stärkt!
Der ist ein Liebling des Himmels, wie du; dem fliessen die Tage,
Wie ein tibullisches Lied, sanft und harmonisch dahin:
Denn ihm stimmet ein herziges Weib, die Tochter der Horen,
Seine Saiten: und so wird in den reinsten Accord
Jeder misslautende Ton des vielverworrenen Lebens
Auf von der Laute gelöst. Das ist der Musen Geschenk! —"

Ein Gedicht „Hippels Grab", also wol dem obigen ähnlich, wo nicht dasselbe, und ferner „Flora's Triumph" (pg. 247 der Ausgabe von 1819) stehen auch in v. Schrötter und v. Schenkendorf's „Vesta" (A. Hagen, Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten, Berlin 1863. pg. 243). Bock war mit Schenkendorf

---

*) Wie Bock selbst darüber dachte, hat er bereits 1781 in dem Gedichte „Der Zufriedne" (Bl. 81 pg. 71—72) ausgesprochen, welches beginnt:

„Ich gäbe nimmer
Zufriednen Sinn
Für Irrlichtsschimmer
Der Ehre hin".

**) Vergl. in der Biographie Hippels in Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1797 die Seiten 393 u. f.

befreundet und Theilnehmer an dem von diesem gestifteten literarischen Kränzchen (Hagen l. c. pg. 70).

Sonst enthält die Sammlung noch von neueren Gedichten: Bey der Rückreise des Königs und der Königin von Königsberg nach Berlin am 15ten December 1809; An Ihre Königliche Hoheit, die Prinzessin Charlotte von Preußen, bei Höchstdero Durchreise durch Königsberg im Junius 1817; Am Friedensfeste 1816; An Preußens Krönungsfeste 1818; An den Ober-Landes-Gerichts-Rath Bar. v. Schrötter. Im September 1814 u. a. In der „Epistel an einen ehemaligen Universitätsfreund. 1783“ sagt er:

„Sprich! Wenn Fortunens Rad dir zu Gebote wär,
Wär es der Jugend Wiederkehr
Und ihre Faschingslust, die sich dein Geist erwählte?
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Ich selber gäbe nicht die Aerntezeit der Jahre
Für jenen federleichten Sinn,
Der Weisheit Garben nicht für Rosen in dem Haare,
Für meinen Frühling nicht den Herbst des Lebens hin“.*)

Erwähnt muß schließlich noch das Gedicht werden, welches Bock bei der Nachricht vom Tode seines Jugendfreundes Reichardt verfertigte und das im „Rhein. Merkur“ 1814, Nr. 106 v. 22. August, abgedruckt ist:

„Bey Reichardts Tode.

Trauert, Musen, um ihn, und ihr Freunde der göttlichen Tonkunst!
Goethe selbst winde den Flor sich um die Laute herum!
Denn entschweben lässt er auf der Töne Fittig des Dichters
Lied mit erhöhtem Reiz unter der Saiten Begleit.
Klaget, o klaget um ihn, des Gesanges Töchter, ihr alle,
die ihr, vom Künstler vereint, labet das menschliche Herz!
Nur des Vortrefflichen Freund, dem Mittelmässigen abhold,
hat er des Lorbeers genug, wenn an Cypressen es fehlt. —

*) Ebenso Joh. Gottfr. Hoffmann in dem Gedichte „Würdigung der Jugendfreuden“ in der Blumenlese 1793, worin er sagt: der Mann solle das Kind nicht um seine harmlosen Freuden beneiden, nicht die Kinderzeit sich zurückwünschen: er solle in edlem Wirken und Schaffen, im Beglücken Anderer den schönsten Lohn finden.

Ottokars thürmende Stadt am baltischen Meeresgestade,
die du, zu wenig gewohnt seiner orphäischen Kraft,
Selbst nicht den Trauergesang vernahmst um den einzigen Friedrich,
Seiner begeisterten Brust, Friedrichs würdig, entströmt;
Mutter und Landesbefreund'te von Herder, Hipppel und Reichardt,
hast du dich ihrer gerühmt? fühlst du der Söhne Verlust? —
Königsberg, am 14. July 1814. J. (statt C.) G. Bock".

Ein besonderes Verdienst hat Bock sich durch die Wiederbelebung des Andenkens an Simon Dach und seine Freunde erworben, welches, trotzdem der Ostpreuße Gottsched in seinem „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschafften und freyen Künste" (Lpzg. 1745—54) in Band IV v. J. 1748 und Bd. VII v. J. 1751 auf sie hingewiesen, Pisanski in L. R. v. Werners „Gesammleten Nachrichten zur Ergänzung der preußisch-, märkisch- und polnischen Geschichte", Cüstrin 1755 (pg. 188—200) das Leben Robert Robertins beschrieben hatte und der hundertjährige Todestag Dachs am 15. April 1759 in Königsberg durch deutsche und lateinische Reden und Gedichte (von Granow, Jester, Lauson) gefeiert war, ziemlich erloschen schien. Durch Macpherson's Ossian, der seit 1763 in Deutschland bekannt wurde, durch Gerstenberg's „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur" (1766—70) u. a. war das Interesse für alte lyrische Gedichte wieder rege gemacht worden. Hinsichtlich Ostpreußens hatte man eine reichhaltige Sammlung solcher in Heinrich Albert's „Arien", welche von 1638 bis 1654 in mehreren Auflagen erschienen waren, und auf diese griffen denn auch die Männer zurück, welche die Poeten des ersten Königsberger Dichterkreises wieder an's Licht zogen: Bock und Herder. Bock trat etwas früher auf den Plan. Im Mai 1779 brachte Wieland's „Teutscher Merkur", von ihm eingesandt, Dach's „An Dorinden" (110), „Philosette" (111) sowie Robertin's „Frühlingslied" (112) und bereits im Juli eine Composition Philosette's von Kranz, während Herder im ersten, Mitte 1778 erschienenen Bande seiner Volkslieder nur „Annchen von Tharau" in hochdeutscher Uebertragung gegeben, vom zweiten Bande aber, welcher von Dach „Lob des Weins" (?), „Lied der Freundschaft" und „Der Brauttanz", von

Albert „Amor im Tanz“ und von Robertin „Wettstreit des Frühlings“ enthält, Mitte Mai 1779 erst die letzten Aushängebogen erhalten hatte (Redlich, Herders Poet. Werke I. pg. XVI unten). „Annchen von Tharau“ wurde durch Karl Siegmund Freiherrn v. Seckendorff bald in Musik gesetzt; vom „Lied der Freundschaft“ veröffentlichte Reichardt eine Composition in seinen „Frohen Liedern für deutsche Männer, ein Versuch zu Liedern im Volkston, in frohen Gesellschaften ohne Begleitung zu singen“ (Dessau, 1781). Weiter fortfahrend, gab Bock in Tempe I (1780) von Dach „Anke van Tharau“ plattdeutsch, „Ermunterung zur Freude“, „Frühlingslied“, „Weisheit im Herbste 1647“, „Frühlingslied 1647“, von Albert „An die Schönen 1650“; in Tempe II (1781) von Dach „Der Weise in der That“, „Muth im Leiden“, „Lied der Freundschaft“, „Liebe 1654“, von Albert „Amor im Tanz“. Ihm secundirten kräftig v. Baczko und Zitterland (sieh unten). Ersterer theilte in der Blumenlese 1781 „Lied nach dem Regen, nach von Adersbach aus Alberts Liedern umgearbeitet“ mit (pg. 149—151) und gab in Tempe II (pg. 237—247) in einem Briefe „An Herrn B— in M.“ [Bock in Marienwerder], worin er sagt: „Ihrem Patriotismus, mein Werthester, verdankt unser Vaterland das erneuerte Andenken eines Dach und Roberthin“, bibliographische etc. Nachrichten über Alberts's „Arien“, Weichmann's „Sorgenlägerin“, über der Gertraut Eifflerin, verw. Möllerin „Die wundervollen Liebeswerke des dreieinigen großen Gottes“ (Kgsbg., Reußner), Dach's „Lobgesang Jesu Christi“, Joh. Peter Titz' „Lucretia“ (Danzig, Hünefeld), woraus er pg. 243—246 Proben anführt, Neumarck's Schäferspiel „Der hochbetrübte verliebte Hirte Myrtillus“ (Kgsbg. 1649), Theod. Ludw. Lau's Uebersetzung der Aeneis (Elbing, 1725). In seinen mit Schmalz herausgegebenen „Annalen des Königreichs Preußen“ (Kgsbg. 1792—93) lieferte er die Biographie Dach's und einen Aufsatz über „Roberthin und Heinrich Albert“. Zitterland rückte in's Tempe I (pg. 408—412) „Lieder vom Landsmann Robert Roberthin“ ein: Komm, Herzens Mädchen, laß uns leben; Sol Liebe von Verrat umgeben; An den Frühling:

und begründet dies damit, daß, nachdem die Königsberg. Gelehrten Zeitungen (in welchem Jahrgange und durch wen? Vielleicht Bock? Ich konnte qu. Ztngn. nicht einsehen), die Volkslieder und der deutsche Merkur Namen und Gedächtniß Dach's und Roberthin's wieder hergestellt, es für das Tempe „sowohl Obliegenheit als auch eine in jeder Hinsicht wohlverstandene Selbstpflege“ sei, seine Leser mit ihnen bekannt zu machen. H. H. Füssli's „Allgemeine Blumenlese der Deutschen“ (Zürich 1782—88) brachte Gedichte von Dach, später auch Matthisson in seiner „Lyrischen Anthologie“ (Zürich 1804—8; 20 Bde.). L. Rhesa widmete ihm in seiner „Prutena“ 1809 ein Gedicht, worin er ihn jedoch nur als Dichter geistlicher Lieder feiert.

Die Wiederveröffentlichungen Bock's und Herder's zeigen einige Unterschiede. Dem letztern kam es auf den Inhalt und Gehalt der Lieder hauptsächlich an; er theilt den Namen der Verfasser nur nebenbei in den Anmerkungen hinten mit. Ferner giebt er den Wortlaut möglichst unverändert, läßt aber Strophen weg (im „Lied der Freundschaft“ die letzten, um so einen wirkungsvolleren Schluß zu erzielen) oder zieht sie zusammen (im „Brauttanz“ die Strophen 1 und 2 sowie 4 und 5). Bock dagegen stellt den Dichter in den Vordergrund, erlaubt sich aber „nach Ramlers Muster“, wie oben schon erwähnt, Veränderungen des Textes, die manchmal ganz bedeutend sind. In seinem letzten Werke von 1819 stellt er neben zwei seiner Bearbeitungen auch die Originale: Dach's „Der habe Lust zu Würfeln und zu Karten“ beginnt in seiner Bearbeitung: „Zu dir, du Wohnsitz holder Freude“; Robertin's „Mensch, wie kömmt es, daß dein Sinn“ bei Bock „Mensch wie strebt dein eitler Sinn“. Nach Joh. Peter Titz giebt Bock hier „Musenlohn“ mit dem Beginn „O seelig, wen vor allen Dingen Der holden Musen Gunst erfreut“. Kann Bock's Verfahren in dieser Beziehung auch nicht gebilligt werden, so bleibt es doch sein und seiner Freunde Verdienst, auf die Dichter wieder eindringlich aufmerksam gemacht zu haben.

Seine Uebersetzungen begann Bock mit einer Uebertragung der französischen Operette von Favard „Rose et Colas“, wozu Reichardt die Musik machte; „dies war die erste etwas größere Singcomposition, in der ich mich versuchte“, sagt er (Schl. pg. 81). Sie erschien unter dem Titel „Hänschen und Gretchen“ zusammen mit Michaelis' „Amors Guckkasten“ (Goedeke IV, pg. 54—55) im Clavierauszuge bei Hartknoch in Riga, aber zu Leipzig gedruckt, 1772 (73) und ist besprochen in Allg. Dtsche. Bibl. 1775, Bd. XXIV. Sonst hat er aus dem Französischen nichts weiter übersetzt und aus dem Englischen nur „Ein Mädchen an ihren Geliebten“ (Sanfter Jüngling, o entdecke mir) in Tempe II, pg. 429, und „Wer baut fester als der Maurer? Nach Shakespear“ (In Menschenaltern kaum von Tausenden vollführet) im Poet. Anhang 1819, pg. 226. Seine Hauptkraft widmete Bock den Uebersetzungen aus Catull, Horaz, Ovid und Virgil.

Aus Catull übertrug er Nr. XIII Ad Fabullum: „Herrlich wirst du bey mir, Fabullus, speisen“, Ged. e. Pr. und Poet. Anhang.

Aus Horaz: I, 9 An Thaliarchus „Du siehst, wie tiefen Schnees Soracte glänzt“, Poet. Anh. pg. 240. — II, 14 An den Posthumus. Ged. e. Pr. pg. 42—44: „Ach! es verströmen die flüchtigen Jahre“; Poet. Anh. pg. 246: „Die flücht'gen Jahre, Posthumus, Posthumus“. Wiederholt in Rosenheyn's Horaz I. pg. 182. — III, 1 An Asinius Pollio. Blumenlese 1781, pg. 260—63: „Verhaßter, ungeheiligter Pöbel, flieh“. Poet. Anh. pg. 252—53: „Unheil'gen Pöbel haß' ich: er bleibe fern!“ — III, 7 An Asteria. Poet. Anh. pg. 281—82: „Warum trübst mit Zähren du dein Leben“. Wiederholt in Rosenheyn's Horaz I. pg. 223. — Epod. 3 (Od. V, 3) An den Mäcen. Ueber den Knoblauch, den Horaz bey ihm gegessen hatte. Ged. e. Pr. pg. 45—46.

Aus Ovid: Aktäon. Aus des Ovidius Verwandlungen. Tempe II, pg. 60—69. — Narcissus. Aus des Ovidius Verwandlungen. Tempe II, 435—443.

Aus Virgil: Nisus und Euryalus, aus dem IX. Buche der Aeneide, Tempe I pg. 498—513. — Aeneide Buch I, Preuß. Magaz. pg. 153—186. Diese Uebersetzungen sind in Prosa; metrische aus beiden Dichtern lieferte er in einem kleinen Büchlein, dessen Manuscript er wol bei Gelegenheit seiner Reise durch Norddeutschland unterbrachte (sieh oben). Der Titel lautet: „Metrische Uebersetzungen aus dem Virgil und Ovid", Stendal, Franzen 1783, (1784) 8⁰.

Bock's Lebenswerk aber war die Uebersetzung von Virgil's Georgica, welche er in vier, nicht Auflagen, sondern verschiedenen Ausarbeitungen hat erscheinen lassen. Die Veranlassung zu diesem Unternehmen erzählt er selbst im Vorbericht zur ersten Ausgabe: „Als mir in meiner Jugend [Bock stand 1790 im 45. Lebensjahre] Lessings Aeußerung vorkam: „Eher getraute ich mir eine zweite Aeneis zu machen, als die Georgica gut zu übersetzen" regte sich mein Vorwiz zu dieser Unternehmung, die mir wenigstens so abentheuerlich und einladend, als die Fahrt der Argonauten, schien", doch ließ er sie der Schwierigkeit wegen liegen. „Kaum war durch ruhige Familienglückseligkeit das zu heftige Feuer der Jugend in mir gemäßigt worden, als ich mich zu einer nähern Bekanntschaft mit den Georgicis entschloß". . . . „Was soll ich weiter von meiner Arbeit sagen? Soll ich sagen, daß sie seit vielen Jahren alle die wenigen Nebenstunden ausfüllte, die mir die gewissenhafteste Ausübung meiner Amtspflichten und andere Nothwendigkeiten, Zertreuungen und Verhinderungen des menschlichen Lebens übrig ließen? Daß sie mich mit dem höchsten Enthusiasmus erfüllte? Daß ich oft mit einem einzigen Verse, oft mit einem einzigen Ausdruck, mich Tage und Nächte lang herumtrug? Daß ich mit Kälte in Ordnung brachte, was ich mit Feuer entworfen hatte?" — Die erste Ausgabe erschien, nachdem die Berlin. Monatsschrift 1789 und 1790 Proben gebracht und schon 1780 in Tempe I Bock unter dem Titel „Aristäus" (pg. 514—24) eine Uebersetzung in Prosa aus dem vierten Gesange gegeben hatte, 1790 bei Joh. Ambrosius Barth in Leipzig unter dem Titel „Des Publius Virgilius Maro

Lehrgedicht vom Landbau übersezt von Carl Gottlieb Bock nebst einer Vorrede von Gottfried August Bürger" (2 Bl. 12 pg. 1 Bl. 168 pg.) Gr. 8⁰ in zwei Editionen: einer theureren auf Schreibpapier mit fünf Vignetten (nicht sechs! Titelvignette und je eine vor den vier Gesängen) von Malvieux und einer billigen auf schlechtem Druckpapier nur mit gestochenem Titel und der (hübschen) Titelvignette. Auf dem Blatte hinter dem Titel steht eine Erklärung der fünf Vignetten. Sie ist König Friedrich Wilhelm II., als „dem Pfleger germanischer Kunst und Borussiens Schuzgott", gewidmet; Gottfried August Bürger empfiehlt in seiner 4 Seiten langen, Göttingen, den 8. März 1790 datirten Vorrede nicht etwa gerade diese Uebersetzung, sondern setzt auseinander, ein wie großer Vortheil das Vorhandensein mehrerer Uebersetzungen sei, da jede ihr Eigenthümliches, Gutes habe. woraus man Nutzen ziehen könne. „Nur einen einzigen Renner nach einem Ziele streben zu sehen, das kann nicht interessiren: auch das nicht, wenn mehrere gleichen Schrittes forteilen: aber das ist ein sehr unterhaltendes Schauspiel, wenn die lange Bahn hinab, bald dieser, bald jener dem andern zuvor eilt, ehe endlich Einer der Palme sich ganz oder zum Theil bemächtigt". Aus den von Adolph Strodtmann herausgegebenen „Briefen von und an Gottfried August Bürger" (Berlin, 1874, 4 Bde.) erfahren wir (Band IV, pg. 29—30), daß Bürger nur auf Professor Heyne's in Göttingen Bitte, der selber „nichts beytragen wollte noch konnte", diese Vorrede schrieb und zwar ungern, weil Joh. Heinr. Voss 1789 eine ebensolche Uebersetzung herausgegeben*) und er befürchtete, sich dadurch „den Grobian wahrscheinlich vollends und gerade zu auf den Hals" zu ziehen, da er seit Herausgabe des Musenalmanachs (also als Concurrent) „eben nicht in seiner Gnade stehe"; sodann aber auch, weil Bock „gar keinen Sinn

*) „Des Publ. Virgilius Maro Landbau. Vier Gesänge. Uebersetzt und erklärt von J. H. Voss. Eutin bei dem Verfasser und Hamburg bei Bohn 1789" (später Altona 1800 und 1830). Andere „Mitrenner", mit Bürger zu reden, waren: Joh. Heinr. Jacobi (1781; 1797), ein Anonymus J. A. H. (1792) und Karl Andreas v. Boguslawski (1795): in Prosa Johann Friedrich Herz (Leipzig 1782 und 1787. 112 pg.).

für Rythmus, Harmonie und Melodie hat, anderer Mängel der Diction nicht zu gedenken". „Der heilloseste aller Dämonen hat ihm eingegeben, einen Mischmasch von wahren und falschen — sogenannten Kleistischen Hexametern zu machen, welche letztern ohnehin schon eine elende Erfindung sind, in diesem Gemische aber vollends unausstehlich werden". Heyne dankte ihm dann am 9. März: er habe sich „mit Ehre aus dem Spiele gezogen" und zugleich ihm „aus der Noth geholfen, in so fern ich doch dabey leiden mußte, wenn ich einem ehrlichen Mann das Machwerk so vieler Jahre verkümmert sah".

Bock hatte seinen Hexametern darum öfters die Bürger so ärgernde Vorschlagssylbe gegeben, weil, wie er meinte, „sie den Fluß der Rede und die Gewandtheit des Perioden beförderte", ließ sie aber bei den späteren Bearbeitungen fort. Unter dem Texte dieser Ausgabe stehen erläuternde Anmerkungen; der Anfang lautet:

„Was fröhliche Saaten erzeugt, bei welchem Gestirne, Mäcenas,
der Akker zu wenden, der Wein an Ulmenbäume zu fügen;
welche Pflege die Zucht der Heerden; wie viele Besorgniss
die Rinder verlangen; wie viel Erfahrung die wirthlichen Bienen:
das beginnt mein Gesang".

Von einer zweiten Bearbeitung veröffentlichte er die beiden ersten Gesänge unter dem Titel „Virgils Landgedicht" im Preußischen Archiv 1797, pg. 743—85, und 1798, pg. 215—216. Hier ist der Anfang folgendermaßen umgeändert:

„Was uns fröhliche Saaten macht, bey welchen Gestirnen
Aekker zu wenden, der Wein an Ulmen zu fügen, Mäcenas;
welche Sorgfalt Rindern gebührt, welch' ämsige Pflege
Wollenheerden, wie viel Erfahrung den wirtlichen Bienen:
Das beginnt mein Gesang".

Fünf Jahre später erschien die dritte Bearbeitung unter dem Titel „Virgils Georgika neu übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Karl Gottlieb Bock", Königsberg, bei Goebbels und Unzer, 1803 (3 Bl. 223 pg., 1 pg. Fehlerverzeichniss) Gr. 8° auf schönem Papier und mit hübschen Lettern, in vier Ausgaben: auf weiß. Druckpapier, englisch. Druckpapier, holländ. groß. Median-

papier und geglättet. Schweizerpapier, ein wohlthuender Gegensatz zu dem schlechten Papier und Druck der Voss'schen Ausgabe von 1800. Sie hat keine Vorrede, sondern nur eine Widmung an den Minister Freiherrn Leopold Friedrich v. Schrötter, ist durchweg ohne Vorschlagssylben, hat unter der Uebersetzung den lateinischen Text und die Anmerkungen hinter jedem Gesange. Der Beginn lautet hier:

„Was die fröhlichsten Saaten uns macht, bey welchem Gestirne
Land am besten gestürzt, und Wein an Ulmen geknüpft wird,
welche Besorgung das Rind, wie grosse Pflege das Schafvieh
fordert, Mäcenas, wie viel Erfahrung die häusliche Biene:
davon sing' ich fortan".

Nach sechzehn Jahren, als Bock im 73sten Lebensjahre stand, glaubte er, seiner Arbeit die höchstmögliche Vollendung gegeben zu haben; er fand einen Verleger für diese letzte Ausgabe an dem Hofbuchhändler und Buchdrucker L. Schellenberg in Wiesbaden, wo sie 1819 unter dem Titel „Virgils Georgica Deutsch, nebst Anmerkungen und poetischem Anhange von Karl Gottlieb Bock" erschien (292 pg.) Gr. 8°. Die Georgica gehen aber nur bis pg. 208; mit pg. 209 beginnt der oben schon besprochene „Poetische Anhang". Der lateinische Text steht hier links, die Uebersetzung rechts. Gewidmet ist sie dem Kgl. Preuss. Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, „dem Freunde und Beförderer der Künste". Im Vorbericht vom 16. Juli 1818 spricht Bock die Meinung aus: weder in der alten noch neuen Literatur gebe es, nach aller Kenner und Kunstrichter Urtheil, ein größeres Meisterwerk poetischer Kunst, als Virgils Georgica. Der Anfang lautet nunmehr:

„Was froh machet die Saat, bei welchem Himmelsgestirne
Aecker zu wenden, die Reb' an Ulmenbäume zu fügen;
Was für Sorge das Rind, für ämsige Pflege das Schafvieh
Fodert, Mäcenas, wie viel Erfahrung die kärgliche Biene:
Hebe zu singen ich an".

Bock's beide letzten Ausgaben überragen die Voss'sche Uebersetzung an Gewandheit und Glätte; um einen Vergleich zu ermöglichen, folge hier der Anfang der Voss'schen Uebersetzung von 1800:

„Was mit Gedeihn Saatfelder erfreut, und welches Gestirn uns
Kehren die Erd', o Mäcenas, und hoch die Reb' an den Ulmbaum
Fügen heisst; was Rindern an Pfleg', und welcherlei Wartung
Schafen gebührt, wie erfahrener Fleiss den sparsamen Bienen:
Hievon rede mein Lied."

An Aufsätzen in Prosa hat Bock nicht viel geliefert: „Ueber einige seltnere Phänomenen des Genies. Eine Vorlesung" in den Abhandlungen und Poesien der Kgl. Deutschen Gesellschaft 1771 (pg. 48—53); „Renata Cordeau. Erzählung" und „Beispiel von Entschlossenheit" in Tempe I; Gedächtnissrede auf den Kammerpräsidenten Friedrich Ewald Ernst von Massow in Marienwerder 1791 (im Druck erschienen); „Ueber die Gleichgültigkeit der Deutschen gegen ihre älteren vortrefflichen Schriftsteller, besonders in Werken des Geschmacks" im Preuss. Archiv 1793, pg. 26—40. Der Aufsatz ist anonym, hat aber im Inhaltsverzeichniss den Vermerk „Zum Andenken des ehemaligen Directors der Gesellschaft, D. Lindner", und im Preuss. Archiv 1792, pg. 824 heisst es „In der öffentlichen Sitzung am 7. November lasen zwei Ehrenmitglieder, Kriegsrath Bock und Prediger Borowski vor. Jener erneuerte das Andenken des seel. Kirchenraths Lindner, ehemaligen Directors der Gesellschaft" etc. Bock untersucht hier, wie es komme, dass die älteren Dichter: Sebastian Brand, Hans Sachs, Fischart, „die durchlauchtige Syrerin Armena" (von Anton Ullrich, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg; Goedeke III pg. 249), ferner Opitz, Hagedorn, Haller, Mosheim, Uz, Klopstock, so wenig mehr gelesen würden. „Selbst der jetzige Lieblingsdichter der Nation — der es mit Recht ist: Wieland — . . . Wie viele sind, die den Reichthum seiner Phantasie, seine tiefe Welt- und Menschenkenntniss, die lebendige Darstellung seines Pinsels, die Nuancen seiner Sprache und Diction, und Lebensweisheit, die aus allen seinen Werken hervorstrahlt, erkannt und bewundert haben? . . . Wir besitzen von Wielands sämmtlichen Werken eine einzige Ausgabe von so grauem Papier; so abgenuzten, kleinen Lettern, dass das schärfste Auge daran verdorben wird. Ist dieses nicht Beweis genug, wie wenige ächte Verehrer der

Wielandschen Muse unter den Deutschen zu finden sind?" Bock meint die „Auserlesenen Gedichte" Leipzig 1784—87 in 7 Bänden und die „Kleineren prosaischen Schriften", ebenda 1785—86, 2 Bde.; 1794 aber begannen Wielands „Sämmtliche Werke" in drei grossen, guten Ausgaben gleichzeitig zu erscheinen, wodurch Bock des Irrthums überführt ist. „Wir wollen belustiget seyn, ohne nachzudenken . . . Wir wollen nicht lächeln wir wollen lachen . . . Am wenigsten wollen wir gerührt werden . . . Und darum eben haben wir das Trauerspiel von unserer Bühne verbannt, oder lassen doch kaum ein anderes, als die Räuber, zu, wo uns nicht die Blizstrahlen von Sentiment und Ausdruk entzükken, sondern die Räuberbande, das Gewühl der Handlung, Wald, Mord und Nacht, und mitten darunter das alte verfallene Raubschloss, und der Gefängnissthurm und der alte Mann im Thurme was vors Auge geben. Dieses Geschmaks wusste sich listig genug ein neuer Schauspieldichter [Aug. v. Kotzebue] zu bemächtigen, und, indem er zugleich auf unsere Mode-Thorheiten und Verbrechen überall ein schmeichelhaftes Licht warf, sich Zulauf und Händeklatschen auf allen Bühnen zu erwerben." Zeugen vorstehende Ausführungen auch von einem gewissen Pessimismus und nicht völligem Verständniss der damals angebrochenen classischen Periode, so enthalten sie hinwiederum doch manches Wahre.

Joerdens (V, pg. 752) sagt von Bock: „Wenn dieser Schriftsteller auch nicht zu unsern sich vorzüglich auszeichnenden Dichtern und Uebersetzern gerechnet werden kann, so gehört er doch keineswegs zu den schlechten, und nicht sowohl Unvermögen des Geistes, als vielmehr seine äussere geschäftvolle Lage scheint ihm an Erreichung eines höheren Grades von Vollkommenheit hinderlich gewesen zu seyn". Es hat sich aber wol sein Dichtertalent auch aus Mangel an Pflege nicht besser entfaltet, indem er alle seine Zeit und Kräfte den Georgica widmete; schon die oben mitgetheilten verschiedenen Anfänge geben ja eine Probe davon, wie unablässig Bock an seinem Lebenswerke arbeitete und feilte.

Ungefähr zu der gleichen Zeit als Bock mit den „Gedichten eines Preußen" traten noch zwei andere Mitglieder jenes Freundeskreises: v. Diericke und v. Czerwansky mit ihren poetischen Erzeugnissen öffentlich hervor, denen als dritter Wannovius sich anschloß.

Friedrich Otto **v. Diericke** wurde am 11. September 1743 zu Potsdam als Sohn eines Offiziers geboren, der am 5. December 1758 in der Schlacht bei Leuthen tödtlich verwundet wurde. Der Sohn widmete ihm ein Gedicht „Klage Selmars. An dem Gedächtnißtage der tödtlichen Verwundung seines Vaters, am 5. December 1769"; dieses Datum der Abfassung des Gedichts hat trotz des Beginnes

„Er ist wieder gekommen — nach zwölf traurigen Jahren —
Wieder gekommen der Tag, da, im Getümmel der Schlacht,
Hin zum Opfer des Schwerdt's der zärtlichste, beste der Väter
Mit zerschmetterter Brust hin für sein Vaterland sank!"

zu der Annahme verleitet, der Vater sei an dem Tage gefallen. Friedrich Otto trat, nach gütiger Angabe der Geheimen Kriegs-Kanzlei zu Berlin, 1758 in den Militärdienst, wurde 5. März 1761 Fähnrich im Inf.-Regt. von Kanitz No. 2, am 28. Februar 1764 zum Secondleutnant, 5. März 1770 zum Premierleutnant, 3. April 1773 zum Stabs-Kapitän, 11. Juni 1777 zum Kapitän und Compagniechef, 2. August 1785 zum Major befördert. Das Regiment hieß seit 24. November 1768 nach seinem Chef das v. Alt-Stutterheimsche und stand in Königsberg. Am 28. December 1790 wurde v. D. zum Inf.-Regt. v. Wildau No. 14 versetzt, avancirte bei ihm am 9. Juni 1792 zum Oberstleutnant und am 24. Januar 1794 zum Obrist und Kommandeur des Rgts., dessen Chef damals Prinz Georg von Hohenlohe war und dessen erstes Bataillon nach Schröder's Geschichte der Stadt Goldap (Gumbinnen 1818) mit Chef und Kommandeur vom 11. März 1796 bis 11. Juni 1799 in Goldap stand. Am 1. Octbr. 1799 wurde v. D. Chef des vacanten Inf.-Rgts. von Hausen No. 16, späteren 4. Ostpreuß. Inf.-Rgts. No. 5, am 26. Mai 1800 Generalmajor, 17. Septbr. 1808 Generalleutnant. Unterm 18. Januar

1810 ist er zum Präsidenten der General-Ordens-Commission und im November desselben Jahres zum Ober-Director der Kriegsschule ernannt worden; außerdem war er seit 3. März 1809 Ober-Gouverneur der Königlichen Prinzen (Delbrück — Schuster III, pg. 166) und Präses der Ober-Militär-Examinations-Commission, in welchen Stellungen er bis zu seinem am 17. April 1819 zu Neu-Schöneberg bei Berlin erfolgten Tode blieb. An Ordens-Auszeichnungen besaß er den Schwarzen-Adler-Orden, den Orden pour le mérite und den Russischen St. Annen 1. Klasse. Für seine treu geführte Aufsicht über den Kronprinzen hatte ihm der König 1818 tausend Dukaten auszahlen lassen (Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Gesch. Preußens unter Fr. Wilh. III, vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. v. Stägemann, Lpzg. 1899—1902; II, pg. 246).

v. Baczko rühmt in seinem Leben (I, pg. 199) Diericke's „Anspruchslosigkeit und seltene Herzensgüte"; Bock schreibt in seinem Briefe an Lilienthal (Tempe I, 1780, pg. 791), er habe diesen Herbst bei einem Besuche in Königsberg „auch oft auf dem Wege zu K. v. D. [Kapitän v. Diericke] sich befunden, aber Mißtrauen, die Tochter der Erfahrung, hielt mich an der Thürschwelle zurück. Der gute D., dacht ich, im Zirkel seiner adelichen Schwägerschaften, erkennt vielleicht den alten Freund nicht mehr, und das würde dein Herz verwunden". Seinen Adel hielt v. Diericke allerdings und als Edelmann mit Recht hoch, und er wurde, wie Hippel's Neffe in einer Anmerkung (Sämmtl. Werke XIV, pg. 19) sagt, „wegen Vertheidigung des Adels in literarische Fehden verwickelt", worüber unten Näheres. In den von Archivrath Dr. Georg Schuster herausgegebenen Delbrückschen Tagebüchern (Monumenta Germaniae Pädagogica, Bd. 36, 37, 40: Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelms IV. und des Kaisers und Königs Wilhelm I; Berlin 1907) findet sich (III, pg. 166) folgende im Jahre 1809 durch v. Auerwald zu Delbrück geäußerte Characteristik Diericke's: „er sey ein gutmüthiger, rechtschaffener, aber bereits schwacher Mann. Bey nicht mittelmäßigen Kenntnissen ermangle er gleichwol alles Scharfsinns und stecke dabey voll

Militärischer Vorurtheile". Pg. 227 im selben Bande erzählt Delbrück von v. Diericke's Eintreten für den Adel: „Himmelschreyend sey es, den Adel in Armuth versinken, die Bürger auf der Höhe üppigen Wohlstandes zu sehen" etc. Und bald darauf (III. pg. 274) schüttet der Kronprinz zu Delbrück sein Herz aus über die „wehklagende Unterhaltung", „welche von Seiten Dierkens, wie gewöhnlich, zumal wenn ich [Delbrück] nicht zugegen bin, über die Verworfenheit des menschlichen Geschlechts sich verbreitet".

Als eins seiner ersten jugendlichen Gedichte bezeichnet v. D. das „An meine zukünftige Geliebte" („O du! die in das Buch der Liebe") mit einem Motto aus Clodius*); zwei andere datirt er von 1768. Der Göttinger Almanach für 1773 enthält von ihm „Die Vergänglichkeit" (Ciffre: v. D.), der Leipziger Musenalmanach für 1774 sieben; nach Goedeke-Goetze IV, pg. 360—361 befinden sich Beiträge von ihm auch im Leipziger Musenalmanach für 1776—78. In Reichardt's „Gesängen für's schöne Geschlecht" (1775) stehen von v. Diericke mit Reichardt's Composition: „Amalia" und „An Cypria":

„Aus deiner milden Hand, o holde Cypria!
Empfieng ich früh ein Herz, geschaffen zum Empfinden;
Gefühlvoll, sanft, und leicht mit Liebe zu entzünden;
Welch herrliches Geschenk! hab Dank, o Cypria! —" etc.

Am besten gelangen ihm einfache, lyrische Poesien, wie

„An ein Papchen.
1769.

Du lieber, lieber Vogel! du,
Wie lieblich bist du anzusehn!
Wie schön ist nicht dein bunt Gefieder!
Wie schön ist nicht das Himmelblau,
Das deinen grauen Rücken streift!
Man sagt sogar zu deinem Lobe,
Dass deine Zunge biegsam sey,
Und alles schwatze, was du hörest.

---

*) Christian August Clodius, 1738—1784; cf. Goedeke III. pg. 375. Auch Bock war ein Verehrer dieses Schriftstellers, dessen „Neue vermischte Schriften" er im Tempe I, 1780 (im Briefe an Lilienthal) günstig beurtheilte.

O wäre das Gerücht doch wahr!
Ich wollte nicht zu viel begehren,
Und gegen dich recht dankbar seyn.
Nur einen Namen lerne rufen!
Nur einen wiederhole mir!
Ich will ihn dir so ofte nennen,
Dass er dir nie entfallen soll.
Hör! Selma! Selma! Hörest du?
Nur diesen lerne zärtlich rufen" etc.

In den zahlreichen Odendichtungen dagegen wird er oft gezwungen, hart und braucht ungewöhnliche Ausdrücke wie „adlerschwingicht", „rabenschwingicht", „zirkelndes Jahr", „wolkichter Cederbaum", „umströmet mit ein schwarz Gewand". Im J. 1774 veröffentlichte er auch ein auf verschiedenen deutschen Bühnen gegebenes Trauerspiel in fünf Aufzügen „Eduard Montrose" (Kgsbg. 8°), welches im Kanterschen „Theater der Deutschen", Bd. 16, aufgenommen und zu Berlin 1787 nochmals gedruckt ist (Goedeke-Goetze V, pg. 395). Tempe II (1781) enthält von ihm ein 1770 verfaßtes Gedicht „Klagen" (auch in den „Fragmenten" pg. 339). Als er Hauptmann geworden (1777), gab er das Dichten auf, veröffentlichte aber eine Sammlung seiner Poesien in seinen „Fragmenten eines alten freymüthigen Offiziers über die Veredlung des Soldaten. Erster [einziger] Band. Nebst einem Anhange jugendlicher Gedichte und einiger prosaischer Aufsätze". Königsberg, Nicolovius, 1798 (XVIII pg., 1 Bl., 434 pg.), wo dieser 43 Gedichte umfassende Anhang die pgg. 235–352 einnimmt. In der Vorrede zu ihm sagt v. D.: „Seit zwanzig und mehrern Jahren lag diese kleine Sammlung jugendlicher Gedichte in meinem Schreibpulte verschlossen. . . . Der geringe Werth, den ich selbst darauf legte, bewog mich, sie im Dunkel zu begraben, wo meine Kinder sie dereinst, nebst andern meiner Aufsätze, als Erbtheil — das einzige vielleicht, welches ich ihnen hinterlassen zu können glücklich genug seyn werde — wahrscheinlich auffinden würden. Nur die Herausgabe meiner Fragmente bewog mich, sie meinen jungen militärischen Lesern, als ein Geschenk, beyzufügen. Nicht ihres poetischen Werthes, wohl

aber der darinn herrschenden Gefühle und Gesinnungen wegen, wird man sie einiger Aufmerksamkeit werth halten. Die schönsten und seeligsten Augenblicke meines Lebens waren die, welche der Freundschaft, der unschuldigen Liebe, und den Wissenschaften widmen zu können ich so glücklich war. Diesen unbefleckten, diesen seeligen Augenblicken verdanke ich Vieles. Sie legten den Grund zu meiner gegenwärtigen Stimmung, zu meinem Geschmack an stillen, häuslichen Freuden, zu meinem Gefallen an ländlichen Scenen und zu meiner Abneigung gegen alle lärmende und geräuschvolle Auftritte. . . . Vielleicht bin ich so glücklich, daß einer oder der andere meiner jungen Leser mit den Gefühlen sympathisirt, welche in meinen Gedichten athmen" etc. Dieselben Gedanken führt er in dem vom 6. Juli 1798 datirten „Schlußgesang" poetisch aus. — Der erste Theil des Buches enthält außer einem „Vorbericht" und einem „Epilog" acht „Fragmente", wovon 4 und 5 „einige philosophisch-moralische Kenntnisse, die einem militärischen Befehlshaber vorzüglich nöthig sind", 6 „Ueber den Egoismus", 7 „Ein Wort über Disciplin und Kriegeszucht", 8 „Ueber das sittliche Betragen, welches der Soldat in feindlichen Ländern zu beobachten verpflichtet ist", sich betiteln. Am Schlusse des Buches, hinter dem Poetischen Anhange, folgen: eine am 24. Juni 1787 in der Dreikronenloge zu Königsberg gehaltene und damals auch gedruckte Rede; „Ueber den Nutzen der Publicität in Hinsicht des Betragens militärischer Befehlshaber gegen ihre Untergebenen"; „Zweifel über die Unschädlichkeit des Maskentragens, im moralischen Sinne betrachtet".

Im J. 1808 ließ v. D. wieder eine Schrift drucken: „An meine lieben Mitbürger! über die Nothwendigkeit, unsere neuen Zeitschriften mit vieler Vorsicht, und nicht ohne eine weise Prüfung sowohl ihres Inhalts als Endzwecks, zu lesen", Königsberg, Goebbels u. Unzer (87 pg.) 8°, worin er drei Puncte erörtert: „1) Worin besteht der Beruf eines Schriftstellers, und was ist das Publikum von ihm zu fordern berechtigt? 2) Was für Eigenschaften muß ein Mann besitzen, der als Schriftsteller

aufzutreten den Muth hat? 3) Was für eine Tendenz müssen seine literarische Arbeiten haben", ebenso wie Bock (sieh oben die Gleichgültigkeit der Deutschen gegen ihre ältern guten Schriftsteller aus der Zeit von Gellert bis Mendelssohn und Lessing bedauert (pg. 46—48), gegen die „Neuen Feuerbrände" (pg. 15), eine damals von dem preußischen Kriegsrath v. Cölln herausgegebene politische, sehr verbreitete Scandal-Zeitschrift, besonders aber (pg. 41—43) gegen den (von ihm nicht bei Namen genannten) früheren Professor der Ritterakademie zu Brandenburg, seit 1801 privatisirenden Schriftsteller zu Berlin Friedrich Buchholz (Goedeke-Goetze VI. pg. 385) polemisirte, weil dieser in seiner anonymen Schrift „Darstellung eines neuen Gravitazionsgesetzes für die moralische Welt", Berlin, Unger. 1802 (1 Bl. VI, 359 pg. 1 pg. Druckf.) — einem allerdings seltsamen Buche — sich in scharfen Gegensatz zu Kant gestellt, und jetzt, 1808, „das Kreuz predigt wider den Erbadel, und wider die, so das Unglück haben Edelleute und Gutsbesitzer zu seyn. Leider finden sich der Nachahmer viele, welche gleich ihm sich zum Steinwerfen rüsten".*) Einen Secundanten fand v. D., wie hier erwähnt sei, in dem nachmaligen Consistorialrath, Prof. d. Theol. und Pfarrer im Löbenicht zu Königsberg, Dr. Ludwig August Kähler, welcher 1809 „Meinungen eines Bürgers über den Erbadel" herausgab mit dem Wahlspruch „Plato amicus, sed magis amica veritas" und worin er ausführte, daß der Adel „zweckmäßig, ja unentbehrlich sei und obwohl nicht frei von mancherlei Ausartungen, dennoch bewahrt werden müsse: daß die damals so allgemein ausgesprochenen Verdammungsurtheile

*) Die Schrift von Buchholz, gegen welche v. Dierieke hier polemisirt und die weder er nennt noch Goedecke anführt, ist anonym erschienen und führt den Titel „Untersuchungen über den Geburtsadel und die Möglichkeit seiner Fortdauer im neunzehnten Jahrhundert. Von dem Verfasser des neuen Leviathan. Berlin und Leipzig [ohne Verleger] 1807" (XIV, 400 pg.) kl. 8°. Zur Charakteristik des Buches genügt ein einziger Satz auf pg. 285: „Ich gebe zu, daß man auf diesem Wege keinen anderen Adel erhält, als welchen die Französische Ehrenlegion bildet; allein ist diese nicht auch der vollkommenste Adel, den es geben kann?" Angriffe auf den Adel waren damals überhaupt an der Tagesordnung; der Adel war der Prügelknabe, der an Allem Schuld sein sollte.

einseitig, unbegründet, ungerecht seien; und daß diejenigen, welche die Stellung des befeindeten Standes im Staatsorganismus einzunehmen verlangten, wenn nicht allemal weniger, jedenfalls nicht mehr dazu sich eigneten" (Mittheilungen über sein Leben und seine Schriften von seinem ältesten Sohne, Kgsbg. 1856, pg. 7.)

Diericke's Ausführungen der oben erwähnten drei Puncte gipfeln in folgenden Sätzen: „Es kann nicht abgeleugnet werden, daß Schriftsteller durch ihre Schriften eine Art moralischer Saat ausstreuen. Um so mehr also sollte sich ein jeder Schriftsteller als ein Organ der Wahrheit betrachten, und nichts aus seiner Feder fließen lassen, was ihr nicht vollkommen gemäß ist, und was er nicht vor Gott, seinem eigenen Gewissen und einer vernünftigen Welt verantworten kann" (pg. 20). „Sein Ziel muß daher kein anderes als Wahrheit, sein Zweck Belehrung und moralische Besserung Anderer seyn, und seine Belohnung in dem Bewußtseyn bestehen, daß seine Absichten rein und unsträflich, und mit dem schönen Willen vereint sind, seinen Mitbürgern nützlich zu werden" (pg. 45).

Im Jahre 1817 veröffentlichte er „Ein Wort über den Preussischen Adel weder Schutz- noch Lobschrift sondern freimüthiges Wort eines wahrheitliebenden Mannes. Friedrich Otto von Dierické, Königl. Preuss. General-Lieutenants. Zum Besten des weiblichen Wohlthätigkeits-Vereins in Berlin. Gedruckt bei Dieterici 1817" (224 pg.) 8°. Vom Adel ist in diesem Buche nur auf den ersten 56 Seiten die Rede; in dem nun folgenden „Anhang, Beilagen und Anmerkungen enthaltend" polemisirt v. D. gegen E. M. Arndt wegen der in seinen „Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte" (Lpzg. 1814) enthaltenen Aeusserungen über Friedrich den Grossen, gegen Demagogie und Ausartungen der Pressfreiheit, für welche er (pg. 207) den Ausdruck „Pressfrechheit" prägt (der neulich in Königsberg bei Gericht wieder aufgetaucht ist) u. s. w. Dadurch erregte die Schrift in liberalen Kreisen grossen Anstoss (cf. Rühl l. c.)

Scheffner schreibt an Stagemann 1818: „Wie ist's möglich, dass ein weltkundiger Mensch solch Zeug kann drucken lassen?

Doch es giebt in allen Classen unbekehrbare Kotzebues — "
(Rühl II, pg. 257), erklärte aber v. Diericke doch „für einen wahren Biedermann" (Nachlieferungen zu meinem Leben, Lpzg. 1884, pg. 95). Hartwig v. Hundt-Radowsky verfasste gegen v. Diericke „Mehr als zehn Worte gegen Ein Wort des Herrn Generallieutenants von Diericke über den preussischen Adel; nebst einigen Bemerkungen über den Adel im Allgemeinen". Lpzg. u. Merseburg 1818, und einen „Nachtrag" dazu 1820 (1819); cf. Nachlieferungen l. c.

Gleich v. Diericke Militär war Johann Samuel **v. Czerwansky** (oder Szerwansky, wie er bei Goldbeck und Reichardt heisst), nach Goldbeck aus einer des evangelischen Glaubens wegen geflüchteten adligen bömischen Familie Czerwonka stammend und zu Königsberg 1747 geboren, wofür aber nach der Lebensalterberechnung des Truppentheils 1744 zu lesen sein dürfte, besuchte das Collegium Fridericianum, trat dann 1762 in den Militärdienst, war 1763 gefreiter Corporal im Inf. Regt. v. Syburg No. 16 und wurde am 22. August desselben Jahres Fähnrich. Am 1. Februar 1769 dimittirt (nach Reichardt, bei Schl. pg. 95, hatte er sein in Königsberg stehendes Regiment aus Delicatesse verlassen, weil sein jüngerer Bruder durch unglückliche Jugendhändel auf eine unangenehme Weise von dem Regiment abgegangen war), wurde er 8. Mai desselben Jahres als Secondleutnant beim Kadettencorps angestellt und am 1. Mai 1774 bei Stiftung des Regiments Hessen-Philippsthal No. 55, dessen Officiere zum grossen Theil aus der Armee genommen wurden, zu diesem nach Mewe versetzt, wo er gleich am 14. Juni zum Premierleutnant avancirte und am 25. Juni 1776 die Dimission erhielt (nach gütiger Mittheilung der Geheimen Kriegskanzlei). Nach Goldbeck begab er sich nun nach Berlin, dann nach Frankfurt a. M., trat in Oesterreichische Militärdienste und stand 1781 als Major zu Gross-Wardein in Ungarn.

Nach Goldbeck hat er „viele Gedichte geschrieben, die in verschiedenen Sammlungen . . . befindlich sind". Reichardt, der auch sein Schriftchen „Schreiben über die Berlinische Musik" (Hamburg 1775) an ihn, der einer seiner liebsten Jugendfreunde

war, richtete (Schl. pg. 241), nahm in seine „Gesänge fürs schöne Geschlecht" eins auf: „Der Sommerabend", mit dem Beginn:

„Wenn, Cynthia!*) dein Silberlicht
die grüne Flur beleuchtet,
und Flora mit dem Balsamthau
Vergiss mein nicht befeuchtet:
dann steh ich auf dem Hügel da,
und seh dich an, o Cynthia!
und denk an Freund und Mädchen."

In demselben Jahre, in dem Bock's „Gedichte eines Preußen" erschienen, sandte auch etwa im August der eben Hofgerichtsreferendar gewordene Joh. Christoph **Wannovius**, — doch wol ein Sohn des Gerichtsadvocaten Joh. Christoph W. zu Königsberg, welcher zu den Stiftern der Kgl. Deutschen Gesellschaft 1743 gehörte (Krause, Gottsched und Flottwell. pg. 29, 32) und 9. Juni 1795 im 80. Jahre starb (Pr. Archiv 1795 pg. 430), — geb. nach Goldbeck 4. Novbr. 1753 zu Kgsbg., und später 1779 daselbst Hofgerichtsadvokat — durch Vermittelung des Kaufmanns L. Gomperz in Königsberg (über ihn sich Goldbeck und besonders L. Neubaur, „Leon Gomperz", in Altpreuß. Mschrft. Bd. 32, 1895), der seine „Billette der Madame F. und Madame R. über die Schuchische Schaubühne" eben bei Daniel Ludwig Wedel in Danzig hatte erscheinen lassen, ein Bändchen Gedichte an diesen Verleger, bei dem sie auch noch 1775 unter dem Titel „Mein Saitenspiel" ohne Nennung des Verfassers erschienen. Hippel, der Wannovius dabei Scheffners Cousin nennt, erzählt (Werke XIV, pg. 10—11), W. habe ihm das Schriftchen gewidmet gehabt mit den Worten:

„Dir weih ich meine ersten Lieder,
auf Dein Geheiss schrieb ich sie nieder",

auf sein Vorhalten, daß das ja irrig sei, gestanden, es sei „des Reimes wegen" geschehen, und nun auf sein Drängen an den Verleger geschrieben, an Stelle Hippel's solle in der Dedication

*) Der Mond war eine Göttin, Zwillingsschwester des Apollo: von seiner Benennung Cynthius (vom Berge Cynthus auf der Insel Delos) war der ihrige, Cynthia, abgeleitet.

„An Herrn T***“ gesetzt werden. Ich habe des Büchleins weder in Königsberg noch in Berlin habhaft werden können, ebensowenig des andern bei Goldbeck genannten „Leonore, aus gleichzeitigen Nachrichten gezogen“, Danzig, 1779, 8⁰. In der Blumenlese 1780 sind von ihm drei Gedichte „An L—chen“, „Apollo“, „Lesbos“; ebensoviel in der pro 1781: „Marianne“ (Klage um ein Mädchen, das die Unschuld verlor), „Das Mädchen“ (Klage eines Mädchens, das etc.) und „An Herrn Koch, nach seiner Abreise aus Königsberg“:

„Noch klagt Melpomene um dich, wie jeder klagte,
Der dich geliebt und spielen sah“.

In Tempe II, 1781, steht von ihm (pg. 71) „Mein Wunsch“:

„Soll ich für meine Bahn dem Himmel Wünsche schicken,
so ist es wahrlich nicht um Güter, Ruhm und Rang

— — — — — — — — — — — — — — — — —

nur Minna, nur ein Freund und ein gepflügtes Feld,
da leb ich froher wie im Sanssouci mein König“.

Ueber die weiteren Schicksale von Wannovius habe ich nichts ermitteln können, insbesondere nicht, ob er identisch ist mit dem Justizcommissarius W., welcher bei Hagen (Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten, pg. 20—21) als Oheim Schenkendorfs erwähnt wird und den letzteren selbst 1813 „alten, treuen Freund“ nennt (Czygan, Neue Beiträge zu Schenkendorfs Leben etc. im Euphorion 1907, pg. 578).

B. Die Blumenlesen und Zeitschriften und ihre Dichter.

In dem auf poetischem Gebiete für Ostpreussen so regen Jahre 1775 reifte in dem bisher geschilderten Freundeskreise auch die Idee der Herausgabe einer poetischen Blumenlese nach Art der seit 1770 bestehenden Göttinger und Leipziger Musen-Almanache, — ein erfreuliches Zeichen selbständiger Regsamkeit hier im fernen Osten. Kreutzfeld besorgte die Redaction und steuerte einige Dainaübersetzungen bei (natürlich andere, als die

Herdern mitgetheilten), Reichardt nahm Theil, (Goldbeck I, 187; Schl. pg. 81) und den oben genannten Freunden schlossen sich noch andere an, wie Nielsen (sieh unten). Der Druck erfolgte in Leipzig (Pr. Archiv 1793 pg. 42) und war 1777 beendet — „Jetzt hör' ich, ist die Preussische Blumenlese heraus" schreibt Hippel an Scheffner den 12. Juni 1777 (Werke XIV, pg. 54) — kam aber nicht zur Ausgabe, „durch die üble ökonomische Verfassung des Verlegers" (Kanter's?), der also wahrscheinlich die Druckkosten nicht zu bezahlen vermochte (Schl. pg. 81). Sollte wirklich das ganze Werk Maculatur geworden und nicht doch vielleicht noch irgendwo ein Exemplar gerettet sein? — Als man in Königsberg sah, dass jede Hoffnung auf das Erscheinen obiger ältesten preussischen Blumenlese geschwunden war, entschloss sich ein anderer Freundeskreis zur Herausgabe einer neuen vaterländischen Blumenlese, und zwar wol schon Ende 1779. In der Hartungschen Zeitung vom 30. März, 6. April und 20. April 1780 befindet sich folgender Aufruf: „Ein Wort nur an die Dichter und Dichterinnen unseres Vaterlandes. Erstlich unsern herzlichen Dank an diejenige, die zu dem künftigen Jahrgange der Preussischen Blumenlese Gedichte geliefert haben und die Zahl der Arbeiter, auch vielleicht den Werth dieses Instituts vermehrt haben, und denn unsere Bitte an die noch unbekannte Preussischen Dichter zu eben diesem Zwecke Beyträge einzusenden, nicht als ob wir wegen der Anzahl der Gedichte verlegen wären, sondern um blos das Publicum zur Begünstigung und Mitwürkung eines Zweckes, der wenigstens in dem Auge vernünftiger Männer und bescheidener Kritiker nicht dem Vaterlande zur Schande gereichet, aufzufordern. Nur bitten wir die Gedichte postfrey und mit Unterzeichnung des Namens an den Hofgerichtsreferendarius Doerk auf dem Unterhaberberg No. 622 bis zum Tage Johannis dieses 1780sten Jahres einzusenden. Sollten sich aber einige finden, die ihre Gedichte ohne Namen einsenden wollen, so müssen wir es auch geschehen lassen, und überlassen es dem Gefühl eines jeden, dass er nicht unsern Zwecke entgegenhandeln, da es blos vater-

ländische Blumenlese seyn soll, und ein Land als seyn Vaterland, durch Einlieferung seiner Arbeiten bekennen wird, das ihn nicht geboren hat" etc. „Die Herausgeber der Preussischen Blumenlese". Das Büchlein wurde so gefördert, dass bereits im Novemberstück des Tempe I, 1780 (pg. 733—736) eine Recension darüber durch John (Chiffre — hn) erscheinen konnte: scharf genug, da John offenbar nicht zur Teilnahme aufgefordert war. Nachdem er „alle Institute dieser Art" mit Armenkassen verglichen, die aus Bedürfniß entstehen und leidigen Gewinn abzwecken, die, wie die Säckel in der Gemeine, herumgehn um zu betteln, und nachdem er weiter Noah's Arche zum Vergleich herangezogen und gesagt, es müsse „in der Folge dafür gesorgt werden, daß das zahllose Heer unreiner Thiere nicht überhand nehme und darob das Geschlecht der reinen Thiere verderbe, da ohnehin die löbliche Verssucht, auch im Preußischen Vaterlande, wie der Krebs um sich greift", meint er: da die Blumenlese „bereits, in der hiesigen gelehrten Zeitung, bekritisirt ist, so, daß man den Beurtheiler eben keines beendzweckten bösen Leumunds geradezu schuldig finden kann: so könnt Recensent, alles fernern Kakelns [sieh oben] füglich überhoben seyn". Da der Herausgeber des Tempe ihn jedoch zur Abgabe seines Urtheils aufgefordert, „so gescheh es hiemit, jedoch nur in Summa. Daß die Stücke von Herklots samt und sonders, der Vollkommenheit deutscher Dichtkunst sich nahen; Kinder der Natur sind, unter kritischer Pflege erzogen, einer Pflege, welche dem kleinsten Theil der übrigen Mitarbeiter Gewinn, dem größern Theil aber, sichrer Zeitverlust seyn würde". Vom nächsten Jahre ab werde er „theils Mitarbeiter, theils in der Folge Mitherausgeber seyn". Das klang nun wahrlich nicht aufmunternd, jedoch erschien die Blumenlese noch für 1781 und 1782. Gleichzeitig gab v. Baczko sein „Preußisches Tempe" 1780 und 1781 und sein „Preußisches Magazin" 1783 heraus. Da nun die Mitarbeiter an allen diesen Schriften großentheils dieselben sind, so sollen im Folgenden zuerst die letzteren der Reihe nach bibliographisch und sodann die ersteren alphabetisch aufgezählt werden.

Die Blumenlese 1780 zeigt auf dem Kupfertitel rechts vom Beschauer neben einem würfelförmigen Denkmal mit der Aufschrift in Antiqua: „Preussische Blumenlese aufs Jahr 1780. Königsberg bei G. L. Hartung", welches die mit einer Guirlande umwundene, von einem schwebenden Adler mit einem Lorbeerkranze gekrönte Büste Friedrichs des Großen trägt, eine sitzende weibliche Person, welche eine andere Guirlande zur Vollendung des Denkmalschmucks windet, zu welchem Zwecke ihr kleine Knaben, darunter Amor mit Flügeln und Köcher, bescheiden im Hintergrunde ein mit Helm und Schwert gerüsteter [Anspielung auf den Lieutenant v. Szerdahelyi] und ein ein Buch tragender, Blumen zubringen; Amor's Spende ist die reichste: eine volle Guirlande. Die Unterschrift des Künstlers ist: „G. G. Endner inv. del. et sc." Der Nebentitel lautet in Fractur (worin das Buch gedruckt ist): „Preussische Blumenlese für das Jahr 1780. Herausgegeben von Doerk und Mohr. Omne initium graue". Das 10 ctm. hohe, 8 ctm. breite Büchlein umfaßt 250 pg. (incl Kupfertitel) und 3 Blatt Register und Druckfehler. Die Zahl der Gedichte ist 87.

Die Blumenlese 1781 besitzt ebenfalls einen Kupfertitel, worauf ein Monument mit der Inschrift in Antiqua „Preussische Blumenlese auf das 1781. Jahr. Königsberg bey G. L. Hartung". Darunter liegen auf dem Rande des Sockels Kränze, wie solche auch theilweise an den Aesten der das Denkmal umgebenden Bäume hängen. Die Spitze des Denkmals ist durch einen in einer Wolke schwebenden gekrönten Adler mit Scepter und Schwert verdeckt. Im Vordergrunde steht ein geflügelter Knabe, mit einem Kranze im Haar, auf dem Rücken der einen von zwei niedergeworfenen Figuren, deren zweite, der Neid, mit Schlangen statt der Haare, ihm grimmig die Zunge zeigt; er wehrt mit der Rechten die zwei Gestalten ab und zeigt mit der Linken auf das Denkmal. Unterschrift „D. Berger Fecit". Der Drucktitel lautet in Fractur, worin das Büchlein gedruckt ist: „Preussische Blumenlese für das Jahr 1781. Königsberg, bey Gottl. Lebr. Hartung"; der Umfang des ebenfalls 10 ctm. hohen

8 ctm. breiten Büchleins (die Signatur ist Kl. 8°) beträgt 1 Bl. 310 pg. 3 Bl. Register. Eine Vorrede fehlt diesmal; die Zahl der Gedichte ist 85.

Die Blumenlese 1782 hat keinen Kupfertitel, dagegen auf dem Titel „Preussische Blumenlese fürs Jahr 1782. Herausgegeben von G. F. John. Königsberg, bey Gottfr. Lebr. Hartung" als Vignette ein Brustbild Simon Dach's in Medaillonformat (Endner sc.) und auf der Rückseite:

„Gott des Bogens und der Saiten!
Sollen wir dich nicht begleiten? Simon Dach."

Der Umfang ist 2 Bl. 172 pg. 8°, die Zahl der Gedichte 51; ein Register fehlt. John's Vorrede lautet: „Preußens Produkte reifen, wie Frücht' an der natürlichen Sonne; langsamer als fremdes Gewächs, welches in Treibhäusern und an Geländern gepflegt wird. Wir setzen ein paar Trauben zum Kosten vor! Findet der Kenner sie lieblich: so bauet den Boden an, ihr Söhne des Vaterlandes! daß der Enkel einst väterlichen Most trinke. Lange ward das Vorgebürge der guten Hoffnung gefürchtet; bis der kühne Batawer die Ufer betrat. Da gewannen Madera's Reben auf diesem Eiland', und Lyäus bezog daselbst eine festliche Laube. John."

Wie schon die bedeutend geringere Zahl der Gedichte einen Mangel an Theilnahme anzeigt, so war auch die Aufnahme des Buches im Publikum eine so laue, daß John, um den Schaden des Verlegers zu verringern, es für 1783 nochmals mit anderem Titel und neuer Vorrede herausgab:

Gedichte einiger Freunde. Erste Sammlung. Herausgegeben von G. F. John. Königsberg, bey Gottfr. Lebr. Hartung, 1783 (2 Bl. 172 pg.) 8°. Auf der Rückseite des Titels steht: „An den Verleger", auf dem zweiten Blatte: „Preußische Blumenlese. — Vielleicht war es die Ueberschrift, die dem Büchlein den freyen Zug in die Welt hinein hemmte. Denn was sein Innres betrifft: so getraue ich mir zu behaupten, daß es gesünder wie der Kopf jenes Kacklers ist, der in der berlinschen Kunst-Zeitung das arme Büchlein anschnarchte.

Ich mag es Ihnen nicht versagen, dies redlich bezahlte Gut unter seinem eigenthümlichern Namen feil zu bieten, da Sie selbst billig genug sind, weder Vermehrung noch Verbesserung desselben zu begehren, um nicht die Wenigen zu prellen, die es als Blumenlese beliebten.

Ob Deutsche lange noch unserm Auffluge sich wiedersetzen werden, weil wir ihre Stiefbrüder nur sind? Ob der Preuße selbst lange noch der Narrheit ankleben wird, eignes Produkt zu verschmähen, und jedes fade Geschmier von Originalen und Uebersetzungen, wenns nur über Land kommt, der Landesfrucht vorzuziehen?

Das, lieber Landsmann und Freund! wollen wir abwarten. Lassen Sie dies Schreiben statt der Vorrede abdrucken. John".

So schrieb der Mann, der, offenbar aus gekränkter Eigenliebe, vor zwei Jahren selber viel dazu beigetragen hatte, seinen Landsleuten das „eigne Product" zu verekeln; es gehörte viel Selbstbewußtsein dazu, zu glauben, daß, sobald er die Sache in die Hand nehme, Alles ganz anders und besser werden müsse. Zwar hatte er sich, um einem Tadel des Inhalts möglichst vorzubeugen, hauptsächlich auf Baczko, Brahl, Herklots, Kreutzfeld, Lilienthal als Mitarbeiter beschränkt (ausser seinen eigenen 17 Gedichten), aber er entging ihm doch nicht; und war es nicht ein gewisses Verdienst der vorigen beiden Blumenlesen, daß sie junge, wenn auch vielleicht kleine Talente aufmunterten? „Cabale und Kälte", schrieb ein Recensent „f." im Preuß. Archiv 1790, pg. 222, „schienen die Fortsezzung eines Instituts zu hindern, welches seit Dachs, Roberthins und Adersbachs Zeiten das erste dieser Art auf Preußens Boden war. Recensent enthält sich des Urtheils über den Werth dieser drei Sammlungen, da sie blos Geschmack an Dichtkunst erwekken, nicht Muster aufstellen sollten. Es war Provincial-Sache, deren Absicht die Mängel übersehen hieß" [sc.: hätte übersehen lassen sollen].

Das preußische Tempe wurde durch Ludwig v. Baczko zwei Jahre hindurch herausgegeben, der sich damals auf dem Gute seines Vaters Stablack bei Schippenbeil aufhielt. Er hätte

gern eine periodische Schrift veranstaltet, um seine Umstände zu verbessern, war aber (Leben pg. 265) so arm, daß er nicht einmal die geringsten Portokosten zur Einleitung der Sache erschwingen konnte. Da erhielt er, seinem Vermuthen nach von einer edlen Dame, eine anonyme Zusendung von zehn Thalern: damit begann er die Herausgabe des Tempe auf eigene Kosten auf Pränumeration (halbjährlich 4 Fl.). Für den ersten Jahrgang hatte er 179 Pränumeranten, wovon ca. ein Drittel Adlige, für den zweiten 159, worunter ausser der Prinzessin Friederike Charlotte von Preußen und der Fürstin Henriette Amalie von Anhalt-Dessau über die Hälfte Adlige waren, was zeigt, wie der Adel bestrebt war, seinen Standesgenossen zu unterstützen. Die Anzahl der subscribirten Exemplare betrug beim zweiten Jahrgange 297, da manche 2, 3, 4 Exemplare nahmen, der Rittmeister v. Schimmelpfennig zu Schirwind 30 Exemplare. Viele Pränumeranten wohnten in Kurland und Westphalen (Bielefeld, Herford, Borgholzhausen, Versmold). Den ersten Jahrgang und das erste Quartal des zweiten hatte Kanter in Commission, das zweite Quartal des Jahrg. II trägt den Vermerk „Königsberg, in Commission bey Wagner und Dengel", beim 3ten und 4ten fehlt ein solcher Vermerk. Gedruckt wurde die Schrift zu Marienwerder, wo seit dem zweiten halben Jahre Bock die Aufsicht und Correctur übernahm, auch Beiträge von Kreutzfeld und Anderen erwirkte. Beim ersten Jahrgang gewann v. B. 300 Thaler, die er zum Theil zu kleinen Honoraren für seine Mitarbeiter verwandte; mit dem zweiten ging es ihm übel. Die Herstellungskosten waren, weil andere Lettern und besseres Papier verwendet wurden, höher; dabei wurde aber dieser Jahrgang in den Danziger wöchentl. Anzeigen und in den Königsbg. Gel. u. Polit. Ztngn., wie v. B. erzählt (Fest's Beiträge, Bd. I), „um ein Drittel unter dem Pränumerationspreise zum Verkauf angeboten. Aber an beiden Orten hatte man von mir keine Exemplare erhalten. Meine Subscribenten wurden hierdurch zum Theil aufsätzig, beinahe ein Drittel (worunter sich aber kein einziger Ausländer und keine Militärperson befand) unterließen.

ob sie sich gleich unterschrieben und das Werk richtig erhalten hatten, den Preis zu entrichten". So büßte denn v. B. das, was er am ersten Jahrgange gewonnen, beim zweiten größtentheils wieder ein. Wenn Baczko (Leben pg. 267) in seinem Alter das Tempe als „ein unreifes Produkt" bezeichnete, mit dem er „höchst unzufrieden" sei, so hat er dabei jedenfalls seine eigenen Leistungen im Auge, welche allerdings oft nur mittelmäßig sind; sonst aber enthält die Schrift vieles Gute, ist sicher besser als manche der damals in Deutschland erschienenen Wochenschriften und hat heute noch für uns Werth, wie sie für vorliegende Arbeit häufig als einzige Quelle citirt ist. Sehr richtig sagt Bock in einer Schutz- und Vertheidigungsrede für das Tempe in diesem selbst (Brief an Lilienthal; I. pg. 783—799): gespöttelt sei leicht über ein solches Werk, aber man möge bedenken „wie weit der Geschmack unseres Vaterlandes, im Ganzen genommen, hinter Deutschlands Geschmack steht", möge bedenken, daß wir an heimathlichen Producten keine solche Menge haben, um übermüthig zu thun, daß das Tempe ein Feld sei, „wo Genies durch Wetteiferung sich bilden und ihre Talente zeigen können"; und schließlich: belohnen Publikum und Mäcene den Fleiß der Schriftsteller so, um treffliche Geisteswerke verlangen zu dürfen? — Der sehr mannigfaltige Inhalt besteht aus poetischen Erzeugnissen verschiedener Art, historischen, naturgeschichtlichen und andern belehrenden Aufsätzen, Erzählungen u. s. w.; nur in Prosa lieferten Beiträge der Pfarrer Gottfried Ostermeyer zu Trempen, Friedrich Victor Lebrecht Plessing, Joh. Gottlieb Bötticher, Goldbeck, Jensch (später Stadtrath in Königsberg), M. Kurella. Von Auswärtigen sind zu erwähnen Anna Louise Karschin*) „An Herren Docktor H—" (kein Druckfehler; das Wort kommt im Gedicht noch drei Mal so vor), datirt „Berlin, den 11. December 1777" (II. pg. 356) und Matthias Claudius „Ein Lied vom Reiffen, d. d. den 7. Dec. 1780. Sirach C. 43 v. 21. Er

*) Auch das „Preussische Archiv" 1797, pg. 1—3, enthält ein, schon 1785 verfasstes Gedicht, der „berühmten Karschin": „Ermunterung am Geburtstage, meinem Freunde *** zugerufen".

schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz"*) mit dem Beginn:

„Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reiffen wunderschön!"
(II, 1781, pg. 14—17 im Januarstück).

Um noch über das Aeussere der Zeitschrift etwas zu sagen, so hat jedes Quartal den Titel „Das preussische Tempe herausgegeben durch Ludwig von Baczko. Quod si deficiant vires audacia certe Laus erit, in magnis et voluisse, sat est. Propertius" und besteht aus drei Monats-Stücken, von denen jedes ein Inhaltsverzeichniss hat, welches den Quartalen, mit Ausnahme des letzten in Jahrgang II, fehlt. Der erste Jahrgang umfasst 8 Bl. 850 pg. 8°, der zweite 836 pg. (wovon pg. oder vielmehr Blatt 835 u. 836 Musikbeilagen) und 6 Bl. 8°. In Jahrg. I folgt auf den Titel die poetische Widmung v. Baczko's an den Erbprinzen Carl Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg, der darin übermässig gepriesen wird („Muster unsrer Zeit"; „die Schwingen Deines Ruhms erreicht kein Lobgedicht"), woran sich auf Bl. 5—8 eine Ansprache „An das Publikum" und ein „Plan" des Werkes anschliessen, datirt „Stablack bei Schippenbeil in Ostpreussen den 1sten October 1779".

Goldbeck sagt nun in seinen „Litterarischen Nachrichten von Preussen" (II, 1783, pg. 2), vom dritten Jahrgange des Tempe sei 1782 das erste Heft herausgekommen, während Baczko selbst (Leben I, pg. 275) erklärt: „das Tempe war mit dem zweiten Jahrgang erloschen"; ferner theilt Goldbeck mit: „Vom ersten Jahrgange 1780 ist zu Königsberg 1782 im Hartungschen Verlage eine neue verbesserte Auflage herausgekommen". Ich habe hierüber nichts ermitteln können. Fortgesetzt ist das

*) Zacharias Werner verfasste, durch dies Gedicht im Tempe angeregt, ein „Lied im Geschmack des Wandsbecker Boten. Gegenstück zum Lied im Reiffen". (Poetische Werke, Grimma 1840. 1 pg. 50—52) mit dem Beginn:

„Wie doch die lieben Bäumlein schön
In voller Reife stehn".

Tempe allerdings worden durch das „Preussische Magazin“, welches Baczko herausgab, weil er vom Tempe her noch Material vorräthig hatte. und zwar heftweise „ohne sich an eine gewisse Zeit zu binden“. So mag denn das erste Heft trotz der Jahreszahl 1783 auf dem Titel schon 1782 erschienen sein, worauf sowohl der Abdruck des Kantschen Aufsatzes „Nachricht an Aerzte“, der 1783 nicht mehr so zeitgemäss gewesen wäre als im Jahr vorher, hindeutet, als auch Baczko's eigene Angabe in seinem „Versuch einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Königsberg“, Erste Ausgabe 1787—90, Heft 7 pg. 594: das Preuss. Magazin sei 1782 erschienen (falls hier nicht ein Druckfehler vorliegt). Mit dem zweiten 1783 erschienenen Hefte endete auch dieses Unternehmen. Der Titel lautet:

Preussisches **Magazin** zum Unterricht und Vergnügen herausgegeben durch Ludwig von Baczko. Erstes Heft. Königsberg und Leipzig, bei Gottlieb Lebrecht Hartung 1783. Das erste Heft hat 2 Bl. 204 pg. 8⁰, wobei die Paginirung am Schlusse irrig ist, indem nach 199 statt 200 wieder 100, 101, 102, 103, 104 folgt, das zweite 2 Bl. 212 pg. 8⁰. Die Schrift gleicht nach Art und Anordnung des Dargebotenen völlig dem Tempe. Mitgetheilt werden hier:

1. von Kant: „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume“ vom 3. Febr. 1769 (I, pg. 11—23) und „Nachricht an Aerzte“ (I, pg. 132—138). Wiederabdruck eines Artikels, den Kant aus dem Gentelmen's Magazine im April 1782 in den Kgsbgr. Gel. u. Pol. Ztngn. bekannt machte und der die Influenza betrifft;

2. von Joh. Nicolaus Goetz (gestorben 4. Novbr. 1781; Goedeke-Goetze IV, pg. 43) „Die Mädcheninsel“ durch Zitterland (sieh unten), welcher die Anmerkung hinzufügt: „Dieses schöne Stück eines verstorbenen Dichters, ist bei weitem nicht so algemein bekant, dass es dem Leser hier Ueberdrus machen solte, zumal da man es ihm nach handschriftlichen Verbesserungen von Ramler giebt, wodurch es izt einen klassischen Werth erhalten“ (II, pg. 36—41);

3. von Raufseysen (Goldbeck II, 255; Goedeke-Goetze IV. pg. 331) „Der sterbende Christ“ (II, pg. 4—6);

4. aus Ossian: „Shilric und Vinvele eine Episode aus dem Gedicht Ossians Carric-Thura“ (I, pg. 196—204), „Oithona“ (II. pg. 94—97), „Fragment einer Uebersetzung aus dem Gedichte Ossians Carthon“ (II, pg. 97—101);

5. Anonym sieben Briefe „Ueber die Freundschaft vorzüglich mit Frauenzimmern“ und „An den Herausgeber“ sechs philosophische Briefe über Glaubensverbesserung und Religionsmaterien;

6. Von *—* „Scenen aus einem Schauspiel für Marionetten und Marionetten-Liebhaber; betittelt: Der schöne Geist“ (II. 167—180; fünf Scenen).

Aus den vorstehenden Darstellungen geht klar hervor, ein wie reges Leben auf dichterischem Gebiete in dem damals doch nur ca. 50,000 Einwohner zählenden Königsberg herrschte und immer mehr sich zu entfalten begann. Wenn der bescheidene Kreutzfeld in seinem Aufsatze „Ueber die preußische Dichtkunst“ (Tempe II, pg. 365—376) im Jahre 1781 für das achtzehnte Jahrhundert nur „Willamov, Hermes und Herdern“ zu nennen weiß (von denen der mittelste noch dazu gar nicht Preußen angehört) und meint: „Klein und unbeträchtlich ist bei alledem doch die Poesie unseres Preußens gegen Deutschlands seine“, so ist das — abgesehen von der schiefen Zusammenstellung des kleinen, damals zum großen Theil fremdsprachigen Ostpreußens mit dem weiten Gebiete Deutschlands — eine ganz unangebrachte und unbegründete Bescheidenheit. Die große geistige Regsamkeit der Ostpreußen zu damaliger Zeit wird nun noch klarer hervortreten durch einen Blick auf die nachstehende lange Reihenfolge derjenigen, welche ausser den oben bereits Genannten an den vorstehend erwähnten literarischen Unternehmungen sich betheiligten. Es sind das:

1. Ludwig Adolph Franz Joseph **v. Baczko** wurde nach seiner eigenen Angabe (Leben I pg. 47) am 8. Juni 1756 als Sohn des preußischen Husaren-Rittmeisters Adolph v. Baczko,

welcher aus Ungarn gebürtig, aber wahrscheinlich polnischer Abstammung war, und seiner Gemahlin, einer Tochter des 1738 verstorbenen Goldaper Bürgermeisters Christoph Dullo, zu Lyck geboren und nach dem dortigen Kirchenbuche am 13. Juni 1756 auf die Namen Ludwig Franz Adolph getauft, so daß der Name Joseph erst bei der Firmelung hinzugekommen ist. Der katholische Rittmeister ließ nämlich seine Kinder zuerst nach dem Wunsche der Mutter lutherisch, später aber katholisch erziehen. Von Baczko's Brüdern seine Mutter gebar 13 Kinder) wurde Joseph Theodor Sigmund später General und Commandeur des Tilsiter Drag.-Regts. Dessen ältester, zu Wehlau geborner Sohn Karl Joh. Adolph veröffentlichte in der Haberland'schen Preuß. Blumenlese für 1813 vier Gedichte, darunter eine „Elegie gesungen beim Anblicke des Schlachtfeldes bei Preuß. Eylau", wurde in der Schlacht bei Leipzig 1813 schwer verwundet und starb zu Halle. — Ludwig v. B. besuchte das Collegium Fridericianum bis Ostern 1772, studirte dann Jura, beschäftigte sich aber in Folge seines regen Geistes und seiner lebhaften Phantasie außerdem mit Philosophie, Zeichnen, Malerei, Musik, Dichtkunst, wollte auch zur See gehen und suchte sich alle dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben, verlor in Folge der Blattern 1772 die Sehkraft des einen Auges, studirte aber weiter, warf sich nun auf die Medicin, hörte bei Kant Naturrecht und Moral, lernte Italienisch, begann für die Kanterschen Gel. u. Pol. Ztngn. Recensionen zu schreiben, wurde in seinen Beschäftigungen 1775 durch schwere Erkrankung und bald völligen Verlust auch des andern Auges gestört, lebte von 1776—1781 bei seinem Vater in Stablack (sieh oben), worauf ihm Unterstützungen die Rückkunft nach Königsberg ermöglichten, lernte hier als Blinder seit 1782 noch Lithauisch und Polnisch, sowie später Russisch, machte die preußische Geschichte zu seinem Hauptstudium und erwarb seinen Unterhalt durch Haltung eines Pensionats für junge Leute sowie einer Leihbibliothek und durch Schriftstellerei, besonders durch Romane, zuerst pädagogisch-didactischer Tendenz, dann Rittergeschichten, und historische Arbeiten. Zur Schriftstellerei

hatte er immer große Neigung gehabt; ungefähr dreizehn Jahre alt, wollte er eine Mosaïde schreiben und verfertigte, durch die Lektüre v. Cronegk's und Schlegels angeregt, Trauerspiele in Alexandrinern. Sein „Handbuch der Geschichte und Erdbeschreibung Preußens" (Dessau 1784; 2 Bde.) brachte ihm einen Gewinn von ca. 700 Thalern; 1792—1800 erschien zu Königsberg seine große, als Leistung eines Blinden bewundernswerthe und noch heute wichtige „Geschichte Preußens". Da er so und durch staatliche Gnadenzuwendungen ein jährliches Einkommen von 1000 Thalern hatte, heirathete er Mai 1792 ein Fräulein von Montowt, die ihm sieben Kinder gab; einige Zeit später erhielt er durch die Gnade des Königs ein sogenanntes Gratialgut bei Gollub in Westpreußen geschenkt und verkaufte es bald für 10,000 Thaler, deren Zinsen nun seine Existenx sicher stellten. Im J. 1799 wurde es Professor der Geschichte an der Artillerie-Akademie und an der Divisionsschule zu Königsberg, seit 1816 Vorsteher des Blindeninstituts, setzte die Schriftstellerei auf geschichtlichem, politischem und belletristischem Gebiete ununterbrochen weiter fort, war thätiges Mitglied der Deutschen Gesellschaft und starb am 27. März 1823.

Seine hauptsächlichsten Schriften sind außer den schon genannten:

1. Die Reue, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Kgsbg. 1780; vorher im Tempe I, pg. 75—141.

2. Die akademischen Freunde, eine Geschichte in Briefen. Königsbg. u. Leipzig, Gottlieb Lebrecht Hartung, 1783. (2 Bl. 224 pg.) 8°. Mit schöner Vignette von E. Henne zu pg. 43. Die Widmung ist an „K. M. S. St**." Stand vorher im Tempe I. pg. 462—84, 487—98, 673—692, ohne Schluß. Der Inhalt der neunzig Briefe ist folgender: v. Dornbach und Kämpfer, die auf der Universität zu Königsberg Freundschaft geschlossen, ersterer ein besonnener Charakter, letzterer ein Brausekopf, erleben beide auf dem Gebiete der Liebe herbe Täuschungen, ehe sie in den Hafen einer glücklichen Ehe gelangen. Manches im Buche ist durch Baczko dem wirklichen Leben entnommen: pg. 120—123

legt er Kämpfern ein Stück seiner eigne Jugendgeschichte in den Mund, das sich fast wörtlich in seiner Lebensgeschichte wiederfindet; pg. 60 erzählt er unter Umgestaltung eine Geschichte aus seines Vaters Leben etc. Als „Einlage“ giebt er pg. 136—140 eine „Betrachtung über die Furcht vor dem Tode“. Pg. 62 citirt er einen Ausspruch Hamann's, „unsers großen Landsmannes“, aus den „Kreuzzügen des Philologen“ (1762).

3. Die Folgen einer akademischen Mädchenerziehung, Libau, Friedrich, 1786.

4. Karl von Adlerfeld, oder Gespräche über das menschliche Glück. Zweite Auflage. Elbing, Hartmann, 1787 (107 pg.) 8⁰. Wo und wann die erste Aufl. erschien, kann nicht angegeben werden. Nach einer Recension ist die Hauptperson Karl v. Adlerfeld ein Mann, der die traurigsten Schicksale erlitt, aber nie weder seine Zufriedenheit noch seinen Eifer für das Wohl Anderer verlor; „durchaus herrscht in diesen Gesprächen ein gesunder Verstand ohne Prätcension, und ein richtiger Blick, der jedem Auge wohlthätig sein würde.“

5. Müller der Menschenverächter und seine fünf Töchter, Kgsbg., Hartung, 1788, zwei Theile mit zusammen 180 pgg. Müller, der durch Charakteranlage und Gesinnung, weil er sich in die nun einmal herrschende Ordnung nicht fügen will, in der Welt nicht vorwärts gekommen ist und deshalb und durch vieles ihm widerfahrene Unglück zum Menschenverächter geworden ist, wird durch glückliche Heirathen dreier seiner Töchter bekehrt; das Buch schließt mit seiner Erklärung: „die Welt dürfte doch wohl nicht ganz so böse seyn, wie ich bisher geglaubt habe“. Die Schilderung der abenteuerlichen Erlebnisse seiner Töchter bildet den Hauptheil des Buchs; nur eine von ihnen, die sich von Empfindsamkeit und Geniewesen hatte anstecken lassen, — „romantisch“ nennt sie der Verf. — wird dadurch ganz unglücklich. Auch findet sich episodisch die Geschichte eines Jünglings, der durch Sturm und Drang — „die Genieseuche“, wie der Verf. sagt — sich unglücklich macht, so daß dieser

kleine Roman v. Baczko's als Protest gegen jene Richtungen aufgefaßt werden kann.

6. Kleine Biographien und Züge aus dem Leben wenig bekannter Menschen, Berlin, Lagarde, 1787.

7. Versuch einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Königsberg, Kgsbg., Hartung, 1787—90 in sieben Heften (4 Bl. 680 pg., 3 Tabellen). Im letzten giebt B. auf pg. 592—655 ein „Verzeichniß der jetzt in Königsberg lebenden Schriftsteller", deren er 63 aufzählt, worunter aber 13 Aerzte und Juristen, die nichts weiter als eine Dissertation verfaßt haben. Auf pg. 656—659 folgen die damaligen Künstler (17, darunter auch Dilettanten), pg. 660—661 die Musiker (24). — In der zweiten, 1804 erschienenen Auflage des Buchs fehlen diese werthvollen Verzeichnisse, da B. daraus eine selbständige Schrift machen wollte, wozu er nicht gekommen ist.

8. Conrad Lezkau, Bürgermeister zu Danzig. Ein vaterländisches Trauerspiel in 5 A., Kgsbg., Hartung. 1791 (8 Bl. 96 pg.) 8⁰. Stand zuerst unter dem Titel „Lezkaus Tod ein Trauerspiel" bruchstückweise in der „Preußischen Monatsschrift" II, 1789, pg. 20—51, und wurde auch im letztgenannten Jahre aufgeführt. Es giebt noch eine Ausgabe von 1791 ohne Ort und Verleger, aber mit Titelkpfr. Im J. 1834 schrieb Kaufmann Peter F. E. Dentler in Danzig das Stück in Versen um und ließ es zu wohlthätigem Zweck aufführen und drucken, ohne B. als Urheber zu nennen, unter dem Titel „Die Kreuzherren in Danzig. Eine vaterländisch-historische Tragödie. Erste Abtheilung. Konrad von Lezkau", Danzig 1834 (Hagen, Gesch. d. Theat. 1852, pg. 383).

9. Abentheuer eines Maurers, zur Warnung für Geweihte und Profane, Libau, Friedrich, 1788. Ist keine maurerische Schrift, da B. keiner Loge angehörte; er verfaßte sie (Leben II. pg. 102), weil solche Schriften damals Mode waren, und war belustigt, als die Gothaischen gelehrten Anzeigen sie für wichtig erklärten.

10. Leben und Leiden meines Vetters Jonathan Eiche, von Benjamin Eiche, Kaufmann und Mälzenbräuer zu Tilse in Preußen. Kgsbg. 1790.

11. Annalen des Königreichs Preußen, von ihm und Prof. Dr. Theod. Heinr. Anton Schmaltz zu Kgsbg. 1792—93 herausgegeben.

12. Der Ehrentisch oder Erzählungen aus den Ritterzeiten. 2 Bde., Kgsbg., Nicolovius 1793—95.

13. Operetten. Königsberg, Hartung 1794 (XVI, 71 pg.; 95 pg.; 84 pg.) 8⁰. Zuerst steht als Widmung „An Fräulein Therese Paradis zu Wien" ein Gedicht: „O Freundin! — Sympathie verband" etc. (sieh unten), dann folgt eine Vorrede. Die drei Operetten, jede mit besonderem Titelblatt, um auch einzeln verkauft werden zu können, heißen:

a) Rinaldo und Alcina. Eine komische Oper in drei Aufzügen;
b) Die Kantons-Revision. Eine komische Oper in drei Aufzügen; daraus ein „Kriegslied" in der Blumenlese 1793;
c) Die Singschule oder drei Heirathen an einem Tage. Eine komische Oper in drei Aufzügen; daraus „Romanze des Cantor Ambrosius Backel" und „Romanze der alten Jungfer Euphemia" in der Preuß. Blumenlese 1793.

Nr. a) wurde von Therese Paradies zu Wien componirt, ebenso von Anton André zu Offenbach, und sie ist auf verschiedenen Deutschen Theatern gegeben worden. Nr. b) componirte Secretär Halter, Nr. c) Musik-Director Mühle zu Kgsbg.; sie wurden zu Kgsbg. und Danzig aufgeführt (Leben II, pg. 198—199).

14. Der Geist Erichs von Sickingen, sein Herumwandeln (Herumwanken) und seine Erlösung. Kgsbg. Nicolovius 1795.

15. Hans von Boysen, Haupt und geheimer Oberer des preußischen Bundes. Dialogisirte Rittergeschichte aus dem 15. Jahrh. Thorn u. Danzig 1795.

16. Leben und Abentheuer Wilhelm Walthers, eines Emigranten. Kgsbg. 1795 (nach Heinsius: Lpzg., Schäfer (Kühn) 1795).

17. Wochenblatt für den Bürger und Landmann. Kgsbg. 1795—96.

18. Witold. 2 Bde., Kgsbg. 1796.

19. Kleine Schriften aus dem Gebiete der Geschichte und Staatswissenschaft, 2 Bde., Lpzg. 1796—97.

20. Materialien zur Biographie des Kgl. Preuß. Kabinets-Ministers Grafen v. Herzberg. Kgsbg., Degen. 1795 (30 pg.).

21. Gab heraus: Nanke's Wanderungen durch Preußen, 2 Bde., Hamburg 1800. Bereits unter dem 15. Juni 1795 hatte Nanke, „ein junger Gelehrter", im Preuß. Archiv pg. 427 zur Pränumeration auf dieses Werk eingeladen; er war später Oekonomie-Inspector (Leben II, 146).

22. Vermuthlich von v. Baczko ist der Roman: Theodor Hardenberg oder die Folgen der Erziehung, 3 Bde. (262. 302, 312 pg.). Kgsbg., Goebbels u. Unzer 1802, mit 3 Kupfern von Bolt.

23. Handbuch der Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik Preußens, 2 Bde., Kgsbg. 1802—1803.

24. Lehrbuch der preußischen Geschichte. Kgsbg. 1803.

25. Grundriß einer Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik aller Provinzen des preuß. Staats. Kgsbg. 1804.

26. Erzählungen zur Beförderung guter Gefühle und stiller Tugenden, Kgsbg., 1804 Goebbels & Unzer (VI, 260 pg. 2 Bl.) 8°. Nach v. Baczko's Absicht sollten diese 19 kurzen Erzählungen hauptsächlich zur Frauenlectüre dienen und jede „eine moralische Vorschrift oder ein gutes Gefühl in der Seele der Leserinnen zurücklassen". Sie wurden im Januar 1908 im Familienkreise vorgelesen und haben großen Beifall gefunden.

27. Das Kloster zu Vallombrosa, 2 Bde., Kgsbg., Nicolovius, 1805—6, mit Kpfrn.

28. Gerhard v. Malbergh, Hochmeister des deutschen Ordens. Kgsbg. 1806.

29. Geschichte des 18. Jahrhunderts, 4 Bde. Halle 1806—. (= Bd. 11—14 von K. E. Mangelsdorf's Hausbedarf der allgem. Geschichte der alten und neuern Welt).

30. Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten die Blinden. Leipzig 1807.

31. Geschichte des Doctor Odoardo und der Familie Zapari. Kgsbg. 1806, mit Kupf. u. Musikbeil.

32. Die Mennoniten. Familiengemälde in 3 A. Kgsbg. 1809.

33. Nachtviolen. 2 Bde., Halle. Ruff. 1810—13. Erzählungen.

34. Thomas Münzer, dessen Character und Schicksale. Halle 1812.

35. Ueber die unglücklichen Verhältnisse der Grund- und Geldeigenthümer Ostpreussens, Kgsbg. 1814.

36. Wodurch entstanden Ostpreussens Leiden und was berechtigt uns ihre Linderung zu hoffen? Kgsbg. 1814.

37. Galeazzo Visconti oder Liebe und Edelmuth. Halle. Ruff. 1814.

38. Die Familie Eisenberg oder die Greuel des Krieges. Halle. Ruff, 1815.

39. Denkschrift auf Friedr. Leop. Reichsfreiherrn v. Schrötter. Kgsbg. 1815.

40. Legenden, Volkssagen, Gespenster- und Zaubergeschichten. 3 Bde.. Halle. Ruff. 1815—1818.

41. Reise von Posen durch Polen und Russland bis an das Meer von Assow. Von Ferdinand v. Baczko, herausgegeben von seinem Vater. Leipzig. Kollmann. 1821. Beschreibung einer Reise, die sein zweiter Sohn machte, um Pferde für die preuss. Armee anzukaufen. Sieh Leben III, pg. 302.

42. Denkschrift auf den Oberforstmeister Friedrich Ernst Jester. Kgsbg. 1822 (23 pg.) mit Porträt.

43. Bodo und Laura, oder die drei Perlenschnüre. Halle 1822.

44. Erzählungen, 2 Bde. Halle 1822—23.

45. Geschichte Paulo Pennalosa eines Klosterbruders, oder es muss eine ewige Vergeltung sein. Erste Aufl. Lpzg. 1820, zweite 1823.

46. Geschichte meines Lebens, 3 Bde., Kgsbg. 1824. mit Porträt. Baczko machte die Geschichte seiner Augenkrankheit durch das „Deutsche Museum" bekannt und erzählte auch im Vorbericht seines Handbuchs der Geschichte etc. 1784 die Geschichte seines Lebens und seiner Erblindung. In Folge der dadurch gefundenen Theilnahme lieferte er eine vollständigere Selbstbiographie in Joh. Sam. Fest's „Beiträgen zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind oder sein können, und zur nähern Kenntnis der leidenden Menschheit", Leipzig, Weidmann, in Bd. I, 1789, pg. 560—623 mit Fortsetzung in Bd. IV, 1795, pg. 540—560. Hier finden sich manche Angaben, die B. in seiner dreibändigen Selbstbiographie überging. Diese, von ihm in seinen letzten Lebensjahren geschrieben, wurde von seinem Sohne, dem Ober-Landesgerichtsrath L. v. Baczko, herausgegeben.

47. Poetische Versuche eines Blinden. Kgsbg. 1824 (XVIII, 214 pg.). Das Buch ist in fünf Abschnitte getheilt: a) Gedichte religiösen Inhalts (19), b) Romanzen, Fabeln, Erzählungen (17), c) Oden, Elegieen, Lieder und Gesänge (24), d) Gelegenheits-Gedichte (25), e) Episteln, Epigramme, versificirte mündliche Vorträge (44).

48. Christian Redlich, der Freund jedes Nützlichen und Guten. Ein Volksbuch. Berlin 1828.

49. Nachtblumen. Ein Nachlass. Leipzig 1832. Erzählungen.

50. Zahlreiche Beiträge zu periodischen Schriften, die hier nicht aufgeführt werden können; erwähnt seien nur: ein Aufsatz in Bertram's Litteratur und Theater-Ztng. 1782 (pg. 769—777) „Bemerkungen über die Schauspiele und Schaubühne der Alten.

Ein Fragment" und in v. Schrötter u. v. Schenkendorf's „Vesta": „Der Fuchs und die Schlange"; „Ueber wissenschaftliche Cultur"; „Ueber Kant's Anthropologie" in Fest's „Beiträgen" etc. (sieh oben), „Empfindungen eines durch die Blattern blind Gewordenen", Gedicht (Bd. II), „Lob der Dürftigkeit", Gedicht (Bd. V), „Selbstbeobachtungen eines Blinden, zur Erleichterung eines ähnlichen Schicksals" (Bd. V); endlich Beiträge zur Allgem. Dtschn. Bibliothek.

In der Blumenlese 1781 stehen von ihm mehrere Gedichte, fünf davon unter der Chiffre Q —. Dass diese die seinige war, geht daraus hervor, dass er das Epigramm „Des Pfarrherrn Sohn" im „Leben" I, pg. 213–14 ausdrücklich als von ihm verfertigt bezeichnet. Die Blumenlese 1782 enthält von ihm nur eine Romanze „Wilibald". In den beiden Jahrgängen des Tempe befinden sich sehr viele poetische und prosaische Beiträge Baczko's. Das „Trinklied für Wassertrinker" erscheint wie geschaffen für unsere Zeit:

„Auf zu des lieben Wassers Ehre,
Ihr Wassertrinker stimmet ein;
Verlacht, ihr unberauschten Chöre,
Verlacht den Wein" etc.

Der Aufsatz „Versuch einer preußischen Theatergeschichte" (Tempe I, pg. 703—716) ist nach Goldbeck (II, pg. 3 oben) auch in die Berliner Theater- und Literaturzeitung von 1781 aufgenommen. Das „Preußische Magazin" enthält außer einem Gedichte (Besuchseinladung) „An Freund J. —hl" (Brahl) datirt Stablak, 6. April 1780, fast nur prosaische Aufsätze, die „Preußische Monatsschrift" (1788—90) außer dem bereits erwähnten Lezkau nur eine Satyre in Prosa, die Blumenlese von 1793 besonders die Gedichte „An Fräulein Therese von Paradis zu Wien. Bei Uebersendung einer komischen Oper" und „An Dulon" (einen blindgebornen Flöten-Virtuosen), welche rührende Klagen über das herbe Schicksal des Blindseins enthalten.

In die „Poetischen Versuche eines Blinden" ist nur eine kleine Anzahl der eben erwähnten Jugend-Gedichte aufgenommen,

z. B. nicht das sehr freie „Der Gewissensfall“ (Blumenlese 1781. pg. 187—189), auch nicht das sehr pikante „Der Alp, eine Romanze, zur Warnung fürs schöne Geschlecht“ (Bl. 1782, pg. 139—147; mit —k— unterzeichnet). Ein Mädchen drückt den Kammerdiener Franz Nachts als Alp in Gestalt einer biegsamen Nähnadel. Franz faßt diese, steckt ihr die Spitze in's Oehr und hat nun Ruhe. Am Morgen liegt das Mädchen da:

„So reizend sonst der Anblick war,
So stack, mit einem Worte —
Des schönen Mädchens Nase — gar
An keinem schönen Orte“ etc.

Vergl. auch seine Satyre „Unumstößlicher Beweis von Sittlichkeit und Nuzen der Hahnreischafft zum Trost aller gekrönten und gekränkten Ehemänner, aus Liebe des Nächsten entworfen“ (Tempe I, pg. 252—269). Nicht aufgenommen ist auch folgendes hübsche Stückchen (Bl. 1781, pg. 42):

„Der Bürge.

Indem ich meinem Mädchen schwur
Sie einziglich zu lieben nur,
Da frug sie, wer ihr Bürge sey?
Für meine Lieb, für meine Treu.
Da ward ich zorniglich entbrandt,
Ergrif das Mädchen bey der Hand
Und führte sie dem Spiegel zu:
Den Bürgen, Liebchen! siehest du“.

In Rosenheyn's Horaz (sieh Altpr. Mschrft. 1906, pg. 585 nr. 19) ist Baczko's Uebersetzung von Od. I, 11 „An Leuconoe“ mitgetheilt (auch in den Poet. Vers. pg. 99—100):

„Geliebtes Mädchen, o erwarte
Von deinem Herzen nur dein Glück,
Kein Kaffeesatz und keine Karte
Enthüllt dein künftiges Geschick“ etc.

Brahl, Johann, ist nach Goldbeck (I, pg. 15) zu Königsberg 1754 geboren, sein Nekrolog 1812 sagt aber, er sei im 60sten Jahre gestorben, wonach dann sein Geburtstag in das

Jahr 1752 zu setzen wäre*). Er war ein Sohn des noch 1787 lebenden (Hamann an Jacobi pg. 527) Nädlermeisters Brahl und seiner Frau geb. Milz, aus dessen Feuer und deren Phlegma (ibid.) sich sein ungewöhnlicher Character zusammensetzte, besuchte die Altstädtische Schule, wo Kreutzfeld sein Lehrer war, mußte aber von der zweiten Klasse abgehen, um das Gewerbe seines Vaters zu erlernen, wobei er jedoch die verlassenen Studien heimlich fortsetzte. Als Nädlergesell ging er, Kleist und Ramler in der Tasche, auf die Wanderschaft; nach seiner Rückkehr erwarb er das Meisterrecht, beschäftigte sich aber immer mit der schönen Literatur und Poesie und verfaßte auch kleine Gedichte, von denen der damals in Königsberg aufhaltsame M. Abraham Jakob Penzel (Goedeke-Goetze IV, pg. 54, VI, pg. 678; Kant's Briefwechsel I, pg. 186, 205) ohne sein Vorwissen eines in den Kgsbg. Gel. u. Pol. Ztngn. zum Schlusse des Jahres 1776 mit dem Bemerken veröffentlichte, „daß das poetische Genie des Verf. sich selbst ganz ohne fremde Kultur gebildet habe" (Goldbeck II, pg. 8). Diesem Gedichte folgten nun in genannter Zeitung mehrere, die u. a. auch Hamann, dem er als Copist Dienste leistete, gefielen (Roth VI, 75, 209), so daß er bereits als verheiratheter Mann den muthigen Entschluß faßte, sein Handwerk aufzugeben, um sich ganz den Wissenschaften widmen zu können. Er begann für die Kantersche, schon genannte Zeitung Recensionen und Artikel zu schreiben, ließ auf seine eigenen Kosten eine (mir unauffindbar gebliebene) kleine Sammlung seiner Poesien unter dem Titel

Probe von Gedichten, Marienwerder 1779.

in der dortigen Kanterschen Druckerei erscheinen, die er „einem großen Mann" zueignete (Roth VI, pg. 210), und bemühte sich um eine Anstellung bei der Accise (Steuer- und Zollbehörde); einen ihm in Memel angewiesenen Posten schlug er aber aus,

---

*) In den Königsberger Taufregistern wurde die Eintragung nicht aufgefunden.

um nicht aus seiner literarischen Umgebung und Beschäftigung gerissen zu werden. Das alles war gar nicht nach Hamann's Sinne, und als Brahl ihn eines Tages um ein Empfehlungsschreiben an Kapellmeister Reichardt ersuchte, ging Hamann, wie er selbst 25. Aug. 1781 an Reichardt schreibt, „auf den Clienten mit meines seligen Vaters Scheermesser und seiner Badewanne los“ (Roth VI, pg. 211), d. h. er wurde so grob, daß Brahl anderthalb Jahre lang seine Schwelle nicht mehr betrat. Erst am letzten Februar 1783 fand die Aussöhnung statt, und Brahl, welcher unterdessen eine Calculatorstelle erhalten hatte, später Controlleur, Accise-Einnehmer und schließlich Ober-Stadt-Accise-Inspector wurde, nebenbei aber auch Redacteur der Hartungschen Zeitung wurde und blieb, leistete Hamann wichtige Freundschaftsdienste, indem er ihm vertrauliche Nachrichten mittheilte und ihm aus dem Hartungschen Geschäfte die neuesten Bücher lieh, wie aus vielen Stellen des Briefwechsels Hamann's mit Jacobi hervorgeht. Brahl starb am 29. Januar 1812 zu Königsberg. Der Nekrolog in der Hartung. Ztng. 1812, Nr. 15 v. Montag 3. Febr., sagt über ihn: „an Geist und Herz von dem probehaltigsten Schrot und Korne, wie von dem ausdrucksvollsten Gepräge. . . . Nach Hamanns Tode fiel sein Umgang wie durch Erbschaft an Kant und Kraus. Wie mogten doch Kant und Kraus, jener zur Mittagszeit und dieser wenigstens zur Sonntagsfrühe des Verstorbenen so sehnlich warten! . . . Vorzüge des Geistes waren nicht etwa ungewöhnlicher Ideenreichthum, oder geniale Schöpferkraft: sondern eine seltene Helligkeit des Verstandes und Klarheit der Begriffe, ein wunderbar treffendes Urtheil, durchaus nicht auf den gewohnten Leisten geschlagen, und besonders eine ganz eigenthümliche und humoristische Ansicht der menschlichen Dinge. . . . Uebrigens war er höchst gutmüthig und verlangte streng, daß Niemand in sittlicher Hinsicht den Nächsten richten solle. Aber Antastung der Menschenrechte, Unterdrückung, schnöde Selbstsucht und Lieblosigkeit, sowie Kriecherei und Nachbeterei empörten jedesmal seine juvenalische Seele. Hohe Wahrheitsliebe, selbst mit Verschmähung der Sitte, Redlichkeit

und Treue gegen Freund und Staat bis zur peinlichen Kleinfügigkeit getrieben. Offenheit, nicht selten mit aufgeopferter Vorsicht, und arglose Bloßstellung seiner Schwächen waren ihm so natürlich, wie das Athmen. Fehler entsprangen meist aus einer Heftigkeit des Affects, den er einzudämmen nicht vermogte und der ihn oft für den Augenblick zu Mißgriffen hinriß, die er bald darauf eingestand und abbat. Alle versuchten Lösungen der Räthsel in unserm Daseyn waren ihm ungenügend; aber seine Zweifelsucht hatte so wenig Einfluß auf Handlungsweise, wie bei David Hume. — Todesanzeige, Trauerkleidung, Begräbnißfeier hat er zwar ernstlich untersagt; aber Viele werden ihn sehr vermissen" . . .

Veröffentlicht hat Brahl, soweit bekannt, Gedichte im Leipziger „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde" (1774—81) anonym, in der Preuß. Blumenlese 1781 zwei unter der Chiffre —hl („Leben" und „Ehre im Verborgnen"), in der pro 1782 vier, im Tempe I und II unter der Chiffre † drei Gedichte, darunter „An J. M. Sch.":

„Nur einmal noch nah' ich mich Deinem Herzen,
Zu hören, ob auch nicht ein Seufzer für mich spricht",

und mehrere prosaische Aufsätze, worunter „Sylla und Eukratides. Ein Gespräch von Montesquieu, aus dem Französischen" und „Lobrede auf La Fontaine aus dem Französischen des de la Harpe". In späterer Zeit scheint er sich ganz auf solche Uebersetzungen gelegt zu haben. Kraus schreibt 16. Juli 1785 an v. Auerswald (Leben pg. 143): er habe eine Uebersetzung von Mirabeau's Cincinnatusorden durch Brahl (der von Hamann dazu aufgemuntert war) zur Durchsicht und Correctur vor sich, die leidlich sei: im August 1786 reiste Brahl „incognito nach Berlin ohne Urlaub und Umstände, um selbst die Zusätze des Gr. Mirabeau zur Uebersetzung des Cincinnatus-Orden abzuholen" und kam Mitte Septbr. aus der Hauptstadt, wo er sich „vorzüglich in Engel's Gesellschaft gefallen", zurück (Hamann an Jacobi, pg. 383, 391). Auch erhielt er in dieser Angelegenheit einen Brief Mirabeau's d. d. 1. Septbr. 1786. Die Uebersetzung

erschien unter dem Titel „Des Grafen von Mirabeau Sammlung einiger philosophischen und politischen Schriften, die vereinigten Staaten von Nordamerika betreffend. Nebst einem Schreiben von demselben an den Uebersetzer, aus dem Französischen. Berlin und Libau, 1787“ 8°. Im Jahre vorher erschienen von ihm „Imbert's philosophische Erzählungen [Rêveries Philosophiques], aus dem Französischen übersetzt. Berlin und Libau, 1786“ 8°.

D. In der Blumenlese 1780 (pg. 240—241) „Parodie nach Bürgers Spinnerlied und dessen Melodie“. Die Parodie des 1775 im Goetting. Musenalmanach erschienenen Liedes beschränkt sich auf folgende Abänderungen der letzten Zeilen jeder Strophe:

1. „Trille mir ein Fädelein
   Unverfälschter Liebe.“
2. „Jüngling zwirne zart und fein,
   Zwirne mir dies Fädelein
   Zu belohnter Liebe.“
3. „Aber schnurre leis' und fein,
   Dass nicht viele Zeugen seyn
   Unsers Glücks der Liebe“.
4. „Dauerhaft und glänzend rein
   Soll der lange Faden seyn
   Unsrer treuen Liebe“.

Doerck, Johann Jakob wurde nach dem Taufregister der Haberberger Trinitatisgemeinde am 23. Mai 1755 als Sohn des (wahrscheinlich dem Kleinbürgerstande angehörigen) Jakob Doerck und seiner Ehefrau Anna Charlotte geb. Albrecht geboren, studirte nach Goldbeck seit 1771 und wurde 1777 Hofgerichts-Referendarius zu Königsberg. In den von ihm und Mohr herausgegebenen Blumenlesen für 1780 und 1781 befinden sich von ihm in ersterer sieben Gedichte, in letzterer eins. Zwei sind Uebersetzungen von Catulls Epigrammen 76 und 108 (der Bipontiner Ausgabe); eins ist betitelt „An Selma, bey Uebersendung der Lieder zweyer Liebenden von Goeckingk [deren zweite Auflage 1779 erschienen war] zum neuen Jahr“.

Felgenhauer, nach Goldbeck Karl Ludwig Theodor und 1755 zu Königsberg geboren, nach dem Taufregister der Tragheimer Kirche aber und auch nach G. Ellendt „Lehrer und Abiturienten des Kgl. Friedrichs-Kollegiums 1698—1898" Kgsbg. 1898; pg. 8 oben) Theodor Ludwig Friedrich, als Sohn des Calculators Friedrich F. und seiner Frau Amalie Judith geb. Ries am 17. April 1756 geboren, besuchte das Collegium Fridericianum bis Michaelis 1772, studirte Jura, nahm als Candidat 1780 eine Hauslehrerstelle in Kurland an, wurde dort Advokat und starb als solcher (v. Baczko, Leben I, pg. 266). In der Blumenlese 1781 ist von ihm ein Gedicht unter der Chiffre F—g—h—r; das Tempe I (1780) enthält unter der Chiffre F . . . . und F. von ihm einen prosaischen Beitrag „Ueber die Güte des Herzens" und zehn Gedichte, worunter wol das beste „Theon an Cinna über den misslungenen Versuch sie zu küssen. Den 5. November 1775":

„Ueber einen Kuss, den zu gewinnen,
ich voll Inbrunst dich in meine Arme schlos,
Seh' ich Thränen deinem Aug' entrinnen,
Finde schluchzend dich und athemlos?"

Funk, Johann Daniel, ein Sohn des Dr. Joh. Daniel Funk, welcher 1749—1764 Professor der Rechte an der Universität zu Königsberg war, und seiner Ehefrau Maria Barbara geb. Eckardt, nach dem Taufregister der Altstädt. Kirche geb. den 19. Juli 1757, studirte seit 1772, wurde 1781 bei der Kanzlei des Stadtgerichts angestellt, heirathete 1784, war Secretär der Kgl. Deutschen Gesellschaft und starb nach Hennig-Schröder's „Chronolog. Uebersicht" am 22. Juni 1807, nach der Todesanzeige seiner Frau A. C. Funck [sic] geb. Hempel in der Beil. zum 50. Stück der Hartungschen Ztng. v. 28. Juni aber am **23.** Juni Morgens zwei Uhr an den Folgen eines Blutsturzes.

Zu seinen besonderen Freunden gehörte Joh. Heinrich Schiemann, der aus Gerdauen 1775 zur Universität nach Kgsbg. kam, Jura studirte und 1802 Kgl. Preuss. Münzmeister zu Kgsbg. war (Keber, Bemerkungen Hippel betrfd., Kgsbg. 1802, pg. 28);

an ihn hat Funk in seinen unten erwähnten „Gedichten“ zwei gerichtet: „Elegie, meinem Schiemann heilig“ (pg. 134—136) und „An Schiemann“ (pg. 152) mit dem Beginn:

„Wenn ich einst schlummre, wenn kein Monument
der Nachwelt meinen Namen nennt“.

In der Blumenlese 1780 veröffentlichte er ein Gedicht unter der Chiffre F — — und 12 unter seinem Namen, in der pro 1781 sieben, im Preuss. Magazin eins. Ausserdem führt Goldbeck aus dieser Zeit von ihm an: einige Gedichte in den Kgsbg. Gel. und Pol. Ztngn., ein Vorspiel „Der Pächter“, schon aufgeführt, aber nicht gedruckt, eine Operette „Das Soldaten-Gefühl oder die Liebe im Canton“ und ein Trauerspiel „Ulrich von Wexxen“, beide druckfertig. Von seiner Neigung zum Theater zeugen auch einzelne seiner Gedichte; in Bl. 1781 „An Madame Schuchin und Herrn Koch, nach der letztern Vorstellung von Macbeth, nach der Stephanischen Umarbeitung, den 8ten April 1780“, worin er beiden das höchste Lob, Koch besonders den „glühendsten Dank“ für sein „bezaubernd Spiel“ darbringt, und „Auf Kochs, genannt Eckarts Bild, als ihn Doblin malte“ in der Sammlung seiner Gedichte, welche er 1788 auf eigene Kosten veranstaltete. Sie führt den Titel:

„Gedichte von J. D. Funk. [Vignette.] Malim convivis quam placuisse coquis. Martial. Berlin und Königsberg, auf Kosten des Verfassers und in Commission bey Lagarde und Friedrich, 1788“. (6 Bl. 196 pg. 1 pg. Druckfehler) 8°. Die Vignette (Penningh fec. Berolini) hat Bezug auf das Gedicht pg. 137 „Philomele im Herbst, (während einer gefährlichen Krankheit)“ und stellt einen Jüngling in einer Waldlichtung dar, der zu einem auf dem Aste eines Baumes sitzenden Vogel zu sprechen scheint. Auf Bl. 2—4 befindet sich die Widmung an den Etats- und Justiz-Minister, Kanzler und Regierungs-Präsidenten Reichsgrafen von Finkenstein als Gönner und Freund seines verstorbenen Vaters. Von den 60 Gedichten sind 15 aus den oben erwähnten 21 mit wenigen Veränderungen übernommen; von den übrigen verdienen besondere Erwähnung

die Uebersetzungen zweier Oden Friedrichs des Grossen „La flatterie“ (Ode III) und „La fermeté“ (Ode II), wobei Funk bemerkt, er könnte sich vielleicht zur Herausgabe seiner Uebersetzung der Oden und Episteln des gekrönten Dichters entschliessen. Dies ist aber nicht geschehen, und Funk hat nur noch zwei weitere Uebersetzungen im „Preuss. Archiv“ veröffentlicht: der Ode VII Aux Prussiens (1790 pg. 293—297) und der Ode V La Guerre (1797, pg. 605—609). „An Herrn Hofhalsrichter Hippel“ richtet er, als an den Freund seines Vaters, ein verehrungsvolles Gedicht (pg. 160—161) mit dem Schluss:

„ein Wunsch entkeimt bey seiner Urne:
wie er — dein Freund zu seyn!“

Sehr bemerkenswerth ist der bei Funk in drei Gedichten sich offenbarende religiöse Sinn. „Christus“ (pg. 105—107) schliesst:

„Der Christ bebt nicht, er gibt den Staub dem Staube
und seine Seele der Unsterblichkeit:
an ihn, den Gottmensch, bleibet unser Glaube
beim Eintritt in die Ewigkeit“.

„Er starb für Wahrheit“ (pg. 111—113) beginnt:

„Blutend für die Wahrheit seiner Lehren
sank der Mittler in den Staub hinab“;

in „Duldung“ (pg. 108—110) ermahnt er zu dieser Tugend im Aufblick zu Christus am Kreuze,

„wie er im letzten Kampfe fern von Rache,
den Mördern selbst vergab“.

Eben diese Tugend der Duldsamkeit preist er auch, obwohl selbst nicht Logenmitglied, an den Freimaurern in dem Gedichte „Fanatismus, an die Freymäurer“ (pg. 1—6), worin er sagt:

„Euch dankt der Geist der Duldung seine Stärke,
und Herrschaft über Meer und Land,
weil selbst im allerkleinsten eurer Werke
der Forscher ächter Tugend Stempel fand.

Vom Stolze fern, blickt ihr bey eurem Bunde
auf eures Daseyns Quelle nur,
und ehrt durch Thaten, nicht nur mit dem Munde,
als Brüder, die Gesetze der Natur.

Wer hat, wie ihr, den tiefverschlossnen Jammer
verschämter Armuth aufgespührt,
und in der Wittwe, in der Waysen Kammer,
der Gottheit ähnlich, Rettung eingeführt?

— — — — — — — — — — — — — —

Ha! diese Thränen werden einst euch richten,
wenn Sonnen sinken und vergehn;
mit dem Bewußtseyn treu erfüllter Pflichten
könnt ihr zum Staube eurer Väter gehn."

In der Preussischen Blumenlese für 1793, deren Herausgeber er mit Gerber war, sind von ihm sechs Gedichte, darunter das schöne „Thränen" (pg. 143—151):

„Thränen sind des Himmels schönste Gabe,
Weh! dem Auge, das nicht weinen kann":

wieder abgedruckt in den „Dichter-Blumen", Basel, 1795, Gr. 4°, unter Nr. 35, und in C. H. F. v. Felgenhauer's „Psychologischen Briefen zur geheimen Jugendgeschichte des Grafen Erlsbach" (Boston und Philadelphia, 1798, pg. 173—176), wo Funk ein „gefühlvoller, sanft schwärmerischer Dichter" genannt wird. Das Preußische Archiv enthält in seinen neun Jahrgängen 29 meist poetische Beiträge von ihm, viele davon zum Geburtstage des Königs und zum Krönungsfeste. Auch befinden sich darunter Uebersetzungen aus den Neulateinern Johannes Secundus (achte Elegie aus der Julia) und Hieronymus Angerianus (drei Lieder), im Jahrgang 1794, pg. 264—265 und 268—271.

Madame **Gr.**, geb. v. Fr. Von ihr ihm Tempe I (1780) pg. 810—811 „An Herrn — bei Zusendung einer übersetzten Oper des Sedaine, 1779".

Hartung, Johann Friedrich, nach dem Taufregister der Altstädt. Kirche geb. zu Kgsbg. am 17. December 1753, war ein Sohn des Buchdruckers Johann Heinrich Hartung und seiner Ehefrau Hanna Zobel, also ein Bruder des bekannten Gottlieb Leberecht Hartung, selber im Geschäfte thätig und starb am 11. Januar 1782. Er lieferte für die Blumenlese 1780 sieben, für die von 1781 vier nicht üble Gedichte, z. B. „Lied eines Jünglings an die Liebe" (Bl. 1781 pg. 194—196):

„Liebe, die den besten Jungen
Oft zum grössten Gecken macht.
Dir sey dieses Lied gesungen,
Dir und deiner Zaubermacht“.

Herklots, Carl Alexander, ist nach dem Kirchenbuche von Kl. Dexen im Kreise Preuß. Eylau als Sohn des Erbherrn von Dulzen, Johann David Herklots, und seiner Gemahlin Elisabeth Eleonore geb. v. Platen, am 19. Januar 1756 geboren und am 27. Januar getauft. Goldbeck hat als Geburtsjahr irrig 1757, Hitzig's „Gelehrtes Berlin im Jahre 1825“ 1759, was um so merkwürdiger ist, als die einzelnen Artikel genannten Buchs von den betreffenden Schriftstellern selbst ausgearbeitet und revidirt sind. Er studirte seit 1772 in Königsberg Jura und wurde 1779 Hofgerichts-Referendar, ging dann ca. 1784 zum Kammergericht nach Berlin, wurde dort — über das wann? und wie? wüßte man gern Genaueres — Theaterdichter und starb am 23. Mai 1830. Baczko schildert ihn schon 1776 als „voll herrlicher Anlagen für Musik, Dichtkunst und Malerei“ (Leben I, pg. 239). Seine ersten Gedichte veröffentlichte er in den drei Blumenlesen, im Tempe und im Preuß. Magazin, welche deren insgesammt 43 enthalten, darunter eine Anzahl Epigramme. Da finden wir (Bl. 1780, pg. 43) eine

Einladung zur Schlittenfahrt.

Auf! zu Schlitten! auf, ihr Musensöhne!
Hu! der aufgebrachte Nordwind lärmt —
Sorgt dafür, dass eine muntre Schöne
Euch im Schlitten wärmt.

Wer vergebens um der Mädchen Küsse
Betteln muss — erbärmliches Geschick —
Spann' den Schlittschuh unter seine Füsse,
Oder bleib zurück!

Aber den lacht aus, der wie sein Rappe
Sich allein auf sein Geläute bläht.
Er verdient, dass man an seine Kappe
Ihm die Schellen näht“.

„Die größte Lust des Königsberger Burschenlebens“, so heißt es in Reichardt's Autobiographie bei Schletterer (pg. 80–81 „bestand in der drei bis vier Monate dauernden sichern Schlittenbahn“. Die Fahrten erstreckten sich öfters bis Elbing, ja wohl bis nahe vor Danzig, und waren immer sehr schnell. Im J. 1789 wird von der Hartmannschen Buchhandlung in Elbing neu angezeigt „Die Schlittenfarth ein komisches Burschengedicht (8 gr.)“ *).

Da finden wir ferner (Bl. 1781 pg. 176—184) „Doctor Faust. Eine akademische historisch-moralische Vorlesung“.

„Es war der Doktor Faust ein Mann
Von ganz besondern Geistesgaben.
Die Herren werden dann und wann
Von ihm gehöret haben“.

Faust hält immer offene Tafel, da Speisen und Weine ihm seine Geister herbeischaffen. Einmal sind seine Gäste bezecht

„und huben endlich an zu kralen:**)
Faust! Herzensbruder! hex' uns was!“

F. zaubert einen Weinstock mit Trauben auf den Tisch, läßt seine Freunde ihre Messer an die Stiele setzen, auf Commando abschneiden, — und eines Jeden Nase rollt vor ihm auf den Tisch, die F. nachher wieder ansetzt. Der Schluß lautet:

„Wer immer ofne Tafel hält —
Und hätt' er auch sein Geld gestohlen —
Den muss — zum wenigsten sein Geld —
Zuletzt der Teufel holen“.

Hübsch ist auch

„An Minna. (Bl. 1780, pg. 85.)

Lächeln sah ich dich, und all mein Wesen
Schwamm in Liebe — unverwandt
Sah ich dir ins Auge — doch zu lesen
Wagt' ich's nicht, wa da — so deutlich stand.

---

*) Auch die „Litteratur- und Theaterzeitung“ 1782 (pg. 753—755) enthält ein Gedicht „Die Schlittenfart“ von S.: der Schlitten wirft um, die Schöne dann liegt im Schnee, „Füss' oben, Kopf unten“, doch ihr Cavalier beruhigt sie: „Hab' auch nichts weiter gesehen, Als Strümpfchen und Schuh“.

**) Ostpreussischer Provinzialismus: laut und lebhaft schwatzen.

Seliger war jene Wonnestunde,
Als ich dich im Garten fand.
Ha! da küsst' ichs weg von deinem Munde,
Was im Lächeln deiner Augen stand."

„An den Schlaf" (Preuss. Magaz. II. pg. 131—132) beginnt:

„Gott des Schlummers! deinen Mohn
streu auf meine Augenlieder!
lange sankst du, Göttersohn!
nicht auf sie hernieder."

Auch von den Epigrammen sei eins angeführt (Bl. 1782. pg. 171):

„Pränumeration.

Bey fremden Werken mag ich nicht
So blindlings hin mein Geld verlieren:
Doch, Phillis! giebst du eins ans Licht:
So will ich gern pränumeriren!
Nur hör! (ich bin kein stolzer Thor!)
Setz' ihm nicht meinen Namen vor!"

Doch bald wendete Herklots sich dem Theater zu. In Mohr's „Königsbergschem Theaterjournal" 1782 steht pg. 287—288 von ihm ein Gedicht „Bey Gelegenheit des Debüts der Demoiselle Bachmann als Lucinde in der Operette: der Zauberspiegel":

„Schön ist der Lenz mit seinen Sängerinnen,
Schön ihr Gesang im fernen Wiederhall —
Doch — wollen sie den Preis Dir abgewinnen?
Dir, Nachtigall?" etc.

Und im „Preuß. Magazin" 1783 (pg. 52—84) befindet sich sein erstes Theaterstück „Der Derwisch, oder ein Schelm über den andern. Ein Nachspiel in einem Akt, nach dem Französischen des Saintfoix".

Seit seinem Fortgange aus Ostpreußen veröffentlichte Herklots in Königsberger Publicationen nur noch in der Blumenlese für 1793 zwölf Epigramme (Chiffre H—s), darunter (pg. 278):

„An den Dichter D*.

Oft spielt der Dichter nur den Prasser;
Bei Wasserflaschen prahlt er oft von Wein:
Dich kann man dieser Prahlerei nicht zeihn:
Dein Trank ist Wein — dein Lied, ist Wasser.",

und im Preuß. Archiv 1798 (pg. 553 -556) ein „Lied für Preußens Patrioten“, wieder abgedruckt in den N. Pr. Prov. Bl. 1853. pg. 341–343. In Berlin entfaltete Herklots bald eine sehr fruchtbare Thätigkeit, von der, hauptsächlich an der Hand Goedeke-Goetze's (V, pg. 398), Hitzig's und Hagen's (Gesch. des Theaters in Preussen, N. Pr. Prov. Bl. 1852, pg. 383–385), welcher letztere nur leider seine Quellen nicht nennt, Folgendes angeführt werden kann:

1. Das Inkognito. Singspiel in einem Aufzuge, nach Saintfoix. Berlin, Voss 1792 (56 pg.) 8⁰.

2. Schwarz und Weiß. Singspiel in 2 Aufzügen nach Saintfoix. Berlin, 1792. 8⁰.

3. Die böse Frau. Kom. Original-Singspiel in 2 A. Berlin. 1792. 8⁰.

4. Operetten. Berlin 1793. Der Band enthält außer den drei bisher genannten Stücken noch: Der Mädchenmarkt. Kom. Singspiel in 3 A. nach Saintfoix. Dieses ist von v. Kospott componirt und häufig gegeben worden. Hagen sagt merkwürdiger Weise l. c. pg. 385 in der Anm.: dieser Band Operetten sei nicht von C. Herklots, sondern von Alex. Fr. Herklots, macht also aus Herklots der beiden Vornamen wegen zwei Personen.

5. Der Prozeß, oder Verlegenheit aus Irrthum. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen. O. O. 1794 (86 pg.) 8⁰ und auch Berlin 1794. 8⁰.

6. Pygmalion, oder die Reformation der Liebe. Lyrisches Drama in zwei Handlungen. Berlin 1794. 8⁰. Diese Uebersetzung des Werkes von Jean Jacques Rousseau fand mit der Musik Georg Benda's großen Beifall. Goedeke-Goetze führt (VII. pg. 664 oben) andere Uebersetzungen an.

7. Der kleine Matrose. Ein Singspiel in 1 Aufz. Aus dem Französischen des Pigault-Lebrün. Die Musik ist von Prof. Gaveaux. Hannover 1799. 8⁰. Grätz 1800 (56 pg.) 8⁰. Darin das einst ungemein beliebte Lied „Ueber die Beschwerden dieses Lebens klaget heut zu Tag so mancher arme Wicht (Schnack“. cf. Goedeke-Goetze V, pg. 398. „Wer wäre wohl“, heißt es in

„Brennus. Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland“, Berlin 1802 (I, pg. 573), „so ohne allen Geschmack, um nicht diese niedliche Operette recht oft zu sehen, und sich an dem unnachahmlichen Spiel der Madame Eunicke als Leopold zu ergötzen?“

8. Johann von Paris. Oper v. Pär, aus dem Französ. übers.

9. Die Vestalin. Oper v. Spontini, aus dem Französ. übers.

10. Das Geheimniß, Singspiel in einem Akt, Musik von Solié; oft gegeben, mit der seiner Zeit berühmten Arie „Männer, euch setzt die Zeit ein Ziel“.

11. Der Kalif von Bagdad nach St. Just mit Musik von Boyeldieu; beliebt.

12. Zwei Worte oder die Herberge im Walde, nach d'Alayrac; beliebt.

13. Herr Müßling oder wie die Zeit vergeht, nach Louis-Benoit Picard; beliebt. Goedeke-Goetze führt (VII, pg. 681 sub nro. 16) eine andere Uebersetzung „Her Temperlein, oder: Wie die Zeit vergeht!“ an, die 1807 zu Lauschstädt zum ersten Male aufgeführt wurde.

14. Sulmalla, Singspiel eigener Arbeit, von dem es in einer Beurtheilung heißt „Es ist dem Componisten (H. Weber) durch Form, Sprache, Versbau und sinnliche Rücksichten zweckmäßig in die Hände gearbeitet“. Die Nrn. 8—14 sind nach Hagen citirt.

15–18. Hero; Der Theater-Principal; Nurmahal; Asträa's Wiederkehr: Eigene lyrisch-dramatische Arbeiten (Hitzig).

19. Raoul von Crequi, Singspiel in 3 Aufzügen aus dem Französischen, Musik von d'Alayrac.

20. Aline, Königin von Golkonda, Singspiel in 3 Akten, Musik von Berton.

Diese beiden Nrn. sind aus Delbrück's Tagebüchern, hg. von Dr. Georg Schuster (Berlin 1907), citirt (I, pg. 385 Anm.; III, pg. 173 Anm.).

Nach Hitzig hat Herklots „ungefähr siebenzig Uebersetzungen italienischer und französischer, kleinerer und größerer Singspiele, zu beibehaltener Musik“ geliefert.

Eine Reihe poetischer Aufsätze veröffentlichte H. in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften, z. B. im Berlinischen Musenalmanach pro 1791 und 1792 und im Neuen Berlin. Musenalmanach 1793—97 (Goedeke-Goetze IV, pg. 369, nr. 33), in Müchler's Taschenbüchern Egeria für 1802 und Aurora für 1803 (Goedeke-Goetze VIII, pg. 58 nr. 45, pg. 59 nr. 57), in H. M. Böheim's Auswahl von Maurer-Gesängen, 2 Theile, Berlin 1798—99, in Fr. Frz. Hurka's Auswahl maurerischer Gesänge, o. O. u. J. (ca. 1803), in den Romanzen und Balladen der Deutschen, gesammelt von Carl Friedrich Waitz, Altenburg 1799—1800 (Goedeke-Goetze IV, pg. 371 nr. 55; auch Stücke von v. Baczko sind darin), in der Haude und Spener'schen Zeitung u. s. w. In der letztern stand z. B. zuerst das schöne Gedicht „Bei der Todes-Nachricht Ihrer Majestät der Königin“ mit dem Beginn:

„Sie ist dahin! — So klagt in Schreckenstönen
der Schmerz, die allgeliebte Königin,
das Muster alles Edlen, alles Schönen —
es ist dahin! dahin!“,

wieder abgedruckt in „Zum Angedenken der Königin Luise von Preußen. Sammlung der vollständigsten und zuverlässigsten Nachrichten“ etc. Berlin, Haude & Spener, 1810 (IV, 75 und 98 pg.) 8°; in „Borussia. Eine Sammlung Deutscher Gedichte aus dem Gebiete der Geschichte Preußens“ von Dr. Joh. Aug. O. L. Lehmann, Marienwerder 1843—44 (Thl. 2, pg. 193—194); in J. F. Rohdmann's „Luise, die Hochverehrte, Frühverklärte, Königin von Preußen“ (Preußische Volksbücher 3.), Mohrungen, ca. 1856, pg. 81—82, hier mit vielen Abänderungen. In der oben genannten Schrift „Zum Angedenken“ etc. steht auch pg. 36—37 das vorzügliche, auf den Tod der Königin Luise bezügliche Gedicht Herklots' „Am Geburtstage des Königs, den 3ten August 1810“, theilweise wieder abgedruckt in Johs. Sembritzki's Aufsatze „Königin Luise in der ostpreußischen Poesie“ (Kgsbgr. Hartung. Ztng. 1907, Festnummer zum 22. und 23. September).

Endlich verfaßte H. (nach Hitzig) „von 1791 an bis 1806, und späterhin mit Unterbrechungen, festliche Theaterreden, die auch im Druck erschienen sind“.

Hirsch, von ihm sind in der Blumenlese 1781 sechs Gedichte: „Der May. 1776“, „An meine Laube“, „Lied eines Jünglings“, „Der Winter“ etc.

Kah, Johann Adolph, geb. nach dem Kirchenbuche zu Friedland in Ostpr. am 23. Mai 1753 als Sohn des Bedienten bei dem Major Prinzen zu Anhalt-Bernburg, Johann Kah und seiner Ehefrau Sophie Elisabeth geb. Voss, besuchte bis Ostern 1771 das Colleg. Frideric., studirte dann Theologie, war zuerst Lehrer der ersten lateinischen Klassen im Colleg. Frid., wurde 1780 Rector in seiner Vaterstadt und starb nach einer Notiz im „Preuß. Archiv“ 1795, pg. 261, am 25. März 1795 an der Brustwassersucht. Von ihm enthält die Blumenlese 1780 zwei Gedichte „Die befrorne Fensterscheibe“ und „Die Freuden der Menschen“. Goldbeck, der als seinen Vornamen irrig Adam angiebt, führt als seine Arbeit noch an „Bekenntniss der Einwohner Preußens am Tage der Proklamation des zu Teschen geschlossenen Friedens“, Kgsbg. 1779, 8⁰, und giebt bei ihm folgende merkwürdige Notiz „(J. G. Pfranger) Die Feyer des Abends im Mondenschein, eine Vorlesung in der Laube. Meiningen 1778. 8⁰“. Nun sagt aber Joerdens in seinem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten“, Bd. IV (1809), pg. 195: „Feier des Abends im Mondenschein. Eine Vorlesung in der Laube, von J. G. Pfranger. Meiningen 1778. 8⁰. Sie wurde in einer Gesellschaft von Damen im Schloßgarten zu Meiningen Abends beim Vollmond gehalten, und nachher wider Pfrangers Willen gedruckt.“ Goldbeck scheint dadurch, daß er Pfrangers Namen in Parenthese giebt, andeuten zu wollen, nicht dieser, sondern Kah sei der eigentliche Verfasser oder aber, Kah sei der unbefugte Mittheiler. Sollte Kah etwas Aehnliches verfaßt, Pfranger das Manuscript irgendwie erhalten und für seine Vorlesung benutzt haben?

Kraus, Chrn. Jakob, der berühmte Professor zu Königsberg, Philosoph und Nationalökonom. Ueber sein Gedicht in der Blumenlese 1781 sieh meinen Aufsatz „Die Jugendliebe des Philosophen Kraus“ in der „Altpreuß. Mschrft.“ 1907. pg. 542—550.

Lauson, Johann Friedrich, gestorben 4. October 1783, gehört einer früheren Periode, als der hier behandelten, an und ist nur zu erwähnen wegen eines Epigramms im Tempe II, 1781, pg. 250 „Auf den plötzlichen Tod eines Richters“, sowie wegen der Notiz in v. Baczko's „Versuch einer preußischen Theatergeschichte“ (Tempe I, pg. 709), er habe „bis in das Jahr 1777 31 Vorspiele und 1 Trauerspiel verfertigt; imgleichen die Matrone von Ephesus ein Nachspiel, wie auch die Männerschule und Tartüffe, in Versen übersetzt“.

Lilienthal, Ernst Gottlieb, ist nach dem Taufregister der Altstädtischen Kirche am 15. Juli 1745 zu Königsberg als Sohn des Hofgerichtsraths Michael Gottlieb Lilienthal und seiner Ehegattin Regina Charlotte geb. Beckher (oder Beckherrn; er hatte sie 22. Octbr. 1744 geheirathet) geboren, studirte Jura, wurde Auditeur bei dem v. Lossowschen schwarzen Husaren-Regt. in Goldap, wo er 1777—78 fast nur unter den dort garnisonirenden Officieren die beträchtliche Anzahl von 20 Subscribenten auf Bürgers Gedichte sammelte (Strodtmann, Briefe von und an Bürger, II, pg. 247), 1779 Seegerichts-Assessor zu Memel, stieg bis zum Seegerichts-Director auf und starb als solcher am 20. Septbr. 1807 zu Memel am Schlagfluss. Es hinterblieben seine aus Goldap gebürtige Wittwe Juliane Caroline geb. Guber od. Gufer, und ein Sohn. Bock richtete an ihn, seinen Dutzfreund, im Tempe I, 1780, pg. 783—799 einen Brief („An Herrn S. A. L* in M.“), worin er sagt, er begreife die Ursache nicht, weshalb er nach Memel gegangen sei, und L. möge doch das Tempe mit Beiträgen unterstützen, da er wol „ein artiges Magazin von eigenen Produkten angelegt habe“. Lilienthal folgte dieser Aufforderung und veröffentlichte im Tempe II, 1781, drei Gedichte: „Die kleinen Mädchen“ (pg. 354) mit dem Beginn:

„Ihr Freunde, nehmet eurer Herzen wahr,
Ich sag' es euch, hier ist Gefahr!
Traut nicht, mit diesen Kindern viel zu scherzen:
Seht nicht die Zaubermädchen an!
Ein Blick, so ists um euch gethan,
Und weg sind eure Herzen.“;

„Der Dichter und Amor“ (pg. 355—356) und „Legende der Trinker“ (Ganymed, aus dem Olymp verwiesen, lehrt ein Hirtenvölkchen den Punsch bereiten, bis das Verlangen der Götter nach diesem bis zu ihnen duftenden Tranke Zeus bewegt, ihn zurückholen zu lassen).

In der Blumenlese 1782 ist von ihm ausser drei Epigrammen ein Gedicht „Die Josephiade des Hrn. H-- g“ (pg. 165), bezüglich auf G. E. S. Hennig's „Joseph in 8 Gesängen. Ein biblisch episches Gedicht in Prosa“, Kgsbg. 1771, worin sie spöttisch mit v. Schönäich's „Hermann“ verglichen wird. Ausserdem hat L. nach Goldbeck noch „viele andere Gedichte ohne Namen in verschiedenen Sammlungen“ verfasst.

Meden, Johann Daniel, irrig auch Medem geschrieben, geboren ca. 7. November 1759, wo? war nicht zu ermitteln, studirte zu Königsberg, war in den Jahren 1780 und 1781 aus Mitleid Vorleser und Secretär des armen, dem Erblinden verfallenen v. Baczko, welcher ihn als „ausgezeichnet redlichen Mann mit einem sanften gefühlvollen Herzen, guten moralischen Grundsätzen und nicht gemeinen Kenntnissen“ schildert und sagt: „er handelte gegen mich auf die edelste ungemeinnützigste Weise, und bald hing ich an ihm mit ganzer Seele“. Er wurde 25. Septbr. 1790 Ehrenmitglied der Kgl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, war zuerst Grosswerder-Vogtei-Gerichtsassessor zu Marienburg in Westpreussen, dann (nach 1794) Königl. Land- und Stadtrichter zu Neuteich, erhielt den Titel Justizrath und starb 11. September 1823 im Alter von 63 J. 10 Mon. 4 Tagen an Entkräftung. In der Blumenlese 1781 sind von ihm: ein Epigramm „Herr Stumm“ und ein Gedicht „An Spatz“ (Chiffre M—d—n).

In der „Litteratur- und Theater-Zeitung für das Jahr 1782“ (Berlin, Arnold Wever) veröffentlichte er Uebersetzungen aus dem Polnischen: pg. 396–399 anonym in einem Artikel „An den Herausgeber“, datirt Königsberg, den 25. Mai 1782, in Prosa „Der Bach, ein ländliches Gedicht“ von Naruszewicz, und pg. 677—680 mit seinem Namen, datirt Königsberg, den 17. Juni 1782, vier gereimte Grabschriften von Gawinski; der Jahrgang 1783 enthält von ihm pg. 657–670 eine auszugsweise prosaische Uebersetzung des anonymen (1774 zu Warschau erschienenen) polnischen Lustspiels „Der junge Soldat“.

Die „Berlinische Monatsschrift“ von F. Gedike und J. Biester enthält in ihrem zweiten Bande, neuntes Stück, vom September 1783 auf pg. 286—288 von ihm eine „Nachricht von dem Dichter Röhling“ (Goedeke [2] III, pg. 136), von dessen, wie er sagt „itzt schon sehr seltenen Gelegenheitsgedichten“ er eins aus dem Jahre 1666: „Was die Sonn' am Himmel ist, Ist die treue Lieb' auf Erden“ völlig unverändert mittheilt; das zwölfte Stück, December 1783, brachte dann als Musikbeilage eine Composition dieses Liedes durch Reichardt.

Im „Preuss. Archiv“ 1794, pg. 557—561, veröffentlichte er „Schicksale der Stadt Soldau“, eine kurze Chronik, welche mit der Bitte um Beiträge für die am 11. Juli genannten Jahres ganz abgebrannte Stadt schliesst.

Mohr, Friedrich Samuel, ist nach Goldbeck (I, pg. 240) im Jahre 1760 zu Königsberg geboren; die Königsberger Kirchenbücher weisen nur einen Johann Samuel Mohr auf, welcher als Sohn des Kammer-Advokaten Johann Ludwig M. und seiner Ehegattin Anna Louise geb. Pohl am 23. December 1761 auf dem Tragheim geboren ist. Friedrich Samuel Mohr ging Michaelis 1776 vom Colleg. Frid. zur Universität, studirte Medicin, war auch eine Zeitlang Lehrer am Colleg. Frid., gab mit Doerck die Preussische Blumenlese für 1780 und 1781 und mit Stein (sieh unten) das „Königsbergische Theaterjournal fürs Jahr 1782“, Königsberg, bey D. C. Kanter (1 Bl. 320 pg.) 8°. heraus. Dies beginnt mit 1. Januar und endet mit dem 21

Stück vom 17. Juni. Das Titelkupfer (J. C. Sämann inv. J. C. Blaeser sc. Regiom.) zeigt die Silhouette der Schauspielerin Hel. Elisabeth Baranius geb. Schmalfeldt, die Titelvignette (Blaeser sc.) diejenige des Schauspielers Ekardt genannt Koch, welche aber nach der Litt. u. Theat. Ztng. 1782, pg. 522 „verzerrt und ganz unähnlich" ist. Ausser dem Herklots'schen Ged. (sieh oben) enthält das Journal noch 8 anonyme Gedichte an Schauspieler und Schauspielerinnen, wovon eins in „N. Pr. Prov. Bl." 1853. pg. 340–341 wieder abgedruckt ist. Mohr sagt am Schlusse (pg. 303): „Mit voller Sehnsucht nach Ruhe verlasse ich eine Laufbahn, wo sich mir von allen Seiten her, Kabale, Hass und Verläumdung entgegen stellten . . . Dass so mancher Schauspieler und so manche Schauspielerin, diese Urtheile, in einem falschen Puncte auffasten, die unbedeutensten Worte verdrehten und sogleich in Wuth geriethen, wenn man nicht ihrem Ehrgeitz kitzelte oder ihren Eigendünkel bestärkte, daran bin nicht ich, sondern sie selbst Schuld" etc. Für diese erlittenen Kabalen und gehässigen, verleumderischen Angriffe entschädigte ihn aber ein gnädiges Schreiben des Herzogs von Kurland, begleitet von einer goldenen Medaille, welche bei Gelegenheit der Durchreise des Prinzen von Preussen durch Mitau zu dessen Andenken geprägt war. Seine acht Gedichte in der Blumenlese 1780 zeichnen sich durch Weinerlichkeit und Liebäugeln mit dem Tode unvortheilhaft aus. Gleich das erste heisst „Betrachtung bey den Gräbern"; dann weilt er „Bey der Gruft meines Vaters" und seufzt: „Bald wird mich ein Grab umschliessen, Und im sanften Frieden schlummr' ich ein"; hierauf besingt er „Meine Leiden":

„Wenn wird meine Abschiedsstunde schlagen?
Wenn der Leiden Ende seyn?

— — — — — — — — — — — —

Trüb und öde fliesst mein junges Leben,
Trübe jede Stunde hin.

— — — — — — — — — — — —

Du, o Gott! siehst alle meine Plagen,
Willst du — wirst du Retter seyn?"

Nun steht er weinend an seines Mädchens Grab: „und du, Gott im Himmel! hebe Meine Pein durch meinen Tod“ u. s. w.

Die Blumenlese 1781 bringt nur zwei Gedichte von ihm: „Frühlingsweyhe“ und „Täuschung“, welche schon munterer klingen. Im J. 1783 verfertigte er ein Vorspiel „Der Opferpriester eine Scene der Vorwelt“ für Mad. Schuch zur Aufführung am Krönungstage (Puttlich's Tagebuch) und auf die verstorbene Schauspielerin Mademoiselle Frisch eine Rede, die am 6. Juni im Theater gehalten wurde.

Dann hört man nichts mehr von ihm, bis in der Preuß. Blumenlese 1793 ein Fr. Sam. Mohr „aus Siebenbürgen“ mit einem Gedichte „An den türkischen Gesandten Ebubeckr Ratib Effendi. Bei seinem Eintritt ins Kaiserl. Königl. Gebiet“ (pg. 239—242) auftaucht. So ist er denn jedenfalls identisch mit dem bei Goedecke-Goetze VII, pg. 152 erwähnten „Friedrich Samuel Mohr, seit 1789 Buchhalter in der Hochmeisterischen Buchhandlung zu Hermannstadt; betheiligte sich an der Redaktion des Siebenbürger Boten. Starb am 24. oder 26. Februar 1805 im Alter von 44 Jahren“, welche letztere Angabe auf 1760 oder 1761 als Geburtsjahr hinführt. Es wäre sehr interessant, zu erfahren, ob Mohr's Jugend wirklich so leidvoll war und welches Geschick ihn in jenes ferne Land führte.

Nielsen, Christian Heinrich, geb. nach Recke & Napiersky am 1. Januar 1759 zu Königsberg, besuchte die Löbenichtsche Schule und das Fridericianum, studirte seit 1777 Jura, ging 1781 als Lehrer nach Kurland, wurde 1784 Advokat zu Dorpat, wo er 1787 die Dörptsche Zeitung gründete, hatte später verschiedene Aemter inne, lebte aber zuletzt ausschließlich der juristischen Praxis und starb auf Schloß Oberpahlen am 9. Mai (neuen Styls) 1829. Gedichte von ihm standen in der ältesten Preuß. Blumenlese von 1778; in der von 1781 sind von ihm „Lied einer Nonne“ und „Beym Grabe meiner Freundin“, vielleicht auch die mit der Chiffre — L— bezeichneten „Erinnerung froher Stunden, an Minna“ und „Elegie“. Im Göttingischen Musenalmanach für 1782 und 1783 veröffentlichte er Gedichte ohne seinen Namen;

in Kurland schrieb er mehrere Schauspiele mit Gesang, ein Lustspiel, ein Trauerspiel, sämmtlich in Dorpat gedruckt, „Gedichte und Lieder“ (Dorpat 1828), zahlreiche prosaische Aufsätze und juristische Schriften (Goedeke-Goetze VII, pg. 465).

O— — und O.** Blumenlese 1780 „Der Pfau“ (pg. 51), 1781 „Die Erscheinung des heiligen Franz“ (pg. 82—94), ein Geschichtchen à la Boccaccio.

v. Schaewen, Johann Jakob, geboren nach dem Kirchenbuche am 15. (nicht 16.) December und getauft am 19. December 1749 zu Tenkitten als Sohn des Pfarrers zu Lochstädt und Alt-Pillau, M. Friedrich v. Schaewen, und seiner dritten Gattin Sophie Charlotte, seit 1781 Adjunct und seit 1784 Pfarrer zu Pörschken, Kreis Heiligenbeil, wo er am 5. Januar 1821 starb. Sein einziges Gedicht in der Blumenlese 1781 wird weiter unten mitgetheilt.

Scheffner, Johann George. Ueber diesen vielgenannten, merkwürdigen Mann ist Goedeke-Goetze IV, pg. 56, VII, pg. 538 unten, und G. Krause in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“, Achtzehnter Band I (1905) pg. 236 f. nachzulesen. Krause bietet ein fast lückenloses Verzeichniß der Literatur über Scheffner, welcher nur noch hinzuzufügen sind: Krause, Gottlieb, Aus einem ehemals preußischen Gebiete. Briefe des Kammerpräsidenten von Wagner aus Bialystok an Johann Georg Scheffner 1807—1812 (Altpr. Mschrft. 1906, Bd. 43, pg. 413—481, mit werthvollen Anmerkungen); Assmann, Kriegsrath Scheffner. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Volksschulwesens am Ende des 18. Jahrh. (Ostdeutsche Monatshefte für Erziehung und Unterricht, Bd. I, 1903, pg. 480—503); Sembritzki, Johs., Wer ist der Titel-Urheber von Scheffner's „Jugendlichen Gedichten“? (Altpreuß. Mschrft. 1907, Bd. 44, pg. 463—465); Reicke, Rudolph, Scheffner über Herders Metakritik (Altpreuß. Mschrft. 1881, Bd. 18, pg. 438—445. Reicke ist auch Herausgeber von Scheffner's „Nachlieferungen zu meinem Leben“); zwei Briefe Stein's an Scheffner vom 9. Octbr. 1807 und 24. Juni 1808 in Pertz, Leben Stein's (II, pg. 176 f.; cf.

pg. 307); ein Brief Scheffner's an Königin Luise vom 13. Septbr. 1808, nach dem Original im Königl. Hausarchiv facsimilirt in Delbrück's Tagebüchern hg. von Dr. Georg Schuster 1907 (III, nach pg. 48); Scheffners Nachahmungen und Uebersetzungen aus dem Horaz, in Rosenheyn's Horaz in gereimten Uebersetzungen (I, pg. 103, 178, 359, 419; II, pg. 41—42). Bei Goedeke-Goetze ist Nr. 11) richtig zu citiren „Ein Vierblatt-Klee, gewachsen unter Eis und Schnee. 1813“, o. O. (16 pg.) 8°; nachzutragen „Aehrenlese vom Calenderfelde, bestehend in einer Auswahl vorzüglicher Aufsätze aus Deutschlands Taschenbüchern“, Berlin, Lagarde, 2 Bdchn. in 12°, 1792 und 1794, letzteres mit Titelkpfr. u. 12 Kpfrn. aus Schink's Abdera*); Uebersetzungen von Guarini's treuem Schäfer, Mitau 1773, und Macchiavell's Unterhaltungen über den Livius, 3 Bde., Danzig 1776 (Scheffner, Leben pg. 119—120); Graf von Valmont oder die Verirrungen der Vernunft, Danzig, Flörke, 1776, eine Uebersetzung des französischen Romans „Le Comte de Valmont, ou

*) Recension im Preuss. Archiv: „Da der Sammler dieses Taschenbuchs ein in Preussen lebender Gelehrter ist, so zeigen wir kürzlich an, dass die Sammlung zunächst für Damen veranstaltet und es damit nicht genau zu nehmen sey. Für Männer — von Kenntnissen und Geschmack — hätte wohl eine andere Auswahl getroffen werden müssen. Was werden aber die Verleger der Almanache, aus denen unser Sammler das für Damen interessanteste herausdrucken lässt, zu dieser Art von feinem Naachdruck sagen?“ Merkwürdigerweise hat gerade Ostpreussen aus dieser Zeit noch drei solcher Sammlungen aus fremden Werken aufzuweisen: „Anecdoten-Encyclopedie“, Leipzig, Heinsius 1789 (2 Bl. 380 pg.), unter deren Vorbericht sich als Herausgeber „Fleischer A. M. [Artium Magister] Tilsit den 1sten August 1787“ zeichnet, eine Sammlung allerhand merkwürdiger, unterhaltender und gemeinnütziger Notizen, 463 an der Zahl; „Kostbarkeiten, zur angenehmen Unterhaltung; gesammelt an Pregollens Ufern aus der deutschen Literatur“, Königsberg bei Aug. Fasch 1797 (VIII, 358 pg.) mit Titelkpfr. und Unterschrift unter der Vorrede „Königsberg 16. Januar 1797. Aemilius Banker“, deren Inhalt sieben prosaische und poetische, verschiedenen Zeitschriften entnommene Stücke von Weisse, Rahbeck, Leonh. Wächter, Aug. Lafontaine u. Ungen. bilden; „Miscellanea zum Vergnügen für Leser und Leserinnen. Suchet, so werdet ihr finden!“ Königsberg, gedruckt bei Heinr. Degen 1801 (2 Bl. 174 pg.), als deren ungenannter Verfasser sich ein Kanzleiverwandter Mende angegeben findet, gewidmet dem Hauptmann Leop. v. Meyer, und kleine poetische und prosaische Stücke im Gemisch, auch 9 Räthsel, enthaltend.

les egarements de la raison, lettres recueillies et publiées par M**" (Berlin 1775), in drei Theilen, deren letzter von Prof. Netzker in Thorn besorgt ist (Scheffner, Leben pg. 172).

In der Preußischen Blumenlese 1781 befindet sich pg. 158 bis 162 sein „Prolog zum Lügner. Bey der ersten Vorstellung in Marienwerder gesprochen von Madam Schuch". Er sagt darüber in seinem Leben (pg. 164): „Zu meinen Marienwerderschen rebus gestis gehört noch, daß ich im Herbst 1774 einige Honoratioren bewog, die Schuchsche Schauspielergesellschaft aus Danzig auf 12 Vorstellungen kommen zu lassen. . . . Man eröffnete die Bühne mit Goldoni's Lügner, schloß sie mit Weißens Julie und Romeo, und ich setzte zum ersten den Prolog und zum letztern den Epilog (Beylage B) auf".

Hierher gehören auch seine „Spaetlinge", Königsberg, Nicolovius 1803 (XVI, 400 pg.) 8° mit gestochenem Titel und schöner Vignette von Bolt, die nach pg. IV (unten) des Vorberichts eigentlich nur zur Vertheilung an Freunde und Bekannte bestimmt waren. Sie sind anonym erschienen; unter dem Vorbericht steht „J. G. S.". Die meisten der 51 Gedichte stammen aus den 80er und 90er Jahren des 18. Jahrh., was bei mehreren durch die beigesetzten Jahreszahlen bestätigt wird. Das Gedicht an Bock (pg. 5—11) ist oben schon erwähnt; zwei (pg. 33—35 und 52—54) sind „An den Geheimen Rath von H." (Hippel) gerichtet; das zweite aus dem Jahre 1793, jedenfalls während Hippel's Aufenthalt in Danzig geschrieben, beginnt:

„Lieber und Alleinfreund! ach wie bange
Ist dem Herzen ohne Dich, wie schwer
Wird ihm jeder Lebensschritt, wie lange
Harrt es nicht schon Deiner Wiederkehr!"

Die Lectüre von Hippel's „Handzeichnungen nach der Natur" (1790) veranlaßte ihn zur Abfassung der Idylle „Die Birke" (pg. 36—41) zuerst in Prosa, dann hier versificirt. Darin heißt es:

„Schnell wird ein großer Baum zwar umgehauen,
Doch bis er gross wird, das erlebt man kaum"

und:

„Auf denn, pflanzt um Todtenhügel
Hangelbirken*), deren Rinde
Weiss ist, wie die Schneegewänder,
Die man um die Engel dichtet“.

Ferner verdienen besondere Erwähnung: sechs Freimaurerlieder (pg. 349—364), von denen die ersten fünf auch im „Gesangbuch für Freymäurer“ (Königsberg 1800) und vier im „vollständigen Gesangbuch für Freimaurer“ (Berlin 1813; pg. 43 nr. 69, pg. 262 nr. 402, pg. 344 nr. 17, pg. 350 nr. 25) stehen; ein Gedicht an den Bauer und Naturdichter Isaac Maus in Badenheim (cf. Goedeke-Goetze IV, pg. 125) „als eine Ausgabe seiner Gedichte angekündigt wurde“, also ca. 1786, worin er ihn vor dem Dichten warnt und ihm räth, bei seiner Beschäftigung zu bleiben (pg. 12—19); „Nach Lesung der Gleim-Güntherschen Correspondenz [im Register Versbriefe], in welcher beyde sich des es sey genug verschiedentlich bedient hatten“ (pg. 279—283), ein Lobgedicht auf den rühmlich bekannten Generallieutenant Freiherrn v. Günther, dem in Lyck ein Denkmal gesetzt ist; „Bey Gelegenheit der Vertheidigungsschriften für das Kantische System“ (pg. 293 bis 296); endlich das, aus Anlaß der Xenien geschriebene „Billet an Göthe“ (pg. 93—94):

„Ruhmbekränzter, stolzer Goethe,
Sage, steigt Dir keine Röthe
In Dein männliches Gesicht,
Wenn Dein Witz bey übler Laune
Sich Gelegenheit vom Zaune
Andern Hohn zu sprechen bricht?
Sollten mancher Männer Gaben,
Die Dein rascher Xenienspeer
Ohne Noth verwundt so schwer,
Nicht viel mehr genuzt schon haben,
Als so manches Schriftlein frommt,
Wenn es gleich aus Weimar kommt?
Mann, zum Grossen nur geschaffen,

*) Trauerbirke.

Brauch nie mehr die Schimpfspielwaffen,
Bleib bey Deiner Kunstnatur.
Distichen und Epigramme
Sind am edeln Fruchtbaumstamme
Immer Schösslingswölfe*) nur".

Stein, Johann August, geb. nach Goldbeck (die Kirchenbücher versagen) am 27. März 1752 zu Königsberg, wahrscheinlich als Sohn des Dr. med. Johann Gottlieb Stein (Goldbeck II, pg. 97), Ostern 1768 vom Friedrichscollegium zur Univ. entlassen, wurde Kammer- und Hofgerichtsadvokat, sowie Justitiar der Accise-, Zoll- und Licent-Direction, später Justiz-Commissarius und starb nach dem Todtenregister der Altstädtischen Kirche (wo als Vornamen Friedrich August eingetragen sind) 53 Jahre alt am 16. Januar 1805 an Brustwassersucht. Von ihm sind in der Blumenlese 1780 zwei Gedichte „An * * * " und „Am Geburtstage". Im ersteren sagt er u. a.

„Drum mag uns, Freund! kein Unglückssturm erschüttern.
Weit sanfter küsst nach langen Ungewittern
Die Sonn' die Au, und schön're Balsamdüfte
Durchziehn die Lüfte".

in der Blumenlese pro 1781 stehen trotz Goldbeck's Angabe keine Gedichte von ihm. Ferner war er Mitverfasser des Mohr'schen Theaterjournals 1782 (sieh oben) und hatte ein Lustspiel „Verrätherey über Verrätherey" geschrieben, welches nach Goldbeck „schon aufgeführt, aber noch nicht gedruckt" war. In späterer Zeit scheint er literarisch nicht mehr hervorgetreten zu sein.

Surkau, Daniel Albrecht, ca. 1758 zu Königsberg geboren, am 24. Septbr. 1773 als „Regiomontanus Borussus" auf der Albertina immatriculirt, 1780 cand. jur., am 19. Mai 1784 im

*) Die Bezeichnung „Wolf" wird „von einem Reis gesagt, das aus der Wurzel eines Baums oder aus dem Stamm unterhalb der Krone hervorspriesst, welches den guten Zweigen den Saft benimmt" (Hennig, Preuss. Wörterbuch, Kgsbg. 1785, pg. 304). J. L. Christ in seinem „Handbuch über die Obstbaumzucht" (2. Aufl., Frankf. a. M. 1797) nennt diese Schösslinge „Räuber" und sagt, sie seien als Saft entziehend und den Baum entstellend, rein wegzuschneiden.

Alter von 26 Jahren zu Danzig verstorben und auf dem heil. Leichnamkirchhof begraben. Im Kirchenbuch zu St. Marien ist bei der Todeseintragung der Name irrthümlich „Suchau“ geschrieben. Die Blumenlese 1780 enthält von ihm 16 Gedichte, die pro 1781 nur eins. Sie sind nicht sonderlich. Mit der Theaterwelt muss er in freundschaftlicher Verbindung gestanden haben; denn auf dem Umschlage des Dezemberheftes 1789 von Band III der „Preussischen Monatsschrift“ theilt der Schauspieler Sigismund Grüner als „langjähriger Freund des Verstorbenen“ und indem er den Director des Kurfürstl. Hoftheaters zu Mainz, Koch, als „vorzüglichen Freund des Seligen“ bezeichnet, mit, er wolle die hinterlassenen Arbeiten Surkau's, der „aus verschiedenen Gelegenheits-Gedichten und zerstreuten Blättern rühmlichst bekannt“ sei und in der späteren „anzüglichsten Periode seines Lebens“ Vieles geschaffen, in zwei Theilen auf Pränumeration herausgeben; der erste Band solle zur Ostermesse 1790 erscheinen. Ob das geschehen, darüber habe ich keine Notiz gefunden.

v. Szerdahelyi, Carl, trat im Juni 1763 in das Regiment Alt-Stutterheim, war zuletzt Premierlieutnant, wurde 1775 nach Deutschland auf Werbung geschickt und starb dort im Februar 1777 an der Schwindsucht. „Sein Herz war edel, gut, und er erhöhte den Stand, den er gewählt hatte, auch noch durch seine Fähigkeiten. Eine gewisse Schwermuth begleitete ihn beynahe sein ganzes Leben durch, sie hinderte aber doch nicht, dass er oft mit seinen Freunden mitscherzte, und so Blumen auf seinen Weg streute. Die Dichtkunst war seine Lieblingsbeschäftigung, und in den sieben Jahren unserer Freundschaft habe ich, Dank! euch, ihr Pierinnen! manche Stunden mit ihm darüber verträumt. Ich habe oft in meinem Kummer Trost bey ihm gefunden, er fühlte meine Leiden, als litt' er selbst, und so auch ich, wenn er klagte“. Das ist das Denkmal, welches Wannovius (sieh d.) in der Blumenlese 1780 seinem Freunde setzte, von dem er drei Gedichte mittheilt: „Beym Grabe der [Schauspielerin] Madame Ackermann, geborne Springer. Nach

der Melodie: Ich seh' durch Thränenbäche" (pg. 195—197) mit dem Beginn:

„Zu früh ach! Wilhelmine
Raubt dich das finstre Grab.
Es sinkt der Reiz der Bühne
Zugleich mit dir hinab";

„An die Afterweisen" (pg. 193—194) und „An die Nymphe Lautelis (Bey Gelegenheit eines ausgetrockneten Bachs, gesungen im Lautschen Walde)". Dorf und Mühle Lauth liegen eine Meile von Königsberg. An dieselbe Nymphe richtete später L. Rhesa sein Gedicht „An die Nymphe des Lautenwaldes bei Königsberg 1799" in seiner „Prutena" (Kgsbg. 1809, pg. 8—10).

Szybrowski, Andreas, als „Szyprowski. Seeburgo-Warmiensis" am 9. October 1779 zu Königsberg immatriculirt. Dieser Ermländer bringt ein fremdes Element in den ostpreussischen Dichterkreis: fünf von seinen acht Gedichten in der Blumenlese 1781 enthalten pikante Bilder aus dem Klosterleben und plumpe Angriffe auf die Geistlichkeit. Vielleicht ist auch ein neuntes Gedicht in dieser Blumenlese, die mit S—i unterzeichnete Erzählung „Die Blinden", von ihm. Als Beispiel dürfte das folgende genügen: der Beginn des Gedichtes „Die rätzelhafte Frage" (pg. 219) lautet:

„Kennst du ein Thier, so hoch das stolze Haupt erhebt"

und der Schluss:

„Kennst du dies Thier? — Mein Herr! es ist — ein junger Priester".

Thomson, Johann Christoph, geb. 1734 zu Insterburg, verlor früh den Vater, einen aus England gebürtigen Handlungsdiener, und die Mutter, wurde Bedienter, Schiffsjunge, dann Musikerlehrling in Königsberg, bildete sich selbst weiter, las und lernte sehr viel, zu welchem Zwecke er sogar in einem Apothekenlaboratorium arbeiten half, eignete sich die lateinische und andere Sprachen an, ging als Hautboist mit dem Regt. v. Rohr in den siebenjährigen Krieg, dichtete und trat in Briefwechsel mit der Karschin, der bis zu seinem Tode währte, wurde nach dem Frieden durch Heirath wohlhabend und Be-

sitzer eines grossen Gartens, trieb nun Botanik, Mathematik. Physik, Chemie, goss Brennspiegel, schliff optische Gläser etc. und starb an der Wassersucht im 52. Lebensjahre zu Königsberg. Vergl. seine Biographie von L. v. Baczko im Preuss. Archiv 1790, pg. 170—178, und Baczko's Leben (II, pg. 52—54), wo u. a. mitgetheilt wird, das Th. kurz vor seinem Tode auf dem Krankenbette zur Unterhaltung den Juvenal las. Auch liess er sich zu eben der Zeit in seinem Hause seinen Sarg anfertigen, und als Frau und Tochter nun weinten, meinte er lächelnd: „die Weiber haben ihre sonderbaren Einfälle. Sie weinen darüber, dass ich einigen eichenen Bohlen, die einige Jahre unbemerkt auf meinem Boden lagen, eine Façon geben lasse, und ich habe dabei bloss die gute Absicht, den Meinigen so wenig unangenehme Aufträge als möglich nach meinem Tode zu hinterlassen." Von diesem merkwürdigen Manne enthält die Blumenlese von 1782 (pg. 17—31) ein gutes Gedicht (unterzeichnet Th—n.) „Die Nothwendigkeit: der Soldat ein Christ. An den Herrn — ." Es beginnt:

„Darf sich Herr! bey Friedrichs Heer, deutscher Dichtkunst Flügel regen?
Schimpft nicht ein verachtet Rohr, die Gesellschaft kühner Degen".

und schliesst:

„O Soldat! sey stets ein Weiser, und noch mehr, sey stets — ein Christ".

In die Blumenlese gekommen ist das Gedicht durch John, der mit Thomson bekannt war.

v. W., M. L. A. Im Tempe I, 1780, pg. 2 „Die sieben Weisen (nach dem Grecourt)."

Zaluski, A., wahrscheinlich identisch mit dem am 19. März 1772 immatriculirten Adalbert Zalesky „ex terra Varsoviensi gratis inscriptus", nicht aber mit Leopold v. Zalusky, welcher 1773 beim Inf.-Rgt. v. Thadden in Dienst trat und als Major a. D. am 22. April 1833, vermuthlich zu Liebemühl, starb. Ueber seine Lebensumstände war nichts zu ermitteln; ein Gedicht richtet er „An meinen Vetter J. D. M—n" (Joh. Daniel Medem). In der Blumenlese 1781 stehen von ihm fünf Gedichte, darunter „An den Schlaf" (pg. 152—154) mit dem Beginn:

„Holder Gott der Ruh!
Schliess dies Auge zu,
Das schon manche Nacht
Thränend durchgewacht“

und „Der Wunsch“ (pg. 208—210):

„Zu lieben um geliebt zu werden,
Dies ist mein Wunsch, denn hier auf Erden
Sind doch die Wünsche frey“.

Rhesa hat in seinem Gedichte „Liebe um Liebe 1798“ (in seiner „Prutena“ pg. 60) die sehr ähnlichen Verse:

„Lieben und geliebt zu seyn,
Ist das höchste Glück auf Erden“,

und darnach ist „Lieben und geliebt zu werden, Ist das höchste Glück auf Erden“ ein wenigstens in Ostpreußen sehr beliebter Stammbuchvers und geflügeltes Wort geworden. In der Blumenlese 1793 steht von Zaluski ein „Trinklied“ (pg. 54—58) mit Musik von Franz. Selbstständig, aber anonym, gab er heraus seine „Gedichte | Eines | Dilettanten“, Königsberg 1791, auf Kosten des Verfassers und in Commission bei Friedrich Nicolovius (104 pg.) kl. 8⁰, gedruckt in sehr kleiner Petit-Antiqua bei Joh. Friedr. Unger in Berlin. Die Stelle der Vorrede vertritt ein Gedicht „An meinen Freund Friedrich Bachmann in Hamburg“ (Schauspieler, früher bei der Schuch'schen Gesellschaft), unterzeichnet „K—g im December 1790. A. Z—i.“ dessen Schluß lautet:

„Hier tret' ich — noch unbekannt —
schüchtern auf die Dichterbühne.
ob als blosser Dilettant
Beifall oder Tadel ich verdiene —
das entscheid' der Kenner Richterstab.
Ist das letzt're — dann tret' ich zur Sühne
gern von dieser Bühne wieder ab“.

Von den 41 zum Theil recht hübschen Gedichten sind besonders zu erwähnen: „Epistel an J. D. F—k [Joh. Dan. Funk] im December 1784“, kurz vor dessen Verheirathung*); ein an-

*) Funk wieder widmete ihm 1788 das Gedicht „Grundtrieb der Tugend an Z***.“

deres munteres und witziges Hochzeitsgedicht „An Freund S— am Tage seiner Hochzeit im Oktober 1784“; „Elegie auf einen schwarzen Rock, welcher durch's Ausleihen verloren ging“:

„Wo hat dich doch, mein Vielgetreuer,
dein Schicksal hingeführt? —
So klag' ich jetzt auf meiner Leier
sehr tiefgerührt“;

„Lied“ mit dem Beginn:

„Wenn der junge Tag so leicht
auf aus seiner Grotte steigt,
und aus ihrem Morgenthor
Gottes Sonne geht hervor“

und dem Schlussvers:

„Preise Den, der uns die Nacht
und den schönen Tag gemacht,
der im leisen Weste weht,
und auf Sturmeswolken geht“;

„An die Laute“:

„Du, die so oft im Lindenwald
mir meine Lieder nachgehallt,
die ich dir anvertraute;
die jeden Kummer, jeden Gram
mit Allgewalt der Brust entnahm,
o du geliebte Laute!

So lang' mein Herz für Freude glüht,
ertöne du noch manches Lied
von Freundschaft und von Liebe.
Was wär' das Leben ohne sie?
Wer trüge wohl des Lebens Müh'
wenn uns nicht Freundschaft bliebe?“ etc.

Auch folgendes Epigramm sei noch angeführt:

„Verkannte Wohlthat.

A. — Ein Ehrenmann ist dein Mäcen,
und du — was ich noch nie an dir gesehn —
bist undankbar, und ganz für seine Wohlthat blind?
Er gab dir Haus und Hof —
B. — Ja wohl! und Weib und Kind!“

Zeuschner, George Gotthilf, gehört eigentlich nicht hierher, da er ein Schlesier war, nur in Königsberg Theologie studirte und dann Ostpreußen wieder verließ. Joh. Tim. Hermes empfiehlt in einem Briefe aus Breslau vom 1. Juli 1777 an Kant diesem den Ueberbringer, eben diesen jungen Zeuschner (Reicke, Kant's Briefwechsel I, pg. 193—194). „Er hat", sagt Hermes, „Sinn für das Wahre und Schöne; Er hat Fähigkeiten, welche, langsam, aber bis ins Innre, sich entwickeln; Er ist fleißig, obwohl sein Pfad, auf welchem er mühsam geht, bisher immer ziellos war; Er hat ein gutes Herz, deutsch und gesund; sein treflicher Vater ist mein Freund". In der Blumenlese 1780 stehen von ihm vier Gedichte: „Der Kranke am Morgen", „Der Landmann und sein Schimmel" (Fabel), „Auf meine Nelke", „An Selma".

Zitterland, Johann Wilhelm, ist nach dem Taufregister der Königl. Schloßkirche am 18. November 1755 zu Königsberg als Sohn eines Schwertfegers (Handwerkers, welcher Säbel, Degen, Dolche, Bajonette nebst den dazu gehörigen Gefäßen, Scheiden und Beschlägen verfertigte) getauft worden. Den Namen der Mutter und den Geburtstag giebt das Register nicht an; seine kurze Biographie von Geh. Rath Roscius in den Preuß. Prov. Bl. VI, 1831, pg. 211—217, nennt als solchen den 16. November. Er studirte anfänglich Jura, dann Theologie, trat währenddeeren mit v. Baczko, Bock, Kraus, Kreutzfeld, Hamann, Wedeke (über diesen cf. meinen Aufsatz „Wedeke und Hennig, zwei Schriftsteller im Oberlande vor hundert Jahren" in den Oberländischen Geschichtsblättern IV, 1902, pg. 99—131) in nahe Verbindung, sollte auf Betreiben Kant's 1776 mit Kraus in's Basedow'sche Philanthropin gehen, um die dortige Erziehungsmethode zu lernen (Voigt, Kraus' Leben pg. 50), war dann (nach Goldbeck I, pg. 243) Hofmeister bei der vornehmen Familie v. Kalnein auf Kilgis im Kreise Pr. Eylau, wurde 5. Juli 1781 zu Potsdam als Feldprediger des in Mewe (Westpreussen) garnisonirenden Inf.-Rgts. v. Blumenthal (v. Koschenbahr) ordinirt, bei welcher Gelegenheit seine „ganz vorzügliche

Kenntnisse und Gaben" gerühmt sind, kam 19. April 1789 als dritter Prediger (sogenannter Polnischer Diakonus) an die Domkirche zu Marienwerder, wo er gleichzeitig Mitglied der geistlichen Examinationscommission des damaligen dortigen Consistoriums und Schulrath wurde, als welcher er viel für die Verbesserung des Schulwesens that, auch 1791 die Ernennung zum Superintendenten der Inspection Mewe erhielt, und ging im März 1793 als Pfarrer nach Gross-Nebrau. Seine Abschiedspredigt vom 2. März 1793 wurde zum Besten armer Schulkinder gedruckt.

Hier hatte er schon als Greis das Unglück, durch eine Ueberschwemmung der Weichsel, welche seine Dienstwohnung zerstörte, seine bedeutende und sehr kostbare Bibliothek zu verlieren, feierte am 5. Juli 1831 sein 50jähriges Amts-Jubiläum (Beschreibung in den Preuß. Prov. Bl. am angeführten Orte) und starb nach dem dortigen Kirchenbuche am 16. September 1838 Abends 7 Uhr nach vierwöchentlichem Leiden an einem Lungenschlage im 83. Jahre. Am 21sten wurde er bei der Kirche beerdigt. cf. auch Rhesa's Presbyterologie von Westpreußen pg. 235, 238; Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. XVI. Thl. 2, pg. 1145—46. Außer Arbeiten für die Kgsbgr. Gelehrten u. Pol. Ztngn. und einzelnen Gedichten verfaßte er

1. in der Blumenlese 1781 zwei Gedichte: „Die goldne Zeit des bürgerlichen Rechts und Regiments. Ein Fragment. (Weil in dieser bleiernen Zeit ein vollendetes Gemählde davon nicht recht möglich ist —)", eine originelle Utopie, und „Hans Sachsens Zucht- und Ermahnungsrede" (sieh weiter unten);

2. im Tempe I (1780) unter der Chiffre J. W. Z. a) an Gedichten „Opferbinde (Dem Genius", „Winterlied", „Polydamas. Für Gesang und Deklamazion", die Epigramme „Auf N. N." und „Ventil"; b) in Prosa „Fragment. Ueber den Styl. Aus dem Kaffee, einem Mailändischen Wochenblatt";

3. im Tempe II (1781) unter der Chiffre Z—tt—d zwei Aufsätze in Prosa „Rousseau" und „Die neuesten Gebräuche von Paris. Aus dem Tableau de Paris" von Mercier).

Auch veröffentlichte er im Tempe I (pg. 408—412) „Lieder vom Landsmann Robert Roberthin“ und zwar: Komm Herzens Mädchen, laß uns leben; Sol Liebe von Verrat umgeben; An den Frühling;

4. nach einem Briefe von Chrn. Jakob Kraus vom 2. Septbr. 1778 (mitgetheilt in Gottlieb Krause's Beiträgen zum Leben von Kraus, 1881, pg. 46—49) eine Oper, die von Kindern im Familienkreise aufgeführt wurde. Kraus nennt dabei Z. „einen vortrefflichen jungen Poeten“;

5. übersetzte er nach Goldbeck (II, pg. 242) Thomas' Untersuchungen über die Aufhebung des Tempelherrnordens, Beausobre's Histoire du Manicheisme, und den Telemach.

Zum Schlusse müssen noch die nur mit je einem oder zwei unbedeutenden Gedichten vertretenen Chiffren —d— (Tempe II); H— (Bl. 80 und Tempe); K. (Tempe II u. Preuß. Magaz.); X. (Bl. 80); * (Tempe I); endlich *—* („Scenen aus einem Schauspiel für Marionetten und Marionetten-Liebhaber; betittelt: Der schöne Geist; Prß. Magaz. II, 167—180) angeführt werden.

Anonyme Gedichte befinden sich in Bl. 1780 (eins), Bl. 1782 (drei, darunter das hübsche „Frauenspiegel“, die Verzierungen eines Brautgürtels und deren Deutung aufführend, und „Memorial eines Preußen an Cypris“), Tempe I (zwei, darunter „Elegie nach einer Wasserfahrt nach Holstein“ bei Königsberg), Tempe II (zwei: „An meine Phantasie“ und „An Herrn Grafen zu Dohna“), Preuß. Magazin (Uebersetzungen aus Ossian; sieh oben).

Herzog Albrechts Briefe an Johann Laski.

Von

Lic. Dr. **Theodor Wotschke.**

I.

Die lebendige Anteilnahme, mit der Herzog Albrecht von Preußen, der hochherzige Schutzherr aller Evangelischen des Ostens jede Regung des reformatorischen Geistes in Polen verfolgte, auch seine Verbindung*) mit dem Palatin von Sieradz Hieronymus von Laski ließen ihn früh aufmerksam werden auf dessen jüngeren Bruder, den Domprobst Johann Laski. Seit Anfang 1540 sehen wir ihn denn auch mit seinem Berichterstatter in der polnischen Hauptstadt, dem Krakauer Ratmann und Vorsteher der königlichen Münze Jost Ludwig Dietz über den polnischen Theologen, der sein Vaterland verlassen, korrespondieren. Er läßt sich berichten über die Versuche des Sieradzer Palatins, für seinen Bruder das Posener Bistum zu gewinnen, er sucht nähere Nach-

---

*) Herzog Albrecht stand im Briefwechsel mit Hieronymus Laski, hat auch Herbst 1540 seinen Besuch in Königsberg empfangen. Anfang 1537 hatte ihn der Palatin um Zusendung von 200 Reitern gebeten, unter dem 23. März dieses Jahres lehnte der Herzog aber diese Bitte ab. Als Hieronymus Laski zugleich mit dem preußischen Gesandten Ahasverus Brand im Kerker zu Konstantinopel schmachtete, schrieb unter dem 18. Juni 1541 der Herzog an den König Franz I von Frankreich und bat um seine Verwendung für beide bei dem Sultan. Am 6. Januar 1539 schrieb Albrecht an seinen Geschäftsträger Nickel Nibschitz in Krakau: „Das es herrenn Laßky laut deynes schreibens so vbell ganngen, haben wir jhn warheit gantz vngerne gehort vnnd weil wir nicht wissen, wo ehr anzutreffen, so wollest jme vnsern genedigen grus sagen, schreyben oder zuentbieten, auch jme von vnsert wegen seynes zugestandenen vnfals halben beclagen, daneben vermelden. Nachdem wir jme, als wir vff der hochzeitt zu Crackhaw gewesen, einen knaben geben, welcher vnsers cemerers Clausen von Gadendorffs schwester sone, nu hatt vns desselben knaben freuntschafft, jnen iren son widderumb heym zuschickenn, geschrieben. Weil wir aber nicht wissenn, wie es vmb den knaben gelegenn, ob ehr lebendig oder todt, so wollest berurten herrenn Laßky von vnsertwegen bitten, wo der knabe noch bei leben, das ehr jns erst alher geschickt werde, damit ehr verner zu seynen eltern khommen möge“.

richten zu erhalten über die Verehelichung Laskis und damit über seinen offenen Anschluß an die Reformation, von dem Sommer 1540 die Kunde nach Königsberg gekommen war*). Dann war der polnische Theologe aus seinem Gesichtskreis getreten. Da wurde er Februar 1542 von einem Briefe des zweiten Bruders Stanislaus Laski überrascht, der an den Herzog die Frage richtete, ob sein Bruder Johann in Preußen würde sicher wohnen können, gleich darauf auch von einem Briefe des Johann Laski selbst, in dem ihm dieser seine Dienste anbot, ihm auch einen ausführlichen näheren Bericht von dem erwähnten Dietz ankündigte. Hiermit beginnt der Briefwechsel des Herzogs mit dem bekannten polnischen Reformator. Die Schreiben des Letzteren sind teils von dem Herausgeber der Werke Laskis A. Kuyper, teils von seinem Biographen H. Dalton veröffentlicht, die Briefe des Herzogs bringe ich im folgenden nach den im Königsberger Staatsarchive vorhandenen Abschriften zum Abdruck. Leider ist die Reihe der Schreiben nicht ganz vollständig. Des Herzogs erster Brief vom 28. Februar 1542, in dem er Johann Laski sein Beileid zum Tode seines Bruders ausspricht und um Übersendung einer strategischen Schrift aus dessen Nachlaß bittet — den Brief vom 6. Februar beantwortete der Herzog erst einen Monat später, da er auf nähere Nachrichten von Dietz wartete — habe ich nicht auffinden können, ebensowenig das Schreiben von Anfang Juli 1549 und den wahrscheinlich nicht unwichtigen Brief vom 20. August 1551. Aber abgesehen von diesen beiden Schreiben liegen des Herzogs Briefe an Laski vollständig vor.

Bei allem Wohlwollen und der hohen Wertschätzung, die Albrecht dem polnischen Theologen entgegenbrachte, stand er ihm doch fern. Die Briefe an ihn entbehren deshalb den Reiz, den andere Schreiben gerade auch aus der Feder dieses Fürsten gewähren, sie sind nicht sehr inhaltreich und bieten viel Formel-

*) Vergl. Wotschke, Laskis Aussicht auf den Posener Bischofsstuhl und sein Reinigungseid, Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der ev. Kirche Schlesiens Bd. X S. 116—130.

haftes. Aber dennoch sind sie, deren weder Voigt in seiner Publikation „Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen“ noch Tschackert in seinem dreibändigen Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen gedenkt, der Veröffentlichung wohl wert. Zur Ergänzung des Laskischen Lebensbildes geben sie, besonders wo sie Antwortschreiben auf verlorene Briefe sind, im einzelnen wichtige Daten, auch auf des Herzogs edle Gestalt und seine warmherzige Fürsorge für alle Glaubensgenossen fällt ein neues schönes Licht.

Verschiedentlich hat Laski versucht, in Preußen ein kirchliches Amt zu erhalten. Seinem Vaterlande wollte er näher sein, um ihm, wie er es so sehnsüchtig wünschte, dienen zu können zur Erneuerung der Kirche. Direkt und durch seine Freunde in Königsberg, den Professor Wilhelm Gnapheus und den Rat Christian Entfelder, bot er dem Herzog seine Dienste an. Doch Albrecht, der so gern und unter großen Opfern namhafte Theologen nach Preußen zog, der sein Herzogtum zur Zufluchtsstätte aller verfolgten und gefährdeten Evangelischen machte, sah von einer Berufung des bekannten polnischen Theologen ab. Nicht sowohl um seines Bekenntnisses willen war ja Laski heimatlos, als er das erste Mal sich an den Herzog wandte, sondern wegen seines Bruders Hieronymus abenteuerlicher Politik, der er sich nur allzu dienstbar gemacht und die den polnischen König aufs höchste erzürnt hatte. Von Hieronymus lesen wir in einem Schreiben, das Dietz unter dem 19. November 1539 an Herzog Albrecht richtete: „Beklagt sich hoch vber meinen gnädigsten herrn, der ist auch seines zugs vbel zwtriden vnd ich achte, wo im diese reis nyt den hals gilt vnnd der Türk in wol annimpt, so wirdt es ime vmbs jar gelten“. Wollte hiernach der König Sigismund den Hieronymus nach seiner Rückkehr als Hochverräter auf das Blutgerüst schicken, welchen Groll wird er auch auf dessen treusten Mitarbeiter und Parteigenossen, seinen Bruder Johann, geworfen haben! So gerne der Herzog darum dem Glaubensgenossen sein Herzogtum

öffnete und als evangelischer Fürst um des Gewissens willen seine Hand über ihn hielt, ihm alle Huld und Gnade erwies, als Lehnsfürst mußte er Bedenken haben, dem Vertreter einer so antiköniglichen, dem ausdrücklichen Willen des Herrschers so entgegengesetzten Politik Freistatt und Beschäftigung zu gewähren. Wohl ist daher sein Antwortschreiben vom höchsten Wohlwollen getragen*), doch indem es auf den Stanislaus Laski gegebenen Bescheid, in dem der Herzog seiner Lehnspflicht gedacht hatte**), verwies, zeigte es unserem Polen, daß bei der augenblicklichen Lage sein Fernbleiben von Königsberg lieber gesehen würde. In der Folgezeit schloß sich Laski den Schweizern an. Die theologischen Gutachten, die Herzog Albrecht über seine theologische Stellung und seine Schriften einforderte, fielen ungünstig aus, selbst der milde Melanchthon sprach sich durchaus ablehnend aus, bei aller persönlichen Wertschätzung konnte darum der Herzog Laskis Gesuche nicht willfahren, ihm ein Amt in der preußischen Kirche nicht anvertrauen. Seine Berufung wäre ein Unglück für das Land geworden, hätte das Herzogtum zweifellos in Wirren gestürzt, schlimmer noch als der Osiandersche Streit.

Trotz des Gegensatzes, den im Reformationsjahrhundert der Unterschied in der Sakramentslehre mit sich brachte, hatte zwischen dem Herzoge und Laski freundliches Wohlwollen auf der einen, dankbare Verehrung und Dienstbeflissenheit auf der anderen Seite gewaltet. Selbst die Nichtberücksichtigung der Laskischen Wünsche wegen einer Anstellung in Preußen hatte dieses schöne Verhältnis nicht getrübt. Als die Interimswirren Laskis Tätigkeit in Friesland Eintrag taten, war er einige Wochen nach Königsberg gegangen, um mit dem Herzog über verschiedenes mündlich zu verhandeln, dann hatte er während seines Aufenthaltes in England ihm als Berichterstatter, auch als Geschäftsträger gedient. Da hatte ihn endlich

*) Vergl. Nr. 1.

**) Wotschke, Laskis Aussicht auf den Posener Bischofsstuhl und sein Reinigungseid a. a. O. S. 127.

Dezember 1556 der Verlauf seines wechselvollen Lebens nach seinem Vaterlande zurückgeführt*). Er war an die Spitze der reformierten Kleinpolen getreten und suchte ihnen die böhmischen Brüder und Lutheraner in Großpolen anzugliedern, alle evangelischen Richtungen in seiner Heimat für die schweizerische Prägung der evangelischen Erkenntnis und für eine von ihm aufgestellte Confession zu gewinnen. Sein Plan schien anfänglich nicht aussichtslos, in weiten Kreisen fand Laski Entgegenkommen und Zustimmung. Aber bald erkannte er, daß ohne den Herzog von Preußen, der bis dahin Schutzherr und Pfleger der Reformation besonders in Großpolen gewesen und dem sich hier alle Evangelischen verbunden wußten, er nicht hoffen dürfte, die lutherischen Geistlichen und Herren zu gewinnen. So reiste er mit einigen Freunden März 1558 nach Königsberg, um auf den Herzog einzuwirken und auch ihn und sein Herzogtum zum Anschluß an die erstrebte einige polnische evangelische Kirche zu bewegen, auch seine Unterstützung für verschiedene notwendige Aufgaben der Kirche zu erbitten. Natürlich machte der Herzog aber seinerseits seine Hilfeleistung von der Übereinstimmung mit seinem Bekenntnis, also von der Annahme der Augsburger Confession, abhängig. So kam es in Königsberg am 14. April zu einem Colloquium über den Zwiespalt im Glauben, über die Abendmahlslehre, und wie so oft war das Ergebnis der Verhandlungen nicht eine Annäherung, sondern eine weitere Entfremdung nicht nur zwischen den streitenden Theologen**), sondern auch zwischen Laski und dem Herzog selbst. Hat Laski im Verfolg seiner kirchenpolitischen Pläne Herzog Albrechts Stellung polnischen Magnaten gegenüber unrichtig dargestellt, seinen Namen gemißbraucht, ihm eine Zustimmung zu seiner Abendmahlslehre unterstellt, oder haben Zwischenträger, Verleumder den polnischen Theologen

---

*) Vergl. den unter Nr. 20 mitgeteilten Brief des Königs Sigismund August an Laski.

**) Vergl. Wotschke, Eustachius Trepka, ein Prediger des Evangeliums in Posen. Zeitschrift der histor. Gesellschaft Posens Bd. XVIII S. 121 ff.

grundlos verdächtigt? Wir können es nicht entscheiden. Jedenfalls richtete der Herzog unter dem 16. Juni 1558 von Insterburg aus ein ernstes verweisendes Schreiben an Laski. Es hat diesen tief verletzt und ihn alle Verbindung mit dem Herzog abbrechen lassen. Seinen Vorsatz, ihm das kleinpolnische Bekenntnis in lateinischer Übersetzung zu senden, hat er nicht ausgeführt, auch dann nicht, als Albrecht in einem Schreiben vom 17. Februar 1559 ausdrücklich darum bat. Wie tief Laski sich verwundet fühlte, sehen wir indirekt aus einem Briefe seines Schwiegersohnes Stanislaus Lutomirski. Bittere Klage führt dieser, daß der ehrenhafte Johann Laski, sein Vater, durch die Angriffe der Verleumder verdächtigt sei.*) So schneidet ein Mißklang Herzog Albrechts Briefwechsel mit Laski ab.

Die Briefe des Herzogs an Johann Laski.

I.

Reverende atque nobilis amice nobis charissime. Accepimus R. D^{nis} V. literas datas Cracoviae sexta Februarii mensis proxime praeteriti**), quae nobis fuerunt gratissimae. Intelleximus enim ex illis R. D^{nem} V. novum quoddam ac vere christianum vitae genus instituisse, ob quod eidem plurimum et gratulamur et deum opt. max. summopere precamur, ut is R. D^{nem} V. ad divini nominis sui gloriam ac universae rei publicae christianae salutem in eo ipso instituto diu salvam, firmam ac incolumem conservare clementer dignetur. Et quamvis iam antea quaedam dubia ac quasi incerta quadam fama de mutato vitae suae statu ad nos perlata sint***), tamen hoc maiorem nobis fidem nunc facit, postquam talia ex R. D^{nis} V. et humanissimis et doctissimis quamvis admodum brevibus literis percepimus. Nec celare R. D^{nem} V. pro singulari nostra in eandem benevolentia possumus magnificum et generosum amicum ac fratrem vestrum charissimum d. Stanislaum in Lasco paucos ante dies quaedam summa quadam fiducia de R. D^{no} V. ad nos scripsisse, cui vicissim mentis nostrae sententiam ac voluntatem satis abunde declaravimus non dubitantes praefatum amicum ac fratrem vestrum charissimum talia copiose ad R. D^{nem} V. perscripturum esse†).

*) Vergl. Th. Wotschke, Stanislaus Lutomirski. Archiv für Reformationsgeschichte III S. 135.

**) Den Brief bietet Dalton, Lasciana S. 289.

***) Vergl. Herzog Albrechts Brief an Jost Ludwig Dietz vom 21. Juli 1540 in der schon erwähnten Studie über Laskis Reinigungseid S.

†) Vergl. des Herzogs Brief an Stanislaus Laski vom 19. März 1542.

Scribit porro R^{ma} D^{tio} V^{ra} nobilem ac generosum fidelem nobis dilectum d. Iustum Ludovicum Decium, consiliarium nostrum, recepisse se copiosissime ad nos perscripturum, quae ex R. D^{ne} V. intellexisset quaeque illi per adversam valetudinem scribere non liceret. R^{mam} vero D^{nem} V^{ram} certiorem reddimus, nos nullas adhuc literas ab eo hac de causa accepisse, quas tamen speramus propediem nos accepturos, si quid tamen erit, in quo R. D^{ni} V. gratificari poterimus, facturi sumus id summo studio atque diligentia singulari etiam non admoniti.

Quod R. D^{tio} V. nobis et se et causam suam commendat offerendo suam nobis operam, si quae usui esse possit, summopereque petendo, ut eandem inter eos numerare velimus, quos in fidem et patrocinium nostrum receperimus etc., scimus quidem, quid hac in parte nos deceat quodque nostrum christiani sc. principis et verae christianae religionis cultoris atque amatoris sit officium. Proinde R. D^{ni} V^{rae} pro eo inserviendi animo, quem tanto nobis studio obfert, summas ac immortales agimus gratias libenterque illam in numerum amicorum nostrorum recipimus, nec dubitare velit R. D^{tio} V., quin eadem cum ob egregias praeclarissimasque animi dotes tum singulares suas virtutes nimiumque illum erga religionem nostram amorem et studium nobis sit commendatissima. Postremo ex adversa R. D^{nis} V. valetudine magnum cepimus dolorem dicique non potest, quantopere ex eo contristati simus. Spem autem habemus maximam deum clementissimum pro divina sua benignitate R. D^{ni} V. pristinam suam valetudinem clementer largiturum. Quae quidem omnia R. D^{ni} V. ad literas suas in praesenciarum respondere voluimus, quam dia feliciterque vivere atque valere ex animo optamus. Dat. e Regiomonte 31. Martii 1542.

II.

Literas tuas officii plenas una cum missa nobis doctrinae evangelicae epitome magna cum gratia, vir generose, accepimus*). Et quia responsum a nobis expectari scimus, committere non potuimus, quin eundem tuum nuntium literis nostris dignaremur. Primum itaque non possumus non gratulari prosperae valetudini, deinde et animi bene constituti pietati, ut qui eam professionem fidei nostrae christianae religione adductus susceperis tuendam, in qua periculum sit, ne magnam facultatum tuarum direptionem aliquam patiaris, licet te non magnifacere fluxam mundi huius opulentiam sciamus. Qua in re hominis vere theologici documentum minime vulgare de te praebuisse videris. Quod autem adventus tui ad nos dilationem officiose adeo excusas, boni equidem consulimus, quamquam ea excusatione apud nos non ita fuerit opus, quandoquidem nullo unquam tempore de animi tui erga nos tum studio tum favore dubitare coepimus. Ceterum quod tuum nobis offers studium et operam in subeundo munere apud nos ecclesiastico, si qua tibi

*) Der Brief Laskis an Herzog Albrecht ist noch nicht wieder aufgefunden. Das übersandte Buch war Laskis „Epitome doctrinae ecclesiarum Frisiae orientalis".

hic iusta ac legitima detur vocatio, non potest non gratissimum esse, quandoquidem doctorum virorum copiam nobis dari magnopere cupimus. Verum cum nuntius hic tuus in patriam reditum properet et non parva negotia obstent, per quae non vacat modo cum optimatibus patriae et praesertim episcopis nostris, quibus hoc oneris potissimum incumbit, consilium capere, nihil certi hoc quidem temporis articulo super votis tuis possumus respondere. Res etenim ipsa videtur et iustam et maturam deliberationem requirere, quam et cum nostris, ubi commodum videbitur, instituemus. Interim tamen et doctrinae tuae epitomen examinandam dabimus*), ut hinc innotescat, num quid forte ibi contineatur, quod illi doctrinae, quam hactenus professi sumus et ab evangelicis viris approbatam habemus, repugnet. Id enim si esset, vereamur, ne quid dissensionis seminarium ecclesiis nostris hinc immittatur, quod tamen omen deus avertat. Nos quidem nihil aeque amamus atque etiam tueri gaudemus quam publicam ecclesiarum tranquillitatem et christianam in causa religionis concordiam, quam deus opt. max. benigne aliquando suo christianismo largiatur. Vale et te nobis ob multa quam commendatissimum esse persuasum habeas. Dat. Regiomonti 13. Julii 1544**).

III.

Vnsernn grus vnd genedigen willen zuuor. Vns sein zwei schreyben, eins den 23. decembris verflossenes 44. vnd das ander denn 28. marcii diß 45. jares zu Embden datirt***), zu handen geantwort, welche schriften wir bede jres inhalds, den wir zuuerhuttung viles lesens vnerwidert lassen, lesend eingenommen vnd verstanden. Als wir aber vermerckten, wie es mit der christlichen reformation des herrn ertzbischoffien zu Coln†), vnsers gelieptenn altenn bekandten freunds, eine gestalt, auch wes christlichen gemüts seine liebden ist, habenn wir solchs

*) Der Herzog übergab die Schrift dem Hofprediger Johann Dötschel und dem Professor Stanislaus Rapagelan zur Beurteilung, sandte sie unter dem 24. und 25. Oktober auch nach Wittenberg an Luther und Melanchthon. Vergl. Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen III Seite 86.

**) Am 14. Juli schreibt auch Gnapheus an Laski. Vergl. Tschackert III Nr. 1682 a.

***) Beide Briefe scheinen heute nicht mehr vorhanden zu sein.

†) Am 19. Mai 1544 hatte der Straßburger Hedio bereits die für den Erzbischofe von Köln entworfene Kirchenreformation an Herzog Albrecht gesandt. Doch am 4. Juli muß aus Krakau Jost Ludwig Dietz, durch dessen Hand alle Briefe Hedios nach Königsberg gingen, berichten, daß er Hedios „schreyben der colnischen reformacion halben“ noch nicht erhalten habe, „verseh mich, er würdt die her noch senden, so bin ich darinnen nit seumig“. Am 17. September 1544 löst er dann sein Versprechen ein: „Die reformation ist mir erst zu komen, sendt ich auch hie bey“, schreibt er in einem Nachtrage seines Briefes an den Herzog.

darfhür dem allerhochsten embsichlichen zu danken mit erfreuthem hertzenn gehört, den lieben allerhochsten gott bithend, er wolle inen zu ermerung seynes heyligen worts vnd namens langwerende darinn fristenn vnd bestendiglich erhaldenn. Dieweil den seine liebden vff den itzigen reichstagk zu erscheynen bedacht vnd jr vermutlich der orth auch seyn werdet, so begeren wir gantz genediglichenn, jr wollet vns sonderlichenn der sachenn mit hochgemeldtem vnsern freundt, dem herrn ertzbischoffenn von Coln, welch eyne gestalt sie gewinnen, vnd was sich sonsten zutreget, durch den erbarenn vnseren radte vnd lieben getrewenn Aßuerum Brandt, den wir auch auf itzigem reichstag habenn, gutwillige eroffnung vnd metteylung thun.

Was das schreybenn, das wir pillig das erste jhn der beantwurtung hetten sollenn sein lassen, darinn jr vermeldet, das ewere zuuorn an uns ergangene schriftenn vnnd die vberschickung des bewusten buchs mit der gestalt, das jr darauff zu verharren gemeint oder solchs soweit gereichenn soll, vberschickt anlangt, zweyffeln wir warlich ahnn ewerer person disfals garnicht, das jr als ein verstendiger vnd der schrifft wolgegrundeter man ethwas der gesunden heylsamen lehr gotlichs worts zugegen vnd widergeschribenn, oder do es gesetzet, entlich darauff beharren würdet. Dieweyl jr vns aber dasselbe zu besehenn zukommenlassen, haben wir solchs auch anderer gestalt niemandten vertrauet, weder, sinthemal wir euch vnd allen ewern verwanthen one rhum mit denen gnaden gewogen, das wir jn allem eurem vnd der ewrigen nachteil vnd schimpff gern vorkomen wolten helffen, das solches im geheim vnd engen vertrauen*) also von den, so dieser sachen mehr verstendigkeyt dan wir, vnd vns one das wol vertraueth, durchsehen mocht werdenn, ob ethwas, dardurch die misgunstigenn villeicht gegenn euch verunglimpfung zuschaffenn, darinnen befunden, das wirs euch mit gutthem grundt vnd beleythung zuuormelden, auff das jr euch darnach jhn alle felle hettet zu richtenn. Bitten auch ganz genedigliehen ewer person, es auch nicht anders als gemelt weder verstehen noch vrtheylenn wolle. Nun weren wir wol gewogen gewesen, euch vorlengsten solche vnsere wolmeynung zueroffnen, aber wir, dasselbe buch obvermelther massen vertrauet, sein eine zeit hero mit vielen möglicher geschefften beladen gewesen, damit wir dem, wes wir bedacht, vollziehung nicht gebenn können. Deswegen abermals vnser gnedigs begeren, jr wollet vns aus angezeigten vrsachen entschuldigt, vnd des verzugs keynen beschwer habenn, verhofflich jr vnserer genedigen wolmeynung jhn kurtz wishafft werden sollet.

Ferner verstehenn wir auß dem jüngsten eweren schreybenn, welcher gestalt ewer blutsfreundt Johannes Rußizatzky ahn euch gelanget, vnd was er euch wegen eines vnfals, der ime alhie an vnserem houe begegnet vnd zugestanden sein soll, berichtet. Nun möget jr gewißlich glaubenn, das wir vonn solchem, was er euch

*) So hatte der Herzog Melanchthon, als er ihm Laskis Buch am 25. Oktober 1544 zur Beurteilung zugesandt, gebeten: „es um allerlei bedenklicher Ursachen willen nicht in Druck bringen zu lassen“.

angezeiget, nicht die myndeste wissenheit haben. Denn obwol nicht ohne, wie wir auch itzt allererst seit der ankunfft ewres schreybens berichtet, das er mit vnserer diener eynem vffstutzigk geworden, so sollen doch dieselben zwiespeld, die nicht gros gewesenn, durch mittel etzlicher personen jhn der gut hingelegt vnd vertragen sein worden. Wir wissen auch nicht, wodurch er verursacht, gantz heimlich von vnserm hoff zuzihn, eho vnd zuuor aber er hinweggezogenn, solle er sich vernemen haben lassen, er wolt gegen Dantzigk verreysenn, daselbst pferd vnd andere rustung, so ime nöttig, vor die handt bringen. Nun befindet sich, wohin er seyne reyse gewendet. Hieneben wollen wir euch nicht pergen, das sich der kauffmann, welcher vns ewer schriftenn vberantwurttet, ganz hochlichen beclaget, wie er gedachtem Rußizatzky auff sein bittenn vnd fürgeben, wie jr vonn dem kauffmann fernern bericht einzunemen, biß jhn die tausend gulden gutwillig dargeliehenn, was jme aber dagegen begegnet, werdet jr ane zweiffel wol erfharen. Er ist auch vor dieser zeit einstenn mit credentzbrinenn, vnder seynes vattern sygel vnd namen an vns außgangen, zu vns khommen vnd fürgeben, wie einer seynem vattern eine mergliche summa geldes entfrembdet. Demselben solle er nachvolgenn, damit er solch geld wider bekhommen mocht, vns darauff gebethenn, wir wolthen jme etzlich geld zur außrichtung seines vathern beuelich furstrecken, dasselbe solle vns durch itzgedachtenn seinen vather widerumb erstattet werden. Darauff wir jme genediglichen hundert guldenn darleihen lassen, als wir aber solchs seynem vathern angemeldet, hat er vns zuerkennen geben, das sein son die brieffe ane sein wissen bekhommen, auch die ansuchung ohne beuelich bey vns gethan, mit angehefftem bittenn, wir wolten jme zu gnaden jnen an vnsern hoff nemen, welches wir jme dan nicht abschlahen wolten, besonder jnen an vnsern hoff genommen, do er so lang, biß er obgemelther massen abgeschieden, plieben. Das wir euch auch ein solchs allenthalben anzeigen, geschicht nicht darumb, das wir den guten gesellen zu belasten gemeint, sonder vilmehr deswegen, das jr als sein plutsfreundt seyne gelegenheyt zu wissenn vnd er als ein junger gesell von diesem vnaufrichtigem wandel gereitzt khondt werdenn. Dan euch vnd den ewren gnad vnd wilfherigkeit zuerweysenn, seint wir geneigt vnd wollen euch das genediglichenn vff ewer schreiben zur antwurt nicht verhalten. Dat. Neuhauß, den 19. Maii 1545.

IV.

Nobilis ac erudite sincere nobis dilecte. Superioribus literis nostris ad XIX Maii datis certiorem te fecimus, qua de causa quove concilio epitomen tuam intimis quibusdam nostris cognoscendam iudicandamve communicaverimus, non alia sane ratione ducti nisi quod tibi bene consultum cupiamus, quodque fama et existimatio tua magnopere nobis cura sit. Tametsi autem non obscure intelligas

nos doctissimo viro Philippo Melanthoni communicasse*), utpote qui ipse suum tibi iudicium, quemadmodum ad nos scribit, de ea epitome patefecit aut brevi certe perscripturus est, tamen ne existimes nos multorum iudicio pluribus de causis subicere voluisse, significandum tibi duximus, nos soli Philippo tradidisse iis condicionibus, ne in multorum manus pervenire pateretur, quod quidem pro intimo suo erga nos studio factum esse non dubitamus. Quoniam autem ipse, quid in hac re faciendum tibi sit, consulit, nos pro nostro in te affectu, favore ac benevolentia, etsi ipse quid expediat probe perspicis, tibi honestis, utilibus et amicis monitis doctissimi viri acquiescendum censemus. Quod quidem hortari te volumus, non quod nostra monitione, qui es ingenio ad admirationem usque excelso, opus habeas, verum quod tibi clementer faveamus tuaeque nobis res non mediocriter curae sint, id quod certo tibi de nobis persuadeas. Bene feliciterque vale. Dat. ex Nova domo 18. Augusti 1545.

V.

Nobilis ac erudite sincere nobis dilecte. Literas tuas 22. Junii Aembdae datas accepimus**), ex quibus quod nobis sane molestum accidit, te adversa valetudine impeditum, quominus ad nos ipse accederes, cognovimus deum aeternum patrem suppliciter petentes, dignetur, quidquid id tandem morbi est, clementer auferre pristinas tibi vires et valetudinem firmam pro benigna sua voluntate restituere ac restitutam longis temporibus tueri et conservare. Quod autem ad nos quaedam perscribenda habes, quae nostra interesse existimas eamque ad rem commodius conficiendam, quando nos ipse invisere non potes, peculiares quosdam characteres non quibusvis legibiles transmitti expetis, ea in re facile tibi morem gessimus talesque characteres non cuivis cognitos tuo cum familiari mittimus etiam atque etiam clementer petentes, velis nos de omnibus rebus, quas ad nos pertinere arbitraberis et quae alioqui scitu digna accident, certiores facere. Caeterum peti-

*) Nachdem Melanchthon dem Herzog unter dem 11. Januar 1545 bereits geschrieben, „es sind böse opiniones von der tauf in des Lasci schrift, davon ich doch zuvor ihn verwarnet", spricht er auch unter dem 15. Juli sich ablehnend gegen die Epitome aus. C. R. V, 574 und 790 ff.

**) Den Brief bietet Dalton, Lasciana S. 293. Am 14. August 1547 hatte aus Opoczno auch Laskis älterer Bruder Stanislaus an Herzog Albrecht geschrieben: „Tantam ego Cel[ni] V. tribuo pietatem, tantam prudentiam, ut non existimem opus esse multa verba facere ad eam iuvandam rem fratris mei, quam coram Cel[ni] V. commendavi, quoniam etiamsi res fratris in eo nunc statu versentur, ut ille id de Cel[no] V. forte promereri nequeat, deus tamen ipse hoc non sinet irremuneratum. Quapropter iam eius familiarem nobilem Zelenski cum eius in ea re literis ad Cel[nem] V. mitto. Cel[do] V. innata sua bonitate pro Christo hane iacturam aeris ad triennium aut quadriennium faciat et cautionem ab eo super illius in Phrysia bonis accipiat, supplex oro. Aliud quod scribam non habeo, pro me cum quodquod potui dedi".

tionis tuae summam ex relatione tui familiaris cancellario nostro nobis absentibus, dum venationi operam impendimus, facta percepimus. Et quamquam periculosis hisce temporibus ac iniquissimis citra rerum nostrarum incommodum tibi gratificari hoc casu haud facile possumus, tamen ut nostrum erga te totamque familiam tuam animum eundem adhuc esse cognoscas, qui olim fuit, hoc est clementissimum ac benevolentissimum, curavimus tuo familiari mille vallenses ioachimicos certis sub conditionibus, quas ex ipso intelliges, numerari sperantes equidem fratrem tuum Stanislaum eo se nomine obligaturum, quod ut fiat, tuum est conficere. Nam quod ea bona, quae in Phrisia haereditaria habes, obligata nobis pro hac summa velis, potes ipse expendere, quam ea nobis conditio acceptu sit gravis et impossibilis, rationes evidentes facile vides, dum res nostrae apud caesaream maiestatem tali in statu constitutae sunt, tum et coniugem tuam liberosque, si quid humanitus tibi contingat, quod deus omen obruat, nolumus praegravatos, utut autem haec se habent, non dubitamus, quin daturus sis operam, ut cautionem sufficientem in quemcunque casum simus habituri, hoc et te dignum feceris et nobis animum pluribus gratificandi magnopere adauxeris. Extremo a te vehementer petimus, quando apud s. r. maiestatem Poloniae ardua nonnunquam et ampla negotia habemus, ut fratri tuo proprio quasi motu, ne a nobis profectum vereri possit, perscribas eumque admoneas, ut sua auctoritate ea, quae apud seren. regem agenda habemus, negotia diligenter et fideliter promovere sibique accurate commendata habere velit, quo hac ratione suam erga nos benevolentiam ostendat. Quam ei hercle et tibi tuisque omnibus libenter et non gravate praestamus porroque praestabimus. Cupimus te cum tuis omnibus bene feliciterque valere. Ex Monte regio 6. Septembris 1547.

Herzog Albrecht an den Kanzler Hans von Kreitzen.

Va.

Vnnserun grus zuuorun. Ernhester, achtbar vnnd hochgelerther lieber getreuer. Wir haben eur schreiben betreffende h. Johann Laßkenn mit gnadenn enntpfanngen vnnd vorlesenn*), ist fast beyder gebruder meynung, donon sie jnn jrem schreibenn melden, ohne das her Johann jnn seiner schrifft darzugesetzet,

*) Der Kanzler hatte dem Herzog, der sich in Johannisburg befand, berichtet: „Disse stunde ist des hern Johann Laski diener alhie mit dissem brieffe ankommen vnd an E. F. G. vorreysen wollen, den ich habenden befel nach aufgehalten. Hat mir doneben mundlich gesagt, des het er nach ein jnstruction von seynem herren der sachen halbenn, die er niemand dan E. F. G. sagen wolte. Do ich jme aber in seinen gefallen gesetzet, ob er E. F. G. solche schriftlich zuschicken welde, hat er sich bedacht, mich dy lesen lassen mit bit, ich wold E. F. G. den effect derselben zuschreiben vnd bey mir den handel vorschwigen behalten, welchs ich jme zugesagt. Vnd ist der gantze handel nichts anders, dan das her Johan Lasko gutter gekauft, seiner freunde holffe suche, was sie jme thun wollen, das sold E. F. G. zugefertigt werden, solchs alsdan weyter jme zuuormachen. Do jme das mangeln würde, bittet er von E. F. G. tausend

er were gerne eigner person zu vnns kommen, hett etwas mit vns zureden gehabt, das der federnn nicht zuuortrauenn, aber durch schwachheit verhindert. Begeret, wo es vns dergestalt gefiele, jme caracteres zuschickenn, wie jr aus seinem schreibenn zuuornemenn vnd hettet sein schreiben wol lesenn, wie wir euch solche gewalt gegeben, auff das jr vnns darinnen hettet euren rath mitteilenn mögen. Her Johan mocht dergestalt zubeanntwortten sein, erstlich zu beklagen wegen seiner schwachheit neben genediger danksagung seiner gewogenheit, meget jme die ziffernn oder caracteres, wie ehr begeret, machen lassenn vnnd neben seinem diener vberschicken. Was die enntlehnung der tausend taler anlangt, ist nicht an, das herr Stanislaus vertunkelt, (dauon ehr jnn seim schreibenn anzeigte seines bruders her Johannsenn gedacht vnnd vns, denselbenn wie auch sich selbs jnn gnedigem benhelich zuhabenn, zum vleissigstenn gebetenn. Dorauff wir vns vernemen lassen, das wir jnenn vnnd dem ganntzenn hause gnedigen freundtlichen willen zuerzeigen, das auch nicht mit wortt⸗nn allein, sonnder mit der that zuerzeigenn gantz gewogen. Nun wisset jr, wie hart jnn allenn vnnsern sachen, die wir ann kon[m] hone zufordern haben, vns herr Stanislaus Lasky zuwidernn gewesenn vnnd noch ist, haben wir allerley bedennken, jm das entlehen gantz vnd gar abzuschlahen. Dieweil herr Johann meldet, es solle ohne vnsern schaden gescheen, dennach so weren wir bedacht sonnderlich darumb, ob wir das widerwertige gemut durch vnnsere wolthat endern vnnd zu vnns wenden konthen, her Johannsen die tausend thaler zuentlehnenn auff 2 jahr, doch dergestalt, ob es vns wol jnn diesenn geschwinden fehrlichen gezeitenn gantz vngelegen, das sie aber vnnser gewogen gemut zusparenn, das wir vonn her Stentzelenn vnnd seiner freundtschafft jm fahll des absterbens oder anders mangels als für selbstschuldner vnd auff die polnischenn vnnd nicht friesischen gutter versichert wurdenn, auch also versehenn, das wir durch jr polnisch nicht gehindert. Dann dis habet jr

taller vnd so es möglich auff 4 jar widder zugeben. Do solchs E. F. G. nit thulich, wil ers als bald widder vorschaffen, die gutter widder eher gelossen, dan E. F. G. in dem vhal vorzornen. Dogegen wil er sich nach gefallen verpflichten. In mittler weil sol Gnaphens, dem er ein alba zugeschickt, E. F. G. donor versicheren. Das geld aber muß er vor Michaelis haben, ane das muß er seinen glaubigern doppeld so vil geben, als er von jnen geliehen. Dis ist vngeferlich der gantze inhald der instruktion, welche mit Johan Lasken handt vndterschriben vnd mit seinem sigel besigeld. Nhu sol der Stanislaus Lasko sich in disem schreiben gegen E. F. G. erkleren, das er jme nit helffe, sunder E. F. G. vmb das darleyen anspreche, wie auch zuuorn mundlich gescheen. Als ich darauf gebeten, ich wolde E. F. G. disse briffe eylendes zufertigen, damit er vor Michaelis mit dem gelde zur stellen kommen mochte, weil ich dis vormerket, hab ichs jme nit abschlagen mogen, auch vnnötig geachtet, Johan Lasken briff zuerbrechen. Was E. F. G. in dissem fhall gelesen vnd gehert haben will, stell ich derselben anheimb vnd thu hiemit E. F. G. vnd alle E. F. G. verwante got empfelen vnd mich derselben. Dat. in eyl. den 28. Augusti 1547 auf den spaten abent.

becht zuentschuldigen, das vns durch phriesische gutter zuuersichern nicht gelegenn, dieweil sie wissenn, wie vnnser hanndel mit dem keyser stehet, wer vns auch beschwerlich, sein weib vnnd kinnder inn solchem fahll zubetruben. Do ehr vnns aber burger zu konigspergk oder andere gnugsame besessene personen jnn vnnserm furstenthumb, die vns für solch gelt gut sagenn, vnd das thun woltenn, was burgenn oder selbstschuldenernn eignet, vorschaffenn kunnthe, weren wir damit auch zufrieden. Vnnd hettet jme daneben schreibenn vnnd bittenn zulassen, nachdem wir eheweiben allerley sachen ann koniglichem houe zu Polenn auszurichten, das ehr gleich aus eigenem vornhemen vnd gewogenheit doch vnnser vnuormerckt ann seinenn bruder Stanislaum durch schriffte gelangen vnnd bitten lassenn, das ehr jme jderzeit vnnsere hendel beuholen wissenn vnnd dieselben mit allem treuen vleis fordern helffen wolt. Das wir aber her Stanißlaum mit deme, das ehr vnns zuwidernn gewesenn vnnd noch, beschuldigen, muß her Johannsenn vneroffnet bleiben, wie jr denn solchs als der hochverstendige wol werdet wissenn zumachen vnnd dem rechte mas zugeben. Das gelt moget jr euch durch den Nimptschenn*) vonn dem vnnsernn geben lassenn. Dies haben wir euch jnn diesem fahll auff eur vorbessernn gnediger meynung anzeigen wollenn. Dat Johannispurgk, den 1. Septembris anno 1547.

VI.

Reverende ac generose sincere nobis dilecte. Redditae sunt nobis R. Dnis V. literae**), quibus se certis quibusdam de causis Gedanum iter moliri scribit. Etsi autem clementer maluissemus, R. Dnem V. Regiomonti nonnihil adhuc posuisse morae, tamen quoniam iter R. Dnem V. iam ingressam arbitramur, respondere literis eiusdem ad nos datis intermisimus idque ea de causa, quod pridie eius diei, quam haec scriberemus, nuncius eius, ut novit R. Dio V., negocii, de quo ad proximos fines Germaniae miseramus, nomine ad nos ablegatus venerit. Nos etsi Dni V. porro molesti esse aegre committimus, tamen cum de hoc negotio nonnulla cum R. Dne V. conferre cupimus, gratiose eam rogatam facimus, ut citis itineribus redire Regiomontem et inde ad nos porro se conferre non dedignetur. Curata enim per nos iam sunt omnia, ut R. Dio V. quam celerrime huc se recipere possit. Quodsi Gedano per portum nostrum marinum Regiomontem compendio ire decreverit, mandavimus istic capitaneo nostro, ne quid in transvehenda R. Dne V. morae committat, Regiomontem vero ubi appulerit R. Dio V., conveniri iubeat eum, qui iam vices burggrabii in arce nostra agit. Is iussu nostro itineri R. Dnis V. celeriter ad nos conficiendo equis curribusque praesto

*) Hans Nimptsch war herzoglicher Rat. Vgl. H. Freytag, Zur Lebensgeschichte des Hans Nimptsch, Altpr. Monatsschrift 35 S. 156.

**) Dies Schreiben vom 11. Juli 1549 bei Kuyper, Joannis a Lasco opera II S. 624 ff.

erit. Clementer autem ac amice R. Dnem V. petimus, ut id molestiae nostro et eius negocii, de quo agitur, nomine subire non gravetur. Nos mutua id olim benevolentia demereri studebimus. Bene valeat R. Dno V. Dat. Ragneti 13. Julii 1549.

VII.

Literas vestras una cum inclusis scriptis s. reginalis maiestatis, quibus postulat, ut ad se veniatis et copiam literarum vestrarum, quas ad illius reginalem maiestatem ante dederatis, accepimus. Illo ipso tempore ad nos rediit consiliarius noster Asuerus Brant ac inter reliqua, quantum in vestra causa efficere licuerit, declaravit. Significatum videlicet sibi esse a domino Boianovio*), cum ipse propter adversam valetudinem sollicitare apud regiam maiestatem non potuerit, eam esse sententiam regiae maiestatis. Cum mortuus sit vicecancellarius regius**) et sigilli, quo ipse usus fuit, nulli propter usitatam consuetudinem, antequam aliquis novus eligatur, copia detur, supremus etiam regni cancellarius, etiamsi requiratur, difficulter aliquid in eo negocio facturus sit, responderi regi Angliae hoc tempore non posse, sed responsuram tamen suam r. maiestatem aliquando opportuno tempore, quemadmodum regiae maiestatis animum ex literis domini Boianovii perspicietis, qui de eadem re ita ad nos scribit. „In negocio domini Laski nihil rex vult respondere, cumque ego dico, non est ergo, inquam, ut responsum expectet, imo, inquit, expectet. Ego omnino volo respondere, sed vides, quod nunc commode non possum. Nescio itaque, quid dicam, liberum est illi dicere, quicquid velit“. Haec sunt verba regis in Boianowski epistola expressa. Ex responsi igitur ratione sumpta occasione consilii, quod a nobis petitis, nobis consultum videtur, ut habito respectu vocationis vestrae et magnitudinis negociorum concreditorum vos quam primum ad loca constituta conferatis et s. reginali maiestati commode excusetis, quam ob rem postulatis suae

*) Stanislaus Bojanowski, Herzog Albrechts Agent am Krakauer Hofe, hatte Krakau, den 22. Juli 1549 dem Herzoge geschrieben: „Haec omnia mala non solum res corporeas sive mundanas cum vallo aliquo circumagunt, verum etiam scelestos conatus ad opprimendam domini dei nostri veritatem quam diligentissime adferunt. . . . In negotio domini Lasky nihil rex vult respondere, cumque ego dico, non est ergo, inquam, quod responsum expectet, imo, inquit, expectet. Ego omnino volo respondere, sed vides, quod nunc commode non possum. Nescio itaque, quid dicam. Liberum est illi dicere, quidquid velit. Hodie venatum in Nepolomicze abiit, cras ego. Cras ego sequar, atque ibi commodior oportunitas admonendi eum dabitur. Reliqua, si quid erit, Brant dicet“. Am 21. August läßt der Herzog an Bojanowski schreiben: „Ein briefflein ahnn ehrnn Johan Laski lautende ist nebenn dem vnserun auch an vns gelanget, weil er aber albereith vonn hinnenn verruckt, haben wir die bestellung gethan, das jme ein solchs durch kaufleute hofflich ins erste werdenn solle“.

**) Nikolaus Grabia, Kastellan von Chelm und Vicekanzler. Zu seinem Nachfolger ward 1550 Johann Ocieski ernannt, der nach dem Tode des Bischofs Samuel Maciejowski am 26. Oktober 1550 schließlich erster Kanzler wurde.

reginalis maiestatis morem gerere non liceat*). Quamvis enim facile pateremur, ut ad s. reginalem maiestatem proficisceremini, tamen cum hac vice datum responsum pro nullo habendum neque brevi aliud expectandum sit et consulto negotium vestrum in tempus incertum, et quod fortasse vix aliquando futurum est, suspendatur, suademus, ut res potius vestrae et magnitudo negociorum concreditorum vobis curae sint, quam ut moram longiorem admittatis. Nam si tempus meliora et optatiora dabit, nos quam primum certiores de eo facti fuerimus, ad vos perferri curabimus. Haec cum nobis ita videantur, literas nobis ad s. reginalem maiestatem pro voto et petitione vestra nullas mittimus. Nova, quae ex uxore vestra de interim accipiendo cognovistis, nobis hercle dolorem adferunt et meliora piissimae principi optaremus. Speramus tamen deum opt. max. cum illam crucem tum causas adventus caesaris Gronningam ita moderaturum, ut ecclesia sua etiam in maximis turbis et variis consiliis conservetur. Literas allatas ex Anglia**) consiliariis nostris remisimus ac speramus eas iam ad vos pervenisse. Remittimus quoque vobis copiam literarum vestrarum cum scriptis reginalis maiestatis atque vobis optimam valetudinem et prosperrimam iter precamur. Dat. Ragneti 5. August 1549.

VIII.

Binas a R. Dne V. accepimus literas***), quibus partim novitates nobis communicat, partim quid consilii capere et ubi certis rationibus adducta R. Dtio V. moram aliquam trahere decreverit. Ac primo quidem pergratum nobis fuit studium R. Dnis V. in perscribendis novitatibus. Deinde quoniam rebus R. Dnis V. sic stantibus in loco nobis assignato haerere aliquamdiu statuit, rogatam eam facimus, ut nos literis suis saepissime invisat rerumque suarum statum significet. Ac si qua ex parte nostram sibi operam et autoritatem proficuam esse putaverit, id sibi persuadeat, nos nullam bene merendi de ea occasionem

*) Die Einladung der Königin Barbara von Polen an Laski war gewiß durch Laskis Freund Johann Maczinski vermittelt, der nach seiner Rückkehr aus der Schweiz (vergl. seinen Brief an Laski, unten unter Nr. 19 mitgeteilt) in den Dienst des Bruders der Königin, des Fürsten Nikolaus Radziwill, getreten war.

**) Schon unter dem 27. Juli hatte Herzog Albrecht einen Empfehlungsbrief für Laski an den Erzbischof von Canterbury gerichtet, an demselben Tage auch an Lord Paget geschrieben: Cum Gen. Vram non lateat egisse nos cum seren. rege Angliae de mutuo nobis dandae summae alicuius pecuniariae, qua in re iniuvanda facilem se Gen. Vra praebuit, ita denuo gratiose petimus, ut Gen. Vra dicto d. Laski, qui eandem nostro nomine salutabit et nonnulla ad eandem referet, fidem adhibeat negociaque nostra sibi cordi esse velit. Dictum praeterea d. Laski, licet pro se satis clarum, ita Gen. Vrae commendamus.

***) Einen Brief, der Danzig, den 12. August datiert ist, bietet Dalton, Lasciana S. 319 f.

neglecturos. De negotio autem sororis ser. regis Angliae*) nihil adhuc absoluti R. Dni V. scribere possumus, speramus tamen haec maturatam iri, gratiose interim cupientes, ut suam tantisper interponat operam et diligentiam R. Dtio V., ne quid haec qualiscunque mora incommodi aut sinistri pariat. Praeterea et nos annorum aetatis serenissimae istius reginae virginis certiores reddat. Literas his adiunctas ad eos, quibus inscriptae sunt, perferri curet. . . . . Dat. Johannispurgk. 22. Augusti 1549.

*) Die Schwester Eduards VI. und Tochter Heinrichs VIII. war die „blutige Maria".

Kritiken und Referate.

Andrz. Samuel i Jan Seklucyan. Z polecenia Towarzystwa Przyjaciół Nauk w Poznaniu napisał Ks. Dr. **J. Warminski** członek tegoż Towarzystwa. Poznań 1906. Czcionkami Drukarni i księgarni św. Wojciecha. Skład główny w księgarni G. Gebethnera i Sp. w Krakowie. Seiten XVI + 550.

(Dr. J. Warmiński, Andreas Samuel und Johannes Seclutian. Im Auftrage der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen. Posen 1906.)

Das Interesse für polnische Reformationsgeschichte hat seit der Feier des 400jährigen Jubiläums Nikolaus Reys eine Steigerung erfahren. Eine ganze Reihe von Monographieen in polnischer Sprache — darunter einige von hohem Wert — trugen dazu bei, dem großen Mangel an einschlägiger Literatur zur Geschichte der Reformation in Polen einigermaßen abzuhelfen. Die meisten verraten leider zu auffällig den klerikalen Standpunkt, der den wahren Einblick in die beurteilten Verhältnisse trübt. Für eine Gesamtbearbeitung der Reformationsgeschichte Polens jedoch dürfte der objektive Historiker hier reiches Quellenmaterial vorfinden, das, richtig verwertet, zu einer richtigen Beleuchtung wesentlich beitragen würde. — Protestantischerseits ist so gut wie nichts Zusammenfassendes geschrieben worden. Neben den kleineren, z. T. wertvollen Beiträgen deutscher Gelehrter, in neuester Zeit besonders Wotschke's, ist hier das Hauptwerk die Übersetzung der englisch geschriebenen polnischen Reformationsgeschichte des Grafen Walerjan Krasiński. Herr H. M. hat durch zahlreiche historische und kritische Anmerkungen, wie auch durch einen Anhang, enthaltend Notizen über die protestantischen (lutherischen, reformierten und arianischen) Gemeinden und Senatoren der Republik Polen- und Litauens, den Wert dieser Reformationsgeschichte bedeutend erhöht, wofür ihm aufrichtiger Dank gebührt. Alles Übrige ist von katholischen Gelehrten geleistet worden: Brückner's Artikelserie über die polnischen Dissidenten, Morawski's polnische Arianer, Grabowski's glänzend geschriebenes Buch über die polnisch-kalwinistische Literaturgeschichte verdienen vor allem hervorgehoben zu werden. — Mit den Schicksalen des polnischen Protestantismus besonders eng verbunden steht Preußen da. Herzog Albrecht's Gestalt wächst im Lichte der Zeitgeschichte immer mehr zum Protektor der lutherischen Polen heran, das Herzogtum Preußen wird zur Vormacht polnischen Luthertums. Die Universität Königsberg wird gegründet und der lutherische Pole Stanislaus Rapagelan einer ihrer ersten Professoren. — T. Sierzputowski's „Blätter zur Geschichte der polnisch-preußischen Beziehungen

im XVI. Jahrhundert (Warschau, Jan Fiszer 1902 S. 104) behandelt eingehend und objektiv monographisch diesen Zeitraum. Fußend auf dem Tschackertschen Urkundenbuche, nebenbei sich auf Arnold und Lubowicz („Geschichte der Reformation in Polen“ und „Herzog Albrecht“, beides russisch) berufend, schildert der Verfasser in sympathischer und ruhiger Weise die Beziehungen der evangelischen Polen zu Herzog Albrecht, wie dieser Fürst — wenn auch meistens politische Motive seinen Handlungen zu Grunde lagen — ein Rückhalt den polnischen Lutheranern war, wie bei der Gründung seiner Hochschule in erster Reihe an seine polnischen und litauischen Landeskinder gedacht ward, und der Herzog „ein natürlicher Vormund aller Protestanten in Polen, ja ein Apostel der Reformation daselbst sein wollte“ (S. 38). In Königsberg wurden die ersten polnisch-evangelischen Druckerzeugnisse im lutherischen Geiste zu Tage gefördert. Die Seele der „Königsberger Propaganda“ war Johannes Seclutianus (S. 86), Prediger, Verleger, Buchhändler und Drucker in einer Person; nahe Beziehungen hegte er zum Herzog und leistete der polnisch-evangelischen Kirche große und bleibende Dienste. Das Leben und Wirken dieses Mannes, seine Bedeutung für das Gesamtleben der lutherischen Kirche Polens um die Mitte des XVI. Jhdts., verbunden mit den Lebensschicksalen des Exmönches und evangelischen Geistlichen Andreas Samuel, schildert uns nun in kritischer Darstellung der Professor des posenschen Seminars Dr. J. Warmiński in dem vorliegenden Werke „Andreas Samuel und Johannes Seclutian“, Posen 1906. Verlag der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, im Auftrage der Gesellschaft geschrieben, dem Bischof Likowski gewidmet. XVI + 550. — Die Gliederung dieses großen Werkes ist folgende: I. Theil: Ihre Anfangsschicksale. Kap. 1. Der Mönch Samuel. § 1. In Posen. § 2. In der Fremde — Sachsen. Kap. 2. J. Seclutian. § 1. In Posen (1543). § 2. In der Fremde. § 3. Der andere Gefährte (scil. Samuel). II. Teil: Ihre weiteren Schicksale und Ende. Kap. 1. Samuel. Kap. 2. Seclutian. § 1. Der kleine Katechismus (1545). § 2. In Angelegenheiten des größeren Katechismus und der geistlichen Lieder (1547). § 3. Zwischen dem kleinen und größeren Katechismus (1545—1547). § 4. Weitere Werke (1547—1549). § 5. Die Übersetzung des Neuen Testaments (1550—1553). § 6. Die Postille Seclutians (1556). § 7. Neubelebung der Tätigkeit Seclutians (1558—1559). § 8. Die letzten 20 Jahre (1559—1578). Schlußwort. Annexa, enthaltend Briefe Samuels an Herzog Albrecht und des Herzogs an Samuel. Urkunden zum Konflikt Seclutians in Posen 1543. Briefe Gamratas und des Bischofs Branicki an Herzog Albrecht und des Herzogs an Gamrata und Branicki. Briefe Seclutians, Augezdecky's, Murzynowski's, Herzog Albrecht's etc. Zum Schluß: Register. Dr. Warmiński's Monographie über Samuel und Seclutian gehört zum Bedeutendsten, was in letzter Zeit an polnischen Monographieen zur Reformationsgeschichte in Polen und Preußen geleistet worden ist. Der Verfasser verfügt über bedeutende Sachkenntnis und mit sicherer Hand reißt er all das Unrichtige und Unwahre nieder, das durch die Jahrhunderte sich um die reformatorische Gestalt Seclutians

gelagert hat. Scharf gezeichnet heben sich vom Hintergrunde ihrer Zeit Herzog Albrecht, Osiander, Staphylus, Speratus und die übrigen Gelehrten ab, die ihren Wirkungskreis an der Universität Königsberg haben. Des Herzogs Verdienste um den polnischen Protestantismus, seine Bemühungen, eine polnisch-evangelische kirchliche Literatur seinen polnischen Landeskindern zu schaffen, seine Beziehungen zu polnischen Magnaten, insbesondere zu dem großpolnischen Generalstarosten und Kastellan von Posen, Grafen Górka, werden ausführlicher Besprechung unterzogen. Der Verfasser verfügt über ein selten reiches bibliographisches und archivalisches Material, das besonders dem Königsberger kgl. Staatsarchiv entnommen ist. W. führt uns von Posen aus, wo i. d. J. 1543 und 1544 Samuel und Seclutian uns begegnen und wir ihre Schicksale, Konflikte, Ketzerprozeß und Flucht kennen lernen, nach Wittenberg und Leipzig, den akademischen Sammelorten flüchtiger akatholischer, nach Bildung und Freiheit trachtender Jugend. Bedeutende Reformatoren, Melanchton darunter, befürworten die polnischen Flüchtlinge bei Herzog Albrecht. Leidens- und Wanderwege führen Samuel und Seclutian — beide weisen ganz ähnliche Schicksale auf — nach Preußen, wo ersterer nach einem durch seine eigene gewalttätige und stürmische Natur verursachten unruhigen Leben, nachdem er mehrere Stellen gewechselt, 1549 im Juni in Marienwerder starb. In Preußen hat seine polemisch-literarische Tätigkeit aufgehört. — — Seclutian dagegen entfaltet seine unermüdliche große Arbeitskraft in Königsberg, wo er, als Prediger an der polnischen Nicolaikirche am Steindamm angestellt, bis zu seinem 1578 erfolgten Tode wirkte. — Das Hauptverdienst W.'s besteht in der überaus gründlichen, kritischen Untersuchung der Werke, als deren Verfasser bis auf die neuesten Zeiten Seclutian galt. Und wie schrumpft der literarische Ruhm dieses Mannes unter der Lupe kritischer Forschung W.'s zusammen! — Was ist als Seclutians literarisches Eigentum übrig geblieben von der ganzen Reihe ihm zugeschriebener Erzeugnisse? Nur Weniges! Die beiden Katechismen, bis 5 geistliche Lieder, einige kleinere Dichtungen — das ist alles, was Seclutian einst zum Verfasser hatte! Alles Übrige hat ihn entweder zum Verleger und Drucker, oder ist unter seiner Aegide entstanden. So die „geistlichen Lieder", die „christlichen Lieder", die „Oeconomia", dio „Historia causae desertae", vor allem jedoch geht Seclutian der Autorschaft verlustig bei der „Übersetzung des Neuen Testamentes" und der mit ihr eng in Verbindung stehenden „polnischen Orthographie". Auf Grund äußerst genauer und gründlicher linguistischer und stilistischer Betrachtung der Übersetzung des N. T. (1550—1553) schlußfolgert W. (S. 267—419), daß der Übersetzer desselben in der Person des jungen Stanislaus Murzynowski-Suszycki zu suchen sei. Murzynowski, aus dem Geschlechte Ogonczyk aus dem Dobrinerlande, erhält seine Schulbildung in Königsberg, besucht, der Reformation sich zuwendend, 1545 die Universität Wittenberg, hält sich darauf in Iatlien auf und um 1550 sehen wir ihn in Königsberg, wo er in nahe Beziehung zu Seclutian und später zu Osiander trat (was ihm auch viel Feindschaft eintrug). Ausgangspunkte

zu dieser frappanten und Seclutians Ruhm schmälernden Entdeckung fand W. in einer Notiz der Vorrede zur Übersetzung des N. Testaments von Simon Budnen (1574), wie auch in der Schrift Murzynowski's „Traurige und schreckliche Historie von Franciscus Spiera", Königsberg 1550, deren einziges Exemplar W. in den Händen hatte. Während Seclutians Stil ein schwerfälliger, fehlerhafter war, zeichnet sich der Übersetzer des N. T. durch richtige, elegante und reine Sprache aus, verrät ferner gründliche griechische Sprachkenntnisse. Seclutian hat sich nie als Übersetzer bezeichnet, ging vielmehr dieser Frage ängstlich aus dem Wege. Dasselbe gilt von der „polnischen Orthographie", die gleichfalls Murzynowskis Werk ist. In diesen Entdeckungen liegt der Schwerpunkt der ganzen Arbeit W.'s. Einer gründlichen Kritik werden alle Werke Seclutians unterzogen und bibliographische Beschreibung der seclutianschen Editionen steht an erster Stelle. — Da Seclutians Werke zu den größten Seltenheiten gehören, so sind uns diese bibliographischen Beschreibungen von Bedeutung. — Kein Historiker, der sich mit der XVI. Jhdt. polnischer Reformationsgeschichte beschäftigen wird, darf an dieser gründlichen Monographie vorübergehen. —

Über den historischen Standpunkt W.'s ist noch folgendes zu bemerken. Trotz großer Bemühung, dem Stoffe oder vielmehr den in demselben behandelten Personen gerecht zu werden, will dem Verfasser diese Absicht nicht immer gelingen. Als Priester ist er nicht imstande, ein tieferes Verständnis für die reformatorische Idee des XVI. Jahrhunderts zu gewinnen, die ihm immer eine „Pseudo-Reformation" bleibt. Hin und wieder stößt man auf kleine Polemiken theologischer Natur, Betonung des sündlichen Geschlechtstriebes bei den Apostaten und manches Andere, das dem Ganzen den Charakter klerikaler Geschichtsschreibung aufprägt. Aber kann und will der Verfasser der Reformation auch keine Sympathien abgewinnen, so soll doch zugegeben werden, daß er sich aller mit seinem Standpunkt vereinbarten Objectivität befleißigt. Unserer Kritik liegt es auch fern, sein Verdienst zu schmälern. Wir danken ihm vielmehr für dies an Quellenmaterial so überaus reiche Geschichtswerk, dem ein vornehmer Platz unter den polnischen reformationsgeschichtlichen Monographien gebührt. —

Kielmy. Dr. K. v. Kurnatowski.

R. Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat. 106 Abbildungen. Aus Natur und Geisteswelt. Bändchen 116. B. G. Teubner, Leipzig 1906.

Der konservativen Zähigkeit des Bauern, die in erster Reihe auf das innige Verwachsensein mit Haus und Hof und die bis vor kurzer Zeit herrschende Unkenntnis der „Spezialisierung der Tätigkeiten" zurückzuführen ist, verdanken wir es, den bäuerlichen Hausbau weit zurück verfolgen zu können. Von den verschiedenen Haustypen steht das oberdeutsche Haus durch seine weite Verbreitung und das sich in ihm äußernde höhere Lebensgefühl obenan. Die Urform des Hauses überhaupt ist das Herdhaus, welches nur aus einem einzigen Hauptraum besteht, der den Herd aufnimmt und zum Wohnen, Schlafen und Verrichten der häuslichen Arbeiten bestimmt ist; die dabei vorkommenden Vorhallen und Lauben sind unwesentlich. Das niedersächsische Haus ist das sogenannte Einheitshaus, bei dem die Räume für Menschen, Tiere und Vorräte in einem Gebäude und unter einem Dache vereinigt sind. Den Mittelpunkt bildet die große Diele mit dem Herde und dem Sitz der Hausfrau. Im nordischen Hause, in Schweden, tritt uns das Herdhaus mit Vorhalle, die ab und zu geteilt wird, entgegen. Wesentlich verschieden ist das romanische Kaminhaus. Der Herd ist an die Wand gerückt, mit Kaminmantel umgeben und Schornsteinanlage versehen. Beim osteuropäischen Hause werden Herd und Ofen zu einer Mischform vereinigt, in die gelegentlich sogar der Backofen mit einbezogen wird.

Das oberdeutsche Haus besteht aus mindestens 2 Räumen: der Küche mit dem offenen Herdfeuer und der Stube mit allseitig geschlossener Feuer- bezw. Heizanlage, dem Ofen. Es ist zweizellig und zweifeurig. Erweitert wird es durch den Flur und durch Kammern. Das oberdeutsche Haus beherrscht ganz Mitteleuropa, es ist bis zu den Tschechen, Magyaren, den Südslaven und bis nach Bosnien gedrungen, nur Frankreich hat sich gegen die Aufnahme bis jetzt ablehnend verhalten.

In eingehender, tiefgründender Weise, durch und durch wissenschaftlich und doch leicht verständlich, führt uns der Verfasser besonders die Entwicklung des oberdeutschen Hauses, dessen Entstehung und Erweiterung, seine Ausstattung und Gerätschaften, die Beleuchtung und auch das Technische, mit stetem Hinweis auf die einschlägige Literatur, vor. Nicht der kleinste Gegenstand wird übersehen. Er beschreibt: Bank, Tisch, Schüsselrem, Suppenschüssel, Ofengabel, Pfanneisen, Pfannbrett, Feuerbock usw. Ein größerer Abschnitt behandelt die Geschichte des oberdeutschen Hauses und in überzeugender Weise die Herkunft der Stube mit dem Ofen. Der Verfasser betont ausdrücklich, daß der Kachelofen und mit ihm die Kachelofenstube in dem Berührungskreise von Römern und Germanen entstanden ist.

Auf die Häuser auf oberdeutschem Boden vor der Entstehung des oberdeutschen Haustypus weisen Ausgrabungen und Nachrichten alter Schriftsteller: Cäsar, Plutarch, Tacitus usw., hin. Wenn auch nirgends mit unumstößlicher Klarheit hervorgehoben wird, daß das unbewegliche altgermanische Wohnhaus ein Blockhausbau gewesen

ist, so spricht doch m. E. die einfachere Konstruktionsweise unbedingt hiefür. Der Fachwerksbau fordert ein vorgeschrittenes handwerkliches Können, er fordert aber auch andere Baumaterialien und Werkzeuge. Der Plan von Sct. Gallen zeigt uns ferner in dem Hause für vornehme Fremde, besonders in dem centralen Raume mit der mittleren Feuerstelle, die augenfällige Ähnlichkeit mit dem Atrium des römischen Einfamlienwohnhauses. In einfacher, sachlicher Weise wird der Leser in die moderne Hausforschung eingeführt. Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar, und tiefes Wissen und vollständige Beherrschung des Stoffes sprechen aus jeder Zeile. Das gut gewählte Abbildungsmaterial tritt dem Schriftsatze erläuternd an die Seite. Mit großer Sorgfalt ist dann auch jeweilig der zum Verständnis der Hausforschung erforderliche etymologische Teil, unter Heranziehung der Sprachforschung, behandelt worden. Wünschenswert wäre höchstens für die Allgemeinverständlichkeit die Verdeutschung seltener fremdsprachlicher Ausdrücke bei der erstmaligen Verwendung, z. B. praefurnium, Hypokaustum.

Dr. A. Ulbrich.

Chr. Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. 70 Abbildungen. Aus Natur und Geisteswelt. Bändchen 121. B. G. Teubner, Leipzig 1907.

In übersichtlicher Weise wird das deutsche Bauernhaus für sich und im Verhältnis zu den Wirtschaftsgebäuden von den ersten, noch in Dunkel gehüllten Anfängen bis auf unsere Zeit geschildert und auf alle die Momente hingewiesen, die einerseits zu dem großen Formenreichtum des deutschen Bauernhauses selbst und zu dem Formenreichtum des deutschen Dorfes geführt haben. Klima, Bodenbeschaffenheit, Wirtschaftsbetrieb und Stammeseigentümlichkeiten bedingen die Entwicklung der verschiedenen Hausformen innerhalb der Grundformen, von denen die oberdeutsche Gruppe in Mitteldeutschland und den angrenzenden Ländern und die niederdeutsche mit dem sächsischen und friesischen Hause die größte Mannigfaltigkeit aufweisen. Während beim oberdeutschen Bauernhaus der Haufenhof, der Einbau und das fränkische Gehöft in den mannigfaltigsten Lösungen bis zum Stockwerksbau mit herumlaufendem Söller anzutreffen ist, herrscht beim niederdeutschen Haus der Einheitsbau vor, bei dem Menschen und Vieh unter einem Dache und in einem Raum zusammenwohnen. Die Stammeseigentümlichkeiten kommen innerhalb jeder Gruppe zur Geltung. — Die sichtbaren Zeugen bäuerlicher Bauweise gehen kaum über das 16. Jahrhundert hinaus und verschwinden, leider heutigentags, durch die unverstandene Übertragung städtischen Wesens und städtischer Bauweise auf das Land, immer mehr und mehr. Vom Ausgang des Mittelalters bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hat keine wesentliche Weiterentwicklung des Bauernhauses stattgefunden. Hingewiesen sei besonders auf den kurzen Schlußabschnitt über das deutsche Dorf.

Durch die vielen Abbildungen von Gebäuden im Grundriß, Schnitt und besonders in Innenansichten tritt die den landschaftlichen Verhältnissen angepaßte Bauweise und die Eigenart der Bewohner recht in die Augen. Wir sehen, wie der Bauer wohnt und lebt. Einige Abbildungen sind zu klein ausgefallen und undeutlich geworden. Ferner vermissen wir die Angabe von verschiedenen Abmessungen der Räume, die vieles zur Klarlegung beitragen würden. Bei der Ausstattung der Innenräume, verschieden auf der Geest, verschieden in den fruchtbaren Marschen oder in Tirol u. dgl., könnte auf die Herübernahme der zeitgenössischen Kunstformen für Wände, Decke und Möbel hingewiesen werden. Am Äußeren mehr Selbständigkeit in der Formengebung, im Innern mehr oder weniger Anlehnung! Alles in allem genommen, haben wir es hier mit einem gediegenen kleinen Buche zu tun, welches in keiner Bauernstube fehlen sollte, umsomehr, als auch die Darstellungsweise eine klare und flüssige ist.

Bändchen 116 ders. Sammlung und das vorliegende ergänzen sich in vortrefflicher Weise und geben zusammen eine lückenlose Schilderung des deutschen Bauernhauses bis auf unsere Tage.

Dr. A. Ulbrich.

A. Erbe. Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. 59 Abbildungen. Aus Natur und Geisteswelt. Bändchen 117. B. G. Teubner, Leipzig 1906.

Von der holländischen Baukunst mit ihren Toren, Schlössern, Turmbauten, Kirchen, Rathäusern und anderen öffentlichen Gebäuden, dann aber, besonders von dem Wohnhause ausgehend, schildert uns der Verfasser die Städte Danzig, Lübeck, Alt-Bremen und Alt-Hamburg, in denen sich der Einfluß der niederländischen Baukunst vom 16. bis in den Anfang des 19. Jahrh. deutlich verfolgen läßt. Nach einem jedesmaligen kurzen geschichtlichen Überblick werden hier die wichtigsten öffentlichen Gebäude und das Wohn- und Kaufhaus, in Hamburg nur das Wohnhaus, besprochen, die charakteristische Eigenart betont und die Architektur eingehend geschildert. Während in der Außenarchitektur und in der Innenausstattung die Abhängigkeit stets zu beobachten ist, sind bei den Grundrißlösungen die örtlichen Verhältnisse und persönlichen Bedürfnisse in erster Reihe ausschlaggebend gewesen. Im einzelnen ist folgendes zu erwähnen: Die Anzahl der Abbildungen, die teilweise auch gar zu klein ausgefallen sind, reichen für den zu behandelnden Stoff nicht aus, und für die Wohnhäuser in den verschiedenen Städten fehlen die Grundrisse. Teile von Stadtplänen mit den bemerkenswertesten Straßen und Plätzen würden ein anschaulicheres Bild ermöglichen. Die eigenartigen Straßen- und Platzbilder sind auch zu wenig herausgearbeitet. Bemerkens-

wert ist, daß nach Danzig auch die strengeren italienischen Renaissanceformen über die Niederlande gekommen sind, und Wohnhäuser unmittelbar nach italienischen Vorbildern in Danzig kaum ausgeführt worden sind. Die für Bremen und Hamburg bereits im Erdgeschoß beginnenden Erker bezw. Lauben fehlen in Danzig, wie überhaupt hier auch die im ersten Stock anfangenden Erker sehr selten anzutreffen sind. Der Reiz der alten Straßenbilder besteht in erster Reihe in der stets bemerkbaren großen Abwechslung, bedingt durch die meist nicht geradlinig geführten Straßen, in dem Aufundab der Traufen, in der Aneinanderreihung der Giebelhäuser mit der bewegten Abschlußlinie, in dem hohen Dach, kurz, in einer mehr malerischen Wirkung, dann aber in dem Fehlen von nichtssagendem und ohne Verständnis sinnlos angeklebten Schmucktand. Die Straßen- und Platzszenerie müßte in erster Reihe gewürdigt werden. Was das Werkchen auszeichnet, ist der klare Aufbau, die sachliche Darstellung, die gute Sprache und die tüchtige Charakterisierung der Architekturformen.

Dr. A. Ulbrich.

E. Wernichs Buchdruckerei, Elbing.

Altpreußische
Monatsschrift

Begründet von **Rudolf Reicke** und **Ernst Wichert.**

Unter Mitwirkung von

Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach, Franz Rühl u. A.

Herausgegeben

von

August Seraphim.

Band 45 (der Provinzial-Blätter Band 111).

3. Heft.

Königsberg i. Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann (Ferd. Beyer's Buchhandlung).

1908

Abonnementspreis für den Jahrgang Mk. 12,00.

Inhalt.

I. Abhandlungen:

II. Kritiken und Referate:

Die ostpreussische Dichtung 1770—1800.

Von **Johs. Sembritzki** (Memel).

II (Schluß).

C. Spätere, den Uebergang zur nächsten Periode vermittelnde, und abseits stehende Dichter.

Später, als die bisher genannten Königsberger Dichter, weil jünger, trat

Werner, Friedrich Ludwig Zacharias, auf den Plan, geb. in der Mitternacht vom 18. zum 19. November 1768 zu Königsberg als Sohn des Professors der Geschichte und Beredsamkeit M. Jakob Friedrich Werner, von dem das anonyme Schriftchen des Dr. Joh. Dan. Metzger „Über die Universität zu Königsberg. Ein Nachtrag zu Arnoldt und Goldbeck" (Kgsbg., 1804) auf pg. 42—43 sagt: „Er war für einen Redner etwas zu sanft und phlegmatisch ... war von Karakter ein sehr rechtlicher Mann und hätte mehr Erdenglück verdient, als ihm zu Theil wurde". Er starb im fünfzigsten Lebensjahre 21. April 1782, und der begabte, lebhafte, früh sinnliche Sohn blieb unter der unpädagogischen Leitung der Mutter sich selbst überlassen. Seit Herbst 1784 studirte er Jura; 1791 heißt er „Historiarum et humanarum litterarum cultor", 1792 nennt er sich „Docteur en Philosophie". Z. Werner gehört durch Geburtsort und Verbindungen zu den oben genannten Dichtern, sticht aber durch seine Dicht- und Denkweise von vornherein gegen sie ab. Nur bei ihm findet sich diese, von Empfindsamkeit durchaus verschiedene, gefühlsberauschte, bereits Spuren von Mystik und Romantik aufweisende unklare Überschwänglichkeit, verbunden mit daraus entspringender selbstgefällig-endloser Redseligkeit — viele seiner Ge-

dichte haben über 20, eins sogar 37 Strophen —, nur bei ihm diese gedankenlose Nachbeterei Rousseau's, diese Freiheitsschwärmerei, diese zweifelndgrübelnde Beschäftigung mit religiösen Dingen ohne Zuhülfenahme der Philosophie. A. Hagen's günstiges Urtheil über ihn in seinem, in der Altpr. Mschrft. Bd. XI, 1874, pg. 625—647 erschienenen, Aufsatze „Ueber F. L. Z. Werner. Ein zu Königsberg am 18. November 1868 gehaltener Vortrag" stützt sich nur auf seine dramatischen Arbeiten: hier aber handelt es sich um seine jugendlichen Gedichte bis zu seinem Weggange von Königsberg 1792, und auf diese lassen sich Werners eigene Worte in der Vorrede zu seinen Gedichten von 1788 anwenden:

„So bald der Irrwahn sich mit Leidenschaft verbindet,
Läuft schnell das Vorurtheil mit Kopf und Herz davon".

Sicher wäre es von günstiger Wirkung auf Werner's spätere Entwickelung gewesen, hätten sich v. Baczko's wohlgemeinte Absichten hinsichtlich seiner realisirt; allein Werner zerstörte diese Pläne. Baczko sagt (Leben II, pg. 234—235): „Auch Werner . . . lebte damals hier zu Königsberg, von vielen Menschen, die ihn nur oberflächlich kannten, besonders da er öfters wichtig verstieß, und manche Sonderbarkeiten hatte, völlig verkannt. Mir blieb ein gewisser Funke des Genies, der in ihm schlummerte, nicht unbemerkt, und ich wünschte, ihn in eine Lage zu bringen, worin er von Sorgen und stürmischen Leidenschaften ungeängstet, den Wissenschaften leben könnte, sich aber auch allmälig, durch seine äußeren Verhältnisse gezwungen, mehr, als er bis dahin gethan, den Menschen anfügen müßte: und es gelang mir, die Sache so einzuleiten, daß ihn Minister Schrötter, ungeachtet aller schiefen Urtheile die er über ihn fällen hörte, in sein Secretariat aufnehmen wollte, als Werner wieder in neue mißliche Angelegenheiten verwickelt wurde, die ihn aus Königsberg und in der Folge nach Plozk zu gehen bewogen". Den Menschen sich anzufügen, das allerdings verstand und wollte Werner nicht und sprach das in seinem Gedicht „An die Convenienz" (Preuß. Archiv 1793), welches in seine

„Poetischen Werke" (Grimma 1840) nicht Aufnahme gefunden hat, offen aus. Es beginnt:

> „Ungeheuer! aus der Hölle Rachen
> Uns zum Fluch in diese Welt gesandt,
> Das aus Minnespiel des alten Drachen
> Mit der Hexe Unnatur entstand",

und Strophe 25 (das Gedicht hat deren 27!) lautet:

> „Drum sey ewig dir mein Hass geschworen
> Fluch sey dir und deiner Afterbrut,
> Fleuch von mir zum schlechtgebornen Thoren
> Der auf seiner Ahnen Mistbeet ruht!—"

Werner's Veröffentlichungen bis zu seinem Fortgange von Königsberg sind:

1. die von ihm im zwanzigsten Lebensjahre herausgegebenen „Gedichte", Königsberg, Hartung, 1788 (103 pg.) 8⁰. A. Hagen beschreibt in seiner „Geschichte des Theaters in Preußen" (N. Pr. Prov. Bl. IV, 1853, pg. 71—74) das — mir nicht zu Gesicht gekommene, auf den Königl. Bibliotheken zu Königsberg und Berlin nicht vorhandene, in dem Bücherverzeichniß der Kgl. deutschen Gesellschaft zu Kgsbg. von 1902 aufgeführte, heute aber dort merkwürdigerweise nicht auffindbare — Bändchen ausführlicher, obwohl nicht bibliographisch genau; die Titelvignette stellt danach die Trauer im Wittwenschleier neben Rousseau's Todtenurne auf der Pappelinsel in Ermenonville dar, ein Beweis für Werner's große Verehrung dieses Mannes. Gewidmet ist es dem Prediger Nohr in Thorn, welcher früher als Feldprediger beim v. Schottschen Rgt. zu Königsberg stand und Werners Lehrer war. Der Inhalt hat (ob ganz oder nur theilweise?) Aufnahme gefunden in „Zacharias Werners Poetische Werke. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von Joseph Baron von Zedlitz. Erster Band. Gedichte bis zum Jahre 1810" (Grimma, 1840; XIV, 206 pg. 8⁰), dessen Abtheilung I (pg. 1—54) die „Gedichte bis zum Jahre 1790" umfaßt, 16 an der Zahl außer der poetischen „Vorrede in Form eines Prologs". Es sind darin auch drei Gedichte an Schauspielerinnen: Mad. Bachmann, Frln. Werthen

und eine ungenannte. — Die Recension dieser „Gedichte" in der Allg. Lit. Ztg. 1789, Nr. 234 v. 6. August, ist nach Strodtmann „Briefe von und an Bürger" (III. pg. 242) von letzterem. Sie sagt: W. sei nicht ohne Talent, die Versification leicht, einzelne Strophen artig, manche Einfälle komisch, tadelt aber große Nachlässigkeit und Unreife. Die „Parodie auf das Lied: die ich mir zum Mädchen wähle" ist als „drolliges Liedchen" wieder abgedruckt in C. H. F. v. Felgenhauer's „Psychologischen Briefen zur geheimen Jugendgeschichte des Grafen Erlsbach" (Boston u. Philadelphia, 1798; pg. 269—270).

2. Die „Preußische Monatsschrift" zählt in der Vorrede zu ihrem zweiten Bande (Elbing 1789) auf pg. VIII unter ihren Mitarbeitern auf „Herr Cand. Werner der Kön. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg Mitglied"; nachweisbar (durch die Chiffre —r—r) ist von ihm nur ein Aufsatz „Ein paar Worte über Königsbergs Bühne" (II, pg. 61—73), worin er über einen Prolog John's (sieh oben), über Steinberg's „Leichtsinn und Größe" (gedruckt erst 1795; Goedeke-Goetze V, pg. 397) und Grüner's „Prellerey über Prellerey" (gedruckt 1789; ibid. pg. 396) sowie „Die Perüque; Kriminalgemählde" abfällig urtheilt. Wie Werner selbst nachmals äußerte, wer er als Student mit der Bühne genauer bekannt, als mancher Schauspieler. Mitgetheilt wird in Bd. I (1788) pg. 95—96, daß Werner auf der Sitzung der Deutschen Gesellschaft zu Königs Geburtstag, 25. Septbr. 1788, ein Gedicht „über die Würdigung des Verdienstes" vorlas (fehlt in den Poet. Werken, falls nicht die „Vorrede in Form eines Prologs" damit gemeint ist, welche einen ähnlichen Inhalt hat).

3. Im „Preußischen Archiv":

a) „Vaterländische Sagen", 1790. Einleitung pg. 513—516, „Die Krügerin zu Eichmedien" pg. 516—522, „Die verwünschte Christburg" pg. 522—541. Prosa.

b) „An die Freiheit" 1790, pg. 677—684, 22 Strophen. Fehlt in den Poet. Werken. Beginn: „Künstlerin, deren Geschöpf — Nachbild des Ewigen".

c) „Albertinens Feyer d. 9. Juni 1791". Fehlt in den Poet. Werken. Beginn:

„Singe harmonische Flöte,
Laute der Wonne ertönet,
Donnernde Pauke erschall!" (1791, pg. 389—399.)

d) „An die Convenienz". 1793, pg. 741—746.

e) Recension (Chiffre — — er) von (Lehndorff's) „Ramiro und Gianetta". Sieh unten.

4. Traité des mésalliances 1792. Sieh unten.

Die Nummern 3c, 3e und 4 verdanken ihre Entstehung dem freundschaftlichen Verhältnisse Werners zu

Graf von Lehndorff, August Adolph Leopold. Er war der Sohn des Hauptmanns Leopold Gerhard Melchior von Lehndorff, Erbherrn auf Statzen (Kreis Oletzko), Maxkeim und Bandels (Kreis Pr. Eylau), und seiner Gemahlin Albertine Charlotte Augustine (das Taufbuch zu Albrechtsdorf hat: Albertina Juliana) geb. von Tettau, wurde am 8. April 1771 auf dem Gute Bandels geboren und am 12. April zu Albrechtsdorf getauft. Was seinen Rufnamen betrifft, so hat er sich in das der Kgl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg gewidmete Exemplar seiner Doctordissertation als „August Grafen von Lehndorff beider Rechte Doctor" eingezeichnet, wird aber auf Büchertiteln und sonst Leopold genannt. Über seinen Bildungsgang theilt G. E. S. Hennig in seinem „Entwurf einer Lehndorff'schen Familien-Geschichte aus Urkunden, Stammtafeln und Dyplomen" 1792*) mit, daß er bis zum zehnten Jahre im elterlichen Hause blieb, dann (nach dem zu Anfange

*) Dies heute sehr seltene Schriftchen ist wahrscheinlich in kleiner Auflage als Privatdruck erschienen, da ein Verlag auf dem Titelblatte nicht angegeben ist. Auf der Rückseite des letzteren steht: „La gloire que nos ancêtres nous laissent, est un héritage dont le seul mérite peut nous donner la possession. l'Esprit de Seneque". Vorwort oder Einleitung fehlt; auf 25 weit gedruckten Seiten folgt die Familiengeschichte, auf pg. 26—28 eine Beschreibung des Wappens. Das Material ist Hennig offenbar von Lehndorff selbst geliefert.

1780 erfolgten Tode der Mutter) unter Führung eines Hofmeisters, dessen Name mit H. beginnt, auf zwei Jahre nach Königsberg kam, von da 1784 als Pensionär in die „Académie des Nobles“ zu Berlin ging, bald aber zu einem dreijährigen Studium die Universität Erlangen bezog, hierauf den größten Theil Deutschlands bereiste (wobei er sich u. a. in Leipzig und Berlin längere Zeit aufgehalten zu haben scheint) und im Herbste 1789 nach Hause zurückkehrte, um dann (zum Sommersemester 1790) nach Vorschrift der Gesetze die vaterländische Universität Königsberg zu beziehen. — Vor diesem Zeitpuncte hatte er sich schon mehrfach schriftstellerisch versucht und außer einer Dissertation „De origine nobilitatis germanicae“ (über die nichts Näheres angegeben werden kann) eine Übersetzung aus dem Italienischen, eine aus dem Französischen und ein Schauspiel verfaßt (sieh unten bei Aufzählung seiner Schriften), wobei er so viel Geist und Gewandtheit zeigt, wie man sie bei einem neunzehnjährigen Jünglinge zu finden erstaunt sein muß. Er wurde daher auch bald nach seiner Ankunft in Königsberg von der deutschen Gesellschaft zum ordentlichen Mitgliede im aesthetischen Fache ernannt. Durch seine Liebenswürdigkeit und Begeisterung für Literatur und Kunst gewann er sich schnell einen Kreis jugendlich-enthusiastischer Freunde, zu denen auch v. Felgenhauer (sieh unten) und Werner zählten. Am 3. Januar 1791 wurde sein Vater von König Friedrich Wilhelm II in den Grafenstand erhoben*), bis zu welchem Zeitpuncte der Sohn sich Freiherr genannt hatte, und am 9. Juni desselben Jahres erwarb der junge neue Graf die juristische Doctorwürde, — wie Hagen in seiner Gesch. des Theaters in Preußen sagt, in der Aussicht, einen Platz am Reichskammergericht zu Wetzlar einzunehmen. Am 6. Juni hatte er seine Inaugural-Dissertation „De Matrimonio Inaequali praesertim de eo quod contrahitur inter personas nobi-

*) Vergl. die Mittheilungen der Literar. Gesellsch. Masovia III pg. 41—44: „Die Briefe Friedrich Wilhelms II an den Kammerherrn Grafen E. A. H. von Lehndorff“, mitgetheilt von Prof. Dr. K. Ed. Schmidt in Lötzen, besonders pg. 43, wo man ersieht, daß dieser Steinorter Graf Lehndorff seinen Vettern die Standeserhöhung ausgewirkt hat.

litatis superioris et inferioris ordinis", in welcher er die Ansicht verfocht „inter nobilitatem superiorem et inferiorem sic dictum matrimonium inaequale non esse", ohne Vorsitz Stunden hindurch mit seltenem Talent und großem Geschick vertheidigt; seine Opponenten waren: stud. jur. Julius Friedrich Heinrich Freiherr v. Golz, Friedrich Ludwig Zacharias Werner „historiarum et humanarum litterarum cultor" und Joh. Ludwig Schulz, stud. theol. et philolog. Als Zuhörer hatten sich u. a. auch sämmtliche Mitglieder des Königl. Etats-Ministeriums zu Königsberg eingefunden. Die Promotion am 9. machte so viel Aufsehen und wurde mit solchem Glanze gefeiert, wie wol selten eine andere. Der Zudrang der gebildeten Kreise war so stark, daß in dem großen Hörsaale Viele keinen Platz mehr fanden; mehr als hundert Damen wohnten der Feierlichkeit bei, verschiedene Gedichte zu Ehren des jungen Doctors wurden vertheilt, und die deutsche Gesellschaft überreichte ihm das Diplom als Ehrenmitglied. Den Beschluß machte ein glänzendes Festessen im Englischen Hause auf der Neuen Sorge. Unter den Gedichten zur Verherrlichung der Promotion befand sich auch Werner's (oben schon erwähntes) „Albertinens-Feyer d. 9. Juni 1791", abgedruckt im Preuß. Archiv 1791, pg. 389—399, wo W. in einer Anmerkung sagt: „August Adolph Leopold Graf von Lehndorff erhielt an diesem Tage die juristische Doctorwürde. Dieses Beispiel ebenso einzig als lobenswerth war größtentheils Veranlassung dieser Zeilen . . . . Meine Arbeit ist nicht blos Gelegenheits-Gedicht — ich benuzte diese Gelegenheit, um manches mir wahr scheinende zu sagen und — sollte Wahrheit sich nicht eben so hinter das mehr gefällige Gewand der Muse verstecken können, als vom Catheder herab sprechen —?"*)

---

*) Andere Gedichte führt v. Felgenhauer in seinen „Dichter-Blumen" an: eins von ihm selbst „Erstlinge der Phantasie an L."; eins von H., der sich darin „Führer Deiner Jugendjahre" nennt; eins von W., worin:

„Werth ist Er es, der Edle, der frühe sich heraufschwang,
Ueber das große Vorurtheil siegte, als wär es nicht Würde,
Geisteskräfte zu spannen, mit unablassendem Forschen
Sich den Quellen der Weisheit zu nahn".

Doch nicht überall fand Lehndorff's Auftreten Beifall.

v. Felgenhauer, Carl Heinrich Friedrich, aus Königsberg, bis Ostern 1791 Schüler des Friedrichscollegiums, dann stud. jur. auf der Albertina, später landräthlicher Assistent in Conitz, Verfasser von „Psychologische Briefe zur geheimen Jugendgeschichte des Grafen Erlsbach", Boston und Philadelphia, 1798 (6 Bl. 306 pg.) 8⁰ und von „Skizzen aus den neueren Zeiten in historischer Hinsicht bearbeitet vom Verf. der psycholog. Briefe etc.", Danzig, Goldstamm, 1804 (239 pg.) 8⁰, sowie Herausgeber der „Dichter-Blumen" (sieh unten), entwirft im erstgenannten Werke pg. 153—154 ein rühmliches Bild von Lehndorff, indem er erzählt „daß ein junger Graf auf einer deutschen Universität, mit Hintansetzung aller geselligen Freuden, als Philosoph, in sich selbst arbeitend und verschlossen, nur den Wissenschaften lebte, nach mehrjährigem Fleiße, im juristischen Fache sich die akademische Doktor-Würde erwarb und hernach in der Folge, in den wenigen seiner müßigen Stunden, verschiedene schriftstellerische Arbeiten lieferte, die es zeigten, daß er jene Jahre des gewöhnlich rauschenden Universitätslebens wenigstens nicht standesmäßig verschwendet hatte", und führt dann folgende Äußerung eines „angesehenen Mannes von Rang und Vermögen, der in der Oberflächlichkeit des Hoflebens alt und grau geworden" über Lehndorff an: „Wie? ein Graf! und Schriftsteller? aus einer so alten Familie und Doktor der Rechte? Das heißt mit Recht, seinen Namen entehren, seinen Ahnen Schande machen! Das heißt in der That sich als gemein herabwürdigen! Wie viel Ehre wird es der künftigen jungen Gräfin seyn, von beißenden Witzlingen die akademische Würde des Mannes auf die persönliche Benennung ihres Standes bezogen zu sehen?" — Heute ist es nichts Ungewöhnliches und Seltenes mehr, daß Grafen und Fürsten die Doctorwürde erwerben.

Lehndorff blieb nun noch einige Zeit in Königsberg und war in der Deutschen Gesellschaft und für sie sehr thätig. In der kurzen Zeit von Neujahr bis in den October 1791 hielt er folgende Vorträge: 1) Strafford's Tod, eine psychologisch-historische

Schilderung des hingerichteten englischen Ministers, 2) Summarische Entwicklung des Europäischen Staats-Systems im 11., 12., 13. und 14. Jahrhundert, 3) Gott und der Mensch, oder über Schicksal und Bestimmung, 4) Ueber den Geist des 15. Jahrhunderts, 5) Das Stufenalter der Liebe, nach dem Englischen der Lady Maria Huntington (cf. Preuß. Archiv 1791, pg. 132, 452, 587, 652, 716); gedruckt ist 6) in demselben Jahrgange pg. 327—340 und 456—468 seine Abhandlung „Ueber Europa im Mittelalter, nach dem Französischen“, an deren Schlusse er Werner citirt, indem er sagt: „wird meine Arbeit mit Nachsicht beurtheilt, so soll nächstens die Fortsezzung erscheinen, wo nicht, so sage ich mit den Worten unseres lieben Werner:

so nehm ich meinen Stab und wende
an Hippokrenens Ufern um.“

Ausserdem machte Lehndorff der Gesellschaft verschiedene Geschenke: ein gedrucktes und ein geschriebenes Wappenbuch mit 510 gemalten Wappen, sowie eine Menge Siegelabdrücke in einer Schachtel (laut Bücherverzeichniß der Gesellschaft von 1902 noch vorhanden), 5 heraldische Kupferstiche mit Wappen englischer gräflicher Familien, 67 Wappen preußischer Familien, alte Münzen, eine von einem Drontheimer Bauern angefertigte hölzerne Taschenuhr u. a. Ja, als er bereits in Westpreussen lebte, schenkte er ihr im Juni 1793 eine unweit Schlawe in Pommern in einer Höhle gefundene alte Streitaxt, eine von einem bei Stolpe gefundenen Stein geschnittene roth und weiß gefleckte Korallenplatte, zwei Dendriten von einem Sandberge bei Neustadt in Westpreußen.

Durch den am 15. Juni 1792 zwischen seinem Vater, ihm und seiner Schwester Maria Julianna errichteten Auseinandersetzungs-Vertrag über den Nachlaß der Mutter wurde er alleiniger Besitzer von Bandels und nannte sich nun „Erb- und Gerichtsherr der Bandels'schen Güter“; nach Goldbeck's Topographie hatte Bandels allerdings damals nur fünf Feuerstellen, mithin

auch wenig Bauern, bildete also nur einen kleineren Besitz (Maxkeim hatte sieben Feuerstellen). Schon 1792 oder aber zu Anfange 1793 wurde er zum Königl. preußischen wirklichen Kammerherrn ernannt, auch erhielt er die Anwartschaft auf eine Pfründe des Johanniterordens. Auf dem Titelblatt der „Sympathien" (sieh unten) heißt er nämlich u. a. „des St. Johanniter-Maltheserordens designirter Comptur der Commende Gorgast": diese Pfründe war nach dem Tode des Markgrafen Heinrich dem ehemaligen Major der Kavallerie v. Kleist 1788 zugefallen (cf. Mittheilgn. der Liter. Ges. Masovia, Heft 11, 1906, pg. 150). Ferner war er 1797 dem Titelblatte der zweiten Auflage der „Sympathien" zufolge Canonicus des Stifts Herford. Bei dem freiweltlichen Frauen-Stift Herford, dessen Aebtissin seit 1764 Friederike Charlotte Leopoldine Luise Prinzessin von Preußen war (unter ihr kam das Stift 1803 an Preußen; sie starb 1808), gab es nämlich auch 4 Canonicate, deren Inhaber sowohl geistlichen als weltlichen Standes sein konnten. Ferner heißt er auf ebengenanntem Titelblatte „Herr zu Monbrillant auf Polanca in Westpreußen", während merkwürdiger Weise die Bezeichnung „Erb- und Gerichtsherr der Bandels'schen Güter" fehlt. Seit 1793 schon hielt sich nämlich Lehndorff dauernd in Westpreußen und zwar entweder auf den gräflich Krockow'schen Besitzungen oder in deren Nähe auf; im erwähnten Jahre giebt er bereits ein Schriftchen der Gräfin Luise v. Krockow heraus. Die Gründe, weshalb Lehndorff Ostpreußen den Rücken kehrte, sind nicht bekannt. Goldbeck's Topographie von Westpreußen (Marienwerder 1789) hat übrigens den Ort „Monbrillant" nicht und kennt auch kein Polanca, sondern nur ein königl. Dorf Polonken am Ostseestrande bei Oliva, also nicht weit von den Krockow'schen Gütern. Sollte er in der Gemarkung dieses Dorfes ein Gütchen erworben und Monbrillant getauft haben? Doch auch dort war seines Bleibens nicht; in den Jahren 1800 und 1801 finden wir ihn zu Statzen im Kreise Oletzko, welches schöne Gut durch den schon erwähnten Theilungsvertrag von 1792 seiner Schwester Maria Julianna, nachher verehelichten Freiin Casimir v. Brucken-

genannt Fock, zugefallen war.*) Im Jahre 1800 hatte Lehndorff von Statzen aus im Auftrage des Hauptmanns v. Mirbach zu Angerburg den Professor Karl Heinrich Heydenreich zu Leipzig (gest. 26. April 1801) gebeten, jenem einen Hauslehrer zu besorgen, und H. hatte Rosenheyn vorgeschlagen (über diesen sieh Sembritzki in der Altpreuß. Monatsschrift Bd. 43 pg. 583—587). Rosenheyn ging auch nach Angerburg, „wo er durch die Gefälligkeit des Herrn Grafen von Lehndorff [nicht des Steinorter, sondern unseres Aug. Ad. Leopold], welcher ihm immer viel Freundschaft bewiesen, Gelegenheit fand, sich viel mit der Aesthetik und deutschen Literatur zu beschäftigen“ (Rosenheyn in s. Selbstbiographie). Als dann Lehndorff sein Gut Bandels, von dem er bisher die Einkünfte genossen, im Januar 1804 verlor (es ging an die Geh. Ober-Finanzrath Therese v. Domhardt, geb. Gräfin v. Radolinska, über) und sich daher in sehr trüber Stimmung befand, fühlte Rosenheyn sich veranlaßt, ihn durch ein Gedicht zu trösten und zu ermuntern. Es befindet sich in seinen „Gedichten“ (Leipzig 1804) und hat die Ueberschrift: „An Leopold, Grafen von Lehndorff“; folgende Verse seien hier daraus wiedergegeben:

„Hart sind oft die Herrschergebote der Gegenwart,
Nur der Verzagte gehorcht ihr immer.
Ein Sklave der Zukunft
Kann nur der Feige sein.

— — — — — — —

Ist denn der Mensch nur da,
Dem Glück im Schoße zu ruhen,
Und, wie das Kind im Schoße der Mutter,
Nach dem vollen Löffel zu schnappen?

Nimmer. — Er soll, ein Mann,
In der Freiheit heil'gen Bezirken
Dem störrischen Schicksal
Neue Bahnen eröffnen,

---

*) Statzen (1717 fünfzig Hufen groß) war alter Besitz dieser Lehndorff'schen Linie (cf. Mittheil. d. Litterar. Ges. Masovia XIII, pg. 95, 97, 99, von v. Mülverstedt) und bis zum Jahre 1826 Eigenthum der Freiin Juliane Marie v. Brucken gen. Fock, geb. v. Lehndorff.

Soll auf diesen Bahnen
Für Recht und Wahrheit
Kämpfen und siegen,
Oder sterben.

Sterben? — Im Kampfe der Pflicht
Auf dem Pfade des ruhigen Duldens.
Nur räuberische Hände
Tasten das eigne Leben an.

— — — — — —

Muthig also! — Es wage zu leben
Wer nicht ein frevelnder Räuber
Vor den Pforten der Ewigkeit
Ewig seine Schande bejammern will.

Er leb' und würke
Der Gottheit treuer Gehülfe,
Bis seines Lebens Blühte
Der späte Herbst entblättert."

Wenngleich Lehndorff seit 1797, so weit bekannt, nichts veröffentlicht hat, wenigstens nichts unter seinem Namen, so hörte er doch nicht auf, sich mit Literatur und Dichtkunst zu beschäftigen. Eine patriotische Ode überreichte er im Januar 1806 dem Könige Friedrich Wilhelm III, der sie am 27. genannten Monats der Akademie der Wissenschaften übersandte und ihr nahelegte, den Verfasser zum ausserordentlichen Mitgliede zu wählen. Dies geschah, und am 24. Februar fand die Bestätigung der Wahl durch den König statt; nachdem die Akademie 1812 eine andere Organisation und neue Statuten erhalten, wurde Lehndorff als Ehrenmitglied weitergeführt (nach gütiger Mittheilung der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften). Wie sich sein Geschick weiter gestaltet, vermag hier nicht angegeben zu werden.

Lehndorff gehört zu den Mitgliedern des hohen Adels jener Zeit, welche sich schriftstellerisch, besonders auf dramatischem Gebiete, mit Glück versucht haben, wie Reichsgraf von Soden, Graf Traun, Graf Nesselrode, Freiherr v. Steigentesch. Seine Schriften, die heute wol alle zu den größten Seltenheiten gehören, sind, soweit sie ermittelt werden konnten, folgende:

1. Ramiro und Gianette, oder die Heirath des Teufels. Florenz (Ansbach, Haueisen), 1789. 8⁰. Wahrscheinlich nur eine zweite Auflage mit verändertem Titel ist

1a. Gianetta, oder das Verderben des Mannes. Ansbach, Haueisen, 1790. 8⁰. Beide Ausgaben waren nur von geringem Umfange; denn sie kosteten neu 3 gute Groschen. Es muß noch eine dritte Auflage geben, die mir unbekannt geblieben ist; als vierte erschien

1b. Ramiro und Gianetta. Ein teuflisches Matrimonial-Fragment aus den Ehestands-Acten der Hölle bearbeitet von Adramelech dem Aeltern. Vierte verbesserte Auflage. Florenz (Berlin, Felisch) 1793 (88 pg.) 8⁰. Diese Ausgabe allein kennt Goedeke-Goetze und sagt von ihr, Lehndorff habe diese Novelle nach Niccolo Macchiavelli's Belphegor übersetzt; auch citirt er eine Recension in der Allg. Lit. Ztng. 1795, Nr. 33 (Band VII, pg. 636). Im vorhergehenden Jahre war das Büchlein schon im Preuß. Archiv (1794, pg. 73) von — —er, d. h. Werner, mit folgenden Worten recensirt: „Ein mit Wiz und Laune geschriebenes, mit Beifall gelesenes, gut gedrucktes Werkchen, dessen in Preußen lebender Verfasser durch mehrere Producte bekannt ist, die mit und ohne seinen Namen ins Publikum gekommen sind. Eine belehrende Lectüre für ungnädige Damen und männliche Dulder, denen es dedicirt ist“. — Es wird noch eine weitere Auflage von 1797 in demselben Verlage erwähnt.

2. Ulldolini. Schauspiel in fünf Aufzügen, vom Freiherrn von Lehndorff. Berlin, bei Christian Friedrich Himburg. 1790 (130 pg.) kl. 8⁰. Mit einer von Angelika Kauffmann gezeichneten, von Clar gestochenen Titelvignette: das Brustbild einer Römerin, die mit haßerfülltem Blick und gezücktem Dolche lauernd dasteht. Auf dem zweiten Blatte: „Seinen Freunden Fleck und Opitz widmet dies kleine Denkmal seiner Hochachtung und Liebe der Verfasser“. Opitz und Joh. Friedr. Ferd. Fleck*) waren hervorragende, verdienstvolle Schauspieler in Leipzig und Berlin.

---

*) Fleck starb 20. Debr. 1801.

Von dieser ersten Ausgabe ist dasjenige Exemplar mein Eigenthum, welches Lehndorff einst selbst besessen hat, wie sich aus seinem Namenszuge auf dem Titelblatte zweifellos ergiebt. Goedeke—Goetze kennt diese erste Ausgabe nicht, führt aber (V, pg. 253) zwei andere, „o. O. 1791. 108 pg. 8°" und „Berlin 1792. 8°" an, von denen die erstere sicher ein Nachdruck, die letztere die rechtmäßige zweite Auflage ist. Die Recension des Stückes im Preuß. Archiv (Maiheft 1790, pg. 362—363) sagt: „es wäre zu weit getriebene Strenge, eine Jugendarbeit genauer zu prüfen, deren Mängel der Verfasser wahrscheinlich selbst nach einigen Jahren fühlen wird. Zur Empfehlung gereicht es ihm, daß seine Sprache frei von grammatischen Fehlern ist. Eine Seltenheit von einem angehenden Schriftsteller, die schon etwas Besseres von ihm in der Folge zu hoffen, uns berechtigt". Der Recensent b. — doch wol Borowski — erweist sich aber als Pedant; das Stück ist gut geschrieben, die Handlung spannend.

Ulldolini, die Hauptperson, liebt Cecilie Blakmore, die ihr Herz aber schon Lord Eduard Darvill geschenkt hat, und wird durch einen abgefeimten Bedienten Struley, hinter dem ein Lord Guiltford steht, der ebenfalls Cecilien liebt, sie durch Ulldolini Darvill entreißen lassen und dann jenem selber wieder rauben will, zu Gewaltschritten beredet und in Aufregung versetzt. Als er von Cecilie erfährt, ihre Hochzeit sei andern Tags, ermordet er sie durch einen Dolchstoß — wie er glaubt; in Wirklichkeit bringt er ihr nur eine ungefährliche Wunde bei. Ulldolini wird verhaftet, aber bald wieder entlassen; während der kurzen Zeit seiner Gefangenhaltung hat man seine Effecten untersucht und ein versiegeltes Packet gefunden, worin ein Couvert mit der Aufschrift „Briefe von meinem Pflegevater" und eine goldene Capsel. Aus ersteren ergiebt sich, daß Ulldolini von seinem Pflegevater als Kind eines bei einem Schiffbruche ums Leben Gekommenen gerettet sei und die Kapsel das Bild dieses seines wirklichen Vaters enthalte. Als Ceciliens Mutter die Kapsel öffnet, ruft sie: „Allmächtiger Gott! was seh ich? — Es ist mein Gemahl!" Ulldolini ist also Ceciliens Bruder. Rührende

Umarmungen bilden den Schluß. Der Ausgang des Stücks erinnert etwas an das Ende des Romans „Geschichte der Miss Fanny Wilkes" von Joh. Tim. Hermes. Wie aber Hagen (Gesch. des Theat. in Preußen; N. Pr. Prov. Bl. 1853, pg. 75) als Inhalt des Stückes angeben konnte: „Der Held, der sich als ein Opfer unglücklicher Liebe betrachtet, glaubt seine Ehre nur durch seinen Tod retten zu können, versetzt sich aber eine ungefährliche Wunde", bleibt räthselhaft.

2a. Les Sympathies. Essai dramatique par Mr. le Comte de Lehndorff-Bandels etc. trad. sur la seconde édition de l' original, à Paris (Berlin, W. Oehmigke) 1793. 8⁰. Eine Übersetzung des „Ulldolini" ins Französische, wobei einzig der Titel geändert ist.

2b. Sympathien*) ein dramatischer Versuch vom H. Grafen von Lehndorff [folgen dessen Titel]. Nach der Pariser Edition und der neuesten Auflage des Originals, für das Liebhaber-Theater zu K. berichtigt herausgegeben. Danzig, bei Ferdinand Troschel, 1794 (6 Bl. 134 pg.) 8⁰. Ein Explr. besitzt die Deutsche Gesellschaft zu Königsberg. Die Rückseite des Titelblatts enthält ein Motto aus de la Veaux über die Liebe mit dem durch den Druck hervorgehobenen Schlusse: „A quelle extravagance n'a-t-il pas asservi cette passion délicieuse?" Dann folgt auf 6 Bl. „Etwas über die Vorstellung des Schauspiels Sympathien auf dem Privattheater zu K. am 20. Juli 1793". „Schon seit einigen Jahren", beginnt diese Schilderung, „werden viele und mitunter große Theater-Stücke auf der Privat-Bühne zu Schloß-Kroeckow in West-Preußen, mit gutem Erfolg, gegeben". Zur Geburtstagsfeier des Familien-Vaters habe man dies Stück aus dem Französischen in's Deutsche übertragen [?]. Es folgt nun die Beschreibung der mit Pomp inscenirten Aufführung, welcher ein Prolog vom „Verfasser der grauen Mappe" [J. Ch. L. Haken] vorherging und ein Epilog von v. Felgenhauer folgte; beide sind abgedruckt. Die Rollenbesetzung ist angegeben: die Com-

*) Bemerkt sei, daß Wieland schon 1756 resp. 1751 den Titel „Sympathien" gebraucht hat.

tessen Luise, Charlotte und Emilie v. Krockow, die Herren v. Schmehling, v. Zitzwitz, v. Pirch, v. Horn, v. Zamori, Secretär Boeg. Das Stück selbst ist ein wörtlicher Abdruck des „Ulldolini" mit unwesentlichen Änderungen; so sind die englischen Namen der Aussprache gemäß wiedergegeben: Därvill. Bläkmor'.

2c. Sympathien ein dramatischer Versuch von H. Grafen v. Lehndorff [folgen die Titel]. Nach der Pariser Edition (1793) und der neuesten Auflage (1792) des Originals für das Liebhaber-Theater zu K. berichtigt herausgegeben vom Verfasser der grauen Mappe. Neue vollständige Auflage mit dem Kupferstich des Verf. Danzig, bei Ferdinand Troschel, 1797.

3. Belcour und Antonie. Ein Sittengemälde nach Merçier. Von Leopold Baron von Lehndorf. Neustadt an der Aisch [unweit Erlangen im damal. hohenzollern. Fürstenthum Culmbach]. verlegts Jak. Sam. Fried. Riedel, hochfürstl. Commerzien Commissarius, und privil. Buchhändler. 1791. 2 Bde. (5 Bl. 196 pg. mit Titelkpfr. von Kellner; 191 pg.) 8°. Der erste Band ist in meinem Besitz. Die Widmung Lehndorff's ist „An meinen Vater", dessen Zärtlichkeit er preist; sie und Lehndorff's Vorrede enthalten gute, geistvolle Bemerkungen. Merçier's Original ist „Histoire d'une jeune Lutherienne" betitelt; die Hauptpersonen heissen bei ihm Jezennemours und Susanne. Recensirt ist das Werk nach Goedeke-Goetze (VII, pg. 668) in der Allg. Lit. Ztg. 1795. Nr. 34.

4. De MATRIMONIO INAEQVALI Auctore Comite De Lehndorff e Gente Maxkeimensi; Vtriusque Juris Doctore; Regiae Societatis Teutonicae Regiomontanae membro ordinario. Regiomonti 1791 (3 Bl. 76 pg., 1 Bl. Corrigenda) 4°, gedruckt bei G. L. Hartung. Auf Bl. 2 und 3 die Widmung: „Celsissimo Comiti de Hertzberg. Veneratio in Te summa, Celsissime Comes! est causa, libellum hunc Tibi dedicandi. — -- Vale faueque Auctori." Ein Explr. besitzt die Deutsche Gesellschaft zu Königsberg. Der hier angeführte Titel ist der Umschlagtitel; der längere Innen-Titel ist oben bereits angegeben.

Von dieser Dissertation erschienen, ebenso wie sie splendid gedruckt und ausgestattet, eine deutsche Uebersetzung durch v. Felgenhauer, eine französische durch Werner.

4a. Die erste führt den Titel: „Ueber ungleiche Ehen, vom Grafen von Lehndorff, Doktor des geistl. und weltl. Rechts, wirkl. Mitarbeiter und erwählten Ehrenmitgliede der Königl. Preuß. deutschen und freien Societät zu Königsberg. Neu verdeutscht durch K. H. F. v. Felgenhauer." Berlin, Wever, 1792. 8° mit Lehndorff's Porträt.

4b. Die von Werner gelieferte heißt: „Traité des Mésalliances. Par Mr. le Comte de Lehndorff, de la maison de Maxkeim, Docteur en droit, membre ordinaire de la société teutonique de Sa Majesté Prussienne. Traduit sur l'original latin avec des annotations pratiques par J. [sic] L. Z. Werner. A Berlin. Imprimé et se trouve chez J. F. Unger. 1792." (4 Bl. 118 pg.) Gr. 8°. Ein Exemplar befindet sich auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Der gestochene Titel ist mit einer Vignette (in punktirter Manier von einem ungenannten Künstler) versehen, welche eine im Stehen schlafende ländliche Schöne mit aufgelösten, von einer Perlenschnur durchwundenen Haaren und entblößten üppigen Brüsten als Kniestück darstellt und die zu dem Bilde keineswegs passende Ueberschrift „Themis — — dormante" trägt. Auf das Titelblatt folgt eine von Lehndorff selbst verfaßte „Epitre dédicatoire à Mr. le Comte de Hertzberg, Ministre d'État" von vier Strophen, deren erste und letzte lauten:

„Ministre! Citoyen! Vous que l'Europe admire;
Qui savez de vos Rois mériter l'amitié:
Dont l'œil vif et perçant embrasse tout l'empire,
Qui vivifiez tout, par votre activité.

— — — — — —

Heureux, si par Vos soins, sous une main féconde,
Je saisis de mon but le terme désiré.
Le penchant m'a séduit, le zèle le seconde:
Mais le destin peut seul assurer le succès."

Blatt 3 enthält „Sommaire", Blatt 4 folgendes Motto aus Malherbe:

„Le soleil ici bas ne voit que vanité;
De vices et d'erreurs tout l'univers abonde:
Mais aimer tendrement une jeune beauté
Est la plus douce erreur des vanites du monde.“

Pg. 1—26 enthalten nun die Vorrede des Uebersetzers, unterschrieben „J. F. [sic] Z. Werner, Docteur en Philosophie,“ worin W. folgenden Brief Lehndorffs mittheilt, aus welchem sich die interessante Thatsache ergiebt, daß die Uebersetzung auf des letzteren Anregung schon einige Zeit vor der Promotion in Angriff genommen wurde: „(Comes Lehndorff Wernero s.) Quod promisi — trado. En! exemplar tractatus nostri de matrimonio inaequali. Invitus quidem Tibi mitto. Imperfectiones nostrae nolim Tibi innotescere. Non dubito, quin plurima primo jam intuitu minus recte dicta, si calamus modo elegans ad modum Francorum accesserit, e medio tolli possint. Occupationes, quibus in praesenti nimis premor, vetant accingere me ad hunc laborem. Cumque Te hominem non imperitum, francicum etiam linguam callere supponam; gratum esset, si scriptum meum vestitu aliquo leviori francico ornatum et sic tolerabilius videretur. Vale! (Maxkeim, die 3 Iduum Martii MDCCLXXXXI.)“ Werner erklärt dazu: „j'étois pourtant trop affairé, pour y travailler moimême. Un ami de ma connoissance arrangea donc la traduction que je pris la liberté de revoir, en y ajoutant quelques annotations, principalement sur ce qui se rapporte à la littérature“; weiter sagt er: „C'est toujours que l'histoire a eu de grands attraits pour moi.“ Er giebt in der Vorrede ein Literaturverzeichniß von 61 Schriften über morganatische und ungleiche Ehen und von 91 über den Adel und dessen Verhältnisse und hat den Text der Dissertation mit zahl- und umfangreichen gelehrten Anmerkungen versehen, wodurch denn die Schrift einen solchen Umfang gewonnen hat, trotzdem die Noten in sehr kleinem Petit gedruckt sind. Schade, daß Werner seinen Fleiß und seine Kenntnisse nicht auch später so nutzbringend angewendet hat!

Pädagogische Ideen, von Luise) Gräfin von K. [Krockow], herausgegeben vom Grafen von Lehndorff, mit dem Bildnisse der Verfasserin. Berlin, 1793 (68 pg.) 8°. Recension im Preuß. Archiv 1793, pg. 902—904. Die Pädagog. Ideen bestehen darin: alle begüterte Damen möchten durch jährliche Beiträge einen Fonds zum Bau und zur Unterhaltung eines Erziehungshauses für Töchter armer westpreußischer Adelsfamilien bilden.

5. Rassodie d' Amore, caricatura autentica di Signor Conte di Lehndorf-Bandels, tradotto d' un suo manoscritto francese. Dresden, Walther, 1793 (119 pg.) 8° (Goedeke-Goetze VII, pg. 642).

Danach:

5a. Amors-Rhapsodieen ein authentisches Sittengemälde, nach dem Italiänischen. —tanto puotè Amor dunque?? T. Tasso. Danzig, bei Ferdinand Troschel. 1795 (4 Bl. 135 pg.) 4°. Das schöne Titelkupfer (Lavrince pinx., Krethlow sc. 1795; über dem obern Rande aber der Vermerk: I. Pt. 1788), zur 6. Scene des 5. Acts gehörig, stellt ein im Park promenirendes Liebespaar neben einer Amorstatue dar.

Die dem Titel folgenden drei Bl. enthalten die poetische Widmung „An Ihro Exzellenz, die Frau General-Lieutenantin und Präsidentin von Felgenhauer, in Dresden“, unterschrieben „K. H. F. von Felgenhauer von der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen“, die Seiten 1—8 „Ein Paar Worte von mir ans Publikum“, unterschrieben „Felgenhauer. Schloß Krockow, in Westpreußen, an meinem Geburtstage, 1794“ mit einem Motto aus Despréaux. Felgenhauer beginnt: „Die deutsche Lesewelt erhält hier die deutsche Ausgabe eines Werkchens, das nach der französischen Handschrift des Grafen

*) Louise von Göppel, zuerst verehelichte Gräfin Krockow, seit 1797 verehelichte von Brauneck, gest. 9. Febr. 1803, verfaßte ferner „Eduard der Dritte, Trauerspiel nach Gresset“, 1795, und „Rath und That zu einem guten Werke. Ein Toilettengeschenk für Damen. Herausgegeben vom Verf. der grauen Mappe“ [Haken]. Mit 2 Kpfrn. von D. Chodowiecki. Kgsbg. 1800. (Goedeke-Goetze V, pg. 253).

L. im vorigen Jahre italiänisch herauskam. Es erwarb sich bereits bei manchen Kennern vielen Beifall. Der Herausgeber übersetzte es zu seinem Vergnügen ins Deutsche" . . . „Meine Übersetzung gefiel, und die Rhapsodien wurden auf dem Privat-Theater des Herrn Oberst Grafen Krockow auf Schloß Krockow mit großem Beifall gespielt" . . . „Eine wirkliche Begebenheit, die zu originell komisch war, um verschwiegen zu werden, gab den ersten Stoff zur Entstehung dieses Werks. Ich selbst kann so gar noch hinzusetzen, daß ich einzelne der sonderbaren Originale, die in dem Stücke copirt wurden, persönlich zu kennen das Glück oder Unglück habe".

Dann folgt der Titel des Stücks mit Motto aus Fr. Schulz (Goedeke-Götze IV, pg. 354): „Die einzigen guten Kopien sind die, welche das Lächerliche erbärmlicher Originale ins Licht setzen" und das Personenverzeichniß nebst Besetzung (Graf v. Krockow, Comtessen Luise und Caroline v. Krockow, Frln. Henriette v. Grape, Demoiselle Jenrich, die Herren v. Horn, v. Zamori, v. Pirch, v. Zitzwitz, Boeg) und dem Vermerk, daß es in Krockow zum ersten Mal am 21. Juli 1793, also den Tag nach Aufführung der Sympathien, gespielt sei. Das Stück hat fünf Akte (13, 15, 11, 10, 14 Scenen) und ist ein tolles, derbkomisches Verwechslungs- und Verkleidungsstück. Adoline liebt den Freiherrn v. Ellberg; doch ihre heirathswüthige, alte, von französischen Phrasen überfließende Tante verweigert aus Neid die Einwilligung. Der Aufenthalt in einem Bade und das Stattfinden einer Redoute (Maskerade) werden nun zu folgender Intrigue benutzt. Adoline verkleidet sich als Mann, macht als Cousin Ellbergs, v. Wildheim, der Tante die Cour und erobert sie im Fluge. Sie läßt sofort den Notar, Theophrastus Crapizius, ein pedantisches Original, holen und den (picanten) Ehecontract aufsetzen, wobei ihr denn Wildheim-Adoline auch die schriftliche, notariell bestätigte Einwilligung zur Heirath der Nichte mit Ellberg ablistet, und die Trauung soll, weil die Tante die Nichte mit der vollendeten Thatsache überraschen will, gleich um Mitternacht und zwar maskirt stattfinden. Nun wird ein alter, von latei-

nischen Phrasen und gelehrtem Kram strotzender Magister der freien Künste, Stipuzius, welcher sich einbildet, Adoline liebe ihn, von deren Kammermädchen dahin verständigt, daß Adoline um genannte Zeit mit ihm getraut sein wolle und er in bestimmter Maske erscheinen möge. Nach der Trauung erfolgt die Demaskirung zu beiderseitigem Entsetzen; die Tante ist schließlich froh, als man ihr sagt, Ellbergs Diener Wilhelm habe den trauenden Geistlichen vorgestellt, die Sache mithin nichts zu bedeuten. Sie ist nun mit der Vereinigung der beiden jungen Liebenden einverstanden. Nebenher laufen noch die komischen Figuren des alten, renommirenden, eiteln Kunstmalers Eternel recte Ewig, der der Tante ebenfalls einen schnurrigen Heirathsantrag macht, des verliebten Gastwirths Foppert und seiner eifersüchtigen, eheliches Züchtigungsrecht ausübenden Frau Sara Abigail.

6. Gustav's Tod, Hamburg 1793. Kl. 8°. Mit dem Porträt Gustavs III von Schweden.

7. Portefeuille für Reisende durch Schlesien aus den Papieren eines deutschen Grafen, mit Kupfern und Karten. Berlin 1793 oder 1794. 8°.

8. Itinerarisches Handbuch, die merkw. Länder zu bereisen. Berlin, Felisch, 1794, 8°; auch bei Graff in Leipzig. Darin „Maximen für denkende Reisende".

9. Hermainville's Briefsammlung nach dem Französischen vom Grafen Lehndorf-Bandels. Danzig 1794 (97?) Kl. 8°. Der Universitäts-Bibliothekar Dr. Joh. Chrn. Koppe zu Rostock führt in seinem „Lexicon der jetzt in Teutschland lebenden juristischen Schriftsteller und akademischen Lehrer", Erster (einziger) Band, A—L, Leipzig 1793 (pg. 377—378) unter „Lehndorf" als von diesem verfaßt noch an: „Ueber Mißheirathen", Berlin 1793, wol mit Folgenhauers Uebersetzung von Lehndorff's Dissertation identisch; „Rinaldo etc.", Dresden 1792; verschiedene Recensionen und kritische Arbeiten in einigen gelehrten Zeitungen, auch viele poetische Aufsätze in Zeitschriften, theils anonym, theils unter angenommenem Namen; verschiedene

dichterische Arbeiten in dem Werke: Frühlingsblüthen der Phantasie, Königsberg 1792, 8⁰ (war unauffindbar); ein paar kleine Romane, anonym. Auch führt er zwei Porträts von Lehndorf an: eins nach Springer in Königsberg gestochen von Ramberg, das andere nach Hofmaler Schröder in London von Bolt in punctirter Manier gearbeitet.

Hier sind nun am paßendsten die Felgenhauer'schen „Dichter-Blumen" anzufügen, welches Buch zwar erst 1795 erschien, aber viele Gedichte aus den achtziger Jahren bringt. Der Titel lautet:

Dichter-Blumen, herausgegeben von C. H. Fr. von Felgenhauer von der königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen. Basel, 1795 (96 unpaginirte Blätter) 4⁰. Druck Antiqua.

Der Druckort ist fingirt und vielmehr in Westpreußen zu suchen. Der Drucker scheint nämlich zu dem Buche seine Papier-Reste oder Papier-Proben aufgebraucht zu haben; die einzelnen Bogen wechseln in der Qualität von weiß bis graugelb und weisen die Wasserzeichen folgender westpreußischer Papiermühlen jener Zeit auf: Neu Braa (Kreis Schlochau); J. A. F. Günther, Steinfließ (Kreis Neustadt); Strasiewo (Kreis Stuhm oder Löbau); sowie das einer pommerschen: Groß Tuchen (Kreis Bütow).

Blatt 2 und 3 enthalten die „Dedication an meine Louise", unterschrieben „Karl Felgenhauer. Im Jahre 1794", Blatt 4 „Noch ein paar Worte statt der Vorrede":

„Die Baronin Juliane von Fock forderte mich auf, für sie eine Sammlung von schönen poetischen Aufsätzen zu machen. Ich wählte außer einigen Gedichten von mir (welche dabei ausdrücklich verlangt wurden) verschiedne von andern Dichtern, die mir vortreflich zu seyn schienen! Ich glaubte auf diese Art eine Sammlung von guten Versen beisammen zu haben. — freuen mußte ich mich also recht sehr, daß einige meiner Freunde und mehrere competente Richter, dieses Werk für ein Magazin von auserlesenen Gedichten hielten." Das Werk sei nur für Damen bestimmt, und der Aufsatz Idealische Schönheiten der Damen „schien mir hier nicht unpaßend angebracht zu

seyn. Wer liest nicht gerne etwas gedachtes über eine solche Materie?" Für den naiven Sinn und den Geist jener Zeit bezeichnend ist nun, daß in diesem französisch abgefaßten Artikel, welcher „Ein Auszug aus der schönen Übersetzung eines sehr seltnen englischen Werks: Über Schönheit und Grazie" genannt wird und mit einem Motto aus Hippel's „Über die Ehe", Ausgabe 1792, pg. 291: „Die dauerhaftesten Reize ... gegeben wird", versehen ist, folgende Stelle den Damen dargeboten wird: nachdem alle weiblichen Körpertheile, zuletzt Hüften, Schenkel, Knie und Waden, geschildert sind, heißt es: Toutes ces parties nous enchanteroient, si on pouvoit les considérer attentivement. Il est vrai, que la modestie exige que le sexe en dérobe une partie à nos yeux. Mais combien de beautés cachées et defigurées par des parures aussi mal entendues qu'inutiles!! —"

Auf Blatt 5 u. 6 befindet sich das Verzeichniß der Pränumeranten, 66 Personen mit 79 Exemplaren, fast alle aus der Gegend von Danzig, Neustadt und Stolpe, 27 adlig, 39 bürgerlich.

Blatt 7 u. 8 bieten das Inhaltsverzeichniß: 76 Gedichte und Artikel, die nach ihren Nummern aufgeführt werden; dann folgen diese selbst, und den Schluß bilden 4 Blätter Druckfehler. Die Verfaßer sind nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet; es stellte sich heraus, daß sechs Gedichte (von Funck, Gerber, Hamann, Stägemann und Agnes von —) der Preuß. Blumenlese von 1793 entnommen sind, eins Funck's Gedichten von 1788. Von v. Felgenhauer sind fünf Gedichte, anonym 22, 2 von „**Frh. v. d. G.**" (von einem „Freyherrn Fr. Wilh. v. d. G." sind „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe", o. O. [Kgsbg.] 1798, 8⁰, vier Bdchn.), 12 von **v. Kn.**, 12 von **T.**, 4 von **W.** (Werner?).

Von den anonymen sind erwähnenswerth:

1. „An Leisewitz.

Der größten Dichter höchstes Wesen,
    Wer ist's der ihn nicht kennt?
Wer hätte nicht sein Stück gelesen:
    Prinz Julius von Tarent? [zuerst erschienen 1776]

Er war es, der der Menschheit Schwächen
in den geheimsten Zügen fand,
der manchem Aug' bei Thränenbächen
Empfindung und Gefühl entwand" etc.

2. „Preußens Musensöhne an Friedrich Wilhelm II. bei Gelegenheit der Huldigung (1786)."

„Leise verhallet er fern in den Gewölben schon
Jener klagende Laut, welcher vom Saitenspiel
Weinender Muse, am Fuß unsers verwaisten Trons,
Friedrichs Grabgesang lispelte.

— — — — —

An die Urne gelehnt weinte das Vaterland,
Bis, auf gold'nem Gewölk, nieder sein Schutzgeist sank.
Wilhelm! lispelte er: werde dein König heut!
Und — das Vaterland weint nicht mehr." etc.

Von **v. Kn.** ist folgendes Epigramm:

„An Schiller.
Als Phöbus jüngstens Thalia
den schönsten Lorbeer winden sah; —
fragt' er: „wem soll er seyn?"
für meinen Schiller — Vater! wer
verdiente ihn so ganz wie Er? —
und Phöbus stimmte ein. — —"

Von **W.**: „An Herrn Professor S — " (Theod. Schmaltz aus Hannover, kam April 1789 als Professor der Rechte nach Königsberg).

„Schallet in's Harfengeklingel ihr Töne der Freude,
Brüder am Ufer Pregela's erhebet den Chorus,
Schwebe hernieder zum festlichen Opfer der Weihe,
Tochter Albertus! —" etc.

Zu Ehren des oben erwähnten Grafen Lehndorff sind 6 Gedichte verfaßt (2 von Felgenhauer, 1 von H., 2 von T., 1 von W.) und fünf auf die Hochzeit einer Amalie mit einem Carl. —

* *

Als Letzte schließen die Reihe der Dichter dieser Periode:

Jester, Ernst Friedrich, geboren zu Königsberg 9. October 1743 als einziger Sohn des den Rathstitel führenden Secretärs beim Commerciencollegium Johann Friedrich Jester und seiner Ehefrau Charlotte geb. Prätorius, verlor die Mutter acht Tage nach der Geburt, den Vater nach drei Jahren, wurde von Verwandten erzogen, besuchte die Altstädtische Schule, mit fünfzehn Jahren die Universität, wo er Jura studirte, aber auch philosophische Vorlesungen hörte und mit den schönen Wissenschaften sich beschäftigte, nahm großen Antheil an einem fast nur aus Studenten bestehenden Liebhabertheater, wo er auch mehrere weibliche Rollen (z. B. Miß Sara Sampson) übernahm, trat 1765 eine zweijährige Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz an, machte auf der Rückreise in Berlin Lessings Bekanntschaft, mit dem er drei Monate in einem Hause wohnte, übersetzte in dieser Zeit Champfort's Lustspiel „Die junge Indianerin“ für das Berliner Theater, wurde, heimgekehrt, Secretär des Preuß. Gesandten v. Rohde in Wien, erlernte dort gleichzeitig aus Neigung drei Jahre lang das Jagdwesen, indem er im Sommer und Herbst bei einem Oberförster unfern Wien lebte und nur zur Abfertigung der Post sich zweimal wöchentlich beim Gesandten einstellte, schrieb auch eine Geschichte des Wiener Theaters, von der drei Bogen erschienen waren, als die Censur sie verbot und die Fortsetzung untersagte, kehrte 1772 nach Königsberg zurück, hatte zuerst einen Bibliothekarposten inne, wurde 1775 Kriegsrath und Präsidialrath, 1780 Forstrath, 1788 Oberforstrath, 1805 Oberforstmeister, erwarb sich in diesen Aemtern große Verdienste, z. B. um Aufforstungen und um Erhaltung des Elchbestandes, ließ sich 1820 pensioniren und starb am 14. April 1822, nachdem er noch am 21. März das 50jährige Jubiläum der von ihm gestifteten Totenkopfloge gefeiert hatte, in deren Garten er seinem Wunsche gemäß begraben ist. Er verfaßte nach v. Baczko's „Denkschrift“ auf ihn, vorgetragen in der Königl. Deutschen Gesellschaft, abgedruckt in den „Beiträgen zur Kunde Preußens“ V, 1822, pg. 500—520 und separat mit

Jesters Porträt (23 pg. 8°), neun Opern, die von F. L. Benda, Hiller, Präger u. a. in Musik gesetzt wurden, zehn Schau- und Lustspiele und 17 dramatische Bearbeitungen fremder, fast sämmtlich französischer Stücke (12 Lustspiele, 1 Familiengemälde, 4 Opern); doch hat v. Baczko nicht alle seiner Stücke aufgezählt. Sie sind wol sämmtlich, mit verschiedenem Beifall, aufgeführt, aber nur einige gedruckt, darunter auch solche, die v. B. als Manuscript bezeichnet. Als gedruckt sind mir bekannt geworden:

1. Das Duell oder das junge Ehepaar, Lustspiel in einem Aufzuge; zweite verbesserte Aufl. Frankfurt u. Lpzg. 1771, 8° (Goldbeck I, pg 60), nachgedruckt im „Theater der Deutschen", Berlin u. Lpzg., Bd. XI, 1772 (Goedeke-Goetze IV, pg. 67).

2. Vier Narren in einer Person, zuerst aufgeführt als Vorspiel zu v. Ayrenhoff's „Der Postzug oder die nobeln Passionen", 1769 (Goedeke-Goetze IV, pg. 75), gedruckt 1771.

3. Die erzwungene Einwilligung, Lustspiel in einem Aufzug aus dem Franz. von Merville; nach Goldbeck gedruckt Breslau 1772; nach Baczko Mscpt.

4. Freemann, oder wie wird das ablaufen? Schauspiel. Königsberg, Hartung. 1790. 8°.

Nach v. Baczko das erste von Jester in Königsberg verfaßte Stück und bei seiner Aufführung beifällig begrüßt. „Wer Menschen so wie sie sind gern reden und handeln sieht, der wird bei Durchlesung und Aufführung dieses Schauspiels sicher befriedigt werden, und daß das hiesigen Orts der Fall war, gereicht dem Geschmack unseres Publikums zur Ehre", sagt die Recension im Preuß. Archiv 1790, pg. 363 (Maiheft). Nicht alle Stücke Jesters fanden eine ähnliche Beurtheilung; so finden wir im „Preuß. Archiv" 1795 pg. 53 ein Epigramm von Dr. Theod. Schmaltz „An den Herrn Oberforstrath J*** Verfasser des Schauspiels: die verrätherischen Gemählde. [fehlt bei v. Baczko]

Der höchste Preis, den sonst ein Dichter nur erhält,
Ist der, daß sein Gedicht den Weiseren gefällt.
Du, Freund, erhieltst den größten Preis von allen —
Dein Schauspiel hat sogar den Thoren nicht gefallen".

Dagegen versichert v. Baczko, daß seine komischen Opern „Louise“ und „Mariechen“, von F. L. Benda meisterhaft componirt, bald Lieblingsstücke des Königsberger Publikums wurden. Aus „Louise“ wurde die Arie „Ich habe meinen Heinrich wieder“ und aus „Mariechen“ die „Kriegsromanze“ sehr beliebt.

5. Der Dorfprediger. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen Roman: Der Landpriester von Wakefield. Königsberg, Friedr Nicolovius, 1792 (XVI, 182 pg.) 8°. Noch heute gut lesbar.

6. Der Wunder-Igel, eine komische Operette in einem Aufzuge. In Musik gesetzt von C. S. Schönebeck. Kgsbg., Nicolovius, 1793 (1 Alph. 1 B.) Quer-Folio. Bei v. Baczko als Mscpt. bezeichnet. Aus dieser Operette fanden die Arien „Sass ein Mädchen auf der Haide“; „Hab' ich dich, so hab' ich alles“; „Herr Doctor Altrock, das klingt gut“; „Flink wie mein Rädchen“, vielen Beifall und besonders die letzte bald allgemeine Verbreitung.

Ferner verfaßte Jester drei fachwissenschaftliche Schriften, worunter „Über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber“ (Kgsbg., Nicolovius, 1793) zu nennen ist, ein Taschenbuch „Der Freund der Schooßhündchen. Neujahrsgeschenk für Damen“. Kgsbg., Nicolovius, 1797, mit 12 colorirten Kpfrn., in 16°, und lieferte Beiträge für den Freimüthigen, die Zeitung für die elegante Welt und die „Beiträge zur Kunde Preußens“ („Geschichte der preuß. Forsten des 14.—17. Jahrh.“).

Keber, Wilhelm Gottlieb, geboren am 27. Oktober 1764 zu Gerdauen als Sohn des dortigen Pfarrers, studirte seit 1780 zu Königsberg Theologie, wurde 1783 Informator im v. d. Gröbenschen Stipendienhause, 20. Juli 1785 Rector zu Memel, im Mai 1791 Pfarrer zu Gerdauen, 1795 daselbst Senior und Inspector, 1802 Superintendent zu Bartenstein, wo er 18. Juni 1821 starb. Im J. 1813 war er Mitglied des denkwürdigen Landtags vom 4. Februar; sein Sohn, erster Präsident des Appellations-Gerichts zu Insterburg, erhielt 1840 den Adel. Vergl. Sembritzki, Geschichte Memels, I (1900) pg. 248—249; Sembritzki, Eine Ehrenrettung [Kebers] in der Altpr. Mschrft. Bd. 38 (1901), pg.

154—156. Keber war Mitglied der Königl. Deutschen Gesellschaft und begann mit deren Director, dem Prof. Dr. Samuel Gottlieb Wald, eine periodische Zeitschrift unter dem Titel „Preußische Monatsschrift“ herauszugeben, welche seit October 1788 bei Hartmann, Heymann & Comp. in Elbing erschien, im freisinnigen Geiste damaliger Zeit redigirt war und vielfach angefochten wurde, sodaß die Herausgeber mit September 1789 zurücktraten, während die Verlagsbuchhandlung das Unternehmen noch bis Januar 1790 incl. fortsetzte. In dieser Zeitschrift veröffentlichte Keber auf schönwissenschaftlichem Gebiete:

1. „Der flüchtige Amor. Aus dem Italienischen des Tasso“ (I, pg. 401—408).

2. „Über die Liebe“ (II, pg. 2—13), in Prosa.

3. „Lied für Klubbs und Kränzchen“ (II, pg. 235—237: Juli 1789), auch in Musik gesetzt. Der Beginn lautet:

„Nicht im Dunkel stiller Hayne,
In bemooßter Siedeley —
Nicht im Sprudel ächter Weine,
Und bey wildem Trinkgeschrey —
Wohnet wahre Erdenfreude,
Die das Leben uns versüßt,
Und im Glücke, wie im Leide,
Alles Gute klug genießt.“

Sonst verfaßte er noch:

1. Über das natürlichste Verhältniß des öffentlichen Erziehungsstandes im Staat, eine Rede in der Memelschen lateinischen Stadtschule gehalten von W. G. Keber, Rektor. Königsberg, gedruckt bey G. L. Hartung, 1788 (43 pg.) 8°, dem Minister Freiherrn v. Zedlitz gewidmet und mit einem kurzen Vorbericht „Veranlassung dieser Rede“ (Stiftung des M. Joh. Friedrich Schulz).

2. Nachrichten und Bemerkungen den Geheimen Kriegsrath von Hippel betreffend. Ein Nachtrag zu seiner Biographie im Nekrolog, Königsberg, Goebbels u. Unzer, 1802 (120 pg.) Kl. 8°, eine Schrift, durch welche er dem großen Verstorbenen einen

schlechten Dienst erwies und die ihm eine „Epistol. Lection für den Erz-Priester Keber in Bartenstein. Dessen Nachtrag zur Biographie des Kriegsraths v. Hippel betreffend,“ Danzig, 1804, eintrug.

Tolkemit, J. H., ein Handlungsdiener oder, wie man damals sagte, Kaufgesell, gab 1785 heraus „Der Mann von Ehre, oder der Spieler von Gefühl. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen“ (78 pg.), welches ich nicht kenne, sondern nur eine aus diesem Anlaß erschienene, mit L.....dt unterzeichnete Schmähschrift „Sendschreiben an den Verfasser des Lustspiels“ etc O. O. 1785 (22 pg.) Kl. 8°, worin Tolkemit und sein Stück arg heruntergerissen werden. L.....dt wirft u. a. T. „häufige Sünden wider die deutsche Sprache“ vor, begeht aber selber viele dergleichen, schreibt z. B. stets „Karrackter“, „Ackt“, verwechselt Dativ und Accusativ u. s. w.

Schließlich müssen der Vollständigkeit wegen noch ein paar Poeten besonderer Gattung aufgeführt werden:

Lau, Wilhelm, geboren 2. October 1730 zu Danzig, war nach Goldbeck I, pg. 73 dort 17 Jahre Handlungsdiener gewesen, ehe er das Gymnasium besuchte, studirte in Königsberg seit 1767 Theologie, wurde 1781 zuerst Adjunct und bald Pfarrer in Deutsch Thierau, Kreis Heiligenbeil, und starb daselbst 7. Septbr. 1807. Im J. 1779 faßte er den Plan, die Kirchengesänge einer gründlichen Verbesserung zu unterziehen; „eine Probe, die er in der Beilage zum vierundneunzigsten Stück der Kanterschen Zeitung veröffentlichte, kann als Beispiel gefährlichster Verschlimmbesserung dienen“ (Friedrich Wegener: Altstädt. Langgasse Nr. 29. Studien zur Geschichte einer Königsberger Buchdruckerei. Kgsbg. 1901; pg. 30). Seine Arbeit erschien unter dem Titel „Beytrag zu veränderten Kirchengesängen. Bestehend in einer Auswahl alter geistreicher Lieder, nach jetziger Poesie und Mundart umgearbeitet und auf Pränumeration herausgegeben von Wilhelm Lau“, Kgsbg. 1780 bey Dan. Christ. Kanter (10 Bl. 208 pg.) 8°. Das Buch ist dem Kgl. Preuß. wirkl. Geh. Etats- und Kriegsminister, Obermarschall und Consistorialpräsidenten

Friedrich Gottlieb v. d. Groeben gewidmet: die Zahl der Pränumeranten beträgt 178, wovon über ein Fünftel, 38, der Dr. med. Carl Friedrich v. Tieffenbach in Memel zusammengebracht hatte. Lau hat 104 Lieder Luthers, Sperats, Polianders, Rist's, Dach's, Gerhards, Rölings und anderer Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts „nicht nur in den unverständlichen und fehlerhaften Stellen, sondern größtenteils durch und durch verändert" (Pisanski-Philippi pg. 659) und als Anhang die sieben Bußpsalmen in poetischer Bearbeitung hinzugefügt. Welcher Art Lau's allerdings gutgemeinte Änderungen meist sind, mögen folgende Beispiele zeigen:

Simon Dach.

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen;
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Lau.

Seelig seyd ihr, ihr entschlafnen Frommen!
euch hat Gott der Angst der Welt entnommen,
ihr seyd entrücket,
allem Unglück, welches uns noch drücket.

In dem Liede „O Welt ich muß dich lassen" lautet der sechste (im jetzigen Provinzial-Kirchengesangbuch ausgemerzte Vers:

„Ich bin ein unnütz Knechte,
Mein Thun ist viel zu schlechte
Denn daß ich ihm bezahl
Damit das ewig' Leben.
Umsonst will er mir's geben.
Und nicht nach mein'm Verdienst und Wahl."

Dafür setzt Lau:

„Ich bin nicht durch mich selber,
nicht durch das Blut der Kälber,
nicht durch Verdienst gerecht.
Aus Gnade und Erbarmen
schenkt Gott die Schuld mir Armen
in Christo, mir, dem bösen Knecht."

Simon Dach beginnt ein Lied:

„Was wilt du armes Leben
Dich trotziglich erheben,
Du mußt ohn' Säumniß fort;“

Lau verbessert es:

„Was willst du dich im Leben,
beseelter Staub erheben?
Was bläht die Made sich?“

Vers 5 desselben Liedes: „Herr Jesu, Zwang der Höllen“ etc. hat Lau ersetzt durch:

„Hier fehlt mir oft der Stater;
Allein bey Gott dem Vater
erwarb mir Christi Blut“ etc. (pg. 105.)

Es schwebte ihm hier Ev. Matthäi Cap. 17, Vers 27 vor, die einzige Stelle im Neuen Testamente, wo diese griechische Münze erwähnt wird, und er wollte dieser Stelle gemäß sagen: Hier bin ich oft so arm, daß mir das Geld zum Nöthigsten mangelt; aber er widerspricht damit offenbar seinen eigenen Ausführungen in der Vorrede: „Diese göttlichen Wahrheiten müssen ferner in einer reinen, ungezwungenen fließenden Schreibart, und allgemein verständlichen Ausdrücken gesaget werden, damit der verbesserte Geschmack des Geübten nicht beleidiget, der Einfältige aber durch Nachdenken nicht ermüdet und in seinen Empfindungen unterbrochen, sondern sogleich durch Deutlichkeit zur Erkenntniß, durch Erkenntniß zur Überzeugung, und durch Ueberzeugung zum Beyfall hingerissen werde.“

Jm J. 1782 gab Lau noch auf Pränumeration seine „Poetische Übersetzung der Psalmen nach bekannten Kirchenmelodeyen eingerichtet“ heraus; den etwaigen Überschuß hierbei wie bei der vorigen Schrift hatte er für die Armen bestimmt.

Sassnick, J. N., verfaßte:

1. Die Flüchtlinge. Ein Schäfergespräch in Reimen. Bey Gelegenheit der durchs Donnerwetter abgebrannten Tragheimschen Kirche [11. Septbr. 1783] aufgesetzt und im August

1786 zu Königsberg herausgegeben. Mit der Silhouette des Verfassers und einem Ordenskreuze.

2. Nach dem erfolgten Ableben des Herrn Rechnungs-Rath K. aufgesetzt von Sassnick 1785. (In Prosa.)

Die „Preuß. Monatsschrift“ II, 1789, pg. 144–147, bringt daraus unter der Überschrift „Bruchstücke aus seltsamen Preußischen Gedichten dieses Jahrzehnts“ Proben, u. a. aus 1)

„Hörst du den Donner nicht, wie er so sehr thut krachen?
Der übermäß'ge Sturm, das Meer thut wüthend machen“.

und aus 2)

„überfiel mir eine Schwermuth“ —
„als mich der Greis die Hand reichte“.

Nicht übergangen darf endlich werden, daß in damaliger Zeit zu allen Feierlichkeiten und besondern Ereignissen Gedichte verfertigt und separat gedruckt wurden, von denen manche sich noch erhalten haben. Im J. 1786 wurde „Der Geburtstag Friedrich Wilhelms des Vielgeliebten gefeyert von der hiesigen Kaufmannschaft am 25. September 1786. Königsberg in Preußen. Gedruckt bey D. C. Kanter“ auf 2 Bl. 4° durch ein Gedicht, bei dem man sich nur wundern kann, daß die reichen Kaufleute dem Könige kein besseres darzubieten verstanden; es heißt darin z. B.

Um Seine Fürsten-Wiege tanz
Du, unser Vaterland!
In deinem goldnen Ährenkranz
Und festlichsten Gewand“.

Auf Gg. Chph. Pisanski's Tod lieferten Jakob Heinrich Liedert eine Ode von 5 achtzeiligen Strophen 1790, und 1791 M. D. D . . . r, F. E. D . . . r, G. K. G . . . r (wol F. E. Dunker und G. K. Grünmüller, 1786 resp. 1788 zur Universität entlassene Schüler Pisanski's) eine Ode in 3 vierzeiligen Strophen „Der Urne Unseres Verehrungswürdigsten Vetters . . . Pisanski . . . geheiligt“:

„Las uns niederlegen aufs Grab,
Verewigter Lehrer! die Schrift
der nie zu tilgenden Schuld,
von unsern Herzen Dir zugelobt.

Nicht mit welkendem Lorrbeer Dir
zu bestreuen die kalte Gruft,
zu preisen nicht, was Du war'st —
dies wird bezeugen Dein Vaterland!

Was Du uns war'st — — zeuge die Schrift;
Lehrer — Beispiel — Vater und Freund!
dies wekk' uns täglich zur Pflicht,
mit unserm Wandel zu feiern Dich“.

(Dr. Ernst Mollmann, Die Bibliothek des Kneiphöf. Stadt-Gymn., Kgsbg. 1894, pg. 51–52.)

D. Rückblick auf die Periode 1770–1790; Resultate.

Überblicken wir nun die Leistungen der bisher aufgeführten Dichter aus der Zeit von 1770—1790 in ihrer Gesammtheit, so ergiebt sich, daß die ältere Dichtungsart, wie sie in Ostpreußen Joh. George Bock, Pietsch, Lauson und Trescho repräsentirten, überwunden ist und die Hallesche Schule in ihren beiden Zweigen der Anakreontiker und Empfindler, die Klopstockianer, besonders deren Bardengruppe, und die Göttinger maaßgebend geworden sind. Die Abhängigkeit von diesen Richtungen ergiebt sich deutlich aus den Motto's und Citaten, die den hervorragendsten Vertretern derselben entnommen, und aus den Gedichten, die an sie gerichtet sind. Es ist das der Fall fünf Mal (hauptsächlich bei John; sieh diesen) bei Uz, drei Mal bei Goeckingk (Doerk „An Selma, bey Übersendung der Lieder zweyer Liebenden von Göking, zum neuen Jahr“, Bl. 1780; John „An Goekingk“, Bl. 1782; Zaluski 1791 „Lebensgenuß. Nach Herrn v. Goeckingk“), Weisse (v. Diericke „An Herrn Weisse in Leipzig“ 1773; Motto „Ohne Lieb' und ohne Wein. Was ist unser Leben? Weisse“. Bl. 1782, pg. 13; der „Kinderfreund“ erwähnt von Bock, Bl. 1781), Ramler (besonders bei Bock) und

Joh. Martin Miller's „Siegwart“ (Funk „Siegwart bey Mariannens Kreuze“, Bl. 1780; Zeuschner in „Auf meine Nelke“, Bl. 1780; Zitterland in „Die goldene Zeit“ etc., Bl. 1781), zwei Mal bei Gleim (Lilienthal, Tempe II, läßt Amor und Bacchus G. ihren „lieben Bruder“ nennen; John, Tempe II, spricht von Gleim's „Honigseim“) und Kleist (Bl. 1782; Funk 1792 Motto aus „Cissides und Paches“) ein Mal bei Hölty (Wannovius „Hölty's Grab“, Bl. 1780), Stolberg (Felgenhauer: „ein herrlich Lied von Stolberg“, Tempe I, pg. 346), Wieland (Zaluski 1791:

„Wo des Schöpfers Oberons,
Idris und Musarions,
holde Saiten schon erklangen,
bleibt da schön was Andre sangen?“).

Bürger wird einmal parodirt (D. in Bl. 1780), später einmal getadelt und einmal zurechtweisend beantwortet (sieh unten Hoffmann und Hamann). Lilienthal's Interesse für ihn sieh oben. Leisewitz und Schiller, ebenso v. Hippel, kommen je einmal in den „Dichter-Blumen“ vor (sieh oben), Lessing einmal (bei Funck; sieh unten).

Von Geniewesen, Sturm und Drang (außer bei John) und Romantik (außer bei Werner 1788) findet sich in Ostpreußen keine Spur; bereits Eugen Reichel in „Die Ostpreußen in der deutschen Litteratur“ (Leipzig 1892) hebt pg. 49 hervor, daß „hier nie das Geschrei der Stürmer und Dränger tobte“. Von den Eigenheiten der genannten Strömungen machten sich in Ostpreußen außer der Theatermanie, die sich in dem äußerst zahlreichen Besuche der Vorstellungen, in dem lebhaftesten Interesse für das Bühnenwesen, in allerlei Gelegenheitsgedichten an und über Schauspieler und Schauspielerinnen und in literarischen Arbeiten für das Theater äußerte (sieh oben Bock, Brahl, v. Dierickе, Funk, Herklots, Jester, John, Mohr, Scheffner, Szerdahelyi, Wannovius, Werner) nur die guten, vorzüglich durch Herder vertretenen, geltend: die Liebe zur deutschen Dichtung der älteren Zeit, zur Volksthümlichkeit und zu dem Eigenartigen und Schönen auch anderer Völker: die Ursache der vielen Über-

setzungen. Die erste äußerte sich in Ostpreußen in dem Bestreben, das Andenken der preußischen Dichter des 17. Jahrhunderts: Adersbach, Heinrich Albert, Simon Dach, Roberthin, Röling, in ehrenvoller Weise zu erneuern (sieh oben pg. 263 f.), die zweite in dem theilweise absichtlichen Gebrauch ostpreußischer Provinzialismen, wie bei John und Werner, welcher in seinen „Vaterländischen Sagen“ (Pr. Archiv 1790) erklärt: „Ich hielt es im preußischen Mährchen für local, preußische Provinzialismen zu gebrauchen“, und elf solcher anwendet, deren Bedeutung er in Anmerkungen giebt. Das ostpreußische Plattdeutsch fand erst etwas später Berücksichtigung. Im „Preuß. Archiv“ 1794, pg. 749—755 veröffentlichte Pfarrer George Ludwig Herold zu Uderwangen (geb. 1753 in Canditten, seit 1787 in U., gest. 1823) „Ein plattdeutsches, ursprünglich pommersches Volkslied; nach preußischer Mundart travestirt, und mit einigen Strophen vermehrt, nebst Vorbericht von einem Preußen“ (Chiffre: H— —d). Es beginnt:

„Hört mie 'mal an,
mien leewer Mann,
Nehmt ju ön Acht bie'm Friee.

Köpt nich so strak
den Fösch öm Sak,
Sonst möcht et ju geriee“.

Ein zweites plattdeutsches Gedicht enthalten „Meine Erholungsstunden. Eine Sammlung von Gedichten. Mit Musik und Kupfern“ von August Wilhelm Schmolck (sieh unten), Königsberg 1795, auf pg. 149—152. Es heißt „Die Auferstehung“ und beginnt:

„Hört Nabers Lüdekens alltomal
On lat ju wat vertellen.
Wie mie de lewe Gott ennal
Hewt wulln op Prowe stellen
On wie he mie na minem Led
Hewt wedder gewen nie Fred
Op wunderbare Wiese“.

Bei den Übersetzungen aus fremden Sprachen zeigt sich als besondere Eigenthümlichkeit die frühe Berücksichtigung des Lithauischen und Polnischen, erklärlich durch das Zusammenwohnen und Angrenzen der Ostpreußen mit beiden Völkern und die namentlich in Königsberg vielfachen Berührungspuncte durch Handel und Verkehr und die dort zahlreich studirenden Polen. Über das Lithauische ist oben unter Kreuzfeld das Nöthige gesagt; für das Polnische kommen aus der sogenannten goldenen Literaturperiode Szymon Szymonowicz (1557—1629), aus der späteren Zeit ein in Nitschmann's „Geschichte der Polnischen Litteratur" nicht genannter Dichter Gawinski und aus der neuen seit Mitte des 18. Jahrh. begonnenen polnischen Literaturperiode der Fürstbischof von Ermland Krasicki und Naruszewicz, als Übersetzer v. Baczko, Funk, Meden, ein Anonymus F—y und später Ollech in Betracht.

v. Baczko übersetzte in Tempe I (1780) Stellen aus Krasicki's 1778 erschienener Monachomachia (pg. 717—731), in Tempe II (1781) acht Stücke aus dessen „Fabeln", eine Idylle des Naruszewicz „Das Dörfchen" (pg. 564—574) und eine Probe aus den Idyllen des Szymonowicz (Simonides) (pg. 698—703) sowie in der Blumenlese für 1793 „Trost aus dem Kirchengesetze. Nach dem Polnischen eines Ungenannten" (pg. 173—174).

Funk lieferte in Tempe II (1781) Proben aus den Idyllen des Szymonowicz, den er „Zimorowicz" nennt (pg. 703—710), in seinen „Gedichten" von demselben „Amor" (pg. 96—97), in der Blumenlese für 1793 zwei Gedichte ungenannter polnischer Verfasser „Der Lästrer, der Schmeichler und die Wahrheit" und „Der Regenstrom und der Bach des Thales" (vielleicht von Krasicki?).

Über Meden, aus Soldau, damals ganz polnischer Gegend, gebürtig, der aus Naruszewicz und Gawinski übersetzte, siehe diesen.

F—y übersetzte im „Preuß. Magazin" (1783) den Choziner Krieg, ein Epos von Krasicki (pg. 42—64).

Ollech, George, geb. nach Rhesa's Presbyterologie am 3. November 1757, nach Oesterreich's „Nachrichten" etc. (1832)

aber 1755 zu Szczepanken bei Mensguth im Kreise Ortelsburg in damals ganz polnischer Gegend, besuchte die Kneiphöf. Kathedralschule zu Königsberg, studirte seit Michaelis 1776 Theologie, war 1782—1786 Lehrer an obiger Schule, wurde 1786 in Potsdam zum Feldprediger des Infanterie-Rgts. von Hausen (v. Gillern) ordinirt, im Mai 1795 Pfarrer der damals Polnischen Kirche auf dem Steindamm zu Königsberg und starb 29. Decbr. 1820. Er übersetzte im „Preuß. Archiv" 1790, 91, 92 und 93 Satyren von Krasicki, 1797 und 98 eine Satyre und Fabeln. Seine späteren Schriften in polnischer Sprache interessiren hier nicht, nur ist zu erwähnen, daß er den Rochow'schen Kinderfreund in's Polnische übertrug.

Ein schöner Zug der ostpreußischen Dichtung jener Zeit ist die begeisterte Liebe zu Friedrich dem Großen und die Sehnsucht nach ihm, der bekanntlich nach dem siebenjährigen Kriege die Provinz mied. Da ist nichts Gemachtes, wie später, als das „Preußische Archiv" zu jedem Krönungstage und Königs-Geburtstage ein Gedicht brachte, — man fühlt es: die herzlichen Worte kommen aus dem Herzen. In dem Gedichte „An das 1780ste Jahr" sagt Funk (Blumenlese 1780, pg. 13):

„Freudenthränen sind im Diademe
Unsers Königs stralend Edelstein.
Daß er käme! unser Vater! daß er käme!
Zeuge unsers Danks zu seyn".

und derselbe in „Albertine an ihr Vaterland" (ibid. pg. 225—228):

„Ha Friedrich! könnten wir an Ottocarens Stäte
Noch einmal dich, dich größten König! sehn;
Nie könnten wir durch Wünsche und Gebete
Ein größer Glück vom Himmel uns erflehn".

Hartung läßt im „Lied eines preußischen Landmanns nach dem Kriege" (Bl. 1780, pg. 184—187) diesen Landmann sagen:

„Ha! könnt ich meinen König nur
Ein einzig mal noch sehn.
Denn ruf ich: Herr! es ist genug.
Und fahr in Frieden hin".

John's Gedicht „An mein Vaterland. Hymnus vom 24. Januar 1784" beginnt:

„Willst Du ihn sehen, den Mann,
Dem Du entgegen dich sehnst,
Den König sehen, mein Vaterland!
Dem Du die Arme umsonst
entgegen voll Inbrunst wirfst?
Vergebens hast Du Ihn oft
vergebens lange gefleht,
Sich Deinen Armen anzuvertraun.
Ach! Er fliehet, mein Vaterland,
Deinen prunklosen Opferheerd —" etc.

Mohr bringt (in Bl. 1780, pg. 88) folgende „Frag und Antwort":

„Hinz. Wie kömmts, daß sich der Krieg sobald aus unsern Mauern hebt?
Kunz. Weil Friedrich lebt.
Hinz. Ist Friedrich denn so'n großer Mann?
Kunz. Ist Alexander, ist Trajan".

In v. Baczko's „Kriegeslied. Aus der noch ungedruckten Oper: die Cantons-Revision" (Bl. 1793, pg. 243—244) heißt es:

„Von Vater Friedrich lernten wir
verachten Tod und Gruft,
und glühn voll edler Streitbegier
wenn Friedrich Wilhelm ruft.
Uns schlägt kein Feind — uns schlägt nur Gott!
drum sind Gefahren unser Spott.
Und strömten wie das wilde Meer
die Feinde auf uns zu;
so stünde Preußens Heldenheer
voll hoher Seelenruh! —
Ein jeder steht als Mann und Held
bis daß er sieget, oder — fällt!"

In den gedruckten „Operetten" ist an die Stelle der obigen vier ersten Zeilen gesetzt:

„Zwar Vater Friedrich ist nicht mehr,
Doch steh'n wir unverwaißt,
Es ruht auf Friedrichs Heldenheer
Noch Friedrichs Heldengeist;"

Bock (Gedichte eines Preußen 1775) nennt Friedrich den Großen im Gedichte „Nach der Torgauer Schlacht“:

„Zevs Friederich, der Brennen König“,

und ähnlicher Stellen, wie die angeführten, ließen sich noch mehr beibringen.

Eine weitere, bemerkenswerthe Eigenheit der ostpreußischen Dichter ist, daß sie dem Taumel des Geniewesens und Sturmes und Dranges nicht nur sich nicht überließen, sondern ihm und der Empfindelei, als die ersten und einzigen*) in jener Zeit, kräftig entgegentraten. Die dies beweisenden literarischen Dokumente sind so wichtig, daß sie im Folgenden wiedergegeben werden sollen, allen voran Zitterland's (Bl. 1781, pg. 298—310):

Hans Sachsens
Zucht- und Ermahnungsrede,
so er einstweilen im hellen Mondenschein
von einer lichten Wolken herab gar ernstlich
und gravitätisch an
alle junge Musensöhne
gehalten.
In die Feder gefaßt und jetzt zu Nutzen und
Frommen der lieben studirenden Jugend
ans Licht gestellt von
Caspar Melchior Firle,
des wohllöblichen und achtbaren Gewerks
der Schumacher Altgesellen.

Non aliud quidquam — — — — quaeritur
Quam corrigatur error ut mortalium,
Acuatque sese diligens industria.
Phaedr. in Prolog. Lib. II.

Zu deinem großen Nutz und Lehr
Komm' ich vom Himmel hoch daher,
Drum wollest auch den Worten mein
Eröfnen deines Herzens Schrein,

---

*) Es ließe sich nur Joh. Carl Wezel's „Epistel an die deutschen Dichter“ (Leipzig 1775) zur Seite stellen, welche in Ebeling's „Geschichte der Komischen Literatur in Deutschland“, Leipzig 1869, in Bd. II, pg. 330—337, mitgetheilt ist.

Du junges, zartes Völklein du,
Das Tag und Nacht ohn' Rast noch Ruh'
Wie Kat'r im Merz'n rennt über zwerg
Hinan den steilen Musenberg.
So komm dann her mit großem Hauf,
Zwar bring' ich Julep dir zu Kauf;
Doch das schlägt durch, benimmt den Schleim
Von Zuckerschnit und Honigseim.
Hab' auch gewohnt auf dieser Welt,
Und weiss wie's um sie ist bestellt;
Bin männiglichen wohl bekannt,
Hans Sachs aus Nürnberg sonst genannt.
Ich hab' viel schöner Schwänk' geticht,
Daß jemand auch mich armen Wicht,
Jüngst wie die Hexe von Endor
Wollt' rufen aus der Gruft hervor.
Doch Teutschland mir wohl Ruhe gunt',
Denn er mir nichts anhaben kunt'.*)

Nach seinem Tode hätten die Engelein ihn in den Himmel getragen, wo er nun in froher Gesellschaft lebe.

Homerus und Virgilius,
Hienied'n gesetzt auf den Dreyfuß,
Daß sie orak'ln, was schön und fein:
Jezunder mein' Gefährten seyn.
Mit diesen lauf' in vollem Trab'
Durch'n ganzen Himm'l ich auf und ab.
Plötzlich ein unbändig Geschrey,
Von teutscher Kunst und Poeterey,
Und feinem G'schmack und zartem G'fühl,
Und Witzes Werk die Hüll' und Füll',
In unser aller Ohren drang,

*) Bezieht sich auf die „Proben aus des alten deutschen Meistersängers Hans Sachsens Werken, zum Behuf einer neuen Ausgabe derselben ausgestellet von F. J. Bertuch“ (Weimar 1778, Gr. 4°). „Indess vermochte weder Hrn. Bertuch's nachdrücklichste Empfehlung des alten Dichters, noch die abgedruckten Proben desselben das Publikum in dem Grade zu erwärmen, daß eine hinreichende Anzahl von Subscribenten zusammen gekommen wäre, und die Hoffnung, den alten Hans Sachs in einer neuen schöneren Gestalt wieder aufleben zu sehen, verschwand“. Karl Heinr. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (Lpzg. 1806—11), Bd. IV, pg. 416.

Daß uns ums Herz wurd' angst und bang.
Homero dies nahm Wundern sehr,
Maro sich g'segnet kreuz und queer.
„Geh' Bruder Hans" war ihr Begehr,
„Geh' bring uns Kundschaft von der Mähr'
„Warum sie dort so sehr rumoren,
„Als hätt'n sie all' sich bey den Ohren?"
Ich mich hierauf nicht lang' besan,
Mich schwang zur Erde von Stund an,
Und hab jezunder lange Zeit
Eu'r Wes'n gesehen, lieben Leut!
Wer in ein Versbuch nur geschielt,
Gleich solchen Trieb zum Dichten fühlt,
Als wie der Pud'l nach grünem Gras,
Wenn er in Fett sich überfraß.
Da kom'n ans Tagslicht Büchlein zart,
Gefüllt mit Verslein sondrer Art,
Gereimt und ungereimt dabey,
Den Leuten ein gar süßer Brey!
Hier, lieben Herren wohlgemuth,
Hier thut ihr euch was rechts zugut;
Lobt eures Feinsliebs Äugelein,
Wie huldig blau und hell sie seyn;
Lobt ihrer Nase griechschen Steg,
Laßt auf der Wange keinen Fleck,
Wo nicht ein heidnisches Geniest
Cupidos-Buben hausen müst.
Und kommt ihr auf den Mund — nun dann,
Dann geht's recht an ein Schmatzen an!
Dann reimt ihr alle Küsse her,
Die seit dem ersten Ungefähr,
Bis zu dem itzt verreimten Nu,
Euch dutzendweise fielen zu.
Und wird euch einer je versagt,
Was euer Vers dann gräßlich klagt!
Welch' Pullen ekeln Thränenwein
Schenkt ihr auf jedem Blatt' dann ein!
O, lieben Herren wohlgemuth,
Solch Thun kann ich nicht heißen gut,
Auch sag' ich's darum keck und frey:
Letzt ek'lt dergleichen Leirerey.

Wenn queerig der sein Maul verzieht,
Gleich all' sind's nachzuthun bemüht.
Wenn der mit Myrthen sich thut zieren,
Und fein mit Spezerei'n parfümiren,
Doch alles recht nach Maaß und Ziel,
Nicht gar zu wenig, nicht zu viel;
Kommt gleich ein andrer ungestüm,
Haut ihme ganze Wälder üm,
Bind't Sträuße draus, besteckt mit Reiser,
Hut, Harfe, Stall und Taubenhäuser;
Langt seinen Muscus*) auch hervor,
Salbt sich vom Zäh' bis an das Ohr,
Nun stinkt von fern' schon an der G'eck,
Man röche lieber Teufelsdreck.
Kein Seel' es solchem auch hat Dank,
Ob er auch gleich sich krum und krank
An dicken Büchern schreiben thut,
Darinnen er in frechem Muth,
Sich Welten pfuscht, gerad' als wär'
Ihm dies' nicht recht, die Gott der Herr,
Durch seiner Allmacht kräftgen Ruf
Zu Nutz und Freud' des Menschen schuf.
Da läßt der Thor die Nachtigal
Im Christmond schlag'n schon überall,
In Teutschland Zimmethaine stehn,
Und jed'n auf schieren Rosen gehn;
Da sind die Weibsen zart und fein,
Unschuldig wie die Engelein,
Sind sanft und mild nach Taubenart,
Wär'n gern mit ihrem Buhl'n gepaart.
Das ist denn aber ein Türkenschwein,
Bringt's Mädel in die Gruft hinein;
Und wird, wenn's mit ihr g'schehen ist,
Uff ihrem Grab' ein frommer Christ.
Wenn solcher Gauch doch schweigen thät,
Und durch ein ernstliches Gebet
Des Teufels Reizung solchen Tand
Zu geif'rn ins teutsche Vaterland,
Aus allen Kräften widerstünd',

*) Moschus; davon franz. muscadin: parfümduftender Stutzer. —

Er nicht fiel in solch' Schand und Sünd;
Gott's Werk und Regiment wie'n Narr,
Zu modeln nach seinem schwarzen Staar;
Dann wär' die Welt so wie sie ist,
Ihm gnug mit Wunder ausgerüst,
Die all' zu fassen und verstehn,
Und darnach Formen abzudrehn,
Erfordre größern Künstlerfleiß,
Als 'n noch so buntes Paradeis,
Das man aus Grillen sich formirt,
Und schön mit Narrenspossen ziert. --
Noch eins, bevor ich von euch scheid',
Muß ich euch sagen, lieben Leut'!
Ein jeder auf der Leier sein
Nur klimpern will Tag aus, Tag ein,
Nicht denkt, daß's menschliche Geschlecht
Auf ihn hat ein geheiligt Recht.

Ein jeder solle vor allem in Wissenschaften und Kenntnissen Fortschritte machen; nebenbei könne er dann immer noch.

Wann Zeit und Muth ihm dazu ist,
Die Leier nehmen von der Wand
Und spielen drauf mit froher Hand;
Nur muß er immer darauf sehn,
Daß wie Horaz ihn lehrt gar schön:
Er delektir' und frucht' zugleich.
Ein solches Beyspiel gab ich euch.
Erst flickt' und näht' ich meine Schu'
Dem Publiko: war ich in Ruh,
Und fühlte gar gewaltgen Drang,
Der mich, zu singen, mächtig zwang:
Alsdann sang ich aus voller Brust,
Macht' mir und andern eine Lust.
Wohlmeinend kam vom Himmelszelt
Ich her zu euch auf diese Welt;
Damit ihr künftig desto baß
Singt und nicht sud'lt so über die Maaß.
Jetzt kehr' ich in mein' Freud' zurück,
Und wünsch euch viel Verstand und Glück.

Q. D. B. V.

Es folge nun v. Schäwen's (Bl. 1781, pg. 20—21):

„Bitte an die Empfindungen.

Empfindungen! ihr sollt die Menschheit ehren,
Und jedes Werk des Geistes wird durch euch
An Leben und an Anmuth reich.
Selbst des Verstandes hohe Lehren
Beseelt ihr, spitzt den Stachel schärfer zu,
Mit dem sie tief in unsern Busen kehren,
Und weckt den Geist aus der Unthätigkeit und Ruh.
Doch, wollt ihr eine Bitte mir gewähren:
So nehmt uns nicht, so wie in manchen Modeschriften,
Die männliche Beredsamkeit,
Die Geist und Herz erfreut,
Den Deutschen ehrt und den Geschmack des Britten weiht,
Und laßt uns nicht so oft in unsern Musenchören
Ein schales O! und Ach! nur hören,
Das, ohne Geist und Herz zu nähren,
In Labyrinthen von Empfindsamkeit
Die Unterhaltung täuscht und angewandte Zeit".

Daß v. Baczko's Roman „Müller, der Menschenverächter und seine fünf Töchter" (1788) als Protest gegen Empfindsamkeit sowohl als Sturm und Drang aufgefaßt werden kann, ist bereits oben pg. 295—296 ausgeführt.

Den Beschluß bildet Funck, welcher früher von Empfindelei selbst nicht ganz frei war — man lese z. B. sein (1788 nicht wieder aufgenommenes) Gedicht „Siegwart bey Mariannens Kreuze" (Bl. 1780, pg. 46—50) mit dem Beginn:

„Wankend steh ich hier an deiner Ruhestelle,
Wo du schlummerst und des Lohnes harrst,"

und zum Schluß:

„Ha! schon starrt mein Blut — Erbarmung! Gott! ich sinke
Marianne! Marianne! — zu dir hin" —,

dann aber in seinem Gedicht „Ein Traum" (Gedichte 1788, pg. 80—85) sich entschieden sowohl gegen die Empfindler als die Stürmer und Dränger wendet.

„Schon lag der Mitternächte Flor
auf dem entschlafnen Volke",

da hat der Dichter ein seltsames Traumgesicht:

„Ich sah die Oberwelt und sah
hart die Natur in Ketten,
und keinen in Germania,
die Leidende zu retten:
sie lag, mit aufgelöstem Haar,
auf Lessings Aschenhügel.
Denn ihn, der einst ihr Schützer war,
birgt der Verwesung Hügel.“

Er sieht zuerst die „Afterpädagogen“ (womit er, laut Anmerkung, Campe, Salzmann etc. nicht meint), welche viel „von deutscher Kraft der Knaben“ schwatzen und „ohne Ziererey am Quell der Kunst sie laben“ wollen, aber das Bild der Natur in Carricatur verzerren. Er sieht dann das „Volk der Kraftgenies“, „ein gräßlich Heer, es spielt' mit Donnerwettern“:

„ihr Selbstgespräch war Sturm und Drang
und Schnellkraft und Empfindung,
wie Meereswogen tönt ihr Gang
bis an Avernus Mündung.

— — — — — — —

sie stürmten auf mit wildem Flug,
so, wie die Stymphaliden.*)
und ach! mit ihrem Flammenzug
verscheuchten sie den Frieden.
Die deutsche Sprache treu und gut,
erhöhten sie auf Stelzen,
und wandelten mit Gift und Blut
in traurigen Gehölzen;
man hörte nur von Kraft und Drang,
und sah auf Deutschlands Fluren,
in Trauerspielen und Gesang
colossische Figuren.“

Hierauf wendet er seine Blicke den Dichtern der andern Richtung zu:

*) Große Raubvögel, die beim See und Fluß Stymphalus in Arkadien ihren Sitz hatten, bis Herkules sie verjagte. Vergl. Gg. Aug. v. Breitenbauch, Geschichte von Arkadien (Frankfurt a. M., 1791). — Avernus: See in Unter-Italien, wo sich nach der Röm. Götterlehre ein Eingang zur Unterwelt befand.

„Bey ihnen lebt im Rosenduft
ein sanftes leichtes Völkchen,
sie gukten bei des Lenzes Luft
in jedes Silberwölkchen,
sie konnten bei der Sonne Stich
und bey der Milbe weinen.
und riefen Mond und Stern zu sich,
sie heller zu bescheinen.

Sie tändelten mit Hayn und Fluß,
mit Himmel und mit Erde,
und schufen, um der Nymphen Kuß,
sich neue Musenpferde;
sie suchten keck durch Minnesang
und quakelnde Romane
bei Mondes- und bey Sternenklang.
des Ruhmes neue Bahne.
Sie badeten in Rebensaft
und unter Blumenketten;
ihr Blick sah Schmetterlinge, schafft
sie schnell zu Amoretten“ etc.

Jetzt zeigen sich ihm die Kritiker und die Journalisten — doch

„Es schwebt ein Richter dieser Bruth
schnell vom Olymp hernieder,“

der diese Plagegeister alle verbannt. Da erwacht er und sieht leider

„noch die Natur in Ketten,
und keinen in Germania,
die Leidende zu retten.
Wie lange soll die Erde nur
Erlösung sich blos träumen;
wie lange, Retter der Natur!
wie lange willst du säumen?“

Nun, der oder vielmehr die Retter waren zu der Zeit schon erstanden. Goethe, durch dessen Werther die damalige Empfindsamkeit am meisten genährt und gesteigert war, und Schiller, dessen im Banne der Begeisterung für Rousseau geschriebene Räuber ein Cabinetsstück leidenschaftlichen Sturmes und Dranges bilden, — in Beiden vollzog sich gerade damals der vollständige Bruch mit der Sturm- und Drang-Periode und

der phantastischen Überschwänglichkeit und empfindelnden Schönseligkeit, und beiden war es dann beschieden, in unvergänglichen Werken neue, ewig maaßgebende Bahnen zu weisen.

III. Die Periode von 1790–1800; Wirken der Königl. Deutschen Gesellschaft.

A. Auswärtige Dichter.

Im Gegensatz zu der bisher behandelten Zeit, als deren Devise man Ostpreußen für die Ostpreußen bezeichnen kann, macht sich im letzten Decennium des 18. Jahrhunderts in Königsberg ein starkes Hervortreten fremder Elemente bemerkbar, begünstigt durch die seit ihrer Neubelebung sehr rührige Deutsche Gesellschaft unter dem Präsidium des aus Jauer in Schlesien stammenden George Ernst Sigismund Hennig (cf. seine Biographie von Johs. Sembritzki in den „Oberl. Geschichtsblättern“ IV, 1902, pg. 110–116) und der Direction des am 17. October 1762 zu Breslau in Schlesien geborenen Prof. Samuel Gottlieb Wald; ihr schloß sich auch die 1787 wiederbegründete „Freie Gesellschaft“ nach einjährigem Bestehen an, die unter ihren 12 Mitgliedern 7 Schlesier und nur einen Ostpreußen zählte. Bereits die „Preußische Monatsschrift“ hatte einige nichtpreußische Mitarbeiter; mehr noch war dies der Fall bei dem „Preußischen Archiv“, welches 1790—98 in neun Jahrgängen von der Deutschen Gesellschaft herausgegeben wurde, und bei der von zweien ihrer Mitglieder in's Leben gerufenen

„Preußischen Blumenlese für das Jahr 1793. Ein Neujahrsgeschenk für unsre Mitbürger herausgegeben von Funk und Gerber“, Königsberg, in der Hartungschen Buchhandlung (2 Bl. 292 pg. 4 Bl. Register) Kl. 8⁰ (laut Signatur; der Beschaffenheit nach — 10 ctm. Höhe, 7 ctm. Breite — 12⁰). Das Titelkupfer (A. Clar inv. et sc.) mit der Unterschrift „Pregolla stürzt sich in den Fluß und giebt ihm den Namen Pregel“ gehört zu Gerber's „Samo und Pregolla, Eine vaterländ. Sage“,

pg. 175 f.; außerdem enthält das Buch vier Musikbeilagen (von Orchester-Director Mühle, dem Musiklehrer des Colleg. Frid. Franz und einem anonymen S — r.). Der Druck ist Fractur. Bereits unter dem 1. August 1790 hatten die Herausgeber auf dem Umschlag des Augusthefts des Preuß. Archivs ihre Absicht bekannt gemacht und um Beiträge gebeten; jedoch erst Ende 1792 war das Buch fertig. In der kurzen Vorrede erklären die Herausgeber ihre Absicht, auch für das künftige Jahr eine Blumenlese zu veranstalten und daß sie darin „jede sich empfehlende Blume, sie sey auf Preußens oder anderm deutschen Boden gesproßt," willig aufnehmen würden. Doch hierzu kam es nicht. Die Blumenlese enthält 92 Gedichte von 29 Verfassern, worunter die unenträthselten Anonymen: —a—; Agnes von —; L—l—l; M—r; R— —; Sch.; X. — Im Preuß. Archiv ist ganz anonym eine „Ode an den Geist Weckhrlins" (1795, pg. 433—435) mit dem Beginn:

„Wo du auch bist, uns viel zu frühe
entrückter Geist!" etc.

und „Väterliche Segnungen" (1790, pg. 161—164), wobei es heißt: der Verf. dieses Epithalams sei ein Geschäftsmann (also Beamter) von seltenem Verdienst; von W. „Übersezzung des 46. Psalms" (1795, pg. 760—763); von *** ein „Genethliacon" (1797, pg. 3—6).

In den genannten drei Publikationen finden wir nun folgende nicht aus Ostpreußen gebürtige und auch nicht darin verbliebene, sondern nur damals auf kürzere oder längere Zeit aufhaltsame, auch zwei zu jener Zeit bereits verstorbene, Dichter:

Erhardt, Eberhard Friedrich, geb. 25. October 1766 zu Calw in Württemberg, als Sohn des Stadtschreibers Joh. Friedr. Erhardt, eines studirten Juristen, genoß unter Conz eine sehr gute Erziehung, ließ sich aber nach in jugendlichem Leichtsinn begangenen Thorheiten anwerben und kam als Musketier nach Königsberg. Hier wurde er in seinen Freistunden Abschreiber bei v. Baczko, der ihm den Abschied vom Militär erwirkte (v. Baczko, Leben II, pg. 35—37). Er studirte nun Theologie, wurde als Candidat Lehrer am Colleg. Frid., dann Hauslehrer

in Prökuls bei Memel, von wo aus er schon im August 1789 eine Sammlung seiner Gedichte auf Pränumeration herausgeben wollte (Preuß. Mschrft. II, pg. 447—448), 1790 in Jurgaitschen (Kreis Darkehmen), ging October 1792 nach Livland als Hauslehrer, wurde 1795 Prediger der luther. Gemeinde in Pleskow (Gouvernement Nowgorod), verheirathete sich, starb aber schon 1797, wie v. Baczko schreibt, auf eine sehr traurige Weise. Vergl. Goedeke-Goetze VII, pg. 489.

Von ihm stehen 1. in der Preuß. Monatsschrift neun Gedichte, 2. in der Blumenlese für 1793 sieben und 3. im Preuß. Archiv 1790, 92, 94, 95, 98 anscheinend neun Gedichte, in Wirklichkeit aber nur sieben, da zwei sowohl 1794 als 1798 abgedruckt sind. Das letzte, 1798 pg. 617 aufgenommene, als man von seinem Tode in Königsberg noch nichts wußte, „Der Nebel“ betitelt, beginnt:

„Dichter Nebel birget des Himmels Leuchten
und verhüllt dem Wandelnden seine Pfade;
ängstlich stutzt das muthige treue Ross bei jeglichem Fußtritt.
Wo er ist, erspähet des Pilgers Auge,
was noch kommen werde, verhüllt ihm Dunkel;
Ist es anders mit dieses Lebens Reise? Weise der Erde!“

Fromm, Joh. Sam., gewesener Conrector und zweiter Professor am Gymnasium zu Elbing. Pr. Arch. 1794, pg. 562—92, 869—72.

„Horazens neunte Ode des ersten Buches:

An Thaliarch.

Du siehst, wie jetzt der weiße Sorakte schon
in tiefem Schnee steht; unter der Last der Kampf
der Bäume gar erliegt, und schnelle
Flusse von schneidender Kälte starren.

Den Frost zu mildern, spar' im Kamin kein Holz,
und gieße, seit vier Jahren gehegten Wein,
O! Thaliarch, im größern Maaße
aus der sabinischen irdnen Krucke.“ etc.

Gomperz, Leon. Gedicht Prß. Mschrft. III. pg. 65—69. Sieh L. Neubaur, Leon Gomperz, in Altprß. Mschrft. XXXII (1895) pg. 457—458, sowie Goedeke-Goetze IV, pg. 167.

Grüner, Christoph Sigismund, Schauspieler, sieh Goedeke-Goetze V, pg. 396 und 506.

Ein Gedicht „Lenz-Gefühle“ in Blumenlese 1793; im Prß. Archiv 1795, pg. 438–458 und 513–527 „Natur und Kunst! in Beziehung auf die Schaubühne! — ein raisonnirendes Fragment“.

Hoffmann, Joh. Gottfried, geb. zu Breslau 19. Juli 1765, studirte in Kgsbg., wurde 1787 Magister der Philosophie, 1788 als Candidat Hauslehrer in Memel, 1790 Erster Lehrer der Mathematik, Physik, Arithmetik, Geschichte, Statistik, des deutschen Styls und der ersten Real-Classe am Colleg. Frid. (laut Notiz im Prß. Archiv), 1792 Disponent bei der Administration der Mühlenwerke zu Pinnau bei Wehlau, 1798 wieder Lehrer am Colleg. Frid., 1803 Bau-Assessor bei der Kgsbgr. Kammer, 1807 Prof. der Philosophie und Cameralwissenschaften zu Kgsbg., 1808 Staatsrath in Berlin, auch seit 1810 Prof. und Dir. des statist. Bureau's, 1816 Geh. Legationsrath im Ministerium des Auswärtigen, 1817 wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath und Mitglied des Staatsraths, seit 1832 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb 12. Novbr. 1847. Er veröffentlichte

1. in den „Schriften der Freien Gesellschaft zu Königsberg. Erster [sic] Heft. Elbing bey Hartmann, Heymann & Compag. 1788“ (38 Bl.) 8° ein Gedicht „Die Weisheit“ als Widmung an den Protector genannter Gesellschaft, Minister v. Knobloch, und einen Aufsatz „Über die Schwärmerei“.

2. in der „Preuß. Monatsschrift“ zwei Gedichte unter der Chiffre H. „Einsamkeit“ (1788, pg. 3—6) und „Die größte Seeligkeit“ (1789, pg. 1—2) und den schon erwähnten Aufsatz „Über die Schwärmerey“ (1789, pg. 318—343), verbessert und vermehrt.

3. in der Göttinger Poetischen Blumenlese aufs Jahr 1789 eine Hymne „Schmücket euch zu frohen Tänzen“, von der in der „Preuß. Mschrft.“ (1789, pg. 158—159) gesagt ist „Die achte und neunte Strophe (Beleidigung für sittsame Mädchen!) schob Hr. M. Bürger ein“.

4. im „Preuß. Archiv“ 1790 (pg. 83—93) ein Gedicht „Nachtfeier in Arkadien“, 1791 eine Rede über „Preußens

wohlthät. Einfluß auf den Geist seines Zeitalters" (pg. 68—76), 1793 drei Gedichte „Neujahrsepistel", „Bis hieher und nicht weiter", „Gleichheit", 1794 „Plus ultra!" und 1797 „Wieder glücklich!" — „Plus ultra" beginnt:

„Diese Sucht, den Strom der Zeit zu dämmen,
diese Wuth, die jeder Neuheit flucht".

5. in der Preuß. Blumenlese für 1793 ein Gedicht „Würdigung der Jugendfreuden".

6. Folgende Aufsätze in den „Annalen des Königreichs Preußen" II, 1793:

a) „Über die Radikal-Äcker" Quartal II pg. 111—125. (Gemeint sind die zu den Bürgerhäusern der alten Städte gehörigen Äcker im Bürgerfelde.)

b) „Einige Notitzen zur nähern Kenntniß der Immediatstadt Wehlau" pg. 24—27 in Quartal III.

c) ? „Vergleichung der Schöpfungsgeschichte 1. Mos. 2, 4 etc. C. 1, 1 mit der Erzählung des Diodors von Sizilien, B. 1. 7". Qu. IV, pg. 111—122. Nur mit „H." unterzeichnet.

7. einen Aufsatz in den „Jahrbüchern der preuß. Monarchie" 1798. III.

Kleine, Franz, zwei Gedichte in Bl. 1793.

Mnioch, Joh. Jakob, aus Elbing; sieh Goedeke-Goetze V, pg. 411—412. Im Preuß. Archiv 1794, pg. 525—537 ein poetischer „Sermon. Den guten Bürgern der Königl. Preußischen Stadt Danzig, am Geburtstage des Königes gewidmet vom hiesigen Militair. Danzig den 25. September 1793".

Ragotzky, Karl August, aus der Altmark; sieh Goedeke-Goetze VII, pg. 410—411. In der Bl. 1793 zwei Gedichte „Der Nachruhm" und „Das Familienstück".

Rinck, Friedrich Theodor, aus Pommern, studirte in Königsberg, wurde März 1789 Magister der Philosophie, ging dann Ende Mai auf Reisen, bei welcher Gelegenheit C. G. Bock ein Gedicht an ihn richtete (abgedruckt Bl. 1793, pg. 139—40),

wurde 1793 Dr. und Prof. der Philosophie in Königsberg, ging 1801 nach Danzig. Sieh Goedeke-Goetze VII, pg. 738 und IV, pg. 295. Von ihm

1. in der Preuß. Mschrft. I, pg. 321—333 Theokrit's erste Idylle in poetischer Übersetzung.

2. im Preuß. Archiv 1790, pg. 236—240 ebenso Theokrit's zwanzigste Idylle („Küssen wollt' ich Euniken, doch sie verlachte mich spöttisch").

3. in der Blumenlese 1793 pg. 248—259 ein Gedicht „Beim Sarge meines Freundes Franz von la Roche". Dieser war ein Sohn der Schriftstellerin Sophie Frau von la Roche (Goedeke-Goetze IV, pg. 215) und als Jagdjunker und Forstassessor in Darmstadt angestellt; Juli 1791 im 23. Lebensjahr starb er zu Offenbach.

v. Schlippenbach, Ulrich Heinrich Gustav, Freiherr, ein Kurländer, der 1790 in Königsberg studirte. Fruchtbarer, guter Dichter und Schriftsteller; sieh Goedeke—Goetze VII, pg. 477—479. Von ihm einige Gedichte in der Blumenlese 1793 und im Preuß. Archiv.

Schmaltz, Theodor, aus Hannover, seit 1789 Professor und seit 1796 zugleich Consistorialrath in Königsberg, ging 1801 nach Halle. Sieh Goedeke-Goetze V, pg. 259. Von ihm im Preuß. Archiv 1790 zwei Gedichte: „Die Familie":

> „Ein Vater hatte viele Kinder, die
> mit weiser Sorgfalt ihre Mutter von
> der ersten Kindheit an erzogen; und" etc.

und das oben bereits erwähnte Epigramm auf Jester. In Königsberg verfaßte er auch „Philoctet. Schauspiel nach Sophokles". Kgsbg. 1795. 8°.

Stägemann, Friedrich August, geb. 7. Novbr. 1763 zu Vierraden in der Uckermark als Sohn des Rectors und Predigers, studirte in Halle, seit 1784 in Kgsbg., 1786 Kammer-Referendar, 1787 Justizcommissarius und bald darauf Criminalrath, später Landschaftssyndikus, 1806 Geh. Finanzrath in Berlin, 1809 Geh. Staatsrath, sehr einflußreich, 1816 geadelt, starb 17. Decbr. 1840

Seine Biographie bei Franz Rühl, Briefe und Aktenstücke etc. I, pg. XVII–XXVIII, seine Schriften Goedeke-Goetze VII, pg. 846—847. Seine Frau Johanna Elisabeth, Tochter eines Kaufmanns Fischer zu Königsberg, hatte er 1796 nach ihrer Scheidung von dem Justizrathe Graun in Berlin geheirathet.

Von ihm in der Blumenlese 1793 ein Gedicht „An Rosaliens Vermählungs-Tage" (pg. 283—292) und fünf Epigramme, darunter pg. 155:

1. „An Lalage. Über eine Verspottung der litthauischen Mädchen in den Oeuvres posthumes des Königs.

> Du zürnst mit Recht; der Gott der Nation
> konnt' auch allwissend damals schon erzählen,
> daß sich die Königin von Paphos ihren Thron
> nach dreißig Jahren würd' in dieser Landschaft wählen".

2. (pg. 165) „An Rosalie. Bei Übersendung des Journals des Luxus und der Moden.

> Lies es — und lies es nicht! weil aus Paris und London
> Kein Luxus dir dein schönes Herz verdirbt,
> und keine Mod' in Hauben oder Blonden
> dir einen Reiz, den du nicht hast, erwirbt".

Unselt, Samuel Friedrich, Prediger in Danzig, geb. 1742, gest. 1. Mai 1790. Seine Biographie oder vielmehr Characterschilderung von Lengnich im Preuß. Archiv 1790 pg. 391—408, im Anschlusse pg. 408—411 ein Gedicht von ihm „Am Geburtstage meines Sohnes":

> „Sieh untern Teller, lieber Sohn,
> Ob da ein Liedchen liegt;
> Wer sucht, der find't — da hast du's schon,
> Nun lies es recht vergnügt!" etc.

In der Blumenlese 1793, pg. 197—199 „An Daphne".

Wendland, Christian Friedrich, seit 1788 Lehrer an der altstädtischen lateinischen Schule zu Thorn. In der Preuß. Mschrft. vier Epigramme I. pg. 241—42. II. pg. 83—84.

Wernich, Joh. Karl Gustav, aus der Neumark. Sieh Goedeke-Goetze V, pg. 397. In der Preuß. Mschrft. II, pg. 383 – 84 „Die Fässer. (Nach dem Französischen des Mallet.)"

B. Einheimische Dichter.

Diese allseitige rege Theilnahme am dichterischen Leben und das Aufgeben des isolirten Standpunctes, das Zusammenfließen mit der allgemein-deutschen Dichtung, wie es auch durch die Aufnahme von Goethe, Herder, Wieland, Franz Alexander v. Kleist, Kästner, Ramler, Engel und Iffland als Ehrenmitglieder, von Th. Kosegarten als ordentliches Mitglied bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums der Deutschen Gesellschaft, am 21. November 1793, gekennzeichnet wird, sind an sich sehr erfreulich, nur kann man eben in dieser Periode nicht mehr von einer ostpreußischen Dichtung, sondern blos von ostpreußischen Dichtern sprechen, deren keiner hervorragend genug war, um der Periode sein Siegel aufzudrücken, und die unten aufgeführt werden. Ihren Beschluß findet diese Periode um die Jahrhundertwende durch das Aufhören des „Preußischen Archivs" Ende 1798 und die andauernde Theilnahmlosigkeit an den Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft; die eingetretene Dämmerung wird erst wieder erhellt durch den leuchtenden Stern Max v. Schenkendorfs, mit dessen Auftreten eine Zeit beginnt, wo in der Poesie nach einer glücklichen Zeit sorgloser Ruhe des äußeren Daseins ganz neue, kräftige Accorde angeschlagen werden und wo das Volk, von harten Schicksalsschlägen gebeugt, doch nicht gebrochen, in einer so edlen Begeisterung emporflammt, wie es in der Geschichte des Vaterlandes einzig dasteht. — Auch in Deutschland war im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, bei dem zeitweiligen Schweigen der großen Dichterheroen, Nüchternheit und Mattigkeit auf dem Gebiete der Literatur bemerkbar geworden (sieh: Franz Horn, Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin und Stettin, 1812, I pg. 312 f.).

Die in dieser Periode zu den früher behandelten neu hinzutretenden ostpreußischen Dichter, an Zahl vierzehn, sind nun:

Cruse, Karl Wilhelm, geb. 25. September 1765 zu Königsberg, studirte Theologie, wurde 1788 Lehrer und Gouvernements-Secretär bei dem Gouverneur von Königsberg, Commandanten von Memel und Pillau, Reichsgrafen Victor Amadeus Henckel v. Donnersmarck, 1791 Secretär beim Herzoge Peter v. Kurland, 1794--99 Hauslehrer in Riga, dann Professor am Gymnasium zu Mitau und seit 1802 auch Prediger der dortigen Reformirten; er starb 3. April 1834. In Königsberg verfaßte er eine „Ode am 29. Juli 1790 von C." Kgsbg. (4 pg.) 8° und im Preuß. Archiv 1790, pg. 165—169: „An Venus, aus Lucret. de rerum natura I, 1—44", mit dem Beginn:

„Der Aeneaden Mutter, holde Venus,
Der Menschen Freude und der Götter Lust".

Euchel, Isaac (vulgo Itzig) Abraham, geboren zu Königsberg 1756 (so nach S. E. Blogg, Geschichte der hebräischen Litteratur und Sprache, Hannover 1826; 4°, während die Blumenlese 1793 und v. Baczko ihn Gottlieb nennen und letzterer ihn 1764 zu Kopenhagen geboren werden läßt), besuchte die Universität zu Königsberg, war Erzieher der Söhne des Kaufmanns Meyer Friedlaender, gründete mit diesem, dessen Brüdern Bernhard und Wulf, reichen und gebildeten, ansehnliche Sammlungen von Büchern und Kupferstichen besitzenden Männern, sowie mit einigen Freunden in Berlin und Breslau Ende 1782 zu Königsberg einen „Verein hebräischer Litteraturfreunde", dessen Organ, mit dem Zwecke, Bildung, Aufklärung und Belehrung unter den Juden zu verbreiten, die Zeitschrift „Meassef" (Der Sammler) war, welche unter Euchel's Redaction in hebräischer Sprache nebst deutscher Zugabe zu Königsberg und Berlin 1784—90 monatlich erschien (fortgesetzt Breslau 1794—97, Berlin, Altona, Dessau 1809—11), verlegte 1792 seinen Wohnsitz nach Berlin und starb dort im Juli 1804 (Blogg l. c. und Dr. H. Jolowicz, Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur

Sittengeschichte des preußischen Staates. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Posen 1867). Er verfaßte:

1. Gebete der hochdeutschen und polnischen Juden aus dem Hebräischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Isaac Abraham Euchel. Königsberg 1786 (1 Alphabet 8 Bogen) 8°. Auf Kosten des Verfassers.

Es ist dies eine Übersetzung der hebräischen Täglichen Gebete „Siddur". Blogg sagt, deß Euchel damit nicht so viel Beifall fand, als David Friedlaender (Goedeke-Goetze IV, pg. 164—165), weil nämlich dessen Buch „Gebete der Juden auf das ganze Jahr" zwar in deutscher Sprache, aber mit hebräischen Lettern gedruckt war, während beim Euchel'schen deutsche Lettern verwandt waren; dagegen sagt Jolowicz: „Sie fanden, wenngleich mit deutscher Schrift gedruckt, eine rasche, allgemeine Verbreitung und keinen Widerspruch seitens der Rabbiner" (pg. 101). Dieser Widerspruch läßt sich vereinigen, wenn man annimmt, daß Jolowicz mehr die höheren, gebildeten jüdischen Kreise jener Zeit, Blogg mehr die unteren im Auge hat. L. E. Borowski erwähnt das Buch in seiner Schrift „Moses Mendelssohns und Georg David Kypke Aufsätze über jüdische Gebete und Festfeiern aus archivalischen Akten herausgegeben von Ludwig Ernst Borowski, Prediger zu Königsberg. Ein Beitrag zur neuern Geschichte der Juden in Preußen, besonders in Beziehung auf ihre jetzt freiere Gebetsübung". Kgsbg., Hartung, 1791 (108 pg.) Kl. 8°, auf pg. 24 und nennt dabei Euchel einen „würdigen Gelehrten dieser Nation".

2. Moses Mendelssohns Biographie, zuerst gedruckt in Berlin im Jahre 5549 = 1789 mit einem „Schreiben des Verfassers an Joel Brill bei Übersendung dieser Schrift", unterzeichnet: „Geschrieben Berlin im 6. Monat des 5548. Jahres seit Erschaffung der Welt. Itzik Euchel". Neue Auflage Wien, gedruckt bey Georg Holzinger, k. k. privil. Buchdrucker 1814 (144 pg.) 8°.

3. in der Preußischen Blumenlese für 1793:

a) „Epistel an Madame Rebecca F— —r“ [Friedlaender], pg. 104—114, laut pg. 111 zu ihrem Namensfeste. Beginn:

„Wärst du die Dame,
der Etiquette
und Modewiz,
bei Toilette
und Sofa-Siz,
den Hof muß machen“; etc.

b) „Salomo der Weise“, pg. 247.

c) „Vorzug des Todes. Nach dem Hebräischen“, pg. 242. Lautet:

„Ja der Tod der muß den Vorzug vor dem Leben haben,
im Leben liegt der Geist, im Tod der Körper nur begraben“.

Gerber, August Samuel, nach Rhesa's Presbyterologie „geboren 1765 den 3. August zu St. Michael nahe bei Danzig wo sein Vater Prediger war, studirte in Königsberg, wurde 1789 Mitglied der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1790 dritter Lehrer der lateinischen Sprache am Collegio Fridericiano und im Herbst desselben Jahres zweiter Nachmittags-Prediger daselbst. Im Jahre 1794 ward er zum Oberlehrer daselbst, und den 10. März desselben Jahres zum Secretair bei der Ostpreußischen geistlichen Examinations-Commission und unterm 28. October desselben Jahres zum Subinspector des gelehrten Schullehrer-Seminars am Collegio Fridericiano ernannt. Im Jahre 1797 den 16. Nov. erhielt er den Ruf zum Pfarramte in St. Lorenz [Kreis Fischhausen], wurde 1798 den 12. Jan. ordinirt und den 25. März daselbst introducirt. — Im J. 1814 ging er als Pfarrer nach Wargen [ebenfalls Kreis Fischhausen], ward eingeführt den 8. August 1814 und starb den 27. April 1821, 56 Jahre alt“ (pg. 52, 165). Am 13. Juni 1798 hatte er die jüngste Tochter des Consistorialraths, Professor Dr. Gräf geheirathet (Prß. Archiv 1798, pg. 486). In dem Buche des Danzigers Karl Feyerabend „Kosmopolitische Wanderungen durch Preußen, Liefland, Kurland . . . in den Jahren 1795—1798.

In Briefen an einen Freund. Germanien 1798—1803 (4 Bde. 8°) steht (II, pg. 223) folgendes Urtheil über Gerber: „als Dichter einigermaßen ausgezeichnet, sonst aber ein aufgeblasener, hochmüthiger Mensch, der alle neben sich verachtet, welche weniger Glück haben, als er, von allen Auszeichnung verlangt, und in Rücksicht seines Characters und seiner Gelehrsamkeit nicht einmal diejenige ganz verdient, welche ihm zu Theil wird". Dieses Buch ist aber zum Theil abgeschrieben, zum andern Theil oberflächlich und unzuverlässig, also nur mit Mißtrauen und Vorsicht zu benutzen.

Gerber veröffentlichte:

1. im „Preuß. Archiv" (in allen Jahrgängen, den letzten von 1798 ausgenommen) 29 poetische und prosaische Arbeiten, unter denen hervorzuheben sind:

a) „Geschichte der Vierbrüder Säule in Caporn. Eine Ballade". 1790, pg. 298—311.

b) „Der Abt Arsen. Eine Legende". 1790, pg. 365—372.

> „Es war die Sommernacht so reizend schön.
> Am ganzen Himmel kein Gewölk, und sanft
> Hob hinterm Berge sich der Mond empor".

c) „Die beiden Alten". 1790, pg. 493—500.

> „Du weinest Mütterchen! bei Gott es ist
> Mir jede Thräne Dolchstich in mein Herz".

d) „Virgils erste Ecloge metrisch übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen". 1791, pg. 133—143 prosaische Einleitung. 143—151 Übersetzung. 211—231 Anmerkungen. Beginn der Übers.:

> „Tityrus unter dem Obdach der weitumschattenden Buche".

e) „Wilhelm Nachts auf seinem künftigen Grabe". 1791, pg. 261—264.

f) „Henzi der Senne und Gritli. Ein Schweizergemählde in vier Gesängen". 1792. pg. 217—234, 277—295, 409—426, 477—498.

„Vom platten Lande Belgiens entwich
Der Schweizer Henzi seiner Heimath zu.
Das ungeheure flache Wiesenland
War dennoch nicht allein die Ursach, die“ etc.

g) „Proben aus meinem Libro Tristium. Versuch in Sonnetten“. 1792, pg. 357—361; 1793, pg. 575—578. Acht Sonette.

h) „Über die Frage: Können die Französischen Maximen in gutorganisirten monarchischen Staaten gebilligt werden? Eine Rede am Krönungsfeste“. 1794, pg. 88—110.

i) „Fragmente aus einer noch ungedrukten mahlerischen Beschreibung einer Reise durch einen Theil von Ostpreußen“ 1794, pg. 385—404. Neun Abschnitte in Prosa mit acht eingestreuten poetischen Stücken.

k) „Mahlerische Beschreibung einer Reise in das Galtgarbische Gebürge“ 1794, pg. 601—610, 833—860. Prosa mit 12 eingestreuten poetischen Stücken. Galtgarben: Berg im Kreise Fischhausen, die bedeutendste Erhebung des Samlandes, geschmückt mit einem eisernen Kreuze als Denkmal der Befreiungskämpfe, errichtet 1818 in Folge der Bemühungen Scheffner's, der dort auch 1820 bestattet wurde.

Beginn: „Die weiten freien Aussichten in eine lachende bevölkerte Gegend verengten um unsern Horizont sich allmählig. Gebüsche, und einzeln stehende Birken, drängten sich um uns herum; izt bildeten sie romantische Gruppen, und verlohren sich endlich in die Nacht des vor uns liegenden Waldes, der über das Gebürge sich hinzog. Ein tiefer Hohlweg nahm in sein heiliges Dunkel uns auf. Hangende Birken wölbten über unserm Haupt ein Laubdach, auf dessen Spitzen der Abendsonne Schimmer sich wiegte. Plözlich wandte der Wagen sich, und versezte uns in ein reizendes Thal, das zu beiden Seiten des Weges sich öfnete. Rechts eine undurchdringliche Nacht, in der der einsam sich hinschlängelnde Fußsteig mit seinem weißen Sande eine Strekke lang blendend abstach, dann aber mit grüner dämmernder Farbe in des Haines heiligem Dunkel verschwand; links eine freiere Zusammenstellung mancherley Formen und Abschattungen, bey denen die Natur der Kühnheit eines englischen Gärtners nachgeahmt zu haben schien, ohne jedoch

seines Aberwizes sich schuldig zu machen. Unsre bisherigen lauten Aeußerungen über den Reiz der Gegend verlohren sich in stilles Anschauen, unsere Blikke schwammen in gerührter Bewunderung, und kaum lösten die überströmenden Gefühle des Herzens in ein leises „o wie schön!" sich auf".

l) „Jägeridyllen". 1795. pg. 559—574.
I. Anamene. II. Mykale.

m) „Preußen, eine Vision". 1796. pg. 65—85.

„Einsam saß ich und sann, und dachte den großen Gedanken,
Vaterland: sinnig den Blick hin auf die Erde gesenkt".

n) „Ovids Elegie auf seinen Geburtstag". 1797. pg. 269 271. Ov. Trist. Lib. III Eleg. 13.

„Meine Hoffnung fürchterlich zu stören".

2. in der Blumenlese für 1793, deren Mitherausgeber er war, sieben Gedichte, worunter:

a) „Bernsteinfischerlied", pg. 159—161, componirt von Franz.
b) „Samo und Pregolla. Eine vaterländische Sage". pg. 175 —176 mit (Titel)Kupfer.
c) „Deiphobe. Eine nach dem Ovidius Naso travestirte Romanze". pg. 221—238. In Blumauer's Art.

3. „Das Glük Preußens unter Friedrich Wilhelm II. eine Rede am Geburtstage Sr. Majestät des Königes 1790 den 25. September gehalten in der Versammlung der Königl. Deutschen Gesellschaft" (Kgsbg., Hartung. 8⁰).

4. „Über die Verdienste Friedrich Wilhelm des Zweiten um die Aufrechterhaltung und Beförderung der Religion in seinen Staaten. Eine Rede am Geburtstage Sr. Majestät des Königs 1794 den 25. September gehalten" (Kgsbg., 2 Bogen 8⁰).

5. „Novellen von Doro Caro". Breslau, W. G. Korn. 1775. Kl. 8⁰ Druck-Antiqua.

Inhalt: 1. Der Franzose in Bagdad. 2. Die Reise nach Spanien. 3. Wahrnehmung am Morgen.

Eine zweite unveränderte, aber mit einem niedlichen Titelkupfer vermehrte Ausgabe erschien Michaelis 1796 mit der Jahreszahl 1797 und dazu als Fortsetzung

6. Novellen von Doro Caro. Zweites Bändchen, Breslau und Leipzig bei Korn d. j. 1797 (239 pg.) 8⁰ mit Titelkpfr.

Inhalt: 1. Das Intelligenzblatt. 2. Der Dalecarlier. 3. Die Mission in Tranquebar.

7. Geographia veteris imperii Romani. Scripsit in usum studiosae juventutis Aug. Sam. Gerber. Kgsbg., Hartung, 1796 (86 pg.) Gr. 8⁰.

8. Rede über die Verdienste Friedrich Wilhelm II. um das Schulwesen. In: Annalen des Preuß. Kirchen- und Schulwesens. Berlin, 1796, Stück 2.

9. Neue Novellen. Breslau 1803. 8⁰. Goedeke-Goetze VI, pg. 381. Mit 1 Kpfr.

10. „Christian Täge's, ehemal. Russischen Feldpredigers, Lebensgeschichte. Nach dessen eigenen Aufsätzen bearbeitet und herausgegeben vom Verfasser der Novellen von Doro Caro. Mit dem wohlgetroffenen Portrait dieses merkwürdigen Mannes. Kgsbg., in Commission bei Goebbels und Unzer, 1804 (XVI, 336 pg.) 8⁰. Die Vorrede ist datirt: St. Lorenz, den 16. März 1804.

Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur damaligen Geistes- und Culturgeschichte der Provinz.

11. Mährchen und Erzählungen für Kinder und junge Leute, Riga 1809, und

12. Ovid's Schicksale während seiner Verbannung, Riga 1809. Goedeke-Goetze VII, pg. 381.

13. „Gemeinnützige Anzeige. Etwas über die neue Erfindung, Syrup und Zucker aus Stärke-Mehl zu bereiten, nebst einer Bitte an Preußens verdienstvolle Chemiker und geschickte Künstler". Amtsblatt der Königsberger Regierung 1813, No. 20 v. 14. April, pg. 168—171, 4⁰.

Die Künstler möchten ein Gefaß zur Selbstbereitung des Zuckerbedarfs im Hause construiren und die Chemiker eine leichte Verfahrungsart dazu angeben.

14. „Gratulation zur Bischofswürde" an Borowski 1816, Kgsbg. 8⁰.

15. „Die Gespensterstunde. Die schwarze Frau im Walde. Das Toccadeglio. Drei Novellen von Gerber, genannt Doro Caro. Leipzig, C. H. F. Hartmann. 1819 (VIII, 376 pg.) 8⁰, und Neue wohlfeilere Ausgabe 1822.

In der Widmung: „Johannen Zander, Der höchstachtungswerthen Wittwe meines würdigen Vorgängers mit Liebe und Dankbarkeit“ sagt Gerber: „Was Sie in den letzten vier Jahren meiner Familie gewesen sind, das, Edle Frau! wissen wir und unsere Umgebungen gewiß besser als Sie Selbst. Mein Begräbnißplatz ist abgesteckt, gerade über dem Ihres lieben Gemahles. Wenn Sie, die Sie menschlicher Vermuthung nach mich überleben müssen, einst durch beyde Gräber hindurch gehn: so sprechen Sie: Hier ruhen zwey Freunde von mir, die mir werth waren“. Die Widmung ist datirt Wargen 1818, den 27. November; Gerber muß also damals schon an einer Krankheit gelitten haben, die ihn seinen baldigen Tod vorhersehen ließ. Sein Vorgänger Joh. Zander war 30. März 1814 im Alter von 64 Jahren gestorben.

Haberland, Georg Karl, Buchdrucker in Königsberg, gestorben 27. Febr. 1835, 67 Jahre alt. Nach Goedeke-Goetze VII, pg. 416 verfaßte er „Gegenstände der Phantasie. Mit einigen Melodien fürs Klavier begleitet. Erste Sammlung“. Kgsbg. 1800. 8⁰. Ich habe dieses Buch nicht auffinden können. In der A. Krause'schen „Preußischen Blumenlese auf das Jahr 1811“ (Kgsbg., bei G. K. Haberland) stehen von ihm 4 Gedichte, in der von ihm selber für 1813 herausgegebenen eine Erzählung „Die beiden Freunde“, „Reflexionen“ (sieben Aphorismen in Prosa), 6 Gedichte und 9 kleine Epigramme, in denen allen sich ein mäßiges Talent offenbart.

Hamann, Joh. Michael, Sohn des großen Joh. Georg Hamann, geb. zu Königsberg 27. Septbr. 1769, um 1790 Hofmeister beim Grafen Keyserling zu Blieden in Kurland, dann an der Altstädtischen Schule zu Königsberg Conrector, Rector und Gymnasial-Director, gestorben 12. December 1813.

Er verfaßte in dieser Periode:

1. „Poetische Versuche von Johann Michael Hamann. Libau, bei Joh. Dan. Friedrich 1791“ (6 Bl. 164 pg.) Gr. 8⁰, gedruckt in Berlin bei Joh. Georg Langhoff.

Sie sind eben kleine jugendliche Versuche, 101 an der Zahl, öfters verfehlt und unglücklich im Ausdruck, wie pg. 49 „Ich hör's mit leiser Stimme Stets: Christel! Christel! schreyn"; pg. 100:

„Lycidas. Holde Delia, laß mich, laß
Mich zerlodern in dir . . . "

pg. 152:

„Wie kömmt's mein Sohn, erwiedert' er, daß von
Den Menschen nicht ein jeder Wohlgeruch
Zum Himmel schickt, durch edle, gute That?"

Es scheint fast, als seien die Gedichte auf Betreiben und vielleicht Kosten der gräflich Keyserlingschen Familie gedruckt, da vier Gedichte „An die kleine Gräfin Lina K — g" gerichtet sind: Juli 1790; als sie „beynahe gefallen wäre," Juli 1790; August 1790; „Zum neuen Jahre", December 1790. Zwei kleine Gedichte (pg. 137 und 140) sind nach und aus Catull; eins, „Der gesegnete Mann" (pg. 25—26), mit dem Beginn:

„Wohl dem Manne, spät und früh
Dessen stilles Herz sich nie
Ueberirdisch Glück erträumt
Und von wilden Wünschen schäumt"

ist in das „Vollständige Gesangbuch für Freimaurer" 1813 pg. 361 unter Nr. 37 aufgenommen.

2. „Blätter des Gefühls und der Erinnerung von Johann Michael Hamann. Nebst zwölf Melodieen von Christian Kanter." Königsberg, Friedrich Nicolovius, 1799 (VI, 106 pg.) Kl. 8°, in sehr kleinem Petit gedruckt. Nicht nur das Titelblatt enthält ein Motto aus Virgil, sondern auch auf dem nächsten Blatte stehen vier Sinnsprüche aus Jean Paul, Meyer und A. Hennigs. Die Zahl der Gedichte beträgt 65; sie stehen nach Form und Inhalt in einem auffallenden und sehr erfreulichen Gegensatz zu denen von 1791. Erwähnung verdienen besonders:

a) „Antwort der Schäferin auf des Schäfers Liebeswerbung" (pg. 65—66), als Fortsetzung von Bürger's gleichnamigem Gedicht (Sämmtl. Schriften, Göttingen 1796, I, pg. 262—263) verfaßt. Hamann beginnt:

„Blieb' alles jung auf dieser Welt
Spräch' jeder Schäfer unverstellt:
Dann gnügte mir dein Zeitvertreib,
Ich zöge mit und wär' dein Weib.

Doch sieh! das bunte Heerdenthal,
Im Winter ist es nackt und kahl;
Kein Lämmchen hüpft im Balsamklee,
Vom Felsen stürzt geballter Schnee." etc.

b) „An Königin Luise" (pg. 24), c) „Auf den Einzug der Königin" (pg. 39), d) „Huldigungslied der Preußen" (pg. 45), e) „Auf die Wasserfarth der Königin aus dem Loyalschen Garten" (pg. 40—41). Sie sind sämmtlich bei Gelegenheit des Aufenthalts des königlichen Paares in Königsberg zur Huldigung 1798 abgefaßt und das letzte in dem Artikel von Johs. Sembritzki „Königin Luise in der ostpreußischen Poesie" in der Festnummer der „Hartungschen Zeitung" zur Domeinweihung im Septbr. 1907 wieder abgedruckt, sowie auch unter dem Titel „Serenade" in Lehmann's „Borussia" II (Marienwerder 1844) pg. 109, f) „Der Herbstabend" (pg. 76), g) „Die Wünsche" (pg. 80—81), h) „Die Wahrheit" (pg. 98—99) mit dem Beginn:

„Ich suche dich, O! wirst du nie gefunden?
Gleichst du dem Wolkenbild aus Trug und Luft gewunden,
Das einst Ixions Armen wich?
Fliehst du nur mich?"

i) „Der Abend" (pg. 21) mit den Schlußzeilen:

„Stillen Gemüthern, genügsamen, frohen
Blühet zu jeglicher Stunde das Glück."

Hennig, George Ernst Sigismund, geboren zu Jauer in Schlesien am 29. December 1748, bezog 1767 die Universität zu Königsberg, blieb seitdem in Ostpreußen und starb als Pfarrer im Loebenicht, Consistorialrath, D. und Prof. der Theologie, Präsident der Deutschen Gesellschaft am 23. September 1809.

Hennig, Abraham Ernst, geboren 12. November 1771 zu Tharau als Sohn des Vorigen, der damals dort Pfarrer war, gestorben als Director des Staatsarchivs zu Königsberg auf einer

Reise ins Bad am 23. Mai 1815 im Dorfe Zanzhausen bei Landsberg an der Warthe.

Ueber beide, Vater und Sohn, ist in der Arbeit von Johs. Sembritzki „Wedeke und Hennig, zwei Schriftsteller im Oberlande vor hundert Jahren" in den „Oberländischen Geschichtsblättern" IV, 1902, pg. 109—131 ausführliche Mittheilung gemacht; hier braucht also nur kurz erwähnt zu werden, daß Hennig sen. „Joseph in acht Gesängen" (Kgsbg. u. Lpzg. 1771; 3 Bl. 230 pg.), verfaßt, als er noch Pfarrer zu Tharau war, der Deutschen Gesellschaft gewidmet, ein biblich-episches Gedicht in Prosa; und im „Preuß. Archiv" fünf Gedichte veröffentlichte (cf. Goedeke-Goetze IV, pg. 113), und von Hennig jun. in genannter Zeitschrift von 1791—1797 incl. fünfzehn Gedichte stehen. „An die Freiheit der Neufranken", 1795, pg. 125—128, beginnt:

„Laß, o laß von deinem Grimme,
rase deine Laune aus;
dämpfe deine Mörderstimme,
schlupf' aus deinem Narrenhaus'!
Blutgefüllet sind die Spuren,
die dein Fuß mit Stampfen trat,
halb versenget traurt die Saat
deiner raubentweihten Fluren."

Kaatzky, Christian Friedrich, war 15. September 1739 zu Labiau als Sohn des Amts-Wachtmeisters Gottlieb Kaatzky und seiner Frau Euphrosine (laut Taufregister) geboren, besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, fand dann im Kneiphöfischen Pauperhause zu Königsberg Aufnahme, studirte unter den drückendsten Verhältnissen von 1757—1762, wurde 1763 Lehrer an der lateinischen Stadtschule zu Memel, ging 1765 an die Stadtschule zu Libau in Kurland, magistrirte 1769 zu Königsberg, wurde in Libau 1780 Conrector, 1785 Rector und starb dort am 21. Juni 1804. Seine Biographie steht in der Zeitschrift „Ruthenia" 1808, Decemberstück. Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu Kgsbg. war er seit Septbr. 1792.

Er verfaßte

1. „Gedichte“, Mitau 1791 (154 pg.) 8°. Goedeke-Goetze V, pg. 418.

2. im „Preuß. Archiv“ 1793—1798 siebzehn poetische und prosaische Arbeiten. Aus der Zahl der poetischen sind zu erwähnen:

a) „Ode auf den Tod Ludwigs des Sechszehnten“ 1793, pg. 273—276.

„Er ist geschehen. Sag' es, blutiger Tag,
Fernen Jahrhunderten! Er ist geschehen
Der Königsmord. Nicht ausgebrütet
Vom heißen Hirne des Trübsinns. Kältere Wuth
Ochlokratischen Wahnsinns zeugete ihn“ etc.

b) „Das Glück der Aufklärung, ein Bänkelsängerlied“ 1797, pg. 481—490. „Kommt, Christenmenschen, kommt herbei.“

c) „Der transscendente Schneider, eine Erzählung.“ 1798, pg. 423—25.

„Ein Schneider kam einst von der Wanderschaft“ und wollte seine Zunftgenossen „lehren nach Vernunftkategorie'n transscendentale Kleider machen.“ Die Herausgeber merken an: „Es ist leicht einzusehen, daß der Verf. dieses Gedichts seine Geißel eigentlich gegen diejenigen geschwungen hat, welche die Grundsäzze der kritischen Philosophie auf eine überspannte Art überall anbringen möchten.“

In Prosa sind bemerkenswerth die „Gespräche im Reiche der Lebendigen und der Todten“ 1793, 95, 96, 97 (Demokritus und Herschel; Apollonius von Tyana und Cagliostro; Philipp II und Lavater; Aristippus und Schröder; Albertus Magnus und Wieland; Pythagoras und Schlosser; Simon Stilites und Bahrdt; Cicero und Meiners), worin auf satyrische Weise Ereignisse, Richtungen, Sitten der Zeit besprochen werden.

Graf v. Klingsporn, Joh. (Hans) Julius Friedrich, Sohn des Preußischen Majors Christoph Friedrich Grafen von K. (gest. 5. Mai 1797) und seiner Gemahlin Maria Eleonora Luise v. Queiß aus dem Hause Wehlack (gest. 29. Septbr. 1810), wurde

1766 (alias 1763) geboren, begleitete 1792 einen Fürsten zur Römischen Kaiserwahl nach Frankfurt a. M., wurde Königl. Preuß. Kammerherr, sowie Kanonikus, am 18. Januar 1794 Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, durch den Tod des Vaters Erbherr von Groß-Baumgarten im Kreise Rastenburg (nach Goldbecks Topographie Adl. Gut mit Vorwerk, Waldhaus und Bauerndorf, 37 Feuerstellen), Mintwiese, Marienthal etc., heirathete 1798 ein Frln. v. Wulffen a. d. H. Wesselshöfen, verkaufte, nachdem diese Ehe geschieden war und seine gewesene Frau sich anderweit verheirathet hatte, den Besitz durch Contract vom 1./17. Februar 1801 an seine Mutter zurück, lebte später in Bromberg, heirathete 1804 eine bürgerliche Wittwe, hatte nur zwei Töchter. Er verfaßte

1. „Melancholien“ (61 pg.) Gr. 8⁰. Das Schriftchen war offenbar nur zum Verschenken bestimmt (das Exemplar der Deutschen Gesellschaft ist in schwarzen Atlas mit silbernen Randstreifen gebunden): denn es trägt auf dem Titelblatt nichts als das Wort MELANCHOLIEN, unten auf der letzten Seite den Vermerk „Königsberg, gedruckt bei Heinrich Degen“, und nur aus der kurzen Erwähnung im „Preuß. Archiv“ 1795, pg. 356, ersehen wir dies Jahr als Erscheinungsjahr. Das Papier ist starkes Schweizerpapier, die Lettern sind schöne Antiqua, die großen Buchstaben 4 mm, die kleinen 2 mm hoch.

Es sind melancholische Klagen um eine verlorene Geliebte, man kann sagen: Variationen über das Thema:

> Nessun maggior dolore
> Che ricordarsi del tempo felice
> Nella miseria!

„Du bist für mich nicht mehr . . Und doch gönne mir den süßen Trost: Dir zu klagen, Dir das bange Trauergefühl meines Herzens zu weihn. Nimm gütig diese Blätter hin, und wenn die Rükerinnerung verflossener Zeiten mir nur eine Thräne Deines himmlischen Auges erwirbt; o! so bin ich reichlich belohnt, und ein tröstlich Ahndungsgefühl sagt dann meiner Seele: „Du Theuerste! weihest bald solch eine Thräne meinem frühen

Grabe!" — „O! daß mein Herz nicht brach, als nun zum leztenmal für dies Leben mein Auge Dich sah!" — „den geschleiften Himmel zweier Liebenden! den Untreue und Falschheit verwüsteten — ruft nichts, nichts ins Leben wieder! — —". In einer Melancholie (pg. 48—51) beklagt er aber auch den frühen Tod eines Freundes in Ausdrücken, die heute nicht mehr als das genommen würden, was sie doch nur sein sollen: überschwengliche Ausdrücke der Herzensfreundschaft: „Wie süß war mir die Ruhe in Deinem Arm, wie vergaß ich an Deinem Busen jedes Grams" — „ich Dein Vertrauter, Du mir mein Alles" — „Geliebter". —

2. „Rede gehalten bei Gelegenheit der Huldigung Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. im Versammlungszimmer der K. Deutschen Gesellschaft am 6. des Junius 1798". Im „Preuß. Archiv" pg. 360—372.

3. „Geschichte Preußens". Königsberg, gedruckt bei Heinrich Degen, 1798 (4 Bl. 167 pg.) 8°. Der Name des Verfassers „F. von Klingsporn" nebst Datirung „Baumgarten, den 5. Juni 1798" steht unter der Widmung „Sr. Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm III. von Preußen". Das Buch behandelt nur die älteste Geschichte Ostpreußens vor Ankunft des Deutschen Ordens bis 1230. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

v. Polenz, Johann Carl Ernst Wilhelm, in Berlin geboren, aber einer ostpreuß. Familie angehörig, ist nach gütiger Auskunft des Kriegsministeriums im Juni 1788 in einem Alter von 14 Jahren bei dem damaligen Dragoner-Rgt. von Borstel, nachher von Brückner, Nr. 9, in Riesenburg in Westpreußen als Fahnenjunker eingestellt, wurde 28. Mai 1790 Fähnrich, 7. Decbr. 1792 Secondlieutenant, 8. Januar 1803 Premierlieutenant, 9. Juni 1806 Stabs-Capitain; am 7. August 1808 erhielt er als Capitain mit der Erlaubniß zum Tragen der Uniform den Abschied. Zuerst war er dann bei der Polizei in Königsberg angestellt (Schuster, Delbrück's Tagebücher III. pg. 225), später wurde er Landrath des Kreises Mohrungen und starb 2. Septbr. 1844 auf dem Gute Venedien bei genannter Stadt.

Im „Preuß. Archiv“ veröffentlichte er vier Gedichte:

a) „An die Preußen am Rhein!“ 1793 im Augustheft pg. 609—614.

> „O wandelt, theure Freunde, den Pfad des Ruhms,
> Die kühne Stirn mit eichenem Laub' umkränzt;
> Daß eurer nie besiegten Schaaren
> Thaten die richtende Nachwelt preise!“

b) „An Nina's Traumbild“. 1793, pg. 707—709.

c) „Anakreons 53. Gedicht (frei übersezt). Die Rose“. 1793, pg. 710—712.

> „Mit dem Blumenzeugenden Lenze
> Will seine Tochter die Rose
> In frohen Chören ich preisen.“ etc.

d) „Anakreons 34. Gedicht (Greis Anakreon an seine Geliebte)“. 1793, pg. 712. Es lautet:

> „Flieh mich nicht beim Anblik
> Meines grauen Scheitels,
> Weil dir noch der Blüthen
> Schöne Hore lächelt:
> Spott' nicht meiner Liebe.
> Sieh wie schön im Kranze
> Sich mit Rosen weiße
> Lilien vereinen“. —

Rhesa, Ludwig. Über seine Geburt und Jugend findet sich Unrichtiges angegeben. Joh. Aug. Ed. Oesterreich sagt in seinen „Nachrichten von den seit 1777 an den evang.-luth. Kirchen zu Königsberg in Preußen angestellten Predigern“ (Kgsbg. 1832) pg. 11: „Dr. Ludwig Jedemin Rhesa, zu Carwaiten bei Memel geboren den 5. Juni 1777, wurde, nach frühem Absterben seiner Eltern, von seinem Onkel, dem Pfarrer Wittich in Kaukehmen erzogen, besuchte dann die löbenichtsche Schule, studirte“ etc. Rhesa selbst aber sagt in der von ihm verfaßten, 1834 zu Kgsbg. erschienenen Presbyterologie: „Dr. Ludwig Rhesa ward 1777 am 9. Juni zu Carwaiten bei Memel geboren, studirte“ etc. Das Kirchenbuch aber besagt, daß Martin Ludwig Reehse als Sohn des Gastgebers und Strand-

bedienten Johann Reehse und seiner Ehefrau Catharine Charlotte geb. Schneider am 9. Januar 1776 geboren und am 14. Januar getauft ist. Der Taufname Ludwig Jedemin kommt nach Feststellung des Herrn Pfarrer Lotto zu Schwarzort im ganzen Taufregister nicht vor, und 1777 ist in Karwaiten überhaupt kein Rhesa oder Reehse geboren. Da nun Rhesa auf den Titeln seiner litauischen Werke, z. B. der Aesop-Übersetzung und der Dainos, „L. J. Rhesa“, niemals aber „M. L. Rhesa“ sich nennt, so ist nur anzunehmen, daß er aus Vorliebe für das Lithauerthum seinen Vornamen Martin eigenmächtig mit Jedemin vertauscht hat. Seine Mutter starb 14. October 1778, der Vater 4. Januar 1782. Der sechsjährige Knabe kam nun zu dem Präcentor Christian David Wittich, welcher 1780 die zwanzigjährige Tochter eines Bruders von Rhesa's Vater geheirathet hatte und damals in Plaschken, von 1783 bis 1796 in Kaukehmen als Präcentor amtirte, dann erst Pfarrer in Schwarzort, endlich in Kaukehmen wurde. Rhese hat also eine deutsche Erziehung, allerdings in lithauischer Umgebung, genossen; seine Vorliebe für das Lithauerthum ist wol der Romantik und Empfindsamkeit zuzuschreiben, worin er, wie seine Gedichte beweisen, als Jüngling schwelgte. — Er studirte in Königsberg Theologie und wurde im Jahre 1800 in Potsdam als Garnisonprediger an der Festungskirche zu Friedrichsburg-Königsberg ordinirt. Er erwarb die Doctorwürde, hielt Vorlesungen an der Universität und wurde 1810 außerordentlicher, 1818 ordentlicher Professor der Theologie, auch Director des lithauischen Seminars, 1829 Consistorialrath und Mitglied des Provinzial-Schul-Collegiums. Sein Amt als Garnisonprediger behielt er bis 1811, machte dann 1812—14 die Feldzüge in Rußland und Frankreich als Brigadeprediger mit und legte dies Amt nach der Rückkehr 1816 nieder (Rhesa, Presbyterologie pg. 9, 12). Sein Tod erfolgte am 30. August 1840; im Preuß. Prov. Kirchenblatt 1840, II. pg. 123—126, befindet sich sein Nekrolog.

Eine eingehendere Schilderung seiner schriftstellerischen Thätigkeit muß hier unterbleiben, da nur die ersten Anfänge

derselben noch in die hier behandelte Periode fallen. Im Jahre 1799 erschien nämlich folgendes Werkchen:

„Funfzehn [sic] Deutsche Lieder mit Begleitung des Klaviers von W. G. M. Jensen. Königsberg 1799. Auf eigne Kosten, und in Commission bei Goebbels und Unzer. Berlin, gedruckt bei Johann Friedrich Starcke (4 Bl. 22 pg.) Quer Folio. Darin befinden sich außer Liedern von Matthisson, Salis, Karl Reichard, Voss, R. und Ungenannten auch sechs von Rhesa:

a) „An das Wiesenblümchen" („Ich lieb dich kleines Blümchen, Weil du so einsam blühst")
b) „Das Mädchen an den kommenden May" („O komm im holden Lenze, o komm und schmücke mich").
c) „Trennung" („Laube, die mich labend kühlte").
d) „Der Kirchhof" („Hier schweigt die Frühlings-Sängerin, Hier klagt nur einsam Philomele").
e) „Der liebende Jüngling" („Wie glücklich, wer ein Mädchen liebt")
f) „Freude eines Mädchens auf den kommenden Frühling" („Ja, knospen erst die jungen Blüten").

Wilhelm Gottlieb Martin Jensen war später Musikdirector, Organist und angestellter Universitätslehrer in Generalbaß und Orgelspiel, Herausgeber eines sehr verbreiteten und guten Choralbuchs, und starb im Alter von 76 Jahren am 1. September 1842 in Folge äußerer Verletzung. Er ist auf dem reformirten Kirchhofe beerdigt. Mit Rhesa war er sehr befreundet; dieser widmete ihm in seiner „Prutena oder Preußische Volkslieder und andere vaterländische Dichtungen von L. Rhesa" (Kgsbg. 1809) auf pg. 130—131 ein Gedicht „An Wilhelm Jensen":

„Von den Göttern geliebt und edlen Menschen
Lebt Elysions Tage hier, mein Jensen,
Wer den Grazien Opfer weiht und Schönes
Füget zum Guten." etc.,

und 1813 thaten sich wieder Beide zusammen und veröffentlichten „Kriegs-Gesänge für das Ost-Preuß. National-Kavallerie-Regiment beim Ausmarsch aus Königsberg, den 3. Mai 1813 — von Rhesa

und Jensen. Königsberg, Degen, 1813 (4 pg.) Quer-Folio. Aus dem Inhalt der „Prutena" (die lithauischen Lieder sind schon oben unter Kreutzfeld erwähnt) verdienen hier wenigstens notirt zu werden: „Der Philosophengang bei Königsberg"; „An Simon Dach"; „Die Ruinen von Balga"; „Das versunkene Dorf"; „Elegie auf Immanuel Kant"; „An Hasse's Grabe"; „Epitaphisches Wort für J. C. Kraus".

Schmolck, Adolph Wilhelm. Im Februarheft des „Preuß. Archiv" 1795 ist auf dem hintern Umschlag zu lesen: „Herr Accise-Inspector Schmolck in Tilsit will seine Gedichte mit einigen Compositionen auf Pränumeration herausgeben. Es wird darauf Ein Rthlr. vorausbezahlt." Das Buch erschien unter dem Titel:

„Meine Erholungsstunden. Eine Sammlung von Gedichten. Mit Musik und Kupfern. Königsberg, in Commission bei Nicolovius. 1795" (XXXII, 160 pg.) 8⁰, mit 3 Kupfern und 18 Musikbeilagen, die ebenfalls Schmolck zum Urheber haben. Der Name des Verfassers ist nur aus der Widmung „Meinem theuren Vater dem Ober-Accise- und Zoll-Rath Schmolck zu Königsberg in Preußen" ersichtlich. In der Vorrede meint Sch. als Gelegenheits- und zu seiner Erholung und Unterhaltung geschriebene Gedichte „lägen diese Früchte meiner Muse ausser dem Kreise der strengeren Kritik", die sie auch nicht vertragen, durch ihren familienpietätvollen, patriotischen, moralischen und religiösen Sinn aber doch wohlthuend berühren. Zu erwähnen sind: „Zum Andenken Friedrich des Einzigen"; „Der Tod Jesu"; „An die Freigeister jeder Art"; „An die edle Verbindung der F — m — r", ähnlich wie Funk (sieh oben). Das Interesse für Ordensbündnisse und geheime Verbrüderungen, besonders für die Freimaurer, war eben damals in den gebildeten Kreisen ein sehr reges. Das Gedicht beginnt:

„Edelster Du von den Kreisen allen,
Die zu einem Zweck gewürkt vereint,
Der Du gern im Stillen Thränen troknest,
Die verschämt ein ärmrer Bruder weint."

und im vorletzten Vers sagt Sch.:

> „Nimm ihn hin den Schwur, von Deiner Fahne
> Zwar getrennt, doch zum erhabnen Ziel
> Deines Strebens treulich mitzuwirken“ etc.

Im Jahre 1810 erschien dann von ihm „Die Rechen-Kunst für beiderlei Geschlecht . . . Zwei Theile. Königsberg, 1810. Gedruckt bei Heinrich Degen“ (LXIV, 480 pg. 1 Bl.) 8⁰, mit Widmung an den Kronprinzen und einem Verzeichniß der „Erlauchten und respectiven Pränumeranten“, welches 50 enggedruckte Seiten füllt, so daß er in der Vorrede mit Recht für die so großmüthige Unterstützung in seiner „unglücklichen Lage“ danken konnte.

In den Jahren 1817—19 erschien zu Berlin eine Zeitschrift von A. W. Schmolck „Thee- und Kaffee-Zeitvertreib für Herren und Damen“ (mit Kupfern); da 1810 vom Juli bis Dezember in 27 Nummern ein Wochenblatt unter ganz gleichem Titel in Königsberg herauskam, könnte man auch hier Schmolck für den Verfasser halten. Weiteres über Schmolck's Lebensumstände ist mir nicht bekannt geworden.

Seligmann, Frau eines jüdischen Kaufmanns in Königsberg, verfaßte nach dem englischen „The old maid“ ein Theaterstück „Bestrafte Eitelkeit“, das 1795 in Königsberg mit Glück aufgeführt wurde (Hagen, Gesch. des Theaters in Preußen, 1852, pg. 454—455, Anm., nach dem Theater-Kalender für 1796, pg. 215).

Werthing, F. Ich halte diesen Namen für ein Pseudonym, unter dem sich ein Ostpreuße verbirgt. Es sind mir von ihm bekannt:

1. in Wieland's Teutschem Merkur (nach C. A. H. Burkhardt's Repertorium dazu, Weimar 1872):
   Poetische Episteln, 1784. Juli 22.
   Landulf, [Gedicht] „ „ 28.
2. in Schiller's Neuer Thalia 1792:
   Zwölf Sonette; im Dritten Stück.
   An Wilhelm O**; im Fünften Stück. (O = Opitz?)

3. in der Preußischen Blumenlese für 1793:

a) Die Ruhe (pg. 156—158). Beginn:

„Unsre Jahre entfliehn, plözlich, wie Schlummernden
Morgenträume entfliehn, weichen sie von uns weg;
wenig Sommer enteilen,
und der Wallenden keine Spur“.

b) Erinnerung (pg. 246—247).

„Hier saß ich manche gute Stunde,
saß, liebes Mädchen! saß bei dir.“

Gerber richtet im „Preuß. Archiv“ 1792 (pg. 360—361) ein Gedicht „An Werthing“:

„So hast du denn nach bang verlebten Tagen
Nun endlich doch den sichern Port erreicht“ etc. —

G. L. und J. G. S . . d in der „Preuß. Monatsschrift“ sind vielleicht auch Ostpreußen, blieben aber unenträthselt.

Nachträge.

v. Baczko. Von Nr. 15 und Nr. 18 seiner oben aufgezählten Schriften erschienen auch Ausgaben bei dem durch seine Ausgabe von Kant's physischer Geographie sattsam bekannten „Bürger“ Vollmer in Hamburg:

Hans v. Boysen 1803 in 2 Bdn. 8°.

Vitold, Großfürst v. Litthauen; Geisterroman vom Verf. des Hans v. Boysen 1804 in 2 Thln. 8°.

Brahl (zu pg. 305, Gedicht an J. M. Sch.). Nach einer Notiz bei Gildemeister Hamann II pg. 342 war Brahls Braut eine Schimmelpfennig.

Funck. Der Commercienrath Wilhelm Muttray aus Memel, geb. 1776, gest. 1839, besuchte in Königsberg die Schule und war während dieser Zeit bei Funck in Pension; confirmirt wurde er von Crichton. Von dem innigen Verhältnisse zwischen Funck's und ihm geben, außer Eintragungen in seinem Stammbuche, gedruckte Gedichte Kunde, welche Joh. Dan. Funck (so, nicht „Funk“, unterzeichnet er sich) und seine Frau Anna Catharina geb. Hempel dem jungen Muttray zu seiner Confirmation (1. Septbr. 1790) und seiner Hochzeit (27. Juli 1800) widmeten. Sie nennen sich darin „seine Pflege-Eltern“, und das Hochzeits-Carmen beginnt:

„Als einst in unsrer einsam stillen Hütte
Dich unser Herz aus deiner Eltern Hand empfing,
Und bald in unsres kleinen Kreises Mitte
Dein Herz an unserm Herzen hing:
Da wurdest du in deiner Jugendblüte
Durch deine sanfte Herzensgüte
uns ein geliebter theurer Sohn!
Und unser Seegen — sey als Mann dein Lohn".

Hirsch. Nach gütiger Mittheilung des Herrn Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Georg Erler in Münster, welcher die Matrikel der Universität Königsberg herausgiebt — ein Werk, das von der gelehrten Welt mit Spannung erwartet wird — ist Friedrich Gotthard Hirsch aus Popelken am 24. Septbr. 1779 inscribirt. Der verlangte Taufschein blieb aus.

Meden wurde nach gütiger Mittheilung des Herrn Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Erler am 8. März 1777 als Soldavia-Borussus zu Kgsbg. inscribirt. Laut nunmehr eingeholtem Taufschein ist er thatsächlich am 7. November 1759 (getauft 9. Novbr.) als Sohn des Stadtrichters Benjamin Meden zu Soldau geboren.

Mohr gab auch Ende 1782 oder Anfang 1783 einen beschreibenden Katalog des Commercienrath Saturgus'schen Kunst- und Naturalien-Cabinets heraus, worüber Arthur Warda in seinem Aufsatze „Aus dem Leben des Pfarrers Christian Friedrich Puttlich" in der Altpr. Mschrft. Bd. 42 (1905) pg. 256, Anm. 3, das Nähere mittheilt.

Scheffner. Zur Scheffner-Literatur ist nachzutragen, daß Scheffner's Briefe an **C. G. Bock** mitgetheilt sind in W. Dorow's „Krieg Litteratur Theater", Leipzig 1845. — (Zu pg. 326:) Auf Scheffner's Gedicht „Nach Lesung der Gleim-Güntherschen Correspondenz" verfertigte der Erzpriester Tim. Gisevius zu Lyck ein Gedicht „An Günther Bey Überreichung des Scheffnerschen Gedichts" mit dem Beginn: „Nein! nicht genug!" etc. Es ist in der Altpr. Mschrft., Bd. 39, 1902, pg. 206—207 mitgetheilt von R. Reicke, der dort pg. 197—210 die Gleim-Günthersche Correspondenz und mehreres darauf Bezügliche mittheilt.

Personen- und Sach-Register.

Über einige Anregungen zum Studium der Geschichte.

Festrede am 18. Januar 1908 gehalten

von **Franz Rühl.**

Alexander von Humboldt hat bekanntlich in einem vielbewunderten Kapitel seines Kosmos auch über die Anregungen zum Studium der Natur gehandelt. Er legt großes Gewicht auf solche Anregungen und mit Recht. Es hat ausgedehnte Zeiträume und hochkultivierte Völker gegeben, welche der reinen, nicht auf den Menschen bezogenen Natur nur sehr geringe Teilnahme entgegengebracht haben, und selbst heute, wo wir so oft von einem Zeitalter der Naturwissenschaften reden hören, gibt es auch unter den Gebildeten aller Nationen nicht wenige, deren Interesse an der Natur ein rein praktisches oder bestenfalls doch nur ein ästhetisches ist. Es liegt nicht in meiner Absicht, zu untersuchen, ob Ähnliches von allen Wissenschaften überhaupt gelte: für die Geschichte scheint es mir unbestreitbar zu sein. Die oft gehörte Behauptung, die Geschichte sei immer und überall beliebt gewesen, beruht fraglos auf einem Irrtum. Der Unterschied hinsichtlich des historischen Sinnes in verschiedenen Gegenden und bei verschiedenen Völkern oder Volksstämmen ist geradezu auffallend; an manchen Orten — selbst auf altem Kulturboden — herrscht das Interesse an der lebendigen Gegenwart so vollständig vor, daß schon für die eigene, geschweige denn für die fremde Vergangenheit so gut wie nichts übrig bleibt; und es hat allezeit Menschen gegeben, und darunter auch philosophisch gerichtete Köpfe, hervorragende Dichter und sogar praktische Politiker, denen die Geschichte so gut wie völlig gleichgültig gewesen ist. Es mag daher heute, als an einem eminent historischen Tage, nicht

unangemessen erscheinen, wenigstens einige von den Dingen zu erörtern, welche die Menschen zur Beschäftigung mit der Geschichte anzutreiben pflegen.

In erster Linie kommen hier die monumentalen Überbleibsel der Vergangenheit in Betracht, mögen sie trotz vielfältiger Umgestaltungen, welche sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, noch in der Gegenwart praktischen Zwecken dienen, oder mögen sie in Ruinen daliegen. Da sind alte Rathäuser und Kirchen, Burgen und Wälle, Trümmer von Tempeln und Schlössern, und nicht am wenigsten die uns häufig auf den ersten Blick so seltsam anmutenden Funde, welche der Spaten der bergenden Erde entreißt. Weiter werden wir hierhin Statuen und Denkmäler aller Art rechnen dürfen, sei es, daß sie dem Andenken großer Männer gewidmet sind, sei es, daß sie in ihrer auffallenden Erscheinung die Erinnerung an bestimmte Ereignisse oder an längst verschollene Gebräuche wach erhalten. In der gleichen Richtung wirken historische Museen und, wie mir scheinen will, namentlich auch historische Gemälde, einerlei ob sie alt und authentisch oder modern und reine Erzeugnisse der Phantasie sind. In alten Städten spielen hier auch die Straßennamen keine geringe Rolle. So weit sie von wirklicher Bedeutung für die Stadtgeschichte sind, sollte man sie möglichst zu erhalten suchen; ich bin schwerlich der einzige, der es beklagt, daß man z. B. in Königsberg den altstädtischen Kirchenplatz und die Sattlergasse ihres historischen Namens beraubt hat. Manche Gegenden, wie die Rheinlande, zwingen dem Wanderer das historische Interesse geradezu auf; von den deutschen Städten wird man in dieser Rücksicht immer zuerst Braunschweig und Nürnberg nennen müssen. Außerhalb unseres Vaterlandes wüßte ich keine zu nennen, die in gleichem Maße historisch zu stimmen geeignet wäre wie Ravenna, das, ältesten etruskischen Ursprung schon in seinem Namen verkündend, voll ist von den imposanten Bauwerken der Völkerwanderung, wo das Grab Dantes steht und wo auch dafür gesorgt ist, daß das Andenken an Byron und Garibaldi nicht erlösche. Sie werden mir Rom entgegenhalten

und die Tatsache, daß die großen Werke von Gibbon und Gregorovius einem plötzlichen Impulse entsprungen sind, den der eine bei dem Hinblick auf das verschüttete Forum erfuhr, der andere, als er von der Tiberbrücke auf das Haus des Crescentius herniedersah. Aber in beiden Fällen bedurfte der historische Sinn im Grunde keiner Anregung mehr, und es handelte sich um Fremde. Die unendliche Masse der historischen Ueberbleibsel in Rom ist eher geeignet, den eigentlich geschichtlichen Sinn zu erdrücken, als ihn zu entflammen; sie führt zu Einzelstudien in unabsehbarer Fülle; Rom regt die Antiquare an, aber nicht die Geschichtsforscher.

Ähnlich wie die materiellen Reste der Vergangenheit wirken jene alten Sitten und Gebräuche, welche sich an vielen Orten erhalten haben, und insbesondere die Feste, welche gleich dem heutigen wichtige geschichtliche Vorgänge zu verherrlichen bestimmt sind, wie das Lamboifest in Hanau oder die periodisch wiederkehrenden Freischießen und Festspiele süd- und mitteldeutscher Städte und dergl. Auch wird jeder von uns die Erfahrung gemacht haben, wie sehr Jubiläen und die damit verbundenen historischen Aufzüge und ähnlichen Veranstaltungen dazu beitragen, die Freude an der Geschichte zu erwecken und zu beleben. Schon den kindlichen Sinn aber nehmen die anmutigen oder schrecklichen Sagen gefangen, welche sich an einzelne Örtlichkeiten in Heimat und Fremde knüpfen, und vor allem die Lieder, welche die geschichtlichen Ereignisse begleiten und in vielfacher Umgestaltung durch die Jahrhunderte tragen.

Viel stärker jedoch, als dies alles, regen zum Studium der Geschichte natürlich die Berichte von geschichtlichen Ereignissen selbst an. Denn mehr als die Dinge, welche ihn umgeben, hat allezeit der Mensch den Menschen interessiert. Je abenteuerlicher, je spannender, je tragischer geschichtliche Vorgänge sind, in um so höherem Maße pflegen sie das natürliche Empfinden zu ergreifen. Es macht dabei keinen Unterschied, ob es sich um Ereignisse aus der Geschichte des eigenen Volkes handelt oder um ganz fernabliegende. Was anzieht sind die Vorgänge

an sich und die Charaktere, welche sich in ihnen und an ihnen betätigen. Wer aber einmal Freude an geschichtlichen Erzählungen gefunden hat, der verlangt nach mehr, und es gibt bekanntlich nicht wenige, die sich darin gar nicht genug tun können. Solche Erzählungen erzeugen eben, wenn sie auf ein richtig vorbereitetes Gemüt treffen, jenen Enthusiasmus, welchen Goethe einmal als das Beste bezeichnet hat, was wir von der Geschichte haben. Mit sog. literarischen Interessen hat diese Liebe zur Geschichte gar nichts zu tun. Es ist uns z. B. überliefert, daß die am wenigsten literarisch gerichtete Bürgerschaft in Griechenland, die spartanische, fast am eifrigsten geschichtlichen Vorträgen lauschte. Aber freilich — nicht alles, was an sich anziehend ist, ist geeignet, überall Interesse oder gar Enthusiasmus zu erregen. Der Soldat, der Bauer, der Städter, der Seemann, jeder liebt andere Stoffe, jeder hat andere Helden, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß dabei immer die größere oder geringere Beziehung zu dem eigenen Beruf ausschlaggebend wäre. Nicht bestritten kann dagegen werden, daß auch Umfang und Art des historischen Interesses der Mode unterworfen sind, durch die Zeitereignisse beeinflußt werden. Es wird z. B. schwerlich jemand leugnen wollen, daß die Begebenheiten der letzten Jahre für viele von uns ein Antrieb gewesen sind, unsere Kenntnisse der russischen wie der japanischen Geschichte auszudehnen und zu vertiefen.

Besonders bemerkenswert aber ist es, daß der durch die Geschichtserzählungen hervorgerufene Enthusiasmus keineswegs immer oder auch nur vorzugsweise dem Sieger zu gute kommt, oder denjenigen, welche lange vergebens Erstrebtes endlich mit gewaltiger Tatkraft durch und ins Werk gesetzt haben. Trotz aller Anstrengungen, welche nur zu häufig von ihnen selbst oder von anderen für sie gemacht werden, um ihr Bild in hellem Strahlenglanze der Volksseele einzuprägen, können sie es nur in seltenen Fällen auf die Dauer weiter als bis zu einem Gefühl kalter Bewunderung bringen. Allerdings sind die Schlauen und Verschlagenen der Sympathien des Volks zu allen

Zeiten sicher gewesen, aber niemals die klugen Rechner, und wirkliche Liebe haben sich immer nur die großen und edlen Charaktere erworben. Es sind die hohen Geister und die schönen und ritterlichen Erscheinungen, welche die Phantasie der Menschen entzünden und zum Studium reizen. Ja, man muß sogar sagen, daß die Persönlichkeiten, welche von einem tragischen Geschicke heimgesucht worden sind, die im Kampfe für ihre Prinzipien den Untergang gefunden haben, die, welche ihrer Zeit vorauseilten oder als die letzten glänzenden und energischen Vertreter einer vergangenen Epoche auftraten, stets für Forscher wie für Laien die größte Anziehungskraft entwickelt haben. Die Menschen haben immer lieber von Demosthenes gehört als von Philipp, lieber von den Gracchen als von Sulla, und die Hohenstaufen haben jederzeit mehr angezogen als die Habsburger und Luxemburger. Wird aber eine große und gewaltige Gestalt durch das Schicksal niedergeschmettert, so wird sie dadurch in der Erinnerung gleichsam verklärt, auch wenn es der eigene Frevel gewesen ist, der sie zu Falle gebracht hat. Eines der auffallendsten Beispiele bietet Napoleon Bonaparte, der ja bis zum heutigen Tage seine Freunde auch unter den Nationen zählt, die er unterdrückt hat und welche die Welt von ihm befreit haben. Auch das Volkslied hält mit besonderer Vorliebe das Andenken an Ereignisse von zugleich heroischem und tragischem Charakter fest und verbreitet sie von Land zu Land und von Volk zu Volk. Noch heute kann man singen hören: „Zu Mantua in Banden“ oder „Es liegen zu Namur im Sand“ oder „Die zwei Grenadiere“, und sogar in einem Liederbuch für deutsche Soldaten aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts habe ich das Lied von den letzten Zehn vom 4. Regiment gefunden.

Es ist gut, daß dem so ist, daß sich Forscher und Leser, Gebildete und Ungebildete dem Erhabenen und nicht dem Glücklichen zuwenden, daß noch immer der Satz des Dante gilt:

Cader coi buoni è pur di lode degno.

mit den Guten zu fallen ist auch des Lobes wert. Es sind am letzten Ende die Enthusiasten, welche die Weltgeschichte machen, und auch der Ruhm der heldisch Unterlegenen reizt zur Nacheiferung an. Mag es immerhin gelten, daß

Die Menge verlangt,
Was für den Marktplatz taugt,
Und es ehrt der Knecht nur den Gewaltsamen:
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind;

aber in dem Geiste der Menschheit liegt etwas Göttliches, und die Nation ist dem Untergange geweiht, welche auch ihre Seele vor dem Mächtigen beugt, statt vor dem Großen und Edlen.

Nun wird sich jedoch allerdings nicht leugnen lassen, daß Aristoteles Recht hat, wenn er meint, die Dichtung sei philosophischer als die Geschichte, oder, wie Schopenhauer denselben Gedanken ausgedrückt hat, daß dem, der die Menschheit erkennen wolle, die Werke der Dichter ein treueres Bild gewähren als die Historiker jemals vermögen, und es würde daraus folgen, daß die Menschen, wenn sie nach ergreifenden Begebenheiten suchen, nicht zu eigentlich geschichtlichen Erzählungen greifen würden, sondern zu solchen Berichten über die Vergangenheit, welche dazu angetan sind, diese poetisch zu verklären. Sie wissen ja, mit welcher Zähigkeit an schönen Sagen festgehalten wird, deren Ungeschichtlichkeit hundertmal bewiesen worden ist, auch wenn sich nicht ein praktisches Interesse daran geknüpft hat, wie an die Fabel von dem römischen Bistum des Petrus, sondern lediglich ein poetisches oder eine Schmeichelei für den Nationalstolz, wie bei der Legende vom Tell. Ebenso ist es eine bekannte Tatsache, daß sich viele Völker — und darunter sehr begabte — lange Zeit damit begnügt haben, sich durch die Dichtung die Vergangenheit verkünden zu lassen; einige, wie die Inder, sind sogar nie über diese Stufe hinausgekommen. Dem gegenüber darf aber wohl darauf hingewiesen werden, daß dem Menschen neben der Phantasie auch der Verstand innewohnt, daß er nicht bloß nach dem Schönen, sondern auch nach dem

Wahren verlangt. Volksbücher glauben sich nicht besser empfehlen zu können, als wenn sie auf den Titel setzen: eine wahre Begebenheit, und wer ein Geschichtswerk aufschlägt, der will erfahren, wie es wirklich gewesen. Da stößt er dann leicht auf etwas, das ihm unwahrscheinlich oder unglaublich vorkommt — in der Dichtung natürlich noch leichter und häufiger, als in der Prosa — und auch hier wird der Zweifel der Vater der Wissenschaft. Der Leser, unbefriedigt von dem einen Berichte, sucht sich andere zu verschaffen; er bemerkt, daß sie von dem ersten und von einander abweichen; er versucht, die Abweichungen zu erklären, das Richtige aus dem Gewirr der widerstreitenden Angaben zu ermitteln: damit wird er aus dem bloßen Freunde der Geschichte, der er bisher gewesen, zum Geschichtsforscher, so dilettantisch und nach jeder Rücksicht ungenügend auch seine ersten kritischen Versuche sein mögen.

Anders geartet, wie die bisher betrachteten, sind diejenigen Anregungen zum Geschichtsstudium, welche aus einer praktischen Wurzel entspringen. Dahin gehören zunächst die zahllosen Fragen des öffentlichen und privaten Rechts, um Mein und Dein, um Freiheit und Herrschaft, die ihre Lösung ganz oder zum Teil auf historischem Wege suchen müssen. Die Rechtsgeschichte hat manchen alten Anspruch erschüttert, manchem neuen, der ursprünglich nur auf Gründen der Vernunft beruhte, wertvolle Unterstützung geliefert. Gar nicht selten führt ein solches zunächst lediglich für bestimmte einzelne Zwecke begonnenes Studium dann zur Freude an den Sachen und den Institutionen selbst, aus deren Kunde der Rechtsgelehrte seine Waffen nehmen mußte und damit zu rein theoretischen Studien und Untersuchungen, losgelöst von allen Gesichtspunkten der Nützlichkeit. Immerhin wird der Jurist nur ausnahmsweise durch seinen Beruf zu eigentlich geschichtlichen Studien genötigt werden; es gibt andere Zweige menschlicher Tätigkeit, welche ohne das gar nicht oder nur sehr mangelhaft betrieben werden können. Dahin gehören z. B. die theoretischen Studien des Soldaten, welche naturgemäß von der Kriegsgeschichte ausgehen. Kein

Truppenführer hat jemals geglaubt, seiner Aufgabe vollkommen gewachsen zu sein, wenn er sich nicht auch eingehend mit Kriegsgeschichte abgegeben hatte, und dabei wird ihn sehr bald die innige Verbindung, in welche Kriegführung und Politik so leicht treten, veranlassen, auch anderen Zweigen der Geschichte seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein ganz unvergleichliches Hilfsmittel aber ist die Geschichte für den ἀνὴρ πραγματικός, wie sich die Alten ausdrückten, für den Geschäftsmann, wie man ihn zu Anfang des 19. Jahrhunderts nannte, für den Staatsmann, den Verwaltungsbeamten und den Politiker. Nicht jede Art von historischer Darstellung entspricht freilich seinen Bedürfnissen. Mit Recht hat bereits Thukydides seine eigene kritische und politische Art der Geschichtsschreibung der des Herodot entgegengesetzt, die auf das Ergötzen der Leser ausging und Fabeln nicht immer verschmähte. Jener, den Thukydides vielleicht noch selbst Teile seines Werkes hat vortragen hören, liefere ein Schaustück für einmaliges Hören, er aber einen Schatz für immer, da infolge der Beschaffenheit der menschlichen Natur sich gleiche oder ähnliche Ereignisse stets wiederholen würden. Der Staatsmann muß, möge sein Wirkungskreis groß oder klein sein, um die Dinge zu verstehen, welche ihn umgeben und in deren Mitte er wirken soll, wissen, wie sie entstanden sind, und er will weiter aus der Geschichte lernen, wie bestimmte einzelne Maßregeln wirken und welche sich unter ähnlichen Umständen als zweckmäßig oder unzweckmäßig erwiesen haben. Er muß weiter vor allen Dingen die Einrichtungen fremder Völker und anderer Zeiten kennen lernen und sich klar darüber werden, wie sie funktionieren und funktioniert haben, um sich von der suggestiven Herrschaft des Hergebrachten zu befreien und zu einem richtigen Urteil über die einheimischen Zustände zu gelangen, um erkennen zu können, wo sie der Verbesserung bedürftig und in welcher Richtung sie fortzubilden sind. Es kommt dabei in vielen Fällen wenig darauf an, ob der praktische Mann seine Studien mehr den neueren oder den älteren Zeiten zuwendet; für den klaren und gedankenreichen Kopf hat sogar das sog. klassische

Altertum in dieser Hinsicht seine besonderen Vorzüge. Alle Verhältnisse waren damals sehr viel einfacher, und sie sind darum sehr viel leichter zu überschauen, als in den neueren Zeiten, wo auch der scharfe und sichere Blick häufig durch die unendlichen Verschlingungen der zahllosen mit- und neben einander wirkenden Momente beirrt wird. Rüstow hat bekanntlich den Militärs das Studium der antiken Kriegsgeschichte, welche ihm so manche schöne Aufklärung verdankt, empfohlen, weil die antiken Schlachtfelder noch nicht vom Pulverdampf bedeckt gewesen seien, und von einer dem Fürsten Bismarck nahestehenden Seite ist mir authentisch mitgeteilt worden, daß dieser das Buch unseres Ehrendoktors Müller-Strübing über Aristophanes und die historische Kritik gerade wegen seiner politischen Seite mit dem größten Interesse gelesen habe.

Nützen solche Studien übrigens wirklich? Man hat ja wohl behauptet, das einzige, was man aus der Geschichte lerne, sei, daß niemals jemand etwas aus ihr gelernt habe. Das ist ein hübsches Epigramm, aber nicht richtig. Gerade die neueste Geschichte zeigt an zahlreichen Beispielen, mit welchem Glück manche Staatsmänner im einzelnen von den Lehren Gebrauch gemacht haben, welche ihnen die Geschichte darbot; daß es, wo es sich um große Maßregeln und das Ganze der Politik handelt, so wenig geschieht, liegt nicht sowohl an dem Mangel an Einsicht, als an den törichten Leidenschaften der Menschen — nicht immer der eigentlichen Staatsmänner. Immerhin dürfen wir bei manchen Vorgängen, wie bei der friedlichen Art, in welcher sich im Gegensatz zum Kontinent die Umwandlung der englischen Verfassung im 19. Jahrhundert vollzogen hat oder ganz neuerdings bei der Trennung von Norwegen und Schweden den Einfluß der Lehren der Geschichte nicht verkennen.

Das jedoch ist ein entschiedener Irrtum, daß uns das Studium der Geschichte ermögliche, die Zukunft vorauszusehen. Buckle, von dem dieser Satz herrührt, hat ihn von den Naturwissenschaften abstrahiert, aber auch dort nicht von ihrem Wesen, sondern von mehr oder weniger zufälligen Ergebnissen einiger

unter ihnen. Wäre er richtig, so würde eine Erkenntnis der Zukunft zunächst doch immer eine vollständige Kenntnis der gesamten Vergangenheit voraussetzen, wie sie an sich unmöglich ist, geschweige denn einem einzelnen innewohnen kann. Kant war ein guter Geschichtskenner, aber er hat bezweifelt, daß die Franzosen trotz des Druckes, der auf ihnen lastete, jemals eine Revolution machen würden. Buckle aber übersieht ferner, welchen Einfluß elementarische Ereignisse, völlig unberechenbare Einbrüche wilder Horden, absolut nicht vorauszusehende Entdeckungen und Erfindungen auf den Verlauf der geschichtlichen Begebenheiten ausüben. Die Wanderung der Kimbern wurde durch einen Einbruch des Meeres veranlaßt, der Mongolensturm hat die Blüte der Länder des Islam, wie es scheint für immer, gebrochen, und die Entdeckung von Amerika hat auch der Geschichte von Europa eine neue Gestalt gegeben. Endlich aber — auch wenn wir die menschliche Freiheit aus dem Spiele lassen — dürfen wir nicht vergessen, daß die Menschheit in beständigem Wandel begriffen ist, daß sich nicht nur die Generationen ablösen, sondern daß auch jede einzelne Generation in jedem Augenblicke eine andere wird. Indem nun fortwährend handelnde Personen sterben und andere mit neuen und unbekannten Anlagen und Trieben an ihre Stelle treten, wird es unmöglich gemacht, auch nur auf wenige Jahre im voraus zu berechnen, welchen Zielen die Massen und ihre Führer nachgehen werden und welchen Einfluß sie imstande sein werden, auf den Gang der Dinge auszuüben.

Bei allem, wovon ich bisher geredet habe, handelt es sich um Anregungsmittel zu geschichtlichen Studien überhaupt, nicht um Anregungen zum Studium der Geschichte als solcher, wobei es auf den kontinuierlichen Zusammenhang der Dinge und auf ihre Verknüpfung untereinander ankommt, auf das, was wir, wenn auch in verschiedenem Sinne, als Universalgeschichte bezeichnen. Der Universalgeschichte stehen viele, welche sonst wohl Freude an historischen Dingen haben, ablehnend gegenüber. Ich führe Ihnen als Zeugen keinen geringeren als Goethe

an. Der hat am 6. März 1828 zu dem Kanzler von Müller gesagt: „Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern.“ Wer sich dabei an die Art von Goethes historischen Dramen erinnert, wird sich leicht klar darüber, daß wir es bei diesen Worten nicht mit einer gelegentlich hingeworfenen Bemerkung zu tun haben, sondern mit Goethes wirklicher Meinung. Hier tritt einer der gewaltigen Unterschiede zu Tage, welche zwischen Goethe und Schiller obwalten. In Schiller lebte — im Gegensatz zu seinem Freunde — ein echt historischer Zug und zugleich jener philosophische Drang, welcher zum Studium der Universalgeschichte zieht. Denn die Anregungen zu dieser Art von historischen Studien haben ihre Wurzel in dem uns innewohnenden Kausalitätsbedürfnis. Die Erscheinungen der Gegenwart entsprechen zu keiner Zeit dem, was wir nach Grundsätzen der Vernunft und Erwägungen des Verstandes erwarten müßten; wir wissen zugleich, daß es früher vielfach anders gewesen. Beides erfordert seine Erklärung, und diese kann nur auf historischem Wege gegeben werden. Jede Erklärung aus einer Entwicklung früherer Zustände aber führt zu der neuen Frage, wie denn diese Zustände entstanden seien und so erwächst schließlich das Bedürfnis nach einer Kenntnis der gesamten geschichtlichen Entwicklungen bis in jene Grenzgebiete hinein, um welche sich Geschichte und Anthropologie streiten. Schiller ist es bekanntlich gewesen, welcher den Plan zu einer solchen Universalgeschichte vorgezeichnet hat, die alles enthalten sollte, was zur Erklärung des jetzigen Zustandes der Menschheit erforderlich wäre; Schlosser ist es gewesen, der diesen Plan ausgeführt hat, mit Bewußtsein auf alles verzichtend, was außerhalb jenes Zweckes lag.

Endlich kann aber noch ein anderes zum Studium der Universalgeschichte reizen: die ewig unausgetragene Frage nach dem Fortschritt und der Bestimmung der Menschheit. Diese

Frage kann jedoch überhaupt nur der Philosoph oder — wenn Sie wollen — der Theolog aufwerfen, und niemand wird sie aufwerfen, der nicht schon über ein beträchtliches Maß einzelner historischer Kenntnisse verfügt. Es handelt sich hier also nicht um eine Anregung zum Studium, sondern zur Vertiefung des Studiums der Geschichte, und das Beispiel Goethes lehrt, daß auch hervorragende Geister sich dieser Anregung gegenüber stumpf verhalten können, indem sie die aufgeworfene Frage verneinen, ehe sie sich mit den Hilfsmitteln zu ihrer Lösung wirklich bekannt gemacht haben.

Herzog Albrechts Briefe an Johann Laski.

Von

Lic. Dr. **Theodor Wotschke.**

II. (Schluß.)

IX.

Accepimus literas R. Gtis V., quibus tam sui ex Frisia discessus quam mutatae ibidem religionis seriem statumque commemorat*). Ac primo sane dolenter cognovimus non minus tragicam ecclesiae mutationem, quam R. Gtis V. affectam corporis valetudinem, quam ut divinitus restitutum iri speramus, sic aeque persuasum habemus, deum per R. Gtem V. tanquam fidum verborum suorum ministrum excellentius adhuc quiddam fortasse apud alios operaturum, quod sane non obscure tam honorifica ovium suarum, quibus praefuit, dolentium et lacrimantium missione testatum voluit. Ac cum in ea ipsa rei gestae narratione nobis transmissa nihil elucescat aliud quam deploranda humanae sapientiae infirmitas temere de rebus divinis sentientis, ita orandus est deus, ut ecclesiam misere fluctuantem hisce periculosis tempestatibus tanquam Petri naviculam conservet a falsis opinionibus tueaturque. Quem sane coetum sibi aliquo in loco collectum tandem defensurum certo statuimus precibusque nostris assidue contendimus.

Quae de impetrando a seren. Poloniae rege testimonio R. Gtas V. scribit seque ea de re tam ad s. r. suam maiestatem quam seren. reginam Bonam**) scripsisse

---

*) Vergl. Laskis Briefe an den Herzog vom 18. September und 21. Oktober 1549 bei Kuyper II S. 628 ff. und 633 f.

**) Die ablehnende Haltung der Königin Bona Sforza gegenüber der Reformation ist bekannt. Vergl. Wotschke, Culvensis, Altpr. Monatsschrift Bd. 42 S. 156. Aber wie Culvensis hat sie doch manchem bekannten Evangelischen ihre Huld nicht versagt. Warschau, den 23. Sept. 1551 schreibt sie dem Herzog Albrecht: Quod Ill. D. Vra a nobis contendit, ut secundum inclusam supplicationem pro Guilelmo quodam Krzyneczki Bohemo preces nostras interponeremus apud ser. regem Romanorum, nos ut aliis omnibus in rebus lubenti animo Vrae Ill. D. gratificari consuevimus, ita certe et in hoc nunc promptam voluntatem nostram ei testatam facere voluimus atque ita scripsimus accurate in eo negocio ser. regi Romanorum pro supradicto Guilelmo, quas ecce literas cum his mittimus in manus Ill. D. Vrae.

Warschau, den 23. März 1553 antwortet sie auf ein Schreiben des Herzogs vom 28. Dez. 1552: Datae sunt nobis literae hisce diebus ab Ill. D. Vra, quibus

annectit, in eo quidem libenter R. Gti V. gratificaremur, sed istae literae cum ad nos perlatae non sint, non videmus, qua ratione citra earum adminiculum petere id commode a s. r. maiestate possimus. Scripsimus autem de his Hermanno a Bomlen*), quas ubi acceperimus, nihil equidem de nostra in R. Gtem V. benevolentia desiderari sinemus. Tumultus in Anglia exeitatos perturbato sane accepimus animo, praesertim quod insidias diaboli ecclesiae structas piis non deesse intelleximus, qui ut aegre detrahi sibi quicquam de suo patitur, ita diligenter agit excubias, si quem ecclesiae scrupulum inicere possit. Persuasum autem nobis habemus, agnita Anglos veritate divinum imploraturos auxilium, ut seditiosa sathanae consilia et conatus perniciosi frangantur. Quemadmodum iam divinitus profligato rusticorum exercitu seditionibusque ibidem sedatis ita accidisse ex posterioribus R. Gtis V. literis cognovimus. Ac porro etiam ecclesiae membra ab insidiis diaboli salva fore nec honori suo deum quicquam detrahi passurum plane confidimus.

Quae R. Gtas V. de non speranda inter Anglos et Gallos pace per rev. episcopum Cantuariensem scripta nobis communicat, ea sane cognitu nobis difficillima fuere, praecipue si ita esset, ut penes Anglos, quominus ad foedera pacis iretur, staret. Si enim pacis quascumque etiam conditiones recipere, ubi possint, neglexerint, veremur, cum christianorum nomen profiteantur, ne hoc de illis sinistre capiatur, cum eos, qui Christo sunt initiati, persecutionibus et cruci subiectos esse oporteat idque non tam nomine quam re ipsa tranquillitatis se, amore et patientia testari teneantur. Itaque cum eos puram evangelii et ministerii divini fovere doctrinam intellexerimus, speramus fore eos suae professionis memores rebus in omnibus consulturos, ne qua ratione reici in eos culpa possit, quamquam satis iustae sint causae ultro citroque, quemadmodum R. Gtas V. meminit, agitatae nec adhuc cessent consilia ad irritanda ista duo regna maxime prona, ut non parum referat, Anglos pacis conditiones non recusare.

Expositionem comitum a Mansfelt**) licet non impugnemus, tamen non putassemus rem aliter, quam mentis nostrae erat sententia, acceptum aut praeter

---

nobis concionatorem suum Joannem Seclucianum commendavit. Is si fuisset apud nos, quemadmodum Ill. D. Vra innuit ipsis idem literis suis, exhibuissemus illi libenter tanquam et ab eadem Ill. D. Vra commendato et quemadmodum personae tali conveniret gratiam et benevolentiam nostram. Quamvis autem non fuerit apud nos, fecimus tamen ei tantum gratiae absenti, quantum debuimus.

*) Laski schreibt in seinem Briefe vom 10. August 1549 bei Dalton Bemelius, in seinem Briefe vom 25. April 1550 bei Kuyper Bomelius.

**) Der von Karl V. geächtete Volradt von Mansfeld war 1548 in Königsberg gewesen und hatte für ein Bündnis der deutschen Fürsten gegen den Kaiser geworben. Unter dem 15. Juni 1548 hatte ihn Herzog Albrecht an den König von Polen, unter dem 13. September an den König von England und an den Lord Paget empfohlen. Vom 22. Oktober 1548 ist des Herzogs Beglaubigungsschreiben für Melchior Kannacher an den Lord-Protektor und Erzbischof von Canterbury datiert.

opinionem ita divulgatum iri. Itaque ne malum aliquid ipis nobis accersamus, iustis rationibus adducti eo rectius et bene rebus nostris consulamus oportet. Quidquid enim a nobis promissum, id non profusionis sed opitulandi animo profectum. Nec profici ea ratione quicquam putamus, siquidem haec tanquam perexigua longe instituto tali non sufficient. Sin vero res omnis ita, ut sub discessum cum R. Gte V. sermones contulimus, coepta fuisset, non grave nobis foret, id quoque, quod christianum principem decet et ad honorem ac propagationem nominis divini facere videbitur, praestare. Id cum factum non sit, excusatos nos R. Gtas V. habeat oportet. Extra hanc enim conditionem aliterque a nobis quicquam petitum flagitatumque aut promissum esse non meminimus. Cum expressis verbis haec ad R. Gtem V. locuti simus, rogatam eam facimus, ut monendo, sollicitando persuadendoque instet, ne quid ad destructionem aut perditionem tentetur, sed eo tendant omnia, ut amplificandae gloriae divinae consulatur, ne res per se iam satis afflicta in deterius vergat. Quod R. Gtem V., cui haec rescribenda duximus, quam protectioni altissimi committimus, facturam, ita ut cupimus, persuasum nobis habemus. . . . . Dat. Poppen 28. Novembris 1549.

X.

Reverende ac generose sincere nobis dilecte. Quandoquidem singulari tenemur desiderio de successu et valetudine R. Gtis V. certiores fieri, committere non potuimus, quin R. Gtem V. literis nostris inviseremus. Ac cum varia ad nos de rege R. Gtis V. perferantur sitque fama, eum de filia ser. regis Romanorum matrimonio sibi copulanda cogitare, idque certo cognoscere summopere cupiamus, petimus, ut si quid ea de re R. Gti V. constet, nobis communicet. Quodsi divinitus uterque rex reconciliari posset, duceremus id maturato opus esse et ex re fore totius ecclesiae et christianismi . . . Dat. Regiomonti 28 Marcii 1550.*)

*) Unter dem 3. Febr. 1550 hatte der Herzog an den Bruder des Reformators Stanislaus Laski schreiben lassen: „Quod petitionem, qua per nobilem Andream Fricium, secretarium regium, Mag. Vra apud nos usa est, attinet, recenti memoria tenemus, quid responsum illi per nos tum temporis fuerit, in quo adhuc acquiescere cogimur, cum quod hactenus multis expensis onerati fuerimus, tum quod non minores sumptus, largitiones et id genus alia hoc tempore consummationi nuptiarum nostrarum nobis facienda sint, ut hac ex parte Mag. Vram voti compotem reddere impediamur“. Im Sommer 1548 war der bekannte Gelehrte Fricius in Königsberg gewesen. Unter dem 30. Juni empfahl ihn damals der Herzog an König Sigismund August, der Fricius am 11. Juni nach Königsberg abgeordnet hatte. Krakau, den 11. April 1550 schreibt St. Bojomowski dem Herzog Albrecht: Mortuus est nuper vir magnificus Stanislaus Laski, etiam medici dicunt, intoxicatum fuisse mense Decembri a. 1549 in conventione Petricoviensi. Memini illum apud Ill. D. V. pecuniam mutuo petiisse meque, ut pro eo scriberem, impulisse, sed quid sit postea factum nescio.

XI.

Attulit huc literas Bononia nuncius quidam a nobili quodam adolescente Ludovico Troski subdito nostro scriptas. Is cum puer ill. duci Wirtembergensi commendatus a nobis annis aliquot retroactis esset, tandem ut adolescentia est perlustrandarum regionum cupida, cum comite Guilelmo a Furstenbergk in Gallias se contulit. Ibi cum se expeditioni contra Anglos non ita pridem inmiscuisset, accidit forte fortuna, ut in captivitatem redigeretur, iniuncta illi pro libertatis redemptione certa aliqua aureorum mulcta. Etsi autem moris esse intelligamus, ut captivorum liberatio penes regem stet, et facilius reliquis liberatum iri eos, qui ex Germania oriundi sint, tamen cum hic adolescens, licet natione Germanus sit, a puericia fere in Galliis versatus sit, captus etiam pro Gallo reputetur. nos vero considerata dicti adolescentis honestissimorum parentum et celebris eius familiae fide et servitiis nobis praestitis committere non potuerimus, cum istic locorum R. Gte V. notiorem habeamus neminem, quin eo nomine ad R. Gtem V. scriberemus clementer et gratiose cupientes, ut R. Gtas V. accedente rev. cardinalis Loteringae auctoritate et intercessione apud s. regem Angliae de liberando subdito nostro instet eumque, ut eo citius patriam pertingat, iuvet . . . . Regiomonti 26. Aprilis 1550.*)

XII.

Cum isthuc locorum a nobis mitterentur nonnulli cum falconibus, committere noluimus, quin R. Gtem V. literis quoque nostris inviseremus, cui si pro voto succedunt omnia, equidem nihil nobis de ea foret auditu iucundius. Caeterum meminit procul dubio R. Gtas V., quid non ita pridem rationibus nostris ita postulantibus ad eam scripserimus, quas literas cum eam accepisse minime dubitemus, ita negotium illi nostrum aut curae esse aut iam fuisse persuasum nobis habemus. Quandoeunque autem eius rei nomine hactenus ad nos a R. Gte V. nihil perlatum est, rogatam eam clementer habemus, ut quid confecerit aut quo in cardine ea, de quibus ad R. Gtem V. scripseramus, vertantur, occasione ita oblata tamen quo citius eo melius nobis significet. Regiomonti 18. Octobris 1550**)

*) Am 3. Juni hat Herzog Albrecht dem Könige von England geschrieben: „Rebus nostris sic postulantibus commisimus rev. et gen. Joanni de Lasco syncere nobis dilecto, ut quaedam nostro nomine ad S. R. V. M. referret, quem etsi apud R. V. M. praeter haec fidem mereri sciamus, tamen amovendae omnis suspitionis causa praecipue hisce periculosis temporibus literarum nostrarum testimonium reverendae eius dominationi dandum censuimus."

**) Den Brief Herzog Albrechts an Laski vom 20. August 1551, dessen Laski in seinem Schreiben vom 1. Dezember 1551 (Kuyper II S. 665) gedenkt, habe ich nicht auffinden können.

XIII.

Scripsit nobis R. Gtas V. proximis literis,*) quid responsi apud ser. Angliae regem de mutuo quinquaginta milium aureorum obtinuerit, videlicet paratam esse eius regiam dignitatem in eo se promptam ac benevolam exhibere, si illud mutuum unaniniter peteretur ab omnibus confoederatis principibus, tum enim non illud tantum, verum etiam maius quoddam auxilium collaturam eius regiam dignitatem esse. Quandoquidem autem nunc dicti principes eo nuntium ablegarunt, ut nomine confoederatorum petitio ea institueretur, clementer a R. Gte V. contendimus, ut eum in hoc negotio conficiendo iuvet. Quidquid enim ita per operam R. Gtis V. obtentum fuerit, id debita observantia dicti principes demereri studebunt. Caeterum R. Gtem V. celare nolumus, fere in harum obsignatione significatum nobis esse seren. Angliae regem clam subductum esse nec sciri posse, quo pertracta sit eius regia dignitas. Quod sane perquam dolenter audivimus plurimumque nobis moeroris peperit. Etsi autem meliora speramus, tamen clementer cupimus, ut R. Gtas V., si quid tale accidit, nobis significet. Ad extremum duplices has literas scripsimus idque eam ob causam, ut si alterae interciperentur, nihilominus alterae ad R. Gtem V. pervenirent. Dat. Insterburgi 7. Decembris 1551.

XIV.

Quod hactenus R. Gtem V. literis nostris non invisimus, id non oblivione R. Gtis V. vel alia de causa, quam quod hucusque praesertim hoc hiemali tempore tabellionum penuria laboravimus, factum esse existimet. Nisi enim hic praesentium exhibitor,**) qui se in Angliam profecturum dicebat, nobis obtigisset, ne nunc quidem R. Gti V. scribere potuissemus. Hac igitur occasione et commoditate oblata cum de R. Gtis V. valetudine et successu certiores fieri summopere cupiamus, praesentium latorem nostrum sine literis nostris ad R. Gtem V. venire noluimus. Ac initio R. Gtem V. clementer celare nolumus, hactenus de rebus Anglicis varia ad nos perlata esse, praecipue ser. regem Angliae non de levibus adversae fortunae casibus agitatum eoque cum quibusdam Angliae proceribus rem redactam esse, quod graviter et quidem poena capitali in eos animadversum sit. Quae sane cognitu nobis fuerunt minime iucunda, cum quod ser. regiam dignitatem, cui omnia fausta ac foelicia ex animo precamur, eiusmodi molestiis occupatam fuisse dolenter ferimus, tum quod aliis quoque, in quos tam secure animadversum esse dicitur, eam calamitatem non favemus, ut taceamus de bellorum tumultibus subinde in Germania, Galliis aliisque regionibus exortis, quibus et contagio pestis accessit, quorum tamen omnium, utut se habent, certiora R. Gtem V. nobis habere non

*) Vergl. Laskis Briefe vom 19. Juli 1550 und 5. Januar 1551 bei Kuyper II S. 642 und 645.

**) Johann von Werden, erster Bürgermeister von Danzig, der als Gesandter des polnischen Königs nach England ging.

dubitamus. Nos quoque his in partibus non minoribus distenti gravaminibus omnino liberi ac tuti a fortunae iniquitate esse non potuimus. Tales enim theologorum nostrorum de articulo iustitiae et iustificationis disceptationes ortae sunt, ut cum omni studio summa curaque in hoc invigilaremus, quo dissidium illud sopiri conciliationemque dogmatis instituere potuissemus, nihil a nobis profectum sit, ut insuper etiam aliarum ecclesiarum iudicia requirere coacti simus. Et quamquam ex iis praeter opinionem nonnullarum censurae et confutationes ad nos pervenerunt, attamen eam nos concordiae viam, quae nobis a theologis ill. ducis Wirtembergensis hoc saeculo praecipuis monstrata fuit,*) quam prae ceteris sacrae scripturae magis consentaneam ac ex instinctu spiritus sancti profectam esse non dubitamus, arripuimus eaque ratione contentiones ac rixas illas opprimere et animos theologorum nostrorum distractos conciliare eosque concordes reddere studuimus. Verum quam frustra laboraverimus eaque omnia in deteriorem partem a nobis accipiantur, quam diabolus insidiis ac technis suis, ita ut solet, ecclesias nostras perturbare animosque subditorum nostrorum exulceratos magis irritare non desinat, id R. Gtas V. ex praesentium latore, ubi ei de iis cum R. Gte V. conferendi facultas dabitur, latius agnoscere atque totius negocii processum, quo pacto nostrorum theologorum dissensiones conciliare easque rixas semotis odiis ac extinctis privatorum affectuum livoribus paenitus sopire ecclesiaeque tranquillitatem restaurare constituerimus, quales ipsis concordiae articulos exhibuerimus quaeque tandem ministris ecclesiae, ne scandala maiora excrescerent, mandaverimus, ex adiuncto exemplari, quod typis excudi curavimus, fusius percipere poterit. In quo si quid praetermissum aut a nobis non satis intellectum vel erratum fuerit, clementer petimus, R. Gtas V. in eo sententiam animi sui declarare ac, si quid, quod ecclesiarum nostrarum concordiam conducere possit, habuerit, quidque factu opus esse indicet, nobis communicare nec non ecclesiarum Anglicarum et ser. regis Angliae statum, cuius seren. regiam dignitatem nostro nomine quam officiosissime salutari eique studia nostra deferri omniumque rerum foelicissimos successus pro voto precari cupimus, praecipue autem quo in cardine res R. Gtis V. versentur, quantum licet, nobis perscribere ne gravetur. Regiomonti 4. Aprilis 1553.**)

*) Über den württembergischen Vermittelungsvorschlag vgl. Möller, Andreas Osiander S. 471 ff.

**) London, den 19. August 1553 antwortet Laski dem Herzog. Vergl. Kuyper II S. 678 ff.

XV.

Redditae nobis sunt R. Dnis V. literae*) per Guilelmum Gnapheum**) una cum scripto de usu sacramentorum coenae dominicae incluso***), ad quas quod tardius respondimus, in causa fuerunt ardua et crebra negocia, quibus hactenus solito occupatiores fuimus, tum quod ipsi Gnapheus rationibus negocii sui absolute nondum determinatis profectionem ad suos nunc primum instituerit. Intelleximus autem ex iisdem literis nunciatum esse R. Dni V., quod vocare illam ad nos decrevissemus†), iam ei hic prospectum esse de aedibus, causasque affert, cur venire non possit. Haec cuiusnam relatu ad R. Dnem V. pervenerint, nobis non constat, quandoquidem eiusmodi nihil mandasse nos cuiquam meminimus, tametsi R. Dni V. non nisi optime voluimus ac de veteri nostra in illam benevolentia nihil adhuc remisimus. Agimus autem R. Dni V. gratias pro scripto suo nobis misso, de quo, cum theologiae tantum discipulum profiteamur, iudicare sicut par est nobis non est datum. Tum quod per negociorum multitudinem accurate perlegere adhuc illud nobis non licuit et quidem contenti sumus simplici expositione et intellectu de usu sacrosanctae coenae domini nitimurque verbis ab ipso doctore Christo praescriptis videlicet: hoc est corpus meum, hic est sanguis meus et hoc facite etc., altiora nobis professione non theologo scrutari neque par est neque convenit,

---

*) Der Brief ist datiert Embden, den 4. Juni 1554 und findet sich bei Kuyper S. 700 f.

**) Wilhelm Gnapheus, der seit 1541 herzoglicher Rat und seit 1544 außerordentlicher Professor in Königsberg gewesen und 1547 wegen seiner Hinneigung zu den Schweizern exkommuniziert war und Königsberg hatte verlassen müssen, war nach Friesland gegangen und hatte von dort 1554 den Herzog Albrecht um die Erlaubnis zur Rückkehr gebeten, um sich vor unparteiischen Richtern verantworten zu können. Vergl. Tschackert III Nr. 2398. Unter dem 13. Oktober läßt der Herzog die Apologie des Gnapheus samt den Artikeln, in denen Gnapheus die Aufhebung des Bannes forderte, an Staphylus senden, unter dem 22. Oktober schreibt dieser zurück, weshalb er auf des Gnapheus Buch noch nicht geantwortet habe. Tschackerts Nachrichten über Gnapheus, Urkundenbuch III Nr. 2398, schöpfen das Königsberger Archiv nicht aus. Vergl. Wotschke, Herzog Albrechts Briefwechsel mit Schlesien, Correspondenzblatt des Vereins für Gesch. d. ev. Kirche Schlesiens Bd. XI, wo das Schreiben des Herzogs über Gnapheus an Staphylus und dessen Antwort mitgeteilt ist.

***) Vergl. Laskis Schrift: Brevis et dilucida de sacramentis ecclesiae Christi tractatio. Londini 1552.

†) Vergl. das Schreiben des Achatius Zehmen unter dem 8. Januar 1554 aus Königsberg an Hosius: Was her Laßken angehet, weis F. D. ganez nichts von im, hat im nichez geschreben, weis och nicht, wu her ist; wundert seyn F. D., wy sulche rede von im auskomt. Wen her heutte alhyher queme, F. D. wurde im allen genedigen willen erezegen, aber vor eyn bisschoff anczunemen habe ich nicht vormerck. Hosii epistolae II Nr. 1169.

tamen per ocii aliquando occasionem non intermittemus cum qualicunque nostro indicio scriptum illud in manus resumere et de illo,*) quantum ingenii nostri tenuitas feret, sententiam R. Dni V. nostram perscribere. Haec respondenda esse R. Dni V. ducebamus petimusque, ut nos literis suis saepissime invisat ac rerum nunc Anglicarum statum seu, quae praeterea scire licuerit, nobis communicet . . . . Regiomonti 15. Octobris 1554.

XVI.

Quid a nobis praesentium lator petierit, R. Gtas V. ex inclusa ipsius scripti copia cognoscet. Cum igitur R. Gti V. omni ratione gratificari cupiamus, curavimus illi et has literas dandas et viatici quoque nonnihil numerandum, ut tanto expeditius ad R. Gtem V. pervenire posset. . . . Regiomonti 29. Octobris 1557.**)

XVI a.

Johann Aurifaber an Philipp Melanchthon.

. . . Versatur nunc apud nos d. Joannes a Lasco et hoc agit, ut consentire nobiscum de doctrina iuxta Confessionem Augustanam agnoscatur atque credatur. Nam famam dissensionis inter nos, qui in regno Poloniae doctrinam evangelii profitemur, ait vel potissimum impedimentum esse piae instaurationis ecclesiarum in isto regno. Heri totum diem una fuimus. Quod ad doctrinam de coena domini attinet, profitetur ille aque nobis credi postulat, se neque a verbis neque a sensu Augustanae Confessionis dissentire, a doctore Luthero autem se in hoc articulo

*) Doch hat Herzog Albrecht diesen Vorsatz nicht ausgeführt.

**) An Nikolaus Laski, den Sohn des Hieronymus und Neffen unseres Johann Laski, ließ der Herzog unter dem 30. Oktober 1557 schreiben: „Nolumus Magtiam V. celare, quod praesentium exhibitor literarum subdite nobis significandum curavit, sibi in Phrisia orientali librum quendam ser. regiae maiestati Poloniae dedicatum a quodam doctore traditum esse iis legibus, ut eum librum rev. et gen. d. Joanni a Lasco, Magtiae V. patruo, in manus redderet s. r. maiestati postmodum offerendum. Cum autem et hominum et locorum ignarus sit ac nobis ipsis etiam hoc tempore non constet, quo loco nunc d. Joannes a Lasco commoretur, duximus hunc ipsum iuvenem Magtiae V. per has literas nostras commendandum amanter petentes, ut Magtia Vra ipsi locum indicare dignetur, ubi nunc temporis Magtiae V. patruus degat, quo compendiosius et citius ad ipsum commeare queat.“ Sonst kenne ich nur noch zwei Schreiben des Herzogs an Nikolaus Laski. Am 19. Mai 1561 entschuldigt sich der Herzog, daß er der Einladung zur Hochzeit des Nikolaus Laski nicht folgen könne, Achatius Zehmen werde ihn vertreten. Auf ein Dankschreiben des Nikolaus Laski für die Sendung dieses Stellvertreters und für das überwiesene Hochzeitsgeschenk antwortet der Herzog am 11. Juli 1561.

dissentire nihil dissimulat. Hodie sententiam suam brevi scripto*) comprehensam exhibiturus est, ut certius, quid velit, cognosci possit. Deus nos in hac actione clementer gubernet. Amen. . . . Regiomonti 14. die Aprilis 1558.**)

XVII.

Herzog Albrechts Antwort auf Laskis Werbung. (April 1558.)***)

Agit imprimis Ill. Celsdo S. omnes gratias R. Dni V. fratribusque illius in inclito regno Poloniae, quod tantopere de valetudine Ill. Celsnis S. gratulantur suaque officia eius Celsni deferunt. Quod cum ex singulari quodam amoris erga Ill Celsnem S. affectu proficisci intelligat, non potest non magni facere et ea, quae par est, benevolentia complecti. Exoptat autem, ut d. d. rev. et magnificis viris ea ipsa tam in valetudine quam aliis in rebus omnibus multo uberius largiatur.

Adventus vero Rev. Dnis V. et collegarum suorum†) eo fuit iucundior Celsni S., quod magno iam pridem desiderio R. Dnem V. et coram videre et colloqui cum illa exoptaverit, tum ut de iis rebus, quae in inclito regno Poloniae aguntur et disparibus rumoribus huc allatae sunt, certior ab illa fieret. Intellexit autem Ill. Celsdo S. causam, ob quam R. Dtio V. praecipue huc se contulit, esse hanc, quod plerisque d. fratribus visum fuerit, ut consilia illorum de promovenda religione Celsni S. communicaret consiliumque, opem et operam illius imploraret atque una exponeret, qua parte potissimum causa verae religionis nunc ab adversariis illorum impugnaretur, et quae sit ratio consilii ad tales adversariorum calumnias depellendas. Hoc R. Dnis V. suorumque fratrum studium, quo in aedificanda ecclesia Christi pie adeo propendent, Celsni S. cognitu fuit gratissimum, precaturque Celsdo S. aeternum patrem, ut propositum hoc sacrosanctum prosperis successibus

---

*) Vergl. Kuyper II, 755 und die „Responsio ministrorum in ecclesiis Prutenicis ad scriptum de coena domini exhibitum ipsis a rev. et magn. viro d. Joanne a Lasco die 15. Aprilis 1558“ im Königsberger und Herrenhuter Archiv. Dalton Johannes a Lasko S. 545. Wotschke, Eustachius Trepka Z. H. G. Pos. Bd. XVIII S. 121 ff.

**) Aus der Landeshuter Kirchenbibliothek.

***) Nachdem Laski von Goluchow bei Pleschen aus unter dem 18. März 1558 dem Herzog Albrecht seine Ankunft angezeigt, war er Anfang April in Königsberg eingetroffen. Die Denkschrift, die er dem Herzog überreichte, bietet Dalton Lasciana S. 82 ff.

†) Von den Begleitern Laskis wissen wir nichts näheres. Aus Großpolen war Eustachius Trepka zum Colloquium nach Königsberg geeilt, auch Francesco Lismanino dachte, aus Tomice bei Buk die längst geplante Reise nach Preußen anzutreten, da hielt ihn die Krankheit seiner Frau in letzter Stunde zurück. Vergl. meine Biographien Trepkas und Lismaninos, Zeitschrift der hist. Gesellschaft Posens Bd. XVIII S. 87 ff. und 264 ff.

secundet ac sancto spiritu suo pios doctores excitet, qui animabus longo iam tempore viam veritatis ad aeternam salutem expectantibus subveniant.

Recte autem fieri atque ad rem appositum esse consilium Celsdo S. indicat, ut adversariorum confutentur calumniae inque ipsos ea omnia, quibus causam piam praegravant, retorqueantur. Quod vero R. Dtio V. cum suis fratribus consilium Ill. Celsnis S. in eodem negotio expetit, fatetur sane Celsdo S., se tanto oneri imparem nec ita consilio instructam esse, ut magnitudini huius causae satisfacere possit. Verum tamen cum postulari iudicium suum qualecunque pio studio intelligat, pro pietate christiana et tenuitate sua libenter, quid sibi videatur, communicatura est.

Animadvertit Ill. Celsdo S. hoc esse R. Dnis V. fratrumque consilium, ut ad depellendam primam et secundam calumniam unanimiter inter se omnes, quicunque promotam evangelii doctrinam cupiunt, animorum coniurationem publice contestentur et ne quas omnino suspitiones inter se alant, sed christianis colloquiis petitisque ex verbo dei amantibus et modestis admonitionibus sine ulla hypocrisi in caritate et libertate christiana animis evellant, dispulsisque ad hunc modum suspitionibus animi ad quaerendam solius dei gloriam componantur non iuxta cuiusvis affectum, sed iuxta doctrinam verbi divini, tandem ut compendio doctrinae et religionis simul omnium colligatur confessio, utque in ea vitentur controversa dogmata.

Esset sane egregium hoc multaque laude dignum institutum, si res perduci posset, ut eiusmodi coniunctio animorum et doctrinae consensio sanciretur, sed valde metuit Ill. Celsdo S., quod de coniunctione et unanimitate dicitur, id non modo difficile, sed in hac mundi senecta prorsus etiam impossibile fore, sicut et multorum annorum historiae testantur. Nec fieri potest, ut in toto ecclesiae corpore perpetua sit in hac vita animorum omnium consociatio sine distractione, sine offendiculis, sine scandalis, siquidem membra ecclesiae dissimilia sunt et omnia lapsibus obnoxia, quae impulsu sanguinis et minis saepe graviter impingunt. At cum oporteat pios doctores in ecclesia errantes et delinquentes seu quoquomodo scandalum praebentes serio reprehendere et falsa dogmata damnare, qui fieri potest, ut non in multorum odia incurrant et gravis animorum exulceratio sequatur? Itaque sicut ipse Christus nunquam ecclesias sine scandalis fore et mansura esse zizania praedixit, ita disparia quoque ingenia in religione, diversi etiam hominum affectus in vita et moribus passim futuri videntur, tametsi dolendum id sit nihilque magis exoptandum, quam ut unum velle et nolle in animis omnium constitui possit. Porro ad firmam unanimitatem efficiendam si non ex omni, maxima tamen ex parte nullam commodiorem esse rationem Ill. Celsdo S. existimat, quam si primo omnium consensio in doctrina quaeratur. Hoc enim fundamento iacto inter se animi et amore mutuo et iuxta praeceptum doctoris Christi fraterna dilectione et mutua caritate aliisque fidei fructibus arctissime devincientur.

Quam ad rem a d. fratribus vix melior minusque laboriosa via inveniri poterit, quam si iis, qui Augustanam confessionem profitentur, se adiunxerint,*) siquidem ea confessio non modo a pontificiis, sed aliis quoque variarum opinionum hominibus impugnata quidem est aliquoties, expugnata autem nunquam, atque id quod firmissimis nititur sacrae scripturae fundamentis, contra quam multae etiam adversariorum in publicis sacri romani imperii conventibus mirae certe satisque horribiliter instructae acies non praevaluerint. Itaque suadet Ill Cels[do] S., id quod sentit, sincere et candide, ut R. D[tio] V. id consilii fratribus det, ut eam confessionem amplectantur, vel si peculiarem omnino scribere vel componere libet, ut cum ea per omnia congruat. Quod ubi fecerint, non gravabitur Cels[do] S. suum quoque addere calculum. Extra eam autem confessionem semel a Cels[ne] S., principibus et plerisque aliis fratribus in Germania publice approbatam totque iam annis cum bona et tranquilla conscientia dei beneficio observatam aliam huic fortassis disparem nec per omnia consentaneam recipere vel calculum illi suum addere, integrum sibi non videtur. Neque si maxime vellet, inscíis et inconsultis eisdem in Germania fratribus id sibi licere, ad quorum examen d. fratrum in Polonia confessio, antequam a Cels[ne] S. approbetur, cum mitti oporteat, facile animadvertet R. D[tio] V., quantum ea res morae conatibus d. fratrum allatura esset praesertim iam instantibus regni comitiis. Commodiore itaque via uti illos posse Cels[do] S. existimat, si, quam tot reges et principes aliique superioris et inferioris ordinis homines verbo dei propheticisque et apostolicis scripturis satis idem symbolis plane consentientem confessionem approbarunt constanterque hactenus deo assistente defenderunt, ipsi quoque in foribus quasi, ut dictum est, existentibus iam regni comitiis ac grassantibus tantopere adversariis unanimiter recipiant. Ita multo quasi labore id, quod optant, per gratiam dei confecturi videntur.

Huc et illud accedit, quod d. fratres in Polonia in asserenda conservandaque ea doctrina socios habituri sunt omnes, quotquot Augustanae confessioni antea subscripserunt, atque ita adversariis non modo calumniosa ora obstruent, sed unanimis hic in doctrina consensus facile ipsos quoque fratres, quantum naturae humanae fragilitas patitur, concordes invicemque fraterna dilectione devinctos redditura est.

Quod si R. D[tio] V. de eadem confessione Augustana vel aliis rebus ad religionem pertinentibus cum theologis Cels[nis] S. conferre volet, non repugnat Cels[do] S., quominus id fiat, certiorque ea de re facta theologis suis mandabit, ut a R. D[ne] V. vocati illam accedant deque iis, quae volet, amanter conferant.

Consilium ad refutandam tertiam adversariorum calumniam et quae de rituum gubernationisque ecclesiasticae forma constituenda dicta sunt, per omnia Ill. Duci probantur, modo et ea ipsa rituum seu ceremoniarum forma non

*) Es muß auffallen, daß der Herzog nicht auf den Petrikauer Reichstag vom Jahre 1555 und auf das hier von den Landboten übergebene Glaubensbekenntnis, das der Augsburger Konfession sehr nahe steht, verweist.

pugnatura sit cum verbo dei vel cum ea, qua Augustanae confessionis ecclesiae utuntur. Et quia de fratribus quoque Waldensibus inter cetera hic mentio facta est, consulit Ill. Dux, ut illi quoque R. Dnis V. opera tam in doctrina quam ceremoniis ad amplectendam confessionem Augustanam adducantur. Fore enim, ubi adhuc in doctrina et ceremoniis asserunt, ut et animorum, quoad eius fieri poterit, coniunctio et societas sequatur, ipsi quoque in iis locis, ubi purior evangelii doctrina sonat, sub legitima defensione eo tutius domicilia sua habituri sint.

Quartam accusationis calumniam et ipsa Augustana confessio egregie refellit. Nam in ea quoque de maiestatis et subditorum officio diserte agitur, secundum eam Ill. Dux se maiestatem regiam teste deo et conscientia sua semper debitis obsequiis, fide et observantia coluit coletque, quoad vivet, prout fidelem subditum et vasallum principem decet. Neque se ullius moliminis contra maiestatem suam a quoquo hactenus insimulatum esse meminit. Quodsi erunt, qui Celsnem S. eius criminis nota asperserint, non deerunt rationes Celsni S., quibus innocentiam suam contestetur et malevolorum calumnias confutet.

Quod quaeritur a Celsne S. iterum suos etiam ad colloquium, quod in Maiore Polonia habebitur*), mittere velit, in eo Celsdo S. ad promovendam gloriam dei minime difficilem se praebebit, ubi cupere hoc d. fratres ipsosque ad recipiendam Augustanae confessionis doctrinam consilium Celsnis S. non improbare intellexerit. Ad alia enim quis theologorum ibi suorum futurus esset usus, Celsdo S. non videt. De schola et typographica**) instituenda deque vertendis in linguam Polonicam

*) Vergl. Wotschke, Eustachius Trepka, Zeitschrift d. hist. Ges. Posen XVIII S. 123. Von den Gemeinden Augsburgischer Confession sagt das Protokoll der Synode zu Xions (Sept. 1560) „quae in maiori Polonia fuerunt plurimae". Über eine Union mit ihnen beriet die Pinczower Synode am 16. August 1557.

**) Noch im Jahre 1558 eröffnete Daniel aus Lenschitz seine Druckerei in Pinczow. Um der Reformation in Polen zu dienen, hatte Herzog Albrecht schon früh die Errichtung einer leistungsfähigen polnischen Druckerei in Königsberg ins Auge gefaßt. Am 8. April 1545 schrieb er an den Buchdrucker in Krakau (Bernhard Wojewodka oder Hieronymus Victor?): „Was der wirdig achtbar vnd hochgelerte vnser lieber getreuer Stanißlaus Rapagelanus, der heyligenn schrifft doktor, an euch von wegen der druckerey, so wir jhn vnserm furstenthumb Preussen vmb allerley beweglichenn vrsachenn willenn gernn auffgericht vnd getribenn sehenn, aus vnserm genedigen consens schreybenn thut, hapt jr beyligent zuuornemen vnd muget euch darauff (des wir mit gnaden begerenn) jm namen gotts nach gelegenheit hieher verfugen, als dann wollen wir vns gegen euch, daran ir nit zu zweyffeln, aller genedigenn gebur erzeigenn, welchs wir euch darnach zu richtenn genediger meynung vnangezeiget nit woltenn lassenn." Ferner am 17. Mai desselben Jahres ließ der Herzog an Wojewodka schreiben: „Nachdem wir am jüngsten an euch etzliche schriften Hieronymo Victori, buchdruckern zu Crakau, zu behendigen jhn gnaden begert, darauff noch kein antwurt von ime gefallen, ist derhalben vnser genedigs begeren, ir wollet vns zugefallen nochmals bey jhm

bibliis, in hoc magnopere laudat Ill. Celsdo S. pium et pernecessarium d. fratrum studium. sine his enim adminiculis frustra in aedificanda Christi ecclesia laboratur. Quod vero R. Dtio V. et suo fratrumque nomine petit ope Ill. Celsnis S. illa iuvari, in eo Ill. Celsdo S. se minime difficilem praeberet, nisi et ipsa aeque ad promovendam gloriam dei tam in academiam quam typographicam magnis sumptibus a se non ita pridem hic institutam singulis annis multum impensum erogare et sola sustinere cogeretur, ut taceantur omnia stipendia, quae in pios doctores et scholasticos ad conservandum ecclesiae ministerium passim confert.*) Attamen ut R. Dtio V. dominique fratres videant, propendere Celsnem S. ad pios conatus pro virili sua iuvandos, pollicetur se in decursum usque triennii singulis annis de suo ad promovendum necessarium hoc d. fratrum institutum quadringentos florenos collaturam esse ea tamen conditione adiecta, si Ill. Celsdo S. fratres Augustanam confessionem sincere et candide approbasse et recepisse vel, ubi peculiarem conscripserint, illam cum Augustana non pugnare vel per omnia cum ea congruere et consentire cognoverit.**) Quod ubi fecerint, piumque hoc institutum crescere et incrementum dei beneficio sumere Celsdo S. intellexerit, clementia et benignitate sua, quoad rationes Celsnis S. ferent, pio huic operi porro etiam non defutura est.

---

anhaltenn, das er auff die vbersandten schriften sein antwort bey kegenwertigem vnserm diener vberschicken wolle, damit man sich, wes er jhn dem bewußten handel zu thun gesindt sey, ferner darnach zu richten." Auf Veranlassung Wojewodkas, der bei der Ankunft des ersten herzoglichen Briefes nicht in Krakau gewesen war, ging noch vor Eintreffen des zweiten Briefes der Drucker Hieronymus Vietor am 18. Mai nach Königsberg. Über seine Verhandlungen mit dem Herzoge wissen wir nichts Näheres, jedenfalls hat Vietor in Königsberg sich nicht niedergelassen. Die polnischen evangelischen Bücher, die vor 1549 in Königsberg erschienen sind, hat sämtlich Weinreich gedruckt.

*) Ich müßte eine eingehende polnische Reformationsgeschichte schreiben, wollte ich den Bemühungen und Unterstützungen, deren der Herzog hier gedenkt, im einzelnen nachgehen. Nur kurz will ich darauf hinweisen, daß Seklucyans und Trepkas reiche schriftstellerische Tätigkeit auf seine Anregung zurückzuführen ist und ohne seine tätige Unterstützung gar nicht möglich war. Wie viele polnische Studenten hat er ferner in Königsberg während ihres Studiums unterhalten. Ich verweise auf Stanislaus Murzinowski, der ihm von Laski gelegentlich seines Aufenthalts in Königsberg Sommer 1549 empfohlen war, Erasmus Gliczner, Martin Kwiatkowski, den Posener Magister Albert Caprinus usw. usw. Vergl meine Arbeiten über Seklucyan, Trepka, Lismanino, Kuchler, Luthomirski. Sie zeigen fast auf jeder Seite, wie opferwillig der edle Herzog für die Ausbreitung des Evangeliums in Polen eingetreten ist.

**) Da Laski des Herzogs Bedingung nicht erfüllte, ist es zu einer Zahlung dieser Summe nie gekommen. Vergebens bemühte sich der Herzog, das von Laski aufgestellte Bekenntnis in die Hand zu bekommen. Vergl. meine Studie über Luthomirski.

Postremo quod R. Dtio V. dominique fratres tantopere sua studia cum observantia Ill. Celsni S. offerunt, pro iis Ill. Celsdo S. ingentes agit gratias datura operam, ut amici vicissim principis benevolentiam omnes experiantur, gratitudinis autem contestatione tanta minime ad Celsnem S. opus fuisset, siquidem se pro christiani principis officio hoc illis debere agnoscit, adeo ut quicquid pro tenuitate sua ad amplificandum Christi regnum conferre poterit, pro summa id virili semper praestitura sit.

XVIII.

Literas R. Gtis V. tam suo quam collegarum suorum nomine ex itinere ad nos scriptas*) studii officiique ac permaxima gratitudinis erga nos contestatione plenas accepimus, quae quo nobis lectu fuere iucundiores, eo magis singularem R. Gtis V. in nos amorem declarare visae sunt, tametsi tanta ad nos gratiarum actione minime opus fuisset, quam magis ex studii R. Gtis V. in nos abundantia, quam beneficii qualiscumque nostri dignitate vel merito profectam existimamus. Vellemus sane R. Gtem V. cum suis collegis ita acceptam a nobis fuisse, quemadmodum id praestantia Dnum V. postulabat et nos pro rationum nostrarum tenuitate praestitisse conveniebat. Sed cum plurima in eo desiderari fateamur, amice a R. Gte V. contendimus, ut propensissimi animi nostri voluntatem non ex iis aestimet, quae tantopere de nobis sibi praestita esse depraedicat, sed multo maiora, quoad recte eius fieri potest, sibi de nobis polliceatur. Commendationem etiam R. Gtis V., quam pro aulicis nostris**), qui illam deduxerunt, ac pro hospite quoque suo apud nos interposuit, eo loco habituri sumus, ut per occasionem non iffrugiferum illis fuisse, quos commendat, aliquando experiatur. Quidquid enim vel gratiae vel benevolentiae R. Gti V. illiusque collegis omnibus dare poterimus, in eo, quoad possumus, non difficile nos praebituri sumus. . . . Regiomonti 21. Aprilis 1558.

XVIIIa.

Cum praesentium exhibitor literarum nobilis Horatius Curio***), aulicus noster, in Poloniam a nobis mitteretur, iniunximus illi, ut et Rev. Magnif. Vram accederet verbisque nostris eam salutaret ac tandem quaedam ad eandem referret. Ei ut Rev. Magn. Vra plenam fidem habeat, amice cupimus. Dat. Regiomonti 6. Junii 1558.

*) Laski hatte nach seiner plötzlichen Abreise von Königsberg schon am 18. April aus Heiligenbeil an den Herzog geschrieben. Den Brief bietet Kuyper S. 757.

**) Neben anderen hatte Laski den Horatius Curio, der verschiedentlich in den fünfziger Jahren des Herzogs Gesandter in Polen war, empfohlen.

***) Über die Mission des Curio vergl. Karge, Kurbrandenburg und Polen. Forschungen zur Brand. und Preuß. Geschichte. XI S. 156 ff.

XIX.

Die beiden letzten Briefe des Herzogs an Laski, das Schreiben vom 16. Juni 1558 und 17. Februar 1559 habe ich unter den Beilagen zu meiner Arbeit über Laskis Schwiegersohn Stanislaus Lutomirski, Archiv für Reformationsgeschichte III S. 163 u. 165 mitgeteilt, ich sehe deshalb davon ab, sie hier zum Abdruck zu bringen. Dafür teile ich einen Brief des Johann Maczinski an Laski mit, meines Wissens das einzige Schreiben, das uns von dem Briefwechsel dieser beiden Polen erhalten ist. Über Maczinski, der 1544 in Wittenberg studiert hatte und dann nach der Schweiz gegangen war, vergl. meine Biographien Lismaninos (Zeitschrift der hist. Gesellschaft Posens XVIII S. 324 u. 331), des Litauer Culvensis (Altpreußische Monatsschrift XXXXII S. 214) und Briefwechsel der Schweizer mit den Polen, Leipzig 1908 S. 3 ff.

Non fuit animus nec in cogitationem ascendit meam R. Dne T. insalutata in patriam redire, quin potius nihil magis in votis habebam, quam ut in deserendo Tiguro recta per Rhenum ad inferiorem Germaniam descenderem et per consequens ad Phrysios ad R. Dnem T. contenderem. Volebam praeterea Wittenbergae apud Philippum nostrum aliquamdiu, dum mihi apparatur bibliotheca, haerere.*) Sed quoniam in eum statum pervenit ecclesiae conditio et res Germanicae adeo sunt sathana et cainica ista generatione sic operante turbulentae, ut non satis tuta sint itinera per Germaniam peregrinari cupientibus, aliud iter redeunti mihi in patriam sumpsi, nempe per Italiam et Austriam. Vere igitur et ex animo doleo, mihi ereptum esse peropportunam occasionem salutandae R. Dnis T. et testificandi erga illam officii mei, quod quidem cum familiae et imaginum celebritati tum potissimum summis virtutibus tanto heroe dignis summae etiam pietati et eruditioni R. Dnis T. debetur. Doleo etiam ereptam occasionem fruendi conspectu et sermone sese cum R. Dne T. oblectandi. Sed auget privatum dolorem publica calamitas nostrorum temporum, quae nisi verbo Christi et praedictionibus apostolorum mitigaretur, sane maius esset malum, quam ut consolationes humanas admittere queat. Tanta enim atrocitate adversariorum res agitur, tanta enim nostrorum inconstantia vel perfidia potius, ut vere pius tota mente et corpore cohorrescat necesse sit, dum et illorum truculentam manum cainicam et horum perfidiam animo intuetur, de civitatibus loquor duabus sellis insidentibus, in quibus plena proditionis sunt omnia. Hoc quid est aliud, quam religionem, quam ipsum Christum prodere, quam adversariis dubitandi de doctrina evangelica occasionem et materiam praebere? Nemo quicquam vult pati pro Christo, cum ipse passus sit pro omnibus. Sed tamen nihil promovebunt impii, Christus dominus olim per crucem per saevissimos cruciatus et per diram mortem glorificatus est, sic intravit in gloriam suam, sic triumphum de potentissimis orbis monarchis egit, sic fortassis et nunc ideo passus est has rerum

*) Sommer 1550 sehen wir Maczinski wieder in Wittenberg. Vergl. seinen Brief vom 24. August an Pellikan. Wotschke, Briefwechsel der Schweizer mit den Polen S. 27 ff.

humanarum procellas incidere, ut quosdam mundanae prosperitatis abundatia velut ebrios ad christianae mentis sobrietatem expergefaceret, sicut fabri frigidam igni suffundunt, quo ignis sit vehementior, ita dominus permittit tyrannos grassari in ecclesia, ut ignis evangelicus magis in piis ferveat aestuetque. Ita fit, ut ex hoc amaro pharmaco, quo torquetur mundus, aliquid bonae sanitatis consequatur, ac victoria cedat non hominibus, sed ecclesiae principi Christo, cui debetur omnis gloria et antichristus tandem toti terrarum orbi innotescat.

Literae R. Dnis T. non poterant mihi non esse gratissimae ardentibus votis exspectatae, iterum atque iterum exosculatus sum manum istam mihi notam. Auxit voluptatem summa humanitas R. Dnis T. et pectus istud ipso nive candidius piissimam pietatem et vitae innocentiam spirans. Adeo modesta est, adeo sese abiciens christiana caritas, ut summus vir homuncionem de ultimo subsellio in fraternam caritatem assumere non dedignetur, qua etsi ego indignus sum maxime, tamen R. Dno T. maxime digna est, quam ego fraterna caritate non colam solum aut observem, sed etiam ceu numen aliquod suspiciam, vereor et maximi faciam idque in Christo domino liberatore nostro meae erga R. Dnem T. observantiae et illius vicissim erga me fraternae caritatis cooperatore. Faxit idem dominus, ut R. Dnem T. florentem obviis ulnis excipiamus omnes in patriam redeuntem et audiamus annunciantem nobis gaudium magnum, inflantem tubam evangelicam et praedicantem nobis dona coelestis gratiae, pacis et salutis ac luminis istius, quod illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum. Amen.

Quamprimum Poloniam attigero, scribam R. Dni T. de omnibus rebus diligenter. Nunc nihil habeo, quod scribam, praeter quod nuper accidisse audio nostros episcopos una omnes congregatos accessisse regem seniorem atque orationis vehementia Lutheranorum causam maxima invidia gravasse, Lutheranos nihilo minus in regno in dies magis ac magis vires sumere, virus suum ferme palam et publice profiteri et absque ulla impunitate in vulgus disseminare. Petitum est a rege, ut sceptri sui auctoritate omnibus viribus eat obviam tantae, ut illi vocant, animarum lanienae, ne dominus de manibus illius requirat gregem divinitus sibi commissum. Hic rex vultu ad tristitiam et severitatem composito respondisse fertur, eos ipsos episcopos tantorum malorum dedisse causam, dum accusant tantum populum, non aedificant, dum superbia, inquit, pompa et fastu nemini ceditis, luxu et dissolutione vitae longis parasangis omnes alios superatis, nec se, inquit, satis esse idoneum propter ingravescentem aetatem, qui illos possit ad officium redigere, sed veniet, inquit, filius meus, qui vos, ut meriti estis, tractabit. Ita demissis auriculis discessum est. O quam me reficit et recreat ista vox sanctissimi senis, cuius verba fere pro oraculis habita sunt, qui parcissimus verborum fuit semper et non est visa inanis vox procedere de ore illius. Videor mihi non tam vocem Sigismundi audire, quam alterius Abacuc vel unius ex prophetis in auribus meis personare.

Intelligo mihi opus esse patrocinio R. Dnis T. apud magnif. d. Bonerum,*) non ut me in numerum purpuratorum suorum adscribat, sed ut imprimendo dictionario latinopolonico, quod hic dominus per me fieri voluit, patronus et adiutor esse velit.**) Nolim enim sumptibus parentes meos in patria gravare, qui ita benigniter extra patriam sumptus suppeditant cum magna rei oeconomicae iactura et aliorum fratrum ac sororum iniuria. Amici quidem mei volunt me ad aulam magn. d. castellani Cracoviensis***) accedere, sed ego omnibus prorsus aulis valedixi satiusque esse duco, me domini esse servum quam hominum, videor mihi potius impendendam esse operam sacrarum literarum exercitio, quam abuti benignitate dei in vanitate aulicarum naeniarum. Neque enim me frustra dominus evocare dignatus est ex Ur Chaldaeorum et perducere ad terram promissionis gratia sua lacte et melle, vita et salute, gaudio et pace fluentem. R. Dni T. immortales

*) Severin Boner, Sproß eines namhaften deutschen Kaufherrngeschlechtes in Krakau, war ein bekannter Förderer der Wissenschaften. Auch der Reformation war er zugetan. Ihm kann darum unter dem 29. Januar 1547 Herzog Albrecht den Sohn des Lycker Pfarrers Johann Maletius empfehlen. Ich teile das herzogliche Schreiben mit, da weder Sembritzki, die Lycker Erzpriester Johannes und Hieronymus Maletius. Altpr. Monatsschrift XXV, S. 629 ff., XXVI S. 668, noch Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgesch. des Herzogtums Preußen, noch Koch, der letzte Druck des Lycker Erzpriesters Johann Maletius, Altpr. Monatsschrift XXXX, es kennen. „Vonn gotts gnaden wir Albrecht marggraf zu Brandenburg jnn Preussen herzogk entbieten euch, dem edlenn vnd großmechtigen Herrn Seuerino Boner vonn Baliez, erbling zw Ogrodonitz vnnd Camenitz, Bitzscher castellan, großschaffern vnd burggraven des koniglichen hausses Crakaw der furstenthumer Auswitz vnnd Sezater auch zu Rapstein hauptmann, vnsere gnad vnd gunstigen grus zuuor. Besonder viel geliepter. Es hatt vns der ersame vnnser vnnderthan Hieronimus Maletius gegenwärtiger zeiger vmb eine gnedige vorschriefft an E. Großm. mitzutheilenn, damit er zu dem, dazu er wegen seines großveterlichen erbteils berechtigt, vormittelst E. G. hülff vnd zuthat kommen moge, vnderthenigs vleisses vnd zum hochstenn ersucht vnnd gebethenn. Weil wir dann vnsere lieben vnnderthanen jnn jren obligen vnd rechten gernn gefurdert wissen wollenn, so sein wir jm solcher seiner zimblichen bieth zuwilfaren desto geneigter. Derwegen ist ann E. Großm. vnnser gnedigs sinnen vnd gonstiges begeren, E. Großm. wolle ehegenantem vnserm vnderthan furderlich erscheinen, nichts weniger jnenn, darzu er befugt, verhelffen, auch dieser vnnser vorschriefft gunstiglichen geniessen lassen, damit er vmb souiel desto schleuniger zu dem berechtigten kommen mocht. . . . . Geben zu Konigspergk, den 29. Januarii 1547.“ Wie Stanislaus Bojanowski dem Herzog unter dem 18. Mai 1549 schreibt, ist Severin Boner am 12. dieses Monats verstorben.

**) Maczinski hat sein Lexikon erst 1564 in Königsberg in der bekannten Daubmannschen Offizin können drucken lassen. Vergl. Wotschke, Abraham Calvensis. Altpreuß. Monatsschrift XXXXII S. 230 ff und 246.

***) Johann, Graf von Tarnow.

ago habeoque gratias, quod me admonere dignatur, ut tanti beneficii magnitudinem captum humanae mentis prorsus excedentem perpetuo mihi ante oculos propositam habeam, et roget etiam dominum pro me, ut quod imbecillitati mortalitatis nostrae negatum est, ipse spiritu suo adimpleat, qui agit omnia in omnibus, et suppeditet ea, quae ad gratitudinem tanti beneficii tuendam et proximi fidem aedificandam necessaria sunt. Christus dominus R. Dnem T. diutissime incolumem florentemque servet, cui me totum dedico atque consecro. Hoc scripsi, dum discederem Tiguro, die ultima decembris 1546.*)

XX.

Fragment eines Briefes Laskis an König Sigismund August**)

Non dubito, probe te adhuc memorem esse, rex inclyte, cum meum apud te nuncium haberem vere provecto, atque is obiter sciscitaretur per illustrissimum principem d. Vilnensem palatinum, num meum hinc reditum ferre posses, siquidem se hic forte mihi legitima ulla christiana vocatio iuxta verbum dei offerret, hoc mihi abs te responsum fuisse datum, nempe meum mihi in patriam reditum abs te neque imperari, ne illius autor dici posses, sed neque prohiberi etiam, quasi me hic ferre nolles. Sed si venire vellem, te pro tua in me clementia suadere, me ante Bartolomaei festum venirem, tunc enim spes erat habenda esse comitia***), in quibus certi aliquid de religione statui debuisset, et imprimis curarem etiam, quantum omnino possem, ut a me omnem dissensionis ab Augustana confessione suspicionem in causa potissimum coenae dominicae publico aliquo testimonio depellerem.

---

*) Aus der Züricher Stadtbibliothek.

**) Dies Brieffragment, welches sich abschriftlich im Czartoryskischen Archiv zu Krakau befindet, trägt die Überschrift: Ioannis a Lasco apostatae epistola ad regem Sigismundum Augustum ex Anglia circa annum 1555.

***) Vgl. auch Vergers Brief aus Königsberg vom 30. Juli 1556 an Bullinger: Res Poloniae non ita fervent, ut putabantur. Sunt quidem nonnulli ex primoribus regni, qui fervent, sed florentissima est aposcoporum potentia et rex plane fovet eos cum toto papatu. Fient tamen comitia ad Bartholomaei festum, quibus ego quoque interero, si audiero serio fieri, spero me ante initium proximi anni in Suevia futurum, si deus voluerit. Erst zum ersten Adventssonntage 1556 berief indessen der König den Reichstag nach Warschau.

Nachtrag.

Als der erste Teil dieser Briefe des Herzogs an den polnischen Reformator bereits gedruckt war, gelang es mir, nicht nur das S. 337 erwähnte herzogliche Schreiben vom 28. Februar 1542 aufzufinden, sondern auch einen Brief Laskis an den königlichen Hofmeister und Kastellan von Lond, dann von Gnesen Peter Opalinski, den dieser Wilna, den 4. November 1533 nach Königsberg gesandt hat. Ferner besitzt das Königliche Staatsarchiv in Königsberg noch die Schreiben, welche der Herzog auf Grund des Briefes Laskis vom 10. September 1534 aus Kesmark an dessen Verwandten Nikolaus Russoszicki, den Kastellan von Bychow, sowie an den König richtete.*) Ich bringe diese Schreiben im Folgenden noch zum Abdruck wie auch zwei Briefe des Herzogs an zwei Freunde unseres Polen, an Wilhelm Gnapheus und Gerhard Westerburg, die in Tschackerts Urkundenbuch nicht erwähnt sind. Zweifellos hat Westerburg unter dem Einfluß Laskis dem Herzog am 5. Februar 1542 seine Dienste angeboten.

XXI.

Johann Laski an Peter Opalinski.

His paucis diebus a d. fratre Siradiensi palatino ternas habui literas, primas Constantinopoli 14. Augusti, alternas Adrianopoli die Martis post nativitatis Mariae, postremas 24. Septembris Quinqueecclesiis datas, quibus in summa pacem inter istos principes Caesarem Turcarum et Ferdinandum regem confectam esse scribit, cui oratores regis Ferdinandi iureiurando assensere et nomine sui principis ratam et gratam firmiter tenere spoponderunt, nihilque iam restare, quam ut de ratione sartiendorum sumptuum deque dote Mariae transigatur idque per d. Gritti, si fieri possit, sin minus ut id fiat per ser. Poloniae regem nostrum, cui Turcus et decidenda moderandaque omnia permisit. Scribit praeterea se res cum publicas tum privatas ex sui animi sententia perfecisse neque unquam et tam acceptum illic et honorificentius absolutum esse, cuius huc adventum in tribus hebdomadibus expecto. Nova autem, quae habentur, ex hoc fragmento, quod illi mitto. V^{ra} Magnif. omnia facile intelliget. Quam optime et feliciter valere cupio. Cracoviae 12. Octobris a. d. 1533.

---

*) Am 3. Oktober 1534 schreibt Herzog Albrecht dem Könige Sigismund und bittet um seinen Rat und seine Hilfe zur Befreiung des Hieronymus Laski.

XXII.

Herzog Albrecht an Nikolaus Russoszicki*)

Oblatae sunt nobis literae, quibus Magn. Vra dolendum casum adversamque fortunam spectabilis ac magnif. d. palatini Syradiensis nobis exponit. Nos tum ob sedula magnif. d. palatini erga nos servitia, tum quod Magn. Vrae nomine quaevis subire libenter solemus, nuntium nostrum ad vener. magnif. et nobilem d. Ioannem a Lasko, praepositum archiepiscopatus Gnisnensis, ablegavimus, qui si ei consultum videbitur, postea recta pergendo, si quis precibus atque precationibus relictus est locus, apud regem Ungariae nostro nomine pro d. palatino preces fundat**) . . . . Regio monte Calend. Oct. 1534.

XXIII.

Herzog Albrecht an Johann und Stanislaus Laski.

Magnifice ac generose amice sincere nobis dilecte. Non sine maximo dolore mortem magn. et gener. sincere nobis dilecti d. Hieronimi de Lassko, fratris et nostri et Magn. Vrae charissimi, ex nuntio nostro, quem literis mandatisque quibusdam ad magnif. suam ablegaveramus, intelleximus. Atque id eas maxime ob causas, quod propter eximias a deo sibi concessas dotes atque virtutes, cum non tantum singulari quadam eruditione sed etiam maximarum rerum experientia minime vulgari plurimum valuit, nobis fuerit charissimus, praeterea quod eximiam authoritatem atque existimationem, in qua erat, apud caesarem, omnes reges, principes, status et ordines regni in honorem dei omnipotentis et nobis et universae reipublicae christianae multum commodi tribuere prodesseque potuisset. Verum cum infinitis et immodicis querelis deum frustra urgeamus, imo potius laedamus, voluntate divina, qua cuncta reguntur et cui nemo reluctari nec debet nec potest,

*) Wegen des S. 344 erwähnten Betruges des Johann Russoszicki vergl. des Herzogs Brief vom 6. Febr. 1544 an den Bychower Kastellan, als er ihm Glück zur Gesandtschaft nach Ungarn wünschte: Significamus Magn. Vrae nos filio eiusdem ad vehementem et subditam petitionem suam Magn. Vrae nomine, cum viatico se carere conquereretur, centum aureos mutuo dedisse, quos nobis intra festum paschatis a Magn. Vra renumerandos fore promisit. Am 4. August 1544 schreibt ihm der Herzog: Redditae sunt nobis Magn. Vrae literas in Borislauitz die Jacobi apostoli datae et nobis per proprium puerum transmissae, ex quibus intelleximus, quod Magn. Vra suum filium Joannem, quod nomine Vrae Magn. certam pecuniae summam a nobis mutuo sumpserit, in custodiam tradiderit.

**) Auch im Jahre 1541 wandte sich der Bychower Kastellan für seinen Verwandten Hieronymus Laski an Herzog Albrecht um Hilfe. Wilna, den 28. Juni schrieb er dem Herzog, der Gesandte des Sultans sei angekommen und habe auch über die Lage des Hieronymus Laski berichtet, Albrecht möge den König bestimmen, auf den Gesandten zu gunsten des Laski einzuwirken. Am 3. Juli verspricht ihm der Herzog in seinem Antwortschreiben seine ganze Hilfe.

nos contentos esse consultum videtur. Nascimur enim hac conditione omnes, ut aliquando semel moriamur, quemadmodum poeta ille venustissime inquit, vivimus et cunctos exitus unus habet. Speramus itaque et Magtiam Vram doctrina christiana singulariter imbutam, quod etiam ut faciat amice pieque monemus, iam omnem tristitiam propter mortem dicti fratris sui charissimi deposuisse, eo maxime accepto solatio, quod semper honeste ac pie vixerit christianissimeque, uti ex aliis certo comperimus et nobis auditu lectissimum fuit, diem suum clauserit nomenque ac gloriam post se sempiternam reliquerit, ut iam nihil dubitemus, imo firmissime credamus eum relicta hac vita miserabili et caduca ac vere valle lacrimarum cum omnibus sanctis atque electis gaudia possidere aeterna, ad quae deus omnipotens nos omnes ex mera divina sua gratia clementer perducere dignetur. Amen.

Sumus etiam ex nobili fideli nobis dilecto Asuero Brandt, servitore nostro, certiores facti praedictum d. palatinum Constantinopoli libellum quendam de variis rebus praesertim bellicis, quo pacto contra hostem christianae religionis infensissimum Turcam belligerandum, quis ordo et modus servandus, quomodo acies instruendae etc. composuisse, quorum omnium exemplar quoddam ad nos transmittere dicto Asuero promiserat, sed postea id ipsum Cracoviae in aliud tempus forte gravitate morbi sui impeditus distulit. Postquam autem harum rerum partim propter iucunditatem partim etiam et maxime propter utilitatem studiosissimi avidissimique simus, praeterea nos etiam antea eiusmodi rerum per mutuam operam multum saepe invicem communicaverimus, amice postulamus, Magtia Vra nobis istius etiam libelli copiam facere velit, ut ea consilia de rebus maxime bellicis cum nostris et iis, quae antea a Magtiae Vrae fratre accepimus, conferre commode queamus. Nos dabimus operam, ut tale aliquando beneficium erga Magtiam Vram singulari gratia recompensare queamus, erit etiam eiusmodi libellus apud nos secretissimus et ne in cuiuspiam alterius peregrini manus deveniat, curabimus. Christus Magtiam Vram diu servet incolumem. Datae e Regio Monte 16. Februarii 1542.

XXIV.

Herzog Albrecht an Wilhelm Gnapheus.

Accepimus literas tuas, docte simul ac nobis dilecte Guilielme, una cum elegantissima morosophi comoedia nostro nomine dedicata agimusque in primis gratias tibi haud vulgares, quod nos tali ac tam defaecato poemate ornaveris tam sententiarum gravitate decoro quam inventionis acumine per se lepido existente et festivo. Non agnoscimus autem beneficia tam magnifica in te tuosve quoquo modo collata, quibus fragrantissimum tuorum studiorum odorem, quo universa redolet Borussia, promeruissemus, sed dabimus clementer operam, ne tam studiosa animi tui in nos propensio splendido hoc liberali dono evidentissime testata aliquando intercidat, aboleatur vel sine remuneratione abolescat. Tuum iam erit curare, quo

et nostro aere typis excudatur.*) Sunt tui tibi passim in academiis discipuli tuae, ni fallimur, gloriae studiosi, quibus id oneris haud inopportune impones, ut navent operam, ne quid in sententiis mutetur vel negligatur, impensas quascunque tandem requiret, haud gravate appensuri.

Requirimus praeterea clementer a te, ut non studiosorum tantum tuae institutioni per nos commissorum adolescentium et secundiores studiorum profectus nobis perscribere, sed et rebellium et tuae ferulae obstrepentium contumaciam nobis aeque indicare velis, quo uberiorem illi gratiam, iustae vero nostrae indignationis isti poenam, utrique certe dignam tandem mercedem aliquando consequantur ac reportent.

Placet nobis nostri Suerini sedula diligentia, sed displicet plurimum tam odiosa Cannacheri**) pertinacia, ut et publicam sacri officii tui functionem insolentia sua prophanare veritus non sit. Male nos habet, quod nihil ad nos tanta de temeritate pueri perscriperis, nam persuademus nobis te illis connivere, si ea te suspicatione liberum esse volueris, fac deinceps utrunque nobis indicare ne praetereas. Mallemus siquidem potius ex te, cui res magis sunt perspectae, quam nostris ab exploratoribus audire. Non enim in te tantum, sed in nos eorum pervicatiam derivare arbitramur, qui tuae eos fidei ut probos, oboedientes ac optimis moribus institutos pueros commendavimus, hinc secus evenire iuste indignamur. Si qui praeterea tibi tam rebelles fuerint et ut mali catuli noxiis te impetere dentibus pervexerint, tuque pro illorum resipiscentia nullum non lapidem permoveris, remittantur contumaces tanquam ludi tui ac bonarum omnium artium indigni parentibus, quo ipsimet devorent tedia plus aequa eorum indulgentia concocta. Non desis tu ipsis tam fidus monitor quam diligens doctor, si qui sibi ipsis defuerint, excusatus tu eris coram deo ac hominibus. Haec te clementer admonere placuit. Etsi aliquando evenerit, ut in rem tuam aliquid clementer efficere nos posse speraveris, sponte et ultro non committemus, ut ullum a nobis beneficii genus desideretur. Sed et in ornandis ac iuvandis studiis tuis semper nos alacres et propensissimos habebis. Haec ad tua scripta te, quem deo opt. max. commendamus, clementer latere noluimus. Dat. VI. Febr. 1540.

---

*) Die Schulkomödie „Morosophus, de vera ac personata sapientia comoedia" erschien 1541 bei Rhode in Danzig.

**) An den Schüler Balthasar Cannacher ließ der Herzog unter dem 6. Febr. 1540 schreiben: Malum imo pessimum nobis de te nuper omen est significatum, te quoque in praeceptorem, qui tibi parentis loco est, amarissimis verbis ac diris imprecationibus exarsisse. Et haec publica in lectione, ubi maxima ecclesiastico velut coram concionatore modestia est observanda. Si enim levem libelli chartacei ob attactum tantam animi tui impotentiam evomeris ac furorem, quae nobis de te reliqua spes est? . . . .

XXV.

Herzog Albrecht an Gerhard Westerburg.

Accepimus Dignitatis Vestrae literas datas in Frisia orientali in civitate Embdensi quinta die Februarii anni praesentis, quae nobis fuerunt gratissimae. Perspeximus enim ex illis Dign. Vram singulari quodam amore flagrare erga nos Prussiamque sibi animo haerere, tantopere scilicet olim laudatam et praedicatam, obferendo nobis insuper sua servitia, si quae nobis usui esse possint etc., pro quo quidem propenso suo erga nos ac Prussiae has terras animo atque studio Dign. Vrae summas agimus gratias daturi operam, ut istud erga Dign. Vram aliquando promereri queamus.

Caeterum quod scribit Dign. Vra gener. atque nobilem d. Wilhelmum comitem ab Eysenburgk multa sibi de laudibus nostris praedicasse et quod is ansam quodammodo Dign. Vrae praebuerit, nos sane de rebus huiusmodi parum aut prorsus nihil gloriari possumus, nisi quod ex dei opt. max. benignitate veram religionem et eius cultum recte agnoscamus et omnes pios ac doctos homines, modo purae sint religionis, qualem Dign. Vram esse non dubitamus, et amare vehementer et singulari quadam clementia prosequi propensi simus.

Scribit porro Dign. Vra et causam indicat, quamobrem sese ex Colonia in Frisiam orientalem et civitatem Embdensem conferre compulsa sit qualesque cum sophistis et papistici regni satellitibus conteneiones habuerit, eamque ob causam suum nobis obfert inserviendi studium ac voluntatem. Faceret profecto nobis Dign. Vra rem haud ingratam, si literis suis nobis significaret, qua conditione quemve in usum illi animus esset inserviendi nobis et quomodo eadem a nobis sustentari quove stipendio provideri cuperet, ut iis omnibus recte ac perspicue cognitis mentis deinde nostrae sententiam facilius eidem aperire possemus. Quicquid ergo Dign. Vra nunc sibi hac in parte faciendum censeat, de eo velit nos certiores reddere. Dabimus enim operam, ut his omnibus clare perspectis ac cognitis Dign. Vra, modo iustas nobis proponat conditiones cum nobis tum illi tollerabiles, et clemens et acceptum a nobis responsum impetrare queat.*) Atque haec Dign. Vrae ad literas suas respondere voluimus, quae bene et feliciter valeat. Datae e Regio Monte VIII. Aprilis 1542.

*) Am 22. August 1542 trat Westerburg in des Herzogs Dienst. Vergl. Tschackert I S. 326.

Schiller und die Königsberger Kritik.

Von Dr. **Hermann Jantzen.**

Paul Czygan hat in seinem mit großem Fleiß und Geschick geschriebenen Büchlein „Schiller in der Beurteilung seiner Königsberger Zeitgenossen“ (Königsberg, Koch, 1905; vgl. die Besprechung davon in dieser Zeitschrift 1907, S. 126—128) eine stattliche Menge Material aus allen möglichen Zeitungen und Literaturblättchen aus den Jahren 1781—1810 zusammengestellt, das auf das behandelte Thema helles Licht wirft. Diese Schrift ist nicht bloß vom Standpunkte des Königsberger Lokalinteresses und der heimatlichen Kultur- und Bildungsgeschichte aus wichtig, sondern sie hat auch für die allgemeine Literaturgeschichte einen nicht unbeträchtlichen Wert; denn es erhellt aus ihr — und das ist ein Ruhmestitel für Königsberg und seinen damaligen literarischen Geschmack — daß die Kritik jener Tage fast ausschließlich und fast uneingeschränkt für Schiller eintrat, zum Teil mit Begeisterung, während das Theater ganz im Gegenteil fast nur in der Pflege von Stücken Kotzebues, Ifflands und Genossen seine Aufgabe erblickte.

Zweck dieser Zeilen ist es nun, hier einige Ergänzungen zu Czygans Nachweisungen mitzuteilen, die mir bei der Durchsicht der Lokalliteratur jener Zeit mit begegnet sind. Daß mir durch Zufall in die Hände fiel, was Czygan, der ja als der beste Kenner der Königsberger Publizistik gilt, bei systematischem Suchen entging, ist ein Zeichen für den geradezu trostlosen Zustand der Königsberger Lokalliteratur der Vergangenheit und unserer Kenntnis davon, und ich möchte die Herstellung einer genauen und zuverlässigen Bibliographie der Königsberger Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur als eines der dringendsten Erfordernisse bezeichnen, das Königsberger Forscher-

und Gelehrtenfleiß — je eher, je besser — zu erfüllen hätte. Hoffentlich ist Czygan, der in seinem Büchlein S. 41 Anmkg. 1 eine Geschichte der Königsberger Publizistik verheißt, bald in der Lage, diese höchst dankbare und interessante Aufgabe zu lösen. Heute tappt noch jeder, der sich mit derartigen Studien beschäftigt, im Dunkeln, da man weder zuverlässig weiß, was überhaupt existiert, noch wo das Vorhandene zu haben ist.*)

Folgendes habe ich noch gefunden. Czygan schreibt S. 9, daß von dem Hartungschen „Räsonnirenden Bücherverzeichniß", das von 1782—1784 bestanden hat, nur der Jahrgang 1782 erhalten sei. Ich habe aber auf der Universitätsbibliothek sämtliche drei Jahrgänge vorgefunden (Signatur: *Q 76 [g]). Der dritte Band 1784 enthält zwei sehr beachtenswerte Besprechungen von Schillers „Verschwörung des Fiesko zu Genua" und von „Kabale und Liebe".

Die über Fiesko steht in Nr. XI, Juni, S. 173/174 und lautet:

„So leicht es ist, in diesem Stücke Fehler aufzufinden, so schwer wird man die großen von wirklichem Genie erzeugten Schönheiten desselben verkennen können. Hr. Nikolai hat im 4ten Bande seiner Reisen den Verfasser der Räuber in keine sonderlich empfohlene Klasse von Schriftstellern gesetzt; allein das kommt wohl nur daher, daß er ihm, ausser den Räubern, (die, so zweydeutig auch der Verf. als philosophischer Kopf in ihnen erscheint, doch immer noch eine ungemeine Dosis Dichterkraft verrahten,) vielleicht nicht weiter bekannt geworden ist. Die Räuber waren Hrn. Schillers eigne Composition, zum vorliegenden Stücke hat er den Stof aus der Geschichte gezogen. Man hat seinem Fiesko den Vorwurf gemacht, daß er seinen

*) Rautenbergs „Ost- und Westpreußen" (Leipzig 1897) ist in dieser Beziehung ganz unzulänglich. Es müßten in der zukünftigen Bibliographie nicht nur Titel und Erscheinungszeit verzeichnet, sondern auch die Standorte sorgfältig angegeben werden. Durch öffentlichen Aufruf wären auch Private zu interessieren; denn im Besitz altansässiger Gelehrtenfamilien und in Privatarchiven z. B. findet sich gewiß noch manches sonst Verschollene.

eignen Absichten zuwider handle, wenn er da, wo er nur verliebt scheinen will, es wirklich ist. Man möchte im Gegentheil behaupten, daß er eben durch diese meisterhaft täuschende Verheelung derselben, sie befördert habe. Freylich hätte dem Zuschauer, nach Diderots Rath, das Spiel ein wenig näher gelegt werden können, weil der ohne Nachtheil seines Interesses sehr wohl auf etwas vorbereitet seyn kann, was den mitspielenden Personen sehr dienlich wie aus den Wolken fällt. Man hat ferner die Kaltblütigkeit als etwas gänzlich unnatürliches getadelt, womit der Mohr sein Urteil zum Galgen empfängt. — Entweder muß man den ganzen Charakter dieses sonderbaren Ungeheuers unnatürlich finden, — und das hat man nicht gewagt — oder man muß bekennen, daß er gerade durch diesen Zug sich am getreuesten erhält. Den Unterschied zwischen den Empfindungen bey Anhörung eines solchen Urtheils und den vor Augen habenden Anstalten zur Vollstreckung desselben, hätte man auch noch erwägen müssen, bevor man bey einem solchen Charakter über Unnatürlichkeit Klage führt. — Daß in der 8ten Scene des 5ten Aktes Burgognino seine Bertha nicht gleich erkennt, darüber hängt man dem Dichter die nemliche Beschuldigung an. Gesetzt auch, daß dies leicht gewesen wäre, wie tumultuarisch und kurz war ihre Zusammenkunft überhaupt, und wer denkt an so was, wenn ihm eine so naive und innige Wiedererkennung bis ins Innere der Seele fährt! „Bey meinem Schwerdt!" ruft Burgognino, „ich kenne diese Stimme." — „Bey meinem Herzen!" antwortet ihm Bertha, „ich bin hier sehr bekannt." — Noch hat man Fiesko endliche Begegnung gegen Julien pöbelhaft grob genannt. — Die Gräfin war eine Giftmischerin, war es gegen Fiesko äusserst gekränkter Gemahlin, mit einem Wort, war Gianettino Dorias Schwester, der den Mohren gegen Fiesko gedungen, und wie dies mißlungen war, einen neuen Blutrath über ihn beschlossen hatte, und gegen welche Fiesko so lange — den Narren gemacht. In einer solchen Lage wird man jemanden doch nicht gleich zum Pöbel stossen wollen, wenn er sich auf eine etwas starke Art, und in etwas starken Aus-

drücken rächt. Daß die Sprache im Ganzen zu bilderreich, ja voll von Wortspielen, Tiraden und Gleichnissen ist, kann nicht geläugnet werden, gehört indessen zu Auswüchsen, die nur eine große und warme Phantasie erzeugt." †

Die zweite über „Kabale und Liebe" ist in der Julinummer XV enthalten und hat folgenden Wortlaut (S. 220):

„In einzelnen Theilen wieder schön und vortreflich, allein das Ganze wird sich gewiß noch weniger gegen den Tadel der Kunstverständigen als die Verschwörung des Fiesko halten können. Die zum Grunde gelegte Geschichte selbst ist gemein und mit einigen Veränderungen schon mehrmalen, glücklich und unglücklich, bearbeitet worden. Die Sprache selbst enthält jetzt schon weniger Rauch wie sonst, obgleich der Dichter dem Strom der Rede immer auch noch nicht zu rechter Zeit zu wehren weiß; und unter den Charaktern finden sich noch unstreitig einige, die sich bald zum Ungeheuren bald zum Abentheuerlichen hinneigen. Zwischen Mittel und Absicht wird man der Widersinnigkeiten auch noch zu viel gewahr. Wie in aller Welt konnte eine so weit gediehene und erprobte Liebe, wie zwischen Ferdinand und Louise, durch einen so abgenutzten, im vorliegenden Fall besonders unanwendbaren Kunstgriff, der einer Seits selbst dafür erkannt, und dennoch gewählt wurde, untergraben werden? Und vollends unbegreiflich, daß sich Ferdinand da noch unaufhörlich mit witzigen Tiraden aufhält, wo er auf dem Punkte stand, dem ganzen ihm gespielten Betruge mit einmal auf den Grund zu sehn. Am unbestimmtesten ist Lady Milforts Charakter. Am Ende weiß man kaum, wozu sie eigentlich da gewesen ist und ob besonders Louisens Unterredung mit ihr noch etwas anderes als eine leidige Beschämung ihrer Eitelkeit zur Absicht gehabt. So ärgerlich dergleichen Bemerkungen sind, so bleibt es doch immer ausgemacht, daß auch dieses Produkt der Schillerschen Muse, die bis jetzt noch unerfüllt gebliebene Hofnung auf etwas Vollkommnes in dieser Art von ihr nicht minder als die vorigen unterstützt". †

Beiden Besprechungen liegen die Mannheimer Ausgaben von Schwan (1783 und 1784) zu Grunde; bei beiden ist der Name des Kritikers nicht genannt, sondern sie sind mit dem häufig wiederkehrenden stehenden Kreuz unterzeichnet, das wohl auch auf John hinweist.

Auch von dem „Kritischen Anzeiger der neuesten Litteratur“, ebenfalls bei Hartung erschienen, von dem Czygan nur ein Exemplar mit den Nummern vom 12. Februar 1798 bis 29. September 1799 bekannt war (S. 24), lieferte mir ebenfalls die Universitätsbibliothek den ganzen Jahrgang 1796 (*Q 75 g). Er bringt zu unserm Thema in Nr. XXXXV, den 7. November, S. 355/56 folgende Besprechung des Schillerschen Musenalmanaches für 1797, des berühmten Xenienalmanachs:

„Zu diesem Almanach hat ein Dichter am meisten und manches darunter treflich geliefert. Die übrigen Beiträge bedeuten so viel nicht wie voriges Jahr. Selbst Schillers Muse ist weder so fruchtbar, noch so anziehend wie damals. Desto freigebiger ist Göthe gewesen, beinahe die Hälfte dieses Almanachs ist von ihm. Und zwar ist das wenigste darunter sentimentalischer Art, vielmehr das meiste aus jener Galle, jenem Muthwillen gefloßen, wodurch er sonst schon sich furchtbar gemacht. Ob er, wie damals, nicht auch jetzt hierin zu weit gegangen, mag man aus den Proben beurtheilen, die [sie] sich am Schlusse dieses Blattes befinden. Daß lange nicht die auffallendsten dazu gewählt worden, davon kann sich jeder überzeugen, der den Almanach selbst lesen will. Auch Schiller hat sich von dieser Seite, doch nur gegen Nicolai gezeigt. Diesem können, nach der strengen und oft anzüglichen Rüge der unpopulairen Aufsätze in den Horen im XIten Bande seiner Reise, dergleichen Ausfälle nicht unerwartet seyn. So gar wird er sich darauf einbilden, und mit Recht; denn wäre seine Rüge ungegründet gewesen, würde sie nicht angeschlagen haben, was doch der neue Jahrgang augenscheinlich beweist. Ueberdem schmeckt die bekannte Fabel vom Fuchs und Kranich, die Schiller auf ihn und sich gewendet, nach so viel Eigenliebe, daß Nicolai schon ge-

rochen ist, noch ehe er über den Einfall selbst empfindlich werden kann. Besonders neben Göthe's originalem und fruchtbarem Witze hätte er sich damit gar nicht zeigen müssen, weil die Wendung gezwungen und nur die derbe Phrasis am Schluße natürlich ist. Unter den übrigen Beiträgen sticht Schlegels Pygmalion noch hervor, doch wirkt er das lange nicht, was man bei der Ramlerschen Cantate gleiches Namens fühlt. Einem solchen Stoffe ist unstreitig mehr mit Empfindung gedient, wogegen hier nur correkte und wohlklingende Verse zu lesen sind". (Ohne Unterschrift oder Zeichen.)

S. 358—360 sind dann unter der Überschrift „Distichen von Göthe. (Aus dem Schillerschen Musenalmanach von 1797; nehmen unter dem Namen Xenien an hundert Seiten ein)" folgende 20 Xenien abgedruckt: Kant und seine Ausleger. An Kant. Dialogen aus dem Griechischen. Französische Lustspiele von Dyck. Für Töchter edler Herkunft. Pantheon der Deutschen. Das Journal Deutschland. Herr Leonhard. Bibliothek der schönen Wissenschaften. Karl von Karlsberg. Geschichte eines dicken Mannes. Anekdoten von Friedrich II. Nicolai. Beckers Taschenbuch. Die Spree. Die Pleisse. Die Ilm. Sterilem sibi Proserpina vaccam. Porphyrogeneta. Der Purist.

In demselben Anzeiger beginnt ein mit D. C. unterzeichneter Kritiker seine Besprechung des ohne Verfassernamen angeführten Werkes „Geschichte des spanischen Infanten Don Carlos" (Hof 1795) mit den Worten (S. 85):

„Seit Schiller's Meisterwerk „Don Carlos" erschien, hat die Geschichte dieses unglücklichen Prinzen und seiner eben so unglücklichen Stiefmutter Elisabeth allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Es erschienen mehrere einzelne Schriften, die diese Geschichte bloß historisch darstellten, um diejenigen, welche Don Carlos interressirte, auch mit den übrigen Umständen und Begebenheiten bekannt zu machen, welche der Dichter in sein Gemählde nicht aufnehmen konnte. . . . so darf man immer dies kleine Buch jedem anempfehlen, der es neben seinem Schillerschen Don Carlos setzen, oder auch

nur .... sich angenehm unterhalten und geschichtlich belehren will".

Ferner heißt es S. 154 bei Besprechung einer Ausgabe von Euripidis Iphigenia in Aulide, rec. Hoepfner. Halle 1795: „Freunde des Schönen werden es [das Stück] aus Schillers meisterhafter Übersetzung kennen". — Hier ist der Rezensent J. M. Hmnn. d. i. Johann Michael Hamann, der Sohn des Magus, der erste Direktor des Altstädtischen Gymnasiums (vgl. diese Zeitschrift 1907, S. 464, Anmkg. 2).

Auf der Seite 354 äußert sich der Kritiker J. (John?) bei der Besprechung der „Poetischen Blumenlese für das Jahr 1797. Göttingen." (hrsg. v. Dr. Reinhard) u. a. so: „Wie er [der Herausgeber] vor dem, von Schillern im Almanach für 1797 eröfneten poetischen Bluth- und Halsgericht abkommen werde, muß die Zeit lehren."

Aus den „Kritischen Blättern" (1790—94) teilt Czygan alle darin enthaltenen Bemerkungen mit bis auf eine Rezension der „Thalia", die er wohl übersehen hat. Zu den von ihm abgedruckten Besprechungen von Thalia 1791, XI und 1792, II kommt noch eine dritte, über Thalia 1792, I. Sie lautet im III. Jahrgang der „Kritischen Blätter" Nr. XIV, 2. April 1792 von S. 106—108, wie folgt:

„Diese neue Thalia verspricht der vorigen in Nichts nachzustehen, und zwar verspricht sie dieß nicht durch den Mund des Herausgebers, dessen Bescheidenheit, seiner eigenen Aufsätze wegen, ihm dieß allein schon verbieten würde, sondern durch den auserlesenen Inhalt, der dieß erste Heft schon so anziehend macht. Freilich täuscht gerade so ein Anfang am meisten; es ist gemeinlich der erste und letzte gute Bissen, womit man vorläufig die Leser zu körnen sucht. Allein hier möchte es doch anders seyn, auch wenn man nur daran denkt, wie aufrichtig in der älteren Thalia für die Unterhaltung und Belehrung des Lesers gesorgt worden ist. Ein Herausgeber, der sich so gewissenhaft von dieser Seite gezeigt, kann darauf rechnen seine

Leser für sich eingenommen zu finden, wenn er mit einem neuen Unternehmen hervortritt; er kann darauf rechnen, daß sie zum Mittel und Ende dieses Unternehmens eben so viel Vertrauen haben werden, als sie gerechtermassen zum Anfang desselben gehabt. Das erste Stück fängt mit einem Bruchstück einer Übersetzung der Aeneide des Virgils an. Und in welcher Versart denkt man sich wohl diese Übersetzung? — Gewis nicht in achtzeiligen Stanzen wie den Idris und Oberon. Und doch ist diese Versart und noch dazu mit vollem Bedacht gewählt. Der Verfasser (vermutlich Herr Schiller selbst) glaubt die ganz eigne magische Gewalt, wodurch der Virgilische Vers uns hinreißt, in der seltenen Mischung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Majestät und Anmut zu finden, die zwar durch lateinische, nur nicht durch deutsche Hexameter zu erhalten ist. 'Müßte also eine von diesen beiden Eigenschaften des Ausdrucks der andern nachgesetzt werden, so schiene die Versart vorzüglicher, die zwar der Kraft, Majestät und Würde einigen Abbruch thut, allein dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit und Wohlklang desto günstiger ist, vornemlich wenn man bedenkt, daß Stärke, Erhabenheit und Würde von der Form weniger abhängig sind und durch den Ausdruck weniger unterstützt zu werden nöthig haben. Dazu kömmt noch, daß die harten Schläge, die Virgil auf das Herz seiner Leser führt, der meistentheils kriegerische Inhalt seines Gedichts, die ganze Gravität seines Ganges durch eine gefällige Versart gemildert werden. Um den Leser einigermassen in den Stand zu setzen, sowohl über die Richtigkeit dieser Bemerkung als über das Verdienst dieser Arbeit insbesondere zu urtheilen, so setzen wir diejenigen Stanzen her, (das Fragment enthält die Zerstörung von Troja aus dem 2ten Buche der Aeneide) worin die Ankunft jenes schrecklichen Schlangenpaares und ihr Angriff auf den opfernden Laocoon beschrieben wird.

[Folgt Str. 34,5 „Da kam (mir bebt die Zung', es auszudrücken)" bis 37,8 „Hoch über seiner Scheitel in den Lüften" (spätere Lesart: „Mit ihren hohen Hälsen und Genicken")].

Der Werth solcher Verse spricht von selbst; nichts ist leichter, als sie zu bewundern; nichts schwerer, als die Arbeit zu ermessen, die sie gekostet haben. Daher auch hier kein Wort über sie. Wen sie nach den übrigen nicht begierig machen, mag kaum sich rühmen, daß er schöner und großer Eindrücke fähig sey. — Die übrigen Aufsätze sind: Ogier von Dänemark, ein dramatisches Denkmal; über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen; und Erinnerung an die Schweiz von einem jungen Mahler." [Ohne Unterschrift oder Zeichen.]

Endlich wäre noch mancherlei aus der hochinteressanten Königsberger „*Morgenzeitung*" beizubringen, von der Czygan noch den Jahrgang 1807 für seine Schrift ausgenutzt hat, weil sich darin gute Berichte über Bühnenaufführungen Schillerscher Dramen finden. Ihm war nur dieser Band und eine Notiz aus dem Jahrgang 1808 bekannt, 1809 erklärte er für verschollen.*) Es stehen jetzt aber die beiden Jahrgänge 1808 und 1809 vollständig zur allgemeinen Verfügung, da sie aus *Reickes* wertvollem Nachlaß im Jahre 1906 in den Besitz der *Stadtbibliothek* übergegangen sind. Diese Zeitung ist eine wahre Fundgrube für die Theatergeschichte Königsbergs in jenen Jahren, namentlich infolge der ungemein ausführlichen und gehaltvollen Theaterkritiken, von denen sich viele auch auf Schillersche Stücke beziehen. Da sich indessen Czygan eine besondere ausführliche Darstellung über dieses treffliche Blatt ausdrücklich vorbehalten hat, stelle ich hier nur in aller Kürze das zusammen, was Schiller und seine Werke betrifft.

1808. Nr. 3. 20. Januar, S. 23. Kurzer Bericht über die Aufführung der „Maria Stuart" vom 13. Januar mit dem Bemerken: „Ist schon öfters in diesen Blättern angezeigt". — Das muß aber in dem augenscheinlich verlorenen Jahrgang 1806 geschehen sein. — Von A—r.

*) Für seine Schenkendorf-Aufsätze im „Euphorion" Bd. 13 und 14 (1906/07) hat Czygan übrigens die ganze bekannte Morgenzeitung (1807—09) benutzt, und zwar, wie er mir freundlichst mitteilt, aus Reickes Besitz.

Nr. 8. 24. Februar, S. 62—63. Bericht über die Aufführung von „Friedolin oder der Gang nach dem Eisenhammer, ein romantisch dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Walter" vom 16. Februar. Mit Hinweisen auf Schillers Ballade. Von — ft.

Nr. 9. 2. März, S. 66—69. Nr. 12. 23. März S. 89—92; Nr. 17. 27. April, S. 130—133. „Briefe an meinen Freund S—." Das erste Stück handelt über Schiller, das zweite und dritte über Schiller und Goethe; Verherrlichung Schillers. Von C. (= Carnier).

Nr. 16. 20. April, S. 126. Kurzer Bericht über die Aufführung des „Macbeth" vom 11. April von X. Y. Z. — Ohne Angabe, ob es sich um Schillers Bearbeitung handelt.

Nr. 20. 18. Mai, S. 157—160. Sehr eingehende Besprechung der Aufführung der „Räuber" am 9. Mai. Von B.... (= Adolf Böckel?)

Nr. 22. 1. Juni, S. 173—176. Bericht über die Aufführung des „König Lear" vom 16. Mai von B. Darin Vergleich zwischen Shakespeare und Schiller und Bezugnahme auf „Fiesko" und „Die Räuber".

Nr. 23. 8. Juni, S. 177/78. Unter dem Titel „Widerlegung" Verzeichnis der von Juni 1806 bis Ende Mai 1808 neu aufgeführten Stücke. Von Schiller ist das „Wallensteins Lager" 3mal, „Turandot" einmal, „Braut von Messina" einmal, „bei leerem Hause". — Von der Direktion und Regie des Königsbergschen Theaters.

1809. Nr. 9. 1. März, S. 70. Rezension des „Taschenbuches für Damen, auf das Jahr 1809, mit Beiträgen von Göthe, Lafontaine, Pfeffel, J. P. Richter, Schiller und andern". Von A. B. — Eine kurze Bemerkung über Schiller.

Nr. 19. 10. Mai, S. 149—152 und Nr. 20, 17. Mai, S. 153 bis 154. Hier steht die ungewöhnlich ausführliche Besprechung der Aufführung der „Phaedra", wie Czygan S. 44 richtig vermutet hatte; sie fand aber am 30., nicht am 10. April statt. Unmittelbar daran schließt sich die Kritik der „Maria Stuart", die am 4. Mai gegeben wurde. (S. 154—160.) Beide Artikel stammen wieder von B.

Brun von Querfurt
und die Bedeutung seines Missionswerkes.

Von **H. G. Voigt.**

Am 9. März des nächsten Jahres (1909) wird die neunhundertjährige Wiederkehr des Tages sein, an dem einst Brun von Querfurt, genannt Bonifacius*), als zweiter christlicher Missionar in Preußen, wie vor ihm Adalbert von Prag († 997), den Boden des Stammlandes der preußischen Krone mit Märtyrerblut düngte**). Dieses Helden jener fernen Zeit zu gedenken, in welcher vor den Augen des Westens eben erst der Schleier sagenhafter Dämmerung von den Völkern des nordöstlichen Europas zu sinken begann, hat Preußen allen Grund. Brun steht da wie ein früher Vorläufer der deutschen Ritter, denen es bestimmt war, das mit dem Schwerte durchzusetzen, wofür er einst mit dem klugen Wort und der Begeisterung eines für seinen Glauben ganz entflammten Christen gewirkt hatte. Wie an anderem Orte noch mehr gezeigt werden soll, hatte er, bevor er nach Preußen kam, die Heiden gerade des Landes zu bekehren gesucht, in dem auch zwei Jahrhunderte später der

---

*) So schrieb er selbst seinen Namen, indem er ihn in dem Sinn von benignus deutete.

**) In einer eingehenden Biographie (Brun von Querfurt, Mönch, Eremit, Erzbischof der Heiden und Märtyrer. Lebenslauf, Anschauungen und Schriften eines deutschen Missionars und Märtyrers um die Wende des zehnten und elften Jahrhunderts, ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands und Italiens im Zeitalter Ottos III. und zur ältesten Kirchengeschichte Ungarns, Rußlands, Polens, Schwedens und Preußens. Mit vier Lichtdrucktafeln und sechs lithographischen Tafeln. Stuttgart. Verlag von J. F. Steinkopf 1907. 8° 525 S. 16 M.) habe ich meine früheren Arbeiten zur frühesten Missionsgeschichte im römischen Osten u. speziell in Preußen zum Abschluß gebracht und über sämtliche ein detaillierte Sach- und Namenregister beigefügt.

Deutsche Orden weilte, bevor er seine große Mission in Preußen aufnahm. Aus dem Burzenlande zur Ostsee, von den Bergabhängen der südöstlichen Karpaten und transsylvanischen Alpen, wo die Burza und die Alt ihre Wasser der südlichen Donau zuführen, zum alten Preußenvolke ging nicht nur der Weg des Deutschen Ordens, sondern schon Bruns, und der Deutsche Orden wandelte, indem er die Wacht an der südlichen Heidengrenze mit dem Grenzposten im Norden und kühner Aggressive vertauschte, in den Fußstapfen Bruns, nur mit dem allerdings tiefgreifenden Unterschiede, daß er die Waffen des Rittertums führte, Brun hingegen, wenigstens für seine eigene Person, nur die Waffen eines rein geistlich aufgefaßten Berufes. An Tapferkeit ist ihm kaum irgendein Ritter überlegen gewesen. Es hat ihn im Heidenlande nicht geschreckt, wenn die Gegner seine Kanzel zu stürmen suchten, wie einmal bei den Schwarzen Ungarn (vermutlich in Brassó, dem späteren Kronstadt). Mochten die abergläubischen, an Zauberei gewöhnten Gemüter der noch unbekehrten Völker auch seine Stundengebete für todeswürdige Besprechungen halten, er verrichtete sie laut und ohne Scheu auch in den Steppen der wilden Petschenegen. Er zitterte nicht unter deren Beilen und Schwertern, sondern wartete, als sie ihn und seine Begleitung einen ganzen Tag quälten, mutig die Wendung ab, auf die er bei der Art seiner Haltung bestimmt rechnete. In Preußen wagte er sogar eine Feuerprobe, und ohne ein Wort der Klage auszustoßen, ist er schließlich unter den Schwertern der heidnischen Opposition gefallen. Daß er das Martyrium im Dienste des Evangeliums gemäß der Zeitstimmung in gewissen strengen Mönchskreisen nicht als ein Unglück, sondern vielmehr als den begehrenswertesten Vorzug ansah, mindert nicht den Eindruck einer imponierenden Bravour, wie sie seiner Predigt ungewöhnlichen Nachdruck gegeben zu haben scheint. Er war ein Deutscher von edelstem Schlage, ein Sachse vom Gepräge des großen Ottonenzeitalters, nicht bloß dem Blute nach vom Uradel des Landes (nobilis), sondern auch von hohem Adel der Gesinnung, obwohl mit Bewußtsein geistlich denkend,

ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Wie warm, wie echt menschlich dabei sein Herz schlug, lassen die von ihm auf uns gekommenen Schriften erkennen, die geistvolle Lebensbeschreibung seines von ihm zum Vorbilde gewählten Vorgängers in Preußen, des heiligen Adalbert, die schmerzerfüllte Biographie seiner italienischen Freunde und Einsiedlergenossen Benedikt und Johannes, die, als sie ihm nach Polen vorausgegangen waren, dort einen vorzeitigen Tod gefunden hatten, und sein zugleich diplomatisch ebenso kluger wie selbständiger und zielbewußter Brief an Heinrich II.*) Es gibt hier an den östlichen Grenzen Deutschlands in jener frühen Zeit wenige Personen, welche nach so verschiedenen Seiten das Interesse erregen wie er. Auch darin spiegelt sich seine Bedeutung noch wieder, daß er in seiner Heimat, obwohl er in ihr immer nur vorübergehend gewesen ist, bis heute durch neun Jahrhunderte eine volkstümliche Gestalt geblieben ist. Mehr als durch die bei ihrer Erneuerung in evangelischen Zeiten „Zum heiligen Kreuz Christi“ genannte Kirche auf dem väterlichen Burghof, deren Anlage zweifellos von ihm herrührt, wird das Volk in Querfurt an ihn durch die alte Sitte des alle Jahre drei Tage nach Ostern auf dem an der Merseburger Landstraße gelegenen Wiesenplan stattfindenden Marktes erinnert, zu dessen unentbehrlichem Zubehör die primitiven plastischen Darstellungen seiner Gestalt gehören, die ihn zeigen, wie er auf einem Esel reitend in die Ferne zieht. „Gehe hin, denn ich will dich ferne unter die Heiden senden“. Richtig betrachtet, berechtigt alles dazu, diesen Mann des deutschen Mittelalters, der auch mit beiden sächsischen Kaiserhäusern nahe verwandt war, und dessen engere Familie, das Geschlecht seines Bruders Gebhard**), später bis zu seinem Aussterben am Ende des 15. Jahrhunderts unter dem Titel nobiles

---

*) Übersetzungen dieser Schriften mit wissenschaftlichem Apparat, sowie Übersetzungen der besten Quellen über Brun findet man in meinem oben genannten Buche.

**) Ihm gehörte auch der verdiente Landmeister des Deutschen Ordens Meinhard von Querfurt (1288—1299) an.

domini in Querfurt eine hervorragende Dynastenstellung einnahm, als einen christlichen Nationalheros frühester Zeit an der deutschen Ostgrenze zu bezeichnen.

Daß dies bisher in weiteren Kreisen so wenig beachtet ist, möchte seine Ursache, abgesehen davon, daß seine eigenen Schriften zum teil erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Vorschein kamen; vor allem darin gehabt haben, daß der weite Weg, den er bei seiner eigentlichen Missionsarbeit zurücklegte, auf viele den Eindruck des Planlosen und Unbeständigen machte, sowie darin, daß die so ganz erst im Werden begriffenen und später immer wieder durch weitgreifende Katastrophen erschütterten Verhältnisse des europäischen Ostens die Wahrnehmung der Erfolge seiner kurzen Laufbahn erschwerten. An Erfolgen aber hat es seiner Arbeit keineswegs gefehlt.

Wie noch ausführlicher an anderm Orte gezeigt werden soll, liegt eben die größte Wahrscheinlichkeit vor, daß die Schwarzen Ungarn, bei denen er nach eigener Aussage längere Zeit (gut zwei Jahre) Missionsarbeit trieb, ehe er weiter nach Osten und Norden zog, die Székler im östlichen Siebenbürgen gewesen sind, und daß der Bischof, welchen er bei den Petschenegen zur Fortsetzung seiner Arbeit zurückließ, der Begründer des Bistums von Milko an der siebenbürgisch-moldauschen Grenze war, das später nachweisbar die Székler und ihre alten Stammverwandten, d. h. die Petschenegen der Nachbarschaft und die im ferneren Osten zerstreuten Ungarn, geeint hat. Letzteres hat man bisher wenig in Betracht gezogen. Man wußte daher nicht, was man über den Verbleib des petschenegischen Bischofs sagen sollte. Man meinte, die heidnische Reaktion oder die Völkerstürme der Folgezeit hätten ihn hinweggefegt. Freilich haben besonders letztere immer wieder den Osten erschüttert und auch den Fortbestand des Stuhles von Milko oft unterbrochen. Aber eine bestimmte Nachricht über die Beseitigung der von Brun bei den Petschenegen getroffenen Einrichtung liegt nicht vor. Erst recht nicht hören wir, daß die Schwarzen Ungarn, von deren Bekehrung Brun bereits 1008 in Polen Kunde

erhielt, wieder Heiden wurden. Es ist deshalb meine bestimmte, die verschiedenen in Betracht kommenden Punkte vereinende Vermutung, daß nach Abzug Bruns der Bischof der Petschenegen sich an die Grenze der Székler begab, bei ihnen das von Brun begonnene Missionswerk zum erfolgreichen Abschluß brachte und im Interesse des Fortbestandes des gewonnenen Postens seinen alle Neubekehrten zusammenschließenden Bischofssitz in den Schutz der siebenbürgischen Berge legte; die schon oft sich als Zufluchtsort im Sturm der Zeiten bewährt hatten. So würde also, wie andernorts noch näher begründet werden soll, das dauernde Ergebnis von Bruns Missionsarbeit im Südosten noch feststellbar sein.

Und Erfolg blieb ja auch im Norden nicht aus. Wie m. E. Bruns eigener Brief an Heinrich II., sowie die volle Übereinstimmung Adams von Bremen mit demselben ergibt, die so weit geht, daß die beiden in Betracht kommenden Quellenaussagen erst durch einander ganz verständlich werden, ist durch Bruns Boten von Polen aus Olaf Schoßkönig, der Fürst Schwedens, bekehrt, was die Gründung des Bistums Skara zur Folge hatte. In Preußen aber hat Brun mehr erreicht als Adalbert. Während dieser bekanntlich zu sofortigem Rückzuge genötigt und dann trotzdem getötet wurde, hat Brun sogleich bei seinem Erscheinen einen preußischen Hauptkönig, wie ich meine, wahrscheinlich machen zu können, den Hauptfürsten Galindiens, für sich gewonnen, so daß derselbe sich mit vielen seiner Leute in einem großen See taufen ließ. Thietmar von Merseburg schreibt auch ausdrücklich in seiner Chronik, daß aufschießende Dornen Brun gehindert hätten, den starren Acker des preußischen Heidentums weich zu machen. Seine Pflugschar hatte also schon Boden gefaßt, als ein Gewaltakt der weiteres Gelingen befürchtenden heidnischen Opposition, an deren Spitze ein Bruder des genannten Fürsten stand, Brun und seine Begleitung, wenigstens die meisten seiner Gefährten, achtzehn an der Zahl, blutig aus dem Wege räumte.

Man dürfte unter diesen Umständen daran, daß ihm bei längerem Leben noch viel mehr und größere Erfolge beschieden gewesen wären, nur dann zweifeln, wenn wirklich, wie man eben wohl gemeint hat, seinem Vorgehen Klugheit und planvolle Überlegung gefehlt hätten. Dies zu behaupten aber gibt der Tatbestand seines Wirkens keinen genügenden Anhalt. Bei näherem Zusehen löst sich vielmehr der ungünstige Schein, der an manchen seiner Schritte haftet, völlig auf.

Schon als Brun als Jünger des Romualdus und Einsiedler von Pereum noch in der Nähe des hochstrebenden jungen Kaisers Ottos III. weilte, dem alles daran lag, das Missionswerk seines gefeierten Freundes, Adalberts von Prag, in Preußen fortzusetzen und zugleich, wie dieser es selbst im Auge gehabt hatte, auch bei den Lutizen der Kirche ihre am Ende der Regierung Ottos II. verlorene Position wiederzugewinnen, hat der oben erwähnte Einsiedler Benedikt von Benevent, wenn der mit Ottos III. Plänen ganz vertraute und ganz für sie gewonnene Brun ihm voll Begeisterung sein Programm für das Vorgehen im heidnischen Osten entwarf, oft gesagt: „ich glaube dir nicht", schon eine bestimmte Andeutung davon, daß es von vornherein große Gedanken und bedeutende Entwürfe waren, die von Brun erwogen wurden. Man hat also das Recht, daraufhin sein späteres Vorgehen zu prüfen, und man findet sich in der erweckten Erwartung nicht getäuscht.

Das Allgemeine, worauf zunächst der Finger gelegt werden muß, ist, daß die genannten Freunde bereits in Pereum verabredeten, daß Brun nur mit apostolischer Vollmacht für die Mission Benedikt, der ihm nach Polen vorausgehen wollte, folgen sollte. Dementsprechend begab sich Brun nach Ottos III. Tode, welcher auf ihn alle Verantwortung für die Durchführung der längst gefaßten Pläne legte, zu Silvester II. und ließ sich von ihm, der sicher mit seines kaiserlichen Freundes Missionsgedanken bekannt war und von gleichen Gesichtspunkten beherrscht wurde wie Brun selbst, unter Verleihung des Palliums zum Erzbischof der Heiden und apostolischen Legaten ernennen. Er rückte

damit in eine Stellung ein, wie sie ähnlich einst seinem großen Namensvetter Wynfrith-Bonifatius, dessen man sich gewiß auch erinnerte, für Deutschland gegeben war. Indem wir dies konstatieren, fällt schon viel von dem ungünstigen Eindruck der Beobachtung, daß es ein so großer Länderbezirk war, den Brun in den Kreis seiner Missionsunternehmungen hineinzog. Er hat sich offenbar überall nur als den Bahnbrecher angesehen, der den Grund der Evangelisation im heidnischen Osten zu legen habe, nicht aber als auch dann noch an einen bestimmten Ort gebunden, wenn schon der Zeitpunkt gekommen war, daß andere, ihm untergebene Personen seine Arbeit erfolgreich fortsetzen konnten. Zu diesem Verhalten hatte er das Recht, weil er selbst eben apostolischer Legat war. Ja, sofern er dies war, konnte er gar nicht anders handeln, als er handelte. Das eigentliche Ziel seiner Wege hat er darum nicht aus dem Auge verloren. Vor allem kam es ihm darauf an, schließlich Preußen und das Lutizenland dem Christentum zu gewinnen. So hatte man es bei Otto III. geplant, und bei diesem Plan blieb Brun. Seine eigenen Aussagen sind in dieser Hinsicht von einer nicht mißzuverstehenden Deutlichkeit, und sein Verhalten steht zu ihnen nicht in Widerspruch.

Wenn Brun im Jahre 1003 von der Straße nach Norden abbog und sich nach Ungarn wandte, war ja der einzige Grund davon, daß im Norden zwischen König Heinrich II. und dem Herzoge Boleslaw Chabry von Polen Krieg ausgebrochen, d. h. eine Wendung eingetreten war, welche den Erwartungen, mit denen Brun gerechnet hatte, schnurstracks entgegenlief. Gerade der polnische Herzog gehörte ja zu denen, deren Mitwirkung einen Hauptfaktor bei Ottos III. Missionsplänen ausgemacht hatte. Nun stand er zu dem deutschen König in Fehde. Andererseits war es ausdrückliche Verabredung mit Silvester gewesen, daß Brun die Weihe und damit die Bestätigung der ihm gegebenen Stellung bei Heinrich II. nachsuchen sollte. Man hatte eben gewollt, daß alle Instanzen, König, Herzog und Kirche bei dem großen Werke im heidnischen Osten zusammengehen sollten, und

die schuldige Rücksicht auf den deutschen König war auch gerade etwas, worauf Brun bei seiner nationaldeutschen Gesinnung zu verzichten nicht imstande war. Alles im ottonischen Kreise Geplante war also im Jahre 1003 nicht durchführbar. Deshalb konnte Brun 1003 sich gar nicht anders verhalten, als bekannt ist. Er brauchte den polnischen Herzog, und er brauchte den deutschen König. Da er beide nicht zugleich haben konnte, mußte er den Weg nach Polen und Preußen verschieben.

Wenn er nach Ungarn ging, war wohl auch die Hoffnung bestimmend, hier bei Heinrichs II. Schwager im Interesse des Friedens wirken zu können. Aber er muß auch wohl schon lange über die religiösen Verhältnisse im Reiche Stephans I. orientiert gewesen sein. Denn wie er sich selbst ausdrückt*), muß er schon bei der ersten Fahrt nach Ungarn speziell an die Mission bei den Schwarzen Ungarn gedacht haben. Wie ich schon in meinem größern Buche gesagt habe**), macht diese erste Reise nach Ungarn den Eindruck einer Rekognoszierung. Schon im folgenden Jahre sehen wir ihn bei Heinrich II., um nunmehr bereits um seine Weihe anzuhalten. Vielleicht hoffte er auf baldigen Frieden zwischen dem Könige und Polen. Aber da dessen Eintritt ja nicht sicher war, auch 1004 noch nicht erfolgte, läßt die Nachsuchung der Weihe und der Bestätigung der ihm vom Papst zugesprochenen Stellung in diesem Jahre vor allem schließen, daß er bei längerer Verlegung des Weges nach Preußen vor hatte, jetzt mit allen Mitteln und Kräften in den heidnischen Gebieten Ungarns einzusetzen. Hier sehen wir ihn in den Jahren 1005—1007, also auch ausharren, als schon im Herbste des Jahres 1005 zwischen Heinrich II. und Boleslaw der Friede von Posen zustande kam.

An dem letzteren Punkte könnte wieder die Kritik einsetzen. Man könnte sagen, nun, als der Krieg zwischen dem deutschen König und Polen aufgehört hatte, hätte Brun, wenn es seine Art gewesen wäre, gefaßten Plänen treu zu bleiben, sofort die

*) In seiner Fünfbrüderbiographie c. 10.

**) S. 81.

Mission in Preußen aufnehmen müssen. Indes ganz abgesehen davon, daß Bruns italienische Freunde, die ihm nach Polen vorausgegangen waren, schon ermordet waren, dieser Vorwurf beachtet nicht, daß Brun ja gerade das in Ungarn bereits Begonnene im Stich gelassen haben würde, wenn er sich jetzt sofort nach Preußen begeben hätte. Gerade, daß er in Ungarn noch zwei Jahre aushielt und sogar noch, als eine mehr als zweijährige Arbeit erfolglos geblieben war, über Kiew zu den Petschenegen ging, ist ein Beweis für das Überlegte und Planvolle seines Vorgehens. Es kann nämlich keinem Zweifel begegnen, daß er durch seinen Besuch bei den benachbarten Petschenegen das immer noch stockende Werk bei den Schwarzen Ungarn fördern und endlich zu einem günstigen Abschluß bringen wollte. Für diese Auffassung seines Verhaltens spricht vor allem der Effekt. Kaum war er, wie schon gesagt ist, nach Einsetzung eines Bischofs für die Bissenen in Polen, als er bereits die Nachricht erhielt, daß nunmehr auch die Schwarzen Ungarn sich bekehrt hätten. Voll Siegesbewußtsein schrieb er an Heinrich II., daß ja des heiligen Petrus Gesandtschaft niemals vergeblich wandere. Er wußte zweifellos, daß sich verwirklicht hatte, was er selbst erstrebt hatte, und der Anschluß der Petschenegen an die Kirche, die Errichtung eines Bistums in ihrer Mitte auch in Siebenbürgen zur Entscheidung geführt und seinen langen Bemühungen den Sieg verschafft hatte. Hier ist nirgends Unbeständigkeit, Ziellosigkeit wahrnehmbar, vielmehr begegnet uns eine geradezu großzügige kirchliche Politik, deren Merkmale nun auch bei Bruns Vorgehen im Norden wiederkehren.

Daß er diesen nicht aus den Augen gelassen hatte, daß Preußen und die Lutizen nach wie vor sein eigentliches Ziel geblieben waren, ergibt nicht bloß sein Brief an Heinrich II., sondern auch die Eile, mit der er weiterzog, sobald er durch Errichtung eines Bischofspostens bei den Petschenegen den Fortgang des Werkes im Süden gesichert hatte. Obwohl von neuem zwischen Heinrich II. und dem polnischen Herzoge Krieg ausgebrochen war, jetzt sieht er sich nicht mehr imstande, die

Missionsarbeit bei den Preußen zu verschieben. Er setzt alles daran, zwischen den fürstlichen Gegnern den Frieden zu vermitteln, aber noch mehr hat sein Brief an den König wohl den Zweck gehabt, die nun trotz der ungünstigen Zeitlage erfolgende Aufnahme der preußischen Mission zu rechtfertigen und den König seinem Vorgehen gegenüber freundlich zu stimmen. Die Hoffnung, daß er greifbarere Unterstützungen finden würde, kann er kaum gehabt haben. Auf eigene Kraft sah er sich gewiesen. Um so interessanter ist sein Verhalten. Er sichert sich wenigstens, soweit er es vermag, die moralische Unterstützung der in Betracht kommenden weltlichen Machthaber. Im übrigen operiert er mit dem, was er bereits gelernt hat.

Indem Brun Preußen angreift, zieht er zugleich die wichtigsten Nachbarländer in den Kreis seiner Berechnung. Nach dem einflußreichen Schweden, mit dem Preußen in Verkehr und Fehde ohne Aufhören zu tun hatte, schickt er seine Missionsgesandtschaft, der es auch, wie wir schon wissen, gelang, Erfolge zu erzielen. Dem benachbarten Sudauen, das damals unter der Botmäßigkeit Rußlands stand, hatte wohl schon sein Besuch in Kiew gegolten. Jedenfalls sehen wir nach den ältesten und besten Quellen Brun an der Grenze Sudauens in Preußen vordringen, offenbar wieder mit der Berechnung, im Notfall seinen Unternehmungen bei dem einen Volke durch ein Vorgehen bei dem andern in der Nachbarschaft Nachdruck zu geben. So ist überhaupt bei den Missionsunternehmungen dieser Zeit öfters die Taktik wahrnehmbar, nicht dicht an dem eigentlichen christlichen Länderkomplex mit seinen Bemühungen einzusetzen, sondern die Arbeit in größerer Entfernung zu beginnen, weil bei deren Erfolg das dann eingeklammerte Gebiet seine Widerstandskraft verloren hatte. Wir bemerken dieses Vorgehen auch bei Adalbert.

Ob es jemand im persönlichen Verkehr mit den Heiden noch klüger hätte machen können als Brun, wer will es sagen? In dieser Beziehung wissen wir zu wenig. Indes sprechen die Erfolge Bruns bei den Bissenen und in Schweden doch dafür,

daß er es gerade ganz besonders verstand, rohen Gemütern zu imponieren. Seine rasche Ermordung in Preußen kann deshalb nicht ihm als Schuld angerechnet werden. Sie ist eine unglückliche Verwickelung gewesen. Was aber die Hauptsache ist, in Süd und Nord hat Brun gezeigt, daß seine Berechnung stets über das Nächste hinausging und große Zusammenhänge herzustellen suchte. Auch bei dem Preußenlande sind, wie gesagt, seine Gedanken nicht stehen geblieben. Schon an Heinrich II. schrieb er, daß er von dort weiter zu den Lutizen gehen wolle. Die volle Wiederherstellung der Stiftungen Ottos des Großen in deren Mitte und die weitere Christianisierung der zwischen Elbe und Oder wohnenden Völker war also sein letztes Ziel, wie wohl schon die Träume seiner Jugend in Magdeburg es ihm vorgezeichnet hatten.

Wieviel er noch erreicht hätte, wenn er am Leben geblieben wäre, kann ja bestimmt nicht gesagt werden. Aber das wird sich doch nun hinlänglich ergeben haben, daß ein großer Plan von Anfang an vorhanden gewesen und nie aus dem Auge gelassen ist, und daß Bruchstücke seiner Verwirklichung auch den frühen Tod seines bedeutenden Trägers überdauert haben. Man wird es daher auch nicht für unmöglich erklären dürfen, daß, wenn Brun länger gelebt hätte, er einst als Erzbischof einen weiten Länderbezirk von den Grenzen der Erzstifte Gnesen und Gran über Preußen nach Sudauen und Litauen hin unter seinem Stabe vereinigt und selbst Siebenbürgen und Gebiete der Petschenegen noch mit umklammert hätte. Durchaus klar ist ihm offenbar gewesen, daß er, um dies Ziel zu erreichen, der Höfe von Polen und Rußland bedürfe. Nichts war ihm ja schmerzlicher als der Gegensatz zwischen Heinrich II. und Polen. Aber ihm war von Jugend auf auch eine so durchaus deutschnationale Gesinnung eigen, die sich ja auch deutlich in seinem Briefe an Heinrich II. ausspricht, daß man nicht ermessen kann, welche Wendungen sich dadurch bei seiner geistigen Führung noch im Osten ergeben hätten, wenn ihm ein langes Leben beschieden gewesen wäre und seine Bestrebungen Unterstützung

gefunden hätten. Er war der letzte Vertreter der kirchlichen Politik Ottos III. und zugleich ein begeisterter Verehrer Ottos I. Wie bestimmt er wußte, was er wollte, zeigt seine Selbständigkeit gegenüber Heinrich II., und obwohl die Zeitumstände ihm nicht günstig waren, und sein Leben nur kurz war, hat er sein Programm doch zu Erfolgen geführt. Ich hoffe, man wird mir zugeben, daß ein gegenteiliges Urteil nicht mehr berechtigt ist.

Als 1897 der neunhundertjährige Gedenktag des Todes Adalberts von Prag kam, erinnerte man sich in weiten Kreisen gern dieses ersten christlichen Boten in Preußen. Gerade von evangelischer Seite wurde nicht nur sein Kreuz am Ostseestrande, das die Stätte kennzeichnet, in deren Gegend er nach glaubwürdiger Überlieferung von heidnischen Lanzen durchbohrt wurde, renoviert und geschmackvoll eingefaßt, sondern auch unter erhebender Feier eine Urkunde vermauert, die der Anerkennung und Hochachtung der Nachwelt Ausdruck gab. Man fragte nicht, ob, wenn sein Werk in Preußen Erfolg gehabt hätte, alles anders gekommen wäre, wie es gekommen ist. Man ehrte den christlichen Helden, dessen Blut das Land weihte. Es wäre schön, wenn man Brun gegenüber sich ähnlich verhielte. Personen sind in erster Linie nach dem zu beurteilen, was sie selbst gewesen sind. In diesem Falle bleibt die beachtenswerteste Tatsache, daß Brun, der wie Adalbert auf preußischem Boden sein Leben ließ, zu den edelsten Christen und den hervorragendsten Deutschen seiner Zeit gehörte.

Wie gleichfalls noch an anderm Orte näher ausgeführt werden soll, spricht die Lage der Landestore Preußens in alter Zeit, verglichen mit den wertvollsten Quellennachrichten über Bruns Ende, dafür, daß dieser von Lomsha aus nördlich gehend Preußen betreten und auf der Straße von Kolno*) nach Johannisburg und Lötzen vorgedrungen ist. Preußen (Galindien), Litauen (Nadrauen) und Rußland (Sudauen) stoßen gerade hier zusammen, und die Quedlinburger Jahrbücher bezeichnen das Grenzgebiet

*) Beiläufig weise ich schon hier auf die große Aehnlichkeit dieses Namens mit dem Namen Cholinun in der Passio S. Adalperti hin.

(confinium) von Rußland und Litauen als Gegend des Todes Bruns, während zugleich Thietmar von Merseburg berichtet, er sei in dem Grenzgebiet von Preußen und Rußland gefallen. Wie sodann Peter Damiani erzählt, hat Brun zuerst einen heidnischen Hauptkönig bekehrt und darauf ihn und seine Leute in einem weiten See getauft. Das erstere bestätigt auch Wiberts Zeugnis. Gerade am Löwentinsee aber hat nach einer alten Nachricht wenigstens später der Hauptkönig Galindiens gesessen, während andererseits der Warschausee bei Johannisburg der erste größere See ist, der auf der Straße von Lomsha und Kolno aus nördlich erreicht wird. Also die nähere oder fernere Umgebung von Johannisburg und Lötzen hat in erster Linie darauf Anspruch, als die Gegend von Bruns Wirksamkeit und Tod in Preußen in Betracht zu kommen. Dann aber dürfen doch auch besonders die Gestade der Ostsee ihn als den Ihren ansehen. Denn über dies Meer hat er, wie gesagt, um der Mission in Preußen den Erfolg zu sichern, seine Boten nach Schweden gesandt, und als er selbst sich Preußen näherte, hat, wenn er auch die entgegengesetzte Landespforte für sein Vordringen wählte, sein Geist gewiß an keinem Orte mehr geweilt als dort, wo sein berühmter Vorgänger gefallen war. „Dort, wo am preußischen Seegestade dem edeln Sohn des slawischen Stammes ein ehernes Denkmal errichtet ist, gebührt auch dem kühnen germanischen „Gottesknecht“ ein Kranz.“

Zur Friccius-Biographie.

Mitgeteilt
von
Paul Czygan.

Der westpreußische Regierungschefpräsident Kanzler Freiherr von Schrötter war beim Zusammenbruche des Staates am 18. Nov. 1807 zum interimistischen Justizminister ernannt worden und hat diese Stellung bis zur Entlassung des Ministers Freiherrn vom Stein am 24. Nov. 1808 inne gehabt, wo der bisherige Kabinettsrat Beyme in der Leitung der preußischen Justiz sein Nachfolger geworden war. (Vgl. Conrad, Gesch. d. Kbger. Obergerichte, Leipz. 1907, S. 296 u. 302.) Kurz vor seinem Abtreten von diesem hohen Posten hat Schrötter es noch auswirken können, daß Friccius bei dem Ober-Landesgericht zu Königsberg angestellt wurde, wie wir aus einem Aktenstücke im Geh. Staatsarchiv zu Berlin ersehen. Da der Staatsrechtslehrer Prof. Schmalz, welcher schon früher von 1789 bis 1803 an der Königsberger Universität gewirkt hatte, den erneuten Ruf an diese Universität abgelehnt und sein Gesuch um Anstellung beim Oberappell- und Kammergericht in Berlin erneuert hatte, so entschied der König nach dem Vorschlage seines damaligen Justizministers dahin, daß dem Gesuche des Prof. Schmalz nachgegeben würde, statt seiner aber der bisherige Assessor Friccius, der mit warmen Worten von Schrötter empfohlen wurde, in eine Ratsstelle beim Oberlandesgerichte einrückte.

Karl Friedrich Friccius ist rühmlich bekannt durch die Erstürmung des Grimmaer Tores an der Spitze der Königsberger Landwehr sowie durch mehrere wertvolle Werke. Bis zum Zusammenbruche des preußischen Königreiches war er in Kalisch in Südpreußen als Assessor tätig gewesen und hatte sich bei

Annäherung Napoleons durch die polnischen Aufständischen nach Königsberg durchgeschlagen. Hier hatte er dem Könige einen Aufsatz über den Ausbruch des polnischen Aufstandes überreicht und war von ihm — was vorher noch nie geschehen war —, ohne je Soldat gewesen zu sein, bekanntlich zum Offizier ernannt worden. Als solcher hatte er mit Auszeichnung bei Danzig während der Belagerung durch die Franzosen gekämpft und sich so sehr die Anerkennung seiner militärischen Vorgesetzten erworben, daß man ihn aus dem Militärstande erst auf sein wiederholtes Gesuch und auf eine Kabinettsorder des Königs hin im Herbst 1807 entlassen hatte. Die Lage des Staates nach dem Tilsiter Frieden hatte seine Anstellung unmöglich gemacht, und sie erfolgte erst ein Jahr später infolge der Eingabe Schrötters. Aber Schrötter wirkte noch weiter für seinen Schützling. Da Friccius vorstellte, daß er zu sehr zurückgekommen sei, als daß er die Kosten seines Patentes entrichten und die weite Reise von Gardelegen bei Stendal hierher machen könnte, welcher Versicherung — wie Schrötter bemerkt — wohl zu glauben wäre, da er über Jahr und Tag für seinen Unterhalt hat sorgen müssen, so empfahl Schrötter, ihm die Chargen- und Stempelgebühren mit 128 rthlr. inklusive $32\frac{1}{2}$ rthlr. Gold zu erlassen. „Der Regierungs-Rath Friccius ist dieser Wohlthat in aller Absicht würdig", bemerkt zum Schluß der Kanzler. — Wie sehr Friccius in Königsberg angesehen war, geht daraus hervor, daß er auf der Liste der 8 Kandidaten zum Oberbürgermeisteramte von Königsberg i. J. 1810 aufgeführt ist, doch wurde bekanntlich nach Deetz, des ersten in diesem Amte, Heidemann gewählt. (Vgl. Rühl, Br. u. Act. a. d. Nachl. v. Stägemann I. S. 144.) Friccius, Biographie bei Beitzke, Hinterlass. Pap. des etc. Friccius, Berl. 1866.

Der Kanzler und interim. Justizminister Freiherr v. Schrötter an den König.

Schrötter zeigt dem Könige an, daß Prof. Schmalz in Halle den Ruf zur Königsberger Regierung und Universität abgelehnt

und seine Anstellung beim Oberappel- und Kammergericht in Berlin erneuert habe. Dann heißt es:

Durch diese Ablehnung des Geh. Rats Schmalz ist die bei der hiesigen Regierung vacante Stelle eines Rats mit 600 rthlr. jährl. Gehalts nach wie vor offen geblieben, und ich bringe dazu den vormals bei der Regierung zu Kalisch angestellt gewesenen Assessor Friccius in Vorschlag. Seine Ansetzung bei dem gedachten Landes-Justiz-Collegio erfolgte den 19. Sept. 1804 mit 600 rthlr. Gehalt, und sein vormaliger Chef, der jetzige Breslauische Ober-Amts-Regierungs-Präsident Graf von Danckelmann attestirt von ihm,

> daß er mit ausgezeichnetem Fleiß und Diensteifer sowie mit der strengsten Rechtlichkeit sein Amt verwaltet und gründliche theoretische Rechtskenntnisse, verbunden mit einer reifen Beurtheilungskraft an den Tag gelegt habe, imgleichen, daß sein moralisches Betragen stets exemplarisch gewesen sei.

Außerdem spricht für diesen jungen Mann sein Benehmen bei dem Ausbruch der letzten südpreußischen Insurrection. Er kam zu Anfang Decembers 1806 hierher, überlieferte Ewr. Königl. Majestät seinen Aufsatz über den ausgebrochenen Aufstand der gedachten Provinz, den Allerhöchst dieselben, nach einem an mich gerichteten Schreiben des Geheimen Cabinetsraths Beyme vom 15. December 1806 sehr interessant gefunden haben, und bot seine Dienste zur Vertheidigung des Vaterlandes im Militair an. Durch den Cabinetsbefehl vom 15. gedachten Monats und Jahres geruhten Eure Königl. Majestät ihn als Lieutenant bei einem neuerrichteten Bataillon mit dem Zusatz,

> daß er nach beendetem Kriege seine Laufbahn im Justizdienst nach seiner Anciennität fortsetzen solle,

anzustellen; und daß er sich auch im Militair-Dienst ausgezeichnet habe, beweist der Umstand, daß ihm nach beendigtem Kriege die nachgesuchte Entlaßung zweimal abgeschlagen und dieses Gesuch allererst durch die Allerhöchste

Cabinetsresolution vom 8. December vorigen Jahres bewilligt ward. Seitdem lebt der etc. Friccius in Gardelegen, seinem Geburtsorte, weil sich noch keine schickliche Gelegenheit zu seiner Wiederanstellung gefunden hat; und ich glaube daher, meinen submissesten Vorschlag hinreichend motivirt zu haben, wenn er gleich durch die angetragene Beförderung zum Regierungsrat einigen ältern Assessoren, die bei andern Landesjustiz-Collegiis stehen, vorgehet. Ausgezeichnete Talente, Kenntniße und Dienste, die der Friccius in seiner bisherigen Laufbahn bewiesen hat, und die bezeigte kräftige Bereitwilligkeit, dem Staate nützlich zu sein, wo und wann es noth thut, begründen diese Auszeichnung meines submissesten Erachtens vollkommen, und ich bin überzeugt, daß die hiesige Regierung eine nicht gewöhnliche Acquisition an diesem thätigen jungen Mann machen wird; besonders aber habe ich mein Absehen auf ihn gerichtet, ihn bei der Criminal-Commission hieselbst als erstes Mitglied anzustellen, wozu sich keiner der Räthe des Criminal-Senats, ihrer Geschicklichkeit unbeschadet, auszeichnungsweise eignet.

Geruhen Eure Königliche Majestät meinen Vorschlag zu genehmigen; so bitte ich submissest um die Allerhöchste Vollziehung des anliegenden Patents.

Königsberg, den 8. November 1808.

Schroetter.

Kritiken und Referate.

Hansisches Urkundenbuch herausgegeben vom Verein für Hansische Geschichte. 10. Band 1471 bis 1485 bearbeitet von **Walther Stein.** Mit einem Sachregister. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1907. XIV. 796 S. 4°. M. 27.50.

Der dritte der von Professor Walther Stein in Göttingen bearbeiteten Bände des Hansischen Urkundenbuches, der zehnte der ganzen Reihe, ist wieder wie sein Vorgänger (s. Bd. 41 dieser Zeitschrift S. 139 ff.) nach vier Jahren erschienen und umfaßt auf 50 Seiten mehr genau 15 Jahre. Rein äußerliche Gesichtspunkte waren es, wie der Herausgeber in der Einleitung betont, die ihn den Band mit dem Jahre 1485 abbrechen ließen, nämlich der Wunsch, den noch bis 1500 vorhandenen Stoff in zwei Bänden zu bewältigen, sonst hätte der Utrechter Friede von 1474, der den langen Hader zwischen der Hanse und England beendete*), einen besseren Einschnitt gebildet. Auch dieser Band trägt, wie sein Vorgänger, ein nach Westen gewendetes Antlitz: die Verhältnisse der Hanse zu den Westmächten, England, Frankreich, Spanien, Burgund und die Unterwerfung des aufsässigen Bundesgliedes Köln bilden seinen Hauptinhalt. Doch kommt auch der Osten und speziell Preußen zu seinem Recht, besonders durch die Korrespondenz des deutschen Kontors zu Kowno mit Danzig, auf die vor gerade fünfzig Jahren Theodor Hirsch in seiner Handels- und Gewerbsgeschichte Danzigs zum ersten Male hingewiesen hatte. Unter den 1250 Nummern, die der Band enthält, ist Danzig in 382 Nummern vertreten, das übrige Preußen, der Hochmeister, Thorn, Elbing, Königsberg, Braunsberg nur noch mit zusammen 111. In die Zeit, die dieser Band umfaßt, fällt der gelungene Beutezug des Danziger Kapitäns Paul Beneke im April 1473, auf dem er eine Hauptzierde der Danziger Marienkirche, Hans Memlings jüngstes Gericht, von dessen Donatoren erst vor wenigen

*) S. über diesen die für einen größeren Leserkreis bestimmte Abhandlung von W. Stein: Die Hanse und England. Ein hansisch-englischer Seekrieg im 15. Jahrhundert. Leipzig 1905 in Pfingstblätter des hansischen Geschichtsvereins Blatt I 1905. Die drei anderen seitdem erschienenen Nummern dieses neuen Unternehmens enthalten Bl. II Georg Sello, Oldenburgs Seeschiffahrt in alter und neuer Zeit 1906, III G. Frhr. von der Ropp, Kaufmannsleben zu Zeit der Hanse 1907, IV Hans Nirrnheim, Hinrich Murmester. Ein hamburgischer Bürgermeister in der hansischen Blütezeit 1908.

Jahren ein Hamburger Kunsthistoriker den Schleier der Anonymität hinweggezogen hat, heimbrachte. Zwar bringt unser Band kein neues Material für diese seit Th. Hirsch oft behandelte Angelegenheit, enthält aber einige Paul Beneke betreffende Urkunden, darunter N. 441 einen Schiedspruch zwischen ihm und seiner Mannschaft 1475 nach dem Seerecht von Oléron bei La Rochelle.

Einrichtung und Ausführung des vorliegenden Bandes entsprechen genau seinen Vorgängern. Nur selten ist der Benutzer in der Lage, eine beigebrachte Erklärung zu bezweifeln oder für ein mit einem Fragezeichen versehenes Wort eine Deutung zu geben. Nr. 292 l. Juniwladislaviensi st. Jumwl., aber S. 770 b im Register war der Bischof v. Leslau nicht als von Inowrazlaw zu bezeichnen (Włocławek oder Kujavien); 587 muß es statt Nielis v. Wulk N. v. Wulkow heißen (Thunert, Acten der Ständetage Westpr. 44, 111, 259, 264, 265), N. 710 ist das fragliche Wort fustians noch heute im Englischen gebräuchlich und bedeutet Barchent, auch die Reiserechnungen des Grafen Heinrich von Derby kennen es; N. 1107 ist für Thomas Indecht von Thorn, der nach Anm. 2 1488 Th. Godeke heißt, wohl Judecht zu lesen. Im Personen- und Ortsregister (747—788) ist S. 758 der unerklärte Hafen Fletkeroy in Norwegen in Flekkeröe bei Kristiansand zu finden. 767 und 788 ist das im Regest zu 1040 richtig auf Exin Reg.-Bez. Bromberg bezogene Kezynensis irrig mit Znin erklärt, 775 sind Neustadt-Korezin, Polen und Neustadt, Polen identisch, 777 ist unter Polen nicht König Sigismund, sondern der Großfürst Sigmund Keistutowicz, Witolds Bruder, gemeint (so richtig Nr. 668). Im Sachregister (789—795) begegnen zahlreiche unerklärte Worte: 790 duskan (schwedisch), gardkomen, 791 Klabant, Kulmeten (Revaler Salzmaß, oft im Livl. Urkundenbuch, aber auch dort nicht erklärt), lebowndos (lini, viell. le bowndos). 793 Schild, goldener, Münze ist doch das ital. scudo, perker. 794 slewszegen (Schlößchen?), slottunne (verschließbare Tonne). Von den S. 793 unter Oel zusammengestellten Zahlen gehören 82, 801, S. 506 A. 2 unter Aal.

Möge der 11. Band seinen Vorgängern recht bald folgen.

Berlin. M. Perlbach.



E. Wernich's Buchdruckerei, Elbing.

Altpreußische

Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinizal-Blätter

sechste Folge.

Begründet von **Rudolf Reicke** und **Ernst Wichert.**

Unter Mitwirkung von

Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach, Franz Rühl u. A.

herausgegeben

von

August Seraphim.

Der Monatsschrift XLV. Band. Der Provinzialblätter CXI. Band.

Viertes Heft.

Königsberg i. Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann.

(Ferd. Beyers Buchhandlung.)

1908.

Abonnementspreis für den Jahrgang Mk. 12,00.

Inhalt.

Aus dem Kriegstagebuch des Grafen Ernst Wilhelm von Kanitz 1813—1815.

Von **Konrad Hoffmann** (Stuttgart).

I. Der Frühjahrsfeldzug 1813.

Die Versammlung der ständischen Deputierten Ostpreußens zu Königsberg hatte, noch unter Steins Einfluß, am 7. Februar 1813 ihre hochherzigen Beschlüsse gefaßt, wonach die eine Provinz 13000 Mann Reserve, 20000 Mann Landwehr, ein Nationalkavallerieregiment von 1000 Pferden und 700 Freiwillige für das Offizierskorps zum großen Befreiungskampf stellte. Am 28. Februar war zu Kalisch das Bündnis zwischen Zar Alexander und dem Preußenkönig geschlossen worden. In Schlesien sammelte sich ein russisch-preußisches Heer unter Blüchers Oberbefehl, aus Wintzingerodes und Blüchers eigenem Korps bestehend. Zu letzterem gehörten neben der brandenburgischen, der niederschlesischen und der oberschlesischen Brigade die Reserveartillerie und die Reservekavallerie, diese unter dem Obersten von Dolffs. Elf ihrer Schwadronen führte Oberstleutnant von Werder, unter dem Befehl des Obersten von Jürgaß standen 3 Kürassierregimenter: das schlesische, das brandenburgische und das ostpreußische. Diesem wurde der Oberlandesgerichtsassessor Graf v. Kanitz als Freiwilliger zugeteilt.

Ernst Wilhelm Graf v. Kanitz war am 6. August 1789 zu Königsberg i. Pr. geboren als jüngster Sohn des Grafen Karl Wilhelm Alexander v. K., Herrn auf Podangen usw., Grafen seit 1798, † 1825, und einer geborenen v. Massow († 1805), einer Frau von zarter und tiefer Frömmigkeit. Als Assessor beim kgl. Oberlandesgericht zu Königsberg trat er 1813 in der

Eigenschaft eines Freiwilligen beim ostpreußischen Kürassierregiment (jetzt „Graf Wrangel“) ein und machte in ihm den Feldzug 1813/14 mit, während er 1815 in einem Kavallerieregiment, das der ostpreußischen Landwehr anzugehören scheint, und in dem er zum Rittmeister ernannt wurde, den preußischen Truppen nach Frankreich folgte. Er war dann in erster Ehe verheiratet mit Wilhelmine von Derschau, in zweiter mit Charlotte Gräfin Finck v. Finckenstein a. d. H. Jäskendorf. Als Tribunalrat nahm er seinen Abschied, um zuerst nach Hohenzollern, dann nach Ludwigsburg in Württemberg zu ziehen. Dort bezw. in dem nahen Hoheneck standen er und seine zweite, 1863 verstorbene, Gattin, wie die Schwester der ersten, Mathilde von Derschau, in regem Verkehr mit dem kleinen Kreise ostpreußischer Freunde, besonders Damen, der sich um den bekannten Prediger Joh. Wilh. Ebel (1784—1861) gesammelt hatte, einen Mann, der durch den Königsberger „Muckerprozeß“ und seine Absetzung i. J. 1841 eine Art Berühmtheit wurde und dessen sich K. ritterlich mit der Feder annahm. Auch die verwitwete Gräfin Ida v. d. Gröben, die wir im Tagebuch als junge Witwe kennen lernen, gehörte diesem Kreise an. Am 18. November 1869 beschloß K. in dieser freiwilligen Stille ein ernst christliches, aber auch der Kunst und Literatur gewidmetes Leben. Auf dem alten Ludwigsburger Friedhof ruht er zwischen seiner Gattin und seiner Schwägerin. Die sonstigen Personalien danke ich zu einem Teil der Sachkenntnis und Liebenswürdigkeit des Herrn Professor Dr. Stettiner am Real-Gymnasium in Königsberg i. Pr.

Am 16. März brach die vorderste Staffel des Blücherschen Korps von Breslau auf in der Richtung über Bautzen nach Dresden; die übrigen folgten im Lauf der nächsten 8 Tage. Am 15. März, zwei Tage vor dem Aufruf des Königs, nachmittags 4 Uhr, versammelte sich auf dem Schloß zu Königsberg, wohl in der Wohnung des Landhofmeisters und Oberpräsidenten von Auerswald, in dessen Haus Graf Kanitz aus- und einging, der Freundeskreis des 24jährigen Assessors, ihm

das Geleit beim Abgang zur Armee zu geben. Unter den Freunden werden genannt:, (Joh. Wilh.) Ebel, der damalige Prediger an der Kirche des Friedrichs-Kollegiums (Gymnasium), Pietsch, wohl Friedrich Ludwig P., von 1817 an Regierungssekretär in Danzig*), Kannot, vielleicht der spätere Regierungsrat Samuel Heinrich K., der 1805/6 in Königsberg studierte und damals Referendar daselbst war, Below, eher der Leutnant, der sonst auf der Kriegsschule abwesend war, als der gleichnamige Major im Kürassierregiment, Kallnein, vermutlich Graf Leopold Kalnein, der 1817 als Premierleutnant dem Kür.-Reg. auf kurze Zeit aggregiert wurde, Knobloch, in dem wir am besten den Gefreiten Heinrich v. Kn. erkennen, der an der Katzbach das eiserne Kreuz 2. Kl. erhielt und später Offizier wurde, H. Wedeke, der ein Sohn des damaligen Königsberger Oberhofpredigers sein dürfte, Rhein, Buddenbrok, vielleicht der Altersgenosse und Landsmann des Grafen, Karl v. Buddenbrok, der am 8. Dezember 1813 als Husar mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, und Alfred A., zweifellos v. Auerswald, der jüngste Sohn des Landhofmeisters, der bekannte spätere Minister des Innern in den Ministerien Arnim und Camphausen.

Auf einem großen offenen Wagen, den Below zu Pferd begleitet, fährt die jugendliche Gesellschaft auf der Poststraße Brandenburg i. Pr. zu. „Mit nicht geringer Rührung“ verließ der junge Freiwillige „das liebe Schloß, das mich so oft freundlich in seinen Mauern aufgenommen hatte und das mich jetzt noch mehr anzog, da ich in seinen Fenstern die mir am meisten werthen Menschen sah, die mir alle den Seegen mit auf den Weg gaben“. Zwischen Wehmut und Freude hat man um 5 Uhr Hohenkrug erreicht und als die Schar um eine dampfende Punschbowle versammelt ist, weiß Ebel „mit seinem heiligen Eifer dem Frohsinn eine interessante Richtung zu geben“. Um ½ 9 Uhr kommt die lang erwartete Post und nimmt den Reisenden nach kurzem Abschied von den Freunden in ihr

*) Vater des Schriftstellers Ludwig Pietsch, häufiger Gast in Kloschenen (s. später), vgl. Ludw. Pietsch, A. d. Heimat u. d. Fremde. Berlin 1903² S. 73.

Dunkel auf zu anderen jungen Kriegern, aus denen sich erst in Brandenburg als bemerkenswertere Gestalten ein Leutnant von Podewils, ein Hauptmann Drygalski mit seinem Neffen, dem jungen Artilleristen Krieger, und „ein biederer Kaufmann aus Solingen“ hervorheben. Es ist die Stimmung, die 15 Jahre später ein Sohn der Stadt, wo unser jugendlicher Held als Achtzigjähriger sein Grab finden sollte, in die Worte faßt: „Zwischen süßem Schmerz, Zwischen dumpfem Wohlbehagen Sitz ich nächtlich in dem Reisewagen, Lasse mich so weit von dir, mein Herz, Weit und immer weiter tragen“. Doch es ist keine andere Geliebte, die er dahintenläßt, als die Heimat: „Ich blieb nachdenkend über das, was ich verließ und dem ich entgegenreisete still sitzen“. In Heiligenbeil aber merkt der „Schirrmeister“, daß er nichts geringeres als den Briefbeutel vergessen hat. Der hierdurch verursachte lange Aufenthalt gibt dem Grafen willkommene Gelegenheit, noch in Lauck und Karwinden bei den dortigen Dohnas Abschiedsbesuche zu machen. „Karwinden und Podangen, wo Lied und Saiten klangen“ redet Schenkendorf im „Lied von den drei Grafen“ in umgekehrter Folge Kanitzens Heimat nach dem Heldentod seines Bruders Karl und die seines kurz nachher gefallenen Regimentskameraden Karl zu Dohna an. In Preuß. Holland reicht es immer noch zum Abschied vom dortigen Kommandanten, Vetter August v. Hülsen, bis endlich die saumselige Post am denkwürdigen 17. die Reisenden nach Marienwerder bringt, wo der Bruder Alexander beim Gericht angestellt ist, während der eben erwähnte Karl schon vor 14 Tagen zum Bülowschen Korps gegangen war. Die Weichsel wird in langwierigem Verfahren auf einer Fähre überschritten; bis zum 20. muß man „unerhört langsam durch die Sandwüste von Westpreußen und der Neumark krebsen“. Junge Freiwillige, die zu den Jägerdetachements gehen, stoßen überall zu der Reisegesellschaft, deren Stimmung immer gehobener wird. Rührend nimmt sich unser fahrender Ritter zweier mitreisenden Kinder aus Jastrow und wieder eines Juden aus Potsdam an, dem — genau ein Jahr nach der Judenemanzipation

durch die Hardenbergschen Reformen — die jungen Herren übel mitspielen; sah doch damals noch Mancher in diesem Stamme die stillen Verbündeten des Unterdrückers. In Friedeberg in der Neumark erfährt man endlich am siebenten Reisetag, daß die „Armee des Königs“, d. i. die Blüchersche, in Schlesien stehe, „der Kaiser“ (Alexander) — schon seit dem 15. — „in Breslau gewesen und morgen, den 22., mit dem König in Berlin erwartet werde“. In Wirklichkeit war Alexander am 19. nach Kalisch zurückgekehrt und der König kam allein nach Potsdam.

So entschließt sich K., nach Breslau zu reisen. Mit Post fährt er über Landsberg a. W. nach Kriescht, von da mit Extrapost nach Frankfurt a. O., wo er eine halbe Stunde zu spät eintrifft, um sich bei dem durchreisenden König noch melden zu können. Frankfurt ist voll Russen, und der Graf muß die Jastrower Kinder in seinem Gasthofzimmer beherbergen. Alles ist noch erfüllt von den Ovationen, die dem König von den Russen dargebracht worden seien. In langsamstem Tempo arbeitet sich am 23. der ganze Zug von Postkutschen durch den Sand weiter. Auf den Stationen drängt sich die Reisegesellschaft, Soldaten und Bürger, Männer und Frauen, Meßjuden und Prediger, aber der laute Jahrmarkt ist dem besinnlichen jungen Mann zuwider. Am Donnerstag, den 25., besucht er im letzten neumärkischen Dorf einen Gottesdienst, offenbar eine Kriegsbetstunde. Da kommt er mit einem Reisegefährten ins Gespräch, den er bisher gemieden hatte, „da er mir sehr braschrig und eitel geschienen“; nun erkennt er in ihm einen Mann nach seinem Sinn „von ächter Religiosität und rein christlichem Eifer“. „Es war ein gewisser Kaufmann Elsner aus Berlin“ — also offenbar Samuel Elsner, der Freund des Barons v. Kottwitz, Mitglied der preußischen Bibelgesellschaft, die Seele des Berliner Traktatvereins, wie er denn auch den Grafen mit Traktaten beschenkt. Grünberg, die graue Stadt auf dem hellen Hintergrund der kahlen, sandigen Weinberge spricht das Malerauge des Reisenden an, der im übrigen die Gegend bis Polkwitz in

Schlesien öde findet. Hier erfährt er von „General Schuler“ — Generalmajor Schuler von Senden — der auf seinen Posten als Kommandeur des Belagerungskorps vor Glogau geht, daß die ostpreußischen Kürassiere schon in Sachsen sind. Stand doch Blüchers Vortrab am 27. März bei Lohmen an der Elbe oberhalb Dresden, wo Blücher selbst am 30. eintraf. So geht es denn über das „allerliebste“, nachher berühmte, Hainau, wo die sächsisch-schlesischen Grenzgebirge in Sicht kommen und über Bunzlau nach Görlitz. Mit 3 ebenfalls ihr Regiment suchenden Kameraden bringt ihn die Post am 26. vormittags über die Grenze in die damals sächsische Lausitz, also in das Land des Verbündeten Napoleons.

„Es war für mich ein sonderbares Gefühl, besonders unter den jetzigen Umständen, aus dem ehrlichen Vaterlande in ein fremdes, halb feindliches Land zu treten. Dank gegen Gott durchdrang mich ganz, indem ich dachte, wie still und friedlich er mich in dem Vaterlande hatte leben und Gutes genießen lassen, und wie wunderbar jetzt seine Fügungen mich, den friedlich gesinnten, in dies fremde Land zum blutigen Kriege führten. Gottlob, daß es so weit mit mir war“. In dem Dorfe Leschwitz erfährt der Graf von Fritz Eulenburg*), daß sein Regiment am folgenden Tag bei der $^1/_2$ Meile entfernten Landskrone Ruhetag habe. Er bleibt zunächst bei dem Freunde und meldet sich bei Gneisenau, dem er viel erzählen muß von „Professor Arndt“, der ja seit 21. Januar mit Stein in Königsberg gewesen, dort im Hause des Kanzlers von Schrötter verkehrt hatte**), jetzt eben nach Breslau gekommen und nach Dresden zu Stein unterwegs war. Hier haben wir den ganzen Stimmungsgehalt der Freiheitskriege: Der Feldherr und der Freiwillige im Gespräch über den reichen und starken, freien und frommen Geist, der

*) Graf Friedrich Leopold zu Eulenburg, Sohn des Grafen Ernst Christoph z. E. und der Gräfin Hedwig geb. v. d. Gröben, geb. 26. 12. 1787, verm. 1811 m. Amalie v. Kleist, erwarb, wie seine 4 Brüder, das eis. Kreuz und stand damals als Sek.-Leutnant beim ostpr. Kür.-Rgt.

**) E. M. Arndt „Erinnerungen a. m. äußeren Leben“.

im Lied und ernsten Wort dem Kampf seine Seele einhauchte! Diesen Sinn, freilich noch mehr als bei Arndt mit der Romantik versetzt, finden wir auch in dem Offizierskorps, in das K., ohne daß von einem Dienstgrad die Rede ist*), jetzt eintritt.

Zur Meldung bei Blücher reicht es nicht mehr, da K. Sonnabend, 27. März in der Frühe nach Pfaffendorf am S.-W.-Abhang der Landskrone, dem Standort des Regimentskommandeurs Obersten v. Twardowski, zu gehen hat. Die helle Freude der jungen ostpreußischen Edelleute, miteinander in den Befreiungskampf ziehen zu dürfen, machte sich bei seinem Empfang Luft:

„Mit einem lauten Schrei kam mir Wilhelm Gröben“ — der Premierleutnant, Schwiegersohn des Oberpräsidenten v. Auerswald — „entgegen, der schon einige Tage auf mich gewartet hatte und mit der größten, aufrichtigsten Freude wurde ich von ihm und allen andern Regimentskameraden empfangen. Auch Münchow“ — Premierleutnant, vielleicht schon Stabsrittmeister, Graf Alexander Friedrich v. M. — „der das Jägerdetachement kommandierte und organisierte und dabei sehr gebildete Leute aus den ersten Ständen (z. B. einen Prinzen von Carolath-Schönaich, einen Grafen Pückler**) und mehrere Edelleute aus angesehenen Familien) hat, wurde bald aufgesucht; er riß mich in der Überraschung vom Pferde herunter, und in Prozession wurde ich bei dem Obersten von den Kameraden eingeführt. Dieser mir sehr überraschende, liebreiche und prächtige Empfang machte meine Stimmung sehr froh, und dieser Tag gehört mit dem, was nachher noch geschah, zu den frohesten meines Lebens. Ein Kamerad, ein gewisser Ltnt. Braunschweig“ — Sek.-Lt. Friedrich Wilh. v. Br. — „ein sehr guter Freund von Gröbens, der, wie die Gröben“ — Ida v. d. Gr. geb. v. Auers-

*) Die Regimentsgeschichte von Orlop führt in ihrem Namenregister, nicht in den einzelnen Offizierslisten der betr. Jahre, für 1813—14 den Sek.-Leutnant Grf. Friedrich Wilhelm v. Kanitz auf. Da K. im ganzen Tagebuch keinen andern seines Namens erwähnt, ist wohl Ernst Wilhelm gemeint; die Ernennung zum Sek.-Leutnant berichtet er nicht; aber er tut von Anfang an Offiziersdienst.

**) Prinz Eduard zu Carolath und Graf Maximilian v. Pückler zählten 1814 als überzählige Sek.-Leutnants zum Regiment.

wald. Wilhelms Gattin — „einmal schrieb, mir so sehr in seinem Wesen und Gemüt gleichen soll, war durch letztere schon auf mich vorbereitet und kam mir so liebreich entgegen, als ob er mich lange Zeit kenne und lieb habe“. Auch das Quartier läßt nichts zu wünschen übrig. „Ich wurde durch den Empfang um so mehr gerührt, da ich darin immer mehr erkannte, daß Gott mein Unternehmen segnen und dafür sorgen werde, daß ich dasselbe nicht bereuen dürfe. Gott sei dafür gelobt“.

Nach Tisch treffen die Offiziere der Schwadron mit denen der anderen auf der Höhe der Landskrone zusammen, und entzückt schweift das Auge des noch wenig gereisten Ostpreußen über die dicht bewohnte, von kleinen Wasserflächen und noch kahlen Birken schimmernde Ebene zu den Bergen des Erz- und Riesengebirges hinüber. Da wird die Betrachtung unterbrochen durch die Ankunft der Kameraden vom Brandenburg. Kürassierregiment. Münchow und Gröben rufen: „Fouqué kommt“. — „Für mich war dies ein sehr interessanter Ausruf, denn mein großer Wunsch, diesen liebenswürdigen, vaterländischen Dichter kennen zu lernen, konnte ja jetzt erfüllt werden. Er war nemlich auch zu Felde gezogen und hatte Frau und Kind verlassen, um bei den Jägern des brandenburgischen Kuirassier-Regiments eine Stelle zu finden. Als er den Gipfel des Berges bestieg, riefen wir, Gröben, Münchow, Braunschweig und ich, die wir auf dem Dache des Belvedére standen, ihm ein lautes Vivat herab, wovon das Hoch durch Flintenschüsse, die wir aber dreimal wiederholten, begleitet wurde. Er kam gleich zu uns, machte mit mir sehr freundlich Bekanntschaft und übergab uns das eben gedichtete folgende Kriegslied nach der bekannten Musik, welches wir gleich, das ganze Corps Officiers zusammen, die Stabs-Officiere an der Spitze, auf der Bergeshöhe sangen. Fouqué teilte uns dagegen nachher noch ein Gedicht an Ida Gröben*)

*) Jedenfalls das Gedicht „An Cyane“ (im Frühling 1813)
„Vermöcht ich es, ein Lied für Dich zu singen
Hold, wie das Deine tönt und auch so rein“ . .
Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Gedichte Bd. 2 S. 103.

mit, welches er, ergriffen von einigen ihrer Dichtungen, die ihm zu Gesichte gekommen waren, ohne sie persönlich zu kennen, gemacht hatte. Noch eine Stunde blieben wir drei mit Fouqué auf dem Berge in seiner interessanten und geistreichen Unterhaltung, die durch die größte Anspruchlosigkeit so sehr anziehend wurde, beisammen, sahen noch den herrlichen wunderbaren Sonnenuntergang an und zogen uns dann in unsere Wohnung zurück, wo ich mit Gröben und Münchow in einer Stube schlafend, noch spät in die Nacht hinein plauderte und dann herrlich schlief".

Vor dem Abstieg besuchen die 4 Freunde noch eine Felsengrotte, wo man die Namen einzuritzen pflegte. Fouqué hat das Losungsbüchlein der Brüdergemeinde bei sich und schlägt die Tageslosung auf, die nun in den Stein gegraben wird: Ps. 119, V. 126. Die Stelle lautet: „Es ist Zeit, daß der Herr dazu tue, denn sie haben sein Gesetz zerbrochen."*) Am folgenden 28. März marschiert K. erstmals, auf einem Schwadronspferd mit dem Regiment bis Wurschen. Im Quartier beim Kammerherrn von Thilau und seiner „sinnigen, sehr preußisch gestimmten Frau" zeichnet er die Enkelin, „ein trautstes kleines Wesen". Am 29. rückt das Regiment, offenbar mit allem, was vom Blücherschen Korps zur Stelle ist, zur Besichtigung vor den Brigadechef, dem Hauptquartier und den königlichen Prinzen aus, die Parade wird aber nach vergeblichem Warten abbestellt und das Regiment marschiert durch Bautzen nordwärts nach Quoos, seinem mit den Jägern gemeinsamen Quartier, wo nun auch der einstige Oberlandesgerichtsassessor (Karl) Senfft (v. Pilsach) und der damalige Sekonde-Leutnant (1821 Rittmeister, Ludwig August) v. Grawert genannt werden. Senft (so!) ist „ein sehr lieber frommer Volontair-Offizier". „Wir waren gut aufgehoben und hatten noch den Abend Alle zusammen ein religiöses Gespräch, auf

Das Kriegslied liegt nicht mehr bei. „Kriegslied für die freiwilligen Jäger": „Frisch auf zum fröhlichen Jagen, Es ist nun an der Zeit". (Mel.: „Auf auf zum fröhlichen Jagen".) Ebenda S. 98.

*) Text der Lutherbibel: „Sie haben dein Gesetz zerrissen."

welches sich unsere ganze Gesellschaft mit der größten Wärme einließ, wodurch ich denn sehr froh wurde. Überhaupt herrscht in unserm ganzen Corps Officiers ein guter Geist, Jeder sezt auf Gott und nicht auf seine Kraft sein Vertrauen, und die meisten haben ächt religiösen Sinn. Das geht auch schon daraus hervor, daß wir sehr oft in Gesellschaft von 10—12 Officiers religiöse Gespräche führen — in welchem Regiment wäre das wohl früher möglich gewesen? — Und eben darum muß es jetzt besser werden und alles gut gehen, denn was von unserm Regiment gilt, wird bald von der ganzen Armee gelten. Ich danke übrigens Gott, unter ein solches Corps Officiers geraten zu seyn; meine Hauptscheu vor dem Militair-Dienst ist dadurch gehoben; auch kann ich den Dienst sehr viel leichter lernen als anderswo: denn das ganze Regiment hält als Alt-Preußen fest zusammen: und ich werde von Jedem als Bruder aufgenommen und alles Mögliche zu meiner Erleichterung und Unterstützung gethan." Inzwischen hat sich der angehende Krieger auch ein Pferd gekauft und einen Burschen aus dem heimatlichen Samland erhalten, so daß er sich in den neuen Verhältnissen immer besser zurechtfindet. Der Marsch geht weiter auf Dresden zu, an dem Cisterzienserkloster Mariastern vorüber, dessen äußere Besichtigung sich unser Kunstfreund nicht entgehen läßt, und am 31. März wird auf dem Hof Medingen, 1½ Meilen nördlich von Dresden, Quartier bezogen. Märsche und Quartiere waren schon weniger angenehm gewesen und der Ernst des Krieges kündigt sich auch damit an, daß man den ganzen Morgen eine starke Kanonade hört. Da die Franzosen und Bayern unter Durutte und Rechberg nach Aufgabe von Dresden schon längst Nossen erreicht hatten, und das Rückzugsgefecht mit den Russen unter Orlow und Mandakow auch früher fällt, mochte es Artilleriefeuer der Russen sein, mit dem sie ihren Elbübergang deckten. Daß es den letzteren gut gegangen sei, schließt man aus der Zurücknahme des Befehls zu Nachtmärschen und der Ansetzung eines Ruhetages auf den 1. April. In der Tat marschierte ja Durutte dem Harze zu, ohne sich nochmals zu stellen; Davoût war vor Magdeburg

beordert und Wintzingerodes letzte Truppen zogen am 31. in Dresden ein, wo auch Blücher schon anwesend war.*) Fast kindlich freut sich nun der junge Kürassier, „in Collets durch Dresden zu paradieren“, und als er andern Tags mit den Kameraden der Stadt zufährt, sieht er mit Entzücken „das so lange ersehnte Dresden, gleichsam das Ziel meiner Wünsche, ganz nahe vor mir an den herrlichen, reichen Ufern der Elbe prangen, wo schon verschiedenartiges Grün, jedoch bis jetzt nur auf dem Boden, das Auge erfreute. Aber eine traurige Unterbrechung unserer Freude machte die gesprengte Elbbrücke“. Er ahnte nicht, daß Napoleon selbst diese letzte Tat Davoûts vom 19. März aus militärischen Gründen getadelt hatte. Über die russische Floßbrücke, die mit grünen Zweigen geschmückt ist, geht es an Weinbergen und Landhäusern vorüber unter Jubel in die Stadt. Im „goldenen Engel“ putzen sich die hellblau-weißen Reiter „so elegant als möglich“ heraus, um sich beim Brigadier Oberst v. Valen-Jürgaß, dem „verwegenen Reiterführer“**) zu melden. „Dann gings nach der Brücke, wo wir mit Abscheu den neusten und deutlichsten Beweis der französischen Schlechtigkeit und Tücke sahen.“ Die Sprengung sei um so überflüssiger gewesen, als die Verbindung schon nach 16 Stunden durch 2 neue Brücken außerhalb der Stadt wieder hergestellt gewesen sei. In Wirklichkeit war die erste Brücke erst nach 28 Stunden, die größere erst am 10. April fertig, und der Verkehr wurde inzwischen auf Flößen vermittelt. „Indessen hat die Sprengung mehr gewirkt, als irgend eine der durch unsere und russische Autoritäten an die Sachsen ergangenen Proklamationen. Die Brücke ist übrigens nicht ganz zerstört, sondern nur der mittelste Pfeiler, auf dem das Kruzifix stand, und auch hierin ist der Plan der gottlosen Zerstörer gescheitert, denn die Bergleute, welche zum Untergraben der Minen gebraucht wurden, waren Sachsen, und diese haben die Minen so eingerichtet, daß, statt die ganze Brücke in die

*) Die Kriegsereignisse meist nach v. d. Osten-Sacken. Militär-polit. Geschichte des Befreiungskrieges i. J. 1813. Berlin 1902—1904.

**) H. v. Treitschke, deutsche Gesch. im 19. Jahrhdt. 1879, Bd. I, S. 475.

Luft zu sprengen und dadurch auch den größten Theil der Stadt zu zerstören, nur der eine Pfeiler gesprengt und in sich zusammengestürzt ist, ohne eine Explosion zu verursachen." Die Stimmung in der Stadt sei leider nicht zur Hälfte wie in Preußen. „Man würde sich des Sieges der Verbündeten freuen, aber niemand hat Lust mitzugehen". Doch gelingt in der Stadt Theodor Körners die Anwerbung eines Jägers. Aus Büchern gut unterrichtet schwelgt der Graf in den Kunstschätzen von Elb-Athen, die freilich nur im Flug, ohne die Galerien, besichtigt werden können. Aber zuversichtlich vertröstet sich das junge Blut auf die Zeit, wo man das alles werde mit Muße betrachten können. In der Tat kam K., wenn nicht schon früher, so 1815 gleich nach der Rückkehr aus Frankreich mit seinem Bruder August, dem nachmaligen Kriegsminister, zu dessen Verlobung wieder nach Dresden. Die Gemäldegalerie, deren wertvollste Stücke freilich auf den Königstein verbracht waren, konnte er aber andern Tags noch kurz betrachten, als „die ganze Gardekavallerie, die 3 Kürassierregimenter, einige Batterien und viele leichte Truppen" von der Gegend des heutigen Exerzierplatzes aus über die neue Brücke, die einmal auseinanderging, in die Stadt einzogen. Es „wurde sehr feierlich bei voller Musik bei dem Hauptquartier und den eben anwesenden Prinzen unseres Hauses vorbeimarschiert". Erst nach 1 Uhr nachts kommt K. nach allerlei Irrungen ins Marschquartier seiner vierten Schwadron.

Während Wintzingerode vom 1. bis 3. April nach Leipzig marschierte, schlug das Korps Blücher, das, weit auseinandergezogen, erst am 5. die Elbe ganz überschritten hatte, die Richtung auf Chemnitz ein, weil Scharnhorst der Gefahr, von Erfurt oder Hof her abgeschnitten zu werden, vorgebeugt sehen wollte. Demgemäß ritten auch die ostpreußischen Kürassiere zunächst am 3. April westwärts nach Siebenlehen, dann die ganze Division an Zella mit den Gräbern der Meißner Markgrafen vorüber auf Waldheim und (4. April) in das Quartier zu (Grün-) Lichtenberg. Hier hört man von einem freundschaftlichen

Übereinkommen mit Sachsen. Dies können nur Gerüchte sein über die Verhandlungen zwischen Österreich und Sachsen, dessen König sich nach Regensburg begeben hatte, wo sie am 20. April zur Wiener Konvention führten. Es wird während dieser Verhandlungen die Weisung gegeben, „daß auf sächsische Truppen, sie möchten gefunden werden, wo sie wollten, nicht geschossen werden sollte". Die Offiziere und Freiwilligen lassen sich am Ruhetag, 5. April, das prächtig gelegene, parkumgebene Schloß Kriebstein am hohen Ufer der Freiberger Mulde zeigen, dessen gewandter Besitzer, Baron v. Rackwitz, ihnen aber politisch etwas verdächtig vorkommt. Dem jugendlichen Romantiker ist von besonderem Interesse, daß hier einst Kunz von Kaufungen seine geraubten Prinzen verbarg. Ein Brief der Landhofmeisterin v. Auerswald, der erste aus der Heimat, versüßt ihm das trostlose Quartier in Lichtenberg, von wo es am 7. weiter geht nach Schloß „Salitz" (Sahlis) bei Kohren nahe der altenburgischen Grenze. Zwei ruhige Tage gehen mit Exerzieren, Malen und kameradschaftlichem Verkehr hin; alle Kameraden wohnen im Schloß; unter ihnen wird jetzt auch der Sek. Lt. (Moritz Ernst Karl) von Wagenfeld genannt. „Den 9. Nachmittags bekamen wir die herrliche Nachricht von dem Siege der Gen. Dörnberg und Wittgenstein über die franz. Armeen, auch dem Sieg des Gen. York über den Vicekönig von Italien, welcher den Auftrag hatte, unsern König abzusetzen" — so lautet hier am 9. April die Kunde von dem siegreichen Gefecht Dörnbergs und Tschernitschews gegen Morand vom 2. und dem Sieg von York, Bülow und Borstell unter Wittgenstein bei Möckern über Eugen Beauharnais, der auf Berlin und Magdeburg vorbrechen sollte, am 5. April.

Blüchers Vorwärtsdrängen war es zu danken, daß, trotzdem das russische Hauptheer und Wittgenstein, der bei Meißen zu Blücher stoßen sollte, mit seiner Nordarmee noch fern waren, der Aufenthalt an der Mulde nicht länger dauerte. Am 10. und 11. geht der Marsch durch einen Teil des Herzogtums Altenburg, wo die Bevölkerung sich recht freundlich erweist, südwärts nach

dem Schönburgschen Städtchen Callenberg dicht bei Lichtenstein. Die ganze Reservekavallerie, v. Dolffs bei den Ostpreußen, marschiert zusammen. Ein sehr nötiges Pferd zu kaufen, verbietet unserm Reiter sein Kassenstand; er wird auf ein Beutepferd vertröstet. „Gott gebe nur, daß wir bald dazu kommen, Beute zu machen!" Rekruten werden angeworben, „denn, da unser kommandierender General die Erlaubnis erteilt hatte, jeden ehemaligen preußischen Untertan anzuwerben, wurde mit aller Strenge darauf gehalten und hoffentlich wird sich die Armee auf die Art bald bedeutend vergrößern". Die ersten selbständigen Leistungen im Sicherungsdienst erfüllen den jungen Krieger mit Stolz. Durch die Stadt Altenburg geht es am Gründonnerstag, 15. April nach dem südwestlich davon gelegenen Romschütz, wo Kammerherr v. Backhoff der freundliche Quartierwirt ist. Der Frühling hüllt die ganze schöne Gegend in ein grünes Gewand. Die Karfreitagspredigt in einem Nachbarort, zu der viele Offiziere und Mannschaften, offenbar freiwillig, sich einfinden, hat nicht den Beifall des frommen Edelmanns. Der Festgegenstand sei gar nicht berührt worden, weil, „wie es hier der Brauch ist, die Consistoria den Predigern zu jeder Predigt einen Text schicken, den sie bearbeiten müssen". In Altenburg trifft K. „den Dohna von Wundlacken"*) als Lützower. Das Hauptquartier ist in Altenburg, wo am 17. den königlichen Prinzen ein Ball gegeben wird. „Ich meldete mich beim Kronprinzen und Prinzen Friedrich, die sehr freundlich sich mit mir unterhielten und sich freuten, mich als Soldat zu sehen. Prinz Wilhelm**

*) Heinrich Ludwig Adolf Graf zu Dohna-Lauck-Wundlacken 1777—1843, verm. 27. VIII. 1812 mit Wilhelmine Freiin v. Lützow a. d. H. Pritzin-Schwechow; 1813—14 bei dem Freikorps seines Schwagers, 1815 in Aachen zur Leitung der Armee-Verpflegung, zuletzt Präsident des Konsistoriums der Provinz Preußen († 20. IX. 1843). — Der Karfreitag wird im Altenburgischen als eine Art Frühjahrs-Landesbußtag gefeiert; dazu mag, wie zum allgemeinen Landesbußtag das Konsistorium den Text ausgegeben und dessen Wahl die rationalistische Richtung verraten haben. Das „zu jeder Predigt" ist wohl eine irrige Verallgemeinerung.

**) „Prinz Wilhelm Bruder", 4. Sohn Friedr. Wilhelms II. aus der Ehe mit Friederike Luise Prinzessin v. Hessen-Darmstadt. 1806/7 u. 1808/9 in Königsberg. 1813 Kommandeur der brandenb. Kürassiere.

bei dem ich mich gemeldet hatte, erkannte mich auch wieder, kam zu mir und ließ sich viel von Preußen erzählen, frug nach allem sehr genau und erzählte mir auch wieder manches von Berlin: daß nemlich Hofmarschall Gröben als Unteroffizier in sein Regiment eingetreten, daß mein Freund Karl Gröben Adjutant bei Dörnberg sei, in der Affaire bei Lüneburg sich sehr ausgezeichnet habe und wahrscheinlich das erste eiserne Kreuz in der Armee bekommen werde." Dieses erhielt aber bekanntlich der Major von Borcke. — Am folgenden Sonntag nach dem Gottesdienst in Romschütz hat K. neu Eingetretene von Münchows Jägern zu vereidigen. „Ich hatte den hohen Genuß und die große Freude, die jungen Leute, denen ich die Wichtigkeit und Heiligkeit ihres jetzigen Berufes mit der ganzen Wärme meines Herzens vorstellte, in einer so schönen und christlichen Stimmung zu sehen, daß es mir vor Rührung schwer wurde, die Eidesformel ihnen abzunehmen . . . Der Prinz von Karolath, ein höchst liebenswürdiger junger Mensch, leistete den Eid neben seinem auch als Jäger dienenden Bedienten, und so hatte jeder der jungen Edelleute seinen Bedienten neben sich, der ihm in diesem Augenblicke ganz gleich war." . . .

Mit dem Osterfest rückt der Ernst des Krieges näher. In der Nacht zum Ostermontag (19. April) wird alarmiert; die Pferde sind stets gesattelt. Aber die 3 Kanonenschüsse, die das Zeichen zum Aufbruch geben sollen, bleiben aus, und der Morgen bringt nur eine friedliche Schneelandschaft.

Der lange Aufenthalt des Blücherschen Korps bei und hinter Altenburg hatte seinen Grund nächst dem die Verbündeten lähmenden Zurückbleiben der russischen Hauptarmee in Scharnhorsts Annahme, Napoleon, der in Franken und am unteren Main sein neues Heer sammelte und Bertrand aus Italien über Augsburg erwartete, werde über Hof auf Dresden vorgehen. So getraut sich Blücher nicht, weiter nordwärts Wittgenstein entgegenzugehen, um Dresden nicht preiszugeben. Indessen wurde es immer wahrscheinlicher, daß der Imperator auf der Frankfurt-Leipziger Straße über Erfurt heranziehe. Am 17. April

erwartete man 70000 Franzosen vom Thüringer Wald her. Andererseits war das russische Korps Miloradowitsch nicht mehr weit hinter der Elbe und auch das Hauptheer endlich im Anmarsch. Daher war ein entscheidender Schritt jetzt möglich und nötig. Darum die gesattelten Pferde der Kürassiere.

Unser Held wußte keinen anderen Grund für das „Zurückgehen“ der gar nicht vorhandenen Franzosen, die man von Hof her erwartet hatte, als den Schnee, der so lebhaft an Rußland erinnerte.

Napoleon hatte, unter Verwerfung seines früheren Planes, über Havelberg und Stettin gegen die untere Weichsel vorzugehen und Danzig zu entsetzen, beschlossen, unter Mitwirkung Eugens gegen die Saale auf Naumburg zu rücken und den Gegner bei Leipzig zu treffen. Am 19. April aber waren die Franzosen noch weit von Altenburg entfernt. So bleibt es bei Erkundungen auch durch unsere Kürassiere, wie K. eine solche durch Wagenfeldt ausgeführte berichtet. Bei ruhigem Vorpostendienst kann der junge Mann die hübschen Predigerstöchter im kinderreichen Pfarrhaus bewundern, bringt dann wieder die Nacht zu Pferd beim Piquet zu, oder muß den Auditeur in Untersuchungen gegen exzedierende Kürassiere vertreten — ein Anzeichen der unguten Folgen langer Ruhe. Bei einem friedlichen Ritt nach Altenburg findet er dort noch am 23. das ganze Hauptquartier, Blücher und die Prinzen auf dem Markte ein einmarschierendes preußisches Bataillon besichtigend. Hier hört er nun von der Dekoration des Bruders nach der Lüneburger Tat, von den kühnen Handstreichen des Majors Hellwig bei Langensalza (12. April) und Wanfried (17. April), die er in einen zusammenzieht, wie von der kecken Belästigung des 10. franz. Husarenregiments durch den jungen Blücher, der 5 Gefangene und 40 Pferde erbeutete, am 18. April, ein Reiterstück, das in K.'s Bericht die Gestalt annimmt: „Ein Sohn unseres kommand. Generals, Major Blücher, hatte . . . mit 2 Schwadronen Husaren“ (es waren ca. 80 Reiter) „3000 Franzosen aus Weimar vertrieben“. „Alle diese Expeditionen wurden bei der Parole unsern Leuten

bekannt gemacht und machten keinen schlechten Eindruck", noch mehr Dörnbergs begeisterte Proklamation über die Haltung seiner preußischen Truppen. Zudem schreibt Bruder August,*) daß „allen den lieben Leuten beim Yorkschen Korps kein Haar gekrümmt sei". In einer Gesellschaft bei Professor Messerschmidt,**) „einem sehr interessanten, geistreichen Mann," wo sich viele „wissenschaftlich und poetisch gebildete Leute" zusammenfinden, erzählt man von den pommerschen und magdeburgischen Bauern, „die unter Anführung ihrer Prediger, die Kreuzesfahne voran, die Ausfälle der Franzosen aus den Festungen abgewehrt und einmal 500 Gefangene gemacht haben", von einem Breslauer Dienstmädchen, das fürs Vaterland sein Haar um 2 Thlr. an den Friseur verkauft hat, worauf es die Herrschaft zurückkaufte und daraus als Material zu Ringen und Armbändern fürs Vaterland 100 Thlr. löst. Man ist „recht von Dank gegen Gott und gerechtem Stolz durchdrungen, gerade in dieser herrlichen Zeit, wo sich die Menschheit wieder aus dem Schlaf herausreißt und wo sich alles wieder zu Gott wendet, geboren zu sein — — es zeigt sich in allem Gottes Absicht, das ganze matte Deutschland wieder kräftig und frei zu machen". In den Kreisen der jungen Offiziere und Freiwilligen ist die Stimmung eine festlich gehobene. Sie lassen ihre Kürassiere ein Kriegslied — das Fouquésche? — nach einer von Wilh. Gröben erfundenen Weise singen; den Zuhörern verkündet man, die Österreicher haben sich als Verbündete erklärt, vielleicht indem man den österreichisch-sächsischen Friedensvermittelungsvertrag und das freundliche Verhalten des sächsischen Hilfskorpsführers Thielmann

*) S. S. 516.

**) Joh. Georg Friedr. Messerschmidt, 1776—1831, ein gelehrter Philolog und dichterisch begabter, höcht anregender Lehrer des Altenburger Gymnasiums, dem auch K. v. Hase („Ideale und Irrtümer"), eben damals Gymnasiast in A., ein liebevolles Andenken bezeugt, ein Original im guten und minder guten Sinn, zuerst der Vaterlands- und Naturbegeisterung, später der des Weins ergeben. Die Geschichte von dem „Dienstmädchen" berichtet Heun (Clauren!) in der Spenerschen Zeitung 31. Juli 1813 von einer „Nanny", mit der Ferdinande v. Schmettau, Tochter eines armen und kinderreichen Obersten a. D., gemeint sein soll.

kombinierte; man wohnt in den Biwakhütten traulich, aber in steter Erwartung eines Angriffs beisammen. Endlich am 27., als eben eine wandernde Schauspielerbande das Lager ergötzen soll, kommt Marschbefehl. „Unser Regiment, etwas von der leichten Gardekavallerie, die Garde-Füsiliere und -Jäger wurden unter dem Befehl des Obersten Twardowski nach Gera detaschirt, um dort ein franz. Korps aufzuheben, welches sich dort gezeigt hatte." Das entsprach einer von Diebitsch verfassten Wittgensteinschen Instruktion vom 27. April. Es folgen beschwerliche Nachtmärsche, bei denen offenbar die Daten dem Berichterstatter etwas durcheinanderkommen. Bei Naulitz erschöpft sich die Bewegung gegen Gera; es geht nun wieder Altenburg zu und links daran vorbei auf Borna. „Es war uns bestimmt, die Nacht (es war gerade die Walpurgisnacht vom 30. April auf den 1. Mai) recht mit allen Unbequemlichkeiten, die man sich nur denken kann, zu kämpfen. Ich war aber bei dem allen noch sehr glücklich, denn ich konnte noch immer lachen und die komische Seite davon aufsuchen und noch mehr konnte dies Wilh. Gröben, dessen frohe Laune immer aushielt. Die Nacht war noch finsterer und stürmischer als die vorige, es regnete, hagelte und stürmte und war abscheulich kalt; das war natürlich für uns, die wir schon seit länger als 24 Stunden durch immer währenden Regen wie gebadet waren, kein Spaß. Überdem hatte unser Führer den Weg verloren, und wir mussten nun ganz steile Abgründe herab und herauf, durch Gräben und Bäche und durch die allerunwegsamsten Passagen reiten und dabei die Leute, die natürlich unbeschreiblich schläfrig waren und, wenn sie auf dem Pferd einschliefen, in Gefahr gerieten, Hals und Bein zu brechen, immer aufmuntern und wach erhalten". . . . „Man kann sich denken, wie müde Pferde und Leute waren, als wir des Morgens bei Sonnenaufgang durch die Stadt Borna und an dem Ort ankamen, wo wir bivoaquiren sollten." Wilhelm Gröben wirkt bei v. Dolffs die Erlaubnis aus, daß statt des Biwaks am kalten, windigen Platz in den Dörfern Quartiere bezogen werden. K. kam in der Scheune eines schmutzigen Pächterhauses unter:

„der Oberst stand mit unserm Rittmeister Treskow und Gröben im (Guts-) Hofe, wo die gnädige Frau mit 2 sehr hübschen Töchtern die Wirtin machte“. Bald kommt — hier in Kitzscher — nachmittags 3 Uhr neuer Marschbefehl. „Wir sollten noch 2 Stunden weit marschiren, um dann mit der ganzen Armee uns zu vereinigen. Wir waren alle sehr froh, denn es schien zum Kampfe zu gehen. Wilh. Gröben und Braunschweig, die immer mit mir zusammen ritten, waren besonders lustig und wir sprachen recht gemütlich und allerliebst mit einander. Es fiel zwar auch mit unter Einem ein, daran zu denken, daß wir vielleicht morgen um diese Zeit nicht mehr Alle beysammen seyn würden, aber ich ließ den Gedanken nie Herr über mich werden. Nur Braunschweig versicherte mich, wie er sonst schon gethan, mit der größten Heiterkeit, daß er bleiben werde, und auch garnicht unzufrieden damit seyn wolle. — Gröben sagte: ich glaube nicht, daß Gott mein Glück so schnell enden wird: — und doch kann ich mir nicht denken, daß es noch lange so ungestört bleiben wird, sonst wäre es ja hier wie im Himmel. Ich hatte meinetwegen keine Ahndung oder Erwartung, sondern betete nur zu Gott für meine lieben Freunde. So kamen wir mit recht aufgeregtem Gemüth wie es dunkel zu werden anfing auf eine große Ebene, wo der größte Teil der Armee versammelt war. Gegen 10 Uhr setzte sich die Colonne in Marsch, und mit Tagesanbruch sahen wir ein Städtchen vor uns, das uns Pegau genannt wurde, dasselbe wo Tante Wylbick so viele Jahre bey ihrem Onkel im Hause gewesen. Ich ritt neben meinem lieben frommen Braunschweig der mit einer schönen Heiterkeit der Schlacht entgegenging. Alle unsere Leute hatten klare Augen und heitere Gesichter. Wir waren noch in voller Erwartung, was nun werden würde, da kam Gröben zu uns und erzählte uns mit lautem Jubel, es ginge jetzt zur Schlacht, Prinz Wilhelm würde die Cavallerie comandiren, das Yorksche Corps sey in der Nähe, und die Franzosen würden an 3 Punkten zugleich angegriffen werden. Er drückte noch mir und Braunschweig die Hand, empfahl mir, wenn er bleiben sollte, Frau und Kind, und

so machten auch wir gegenseitig uns Aufträge auf diesen Fall. Alles aber mit einem hohen Grade von Freude, der sich auch den Soldaten mittheilte. Prinz Wilhelm ließ uns vorbeymarschiren, und kaum hatten wir ihm unser Hurrah zugebracht so sprengte mein Bruder August auf mich zu. Das York'sche Corps stand auf unserm rechten Flügel und er hatte mich aufgesucht. Unbeschreiblich war meine Freude: leider konnte ich ihn aber nur ein paar Minuten sprechen, denn er und wir mußten weiter. Von Carl*), Hans und Rudolf A.**) erzählte er mir, daß sie bei Magdeburg stünden. Dicht vor Pegau in einem Defilée stand der König und der russische Kaiser, und sahen die Truppen vorbey marschieren. Dicht neben ihnen sah ich meinen lieben Freund Carl Gröben. Er war von Dörnberg als Courier hieher geschickt und sonderbarerweise gerade zur Schlacht angekommen. Er holte sich seinen Bruder Wilhelm und mich, und wir befreuten uns ein paar Minuten zusammen. Auch Fouqué kam noch zu uns, und dies alles kam zusammen um uns recht innig froh zur Schlacht zu stimmen. Es war ein herrlicher Anblick. die ganze große Armee auf der großen Ebene eine Stunde hinter Pegau aufmarschieren zu sehen, jedes Regiment Cavallerie, jedes Bataillon Infanterie kam mit Jubel an, man sah alte Bekannte. — eine und dieselbe glückliche Stimmung auf allen Gesichtern. und dazu schien Gottes Sonne so freundlich drein, daß ich noch ganz entzückt bin, wenn ich an den herrlichen Sonntags Morgen denke. Ach ich ahndete nicht, daß ihm ein so fürchterlich grausenvoller Tag folgen würde".

Sonntag, der 2. Mai, der Tag von Großgörschen war angebrochen.

Napoleon und sein Stiefsohn Eugène hatten sich in der Nähe Naumburgs vereinigt. Ney konnte mit der Hauptmacht über Naumburg vorgehen und hatte die Linie Jena—Weißenfels—Merseburg erreicht, als letzteres von Seiten der Elbarmee besetzt wurde. 180000 Franzosen standen jetzt 98000 Ver-

*) Graf v. d. Gröben (der spätere) General-Adjutant Friedrich Wilhelms IV.
**) v. Auerswald.

bündeten gegenüber. Den Plan, bei Leipzig die Entscheidung herbeizuführen, wo im günstigen Kavallerie-Gelände auch Scharnhorst und Wittgenstein lieber geschlagen hätten, muß der Kaiser aufgeben, da die Ansicht Tolls und des Zaren durchdringt, südlich der alten Wahlstatt von Lützen im sumpfigen, durchschnittenen Wiesengelände dem Gegner in die Flanken zu fallen. Zwischen Leipzig und Borna wird das verbündete Heer bereit gestellt, während Wintzingerode den Gegner am Floßgraben, dem Elster-Saale-Kanal zwischen Zeitz und Lützen, beschäftigt.

Am 1. Mai stand Ney bei Weißenfels, während 7 Divisionen von Merseburg gegen Lützen herangezogen waren. Bei den Verbündeten wird am folgenden Tage das Korps Kleist durch das Gefecht von Lindenau und die Besetzung von Leipzig durch Maison ausgeschaltet; Halle fällt ihnen dafür in die Hände. Ney drängt am 1. Wintzingerode zurück und besetzt das berühmte Dörferviereck Kaja, Rahna, Klein- und Großgörschen. Die Divisionen der Main- und der Elbarmee kommen immer mehr an Lützen heran. Am Abend des 1. Mai stehen rund 116500 Mann auf $3^1/_2$ Geviertmeilen um das Städtchen her, 28000 Mann in der Nähe. Die Verbündeten sammelten sich im Wesentlichen in der Richtung auf Pegau, wohin wir die ostpr. Kürassiere am Nachmittag marschieren sahen zur Vereinigung mit der übrigen Reservekavallerie, die den rechten Flügel der ersten großen Reserve unter Wintzingerode bilden sollte. Am Abend sind rd. 71000 Mann, darunter ca. 15600 Reiter, ungerechnet die Kosaken, in dem Dreieck Schkorlopp—Rötha—Lobstädt versammelt.

Die Vorsicht, mit der Wittgenstein den Uebergang bei Zwenkau mied, führte zu der zeitraubenden Kreuzung der Marschkolonnen bei Pegau, wodurch York (u. Berg?), die hinter Blücher marschieren sollten, sich zwischen seine Reservekavallerie und die Brig. v. Röder einschoben. Diesem Umstand hatte wohl Ernst v. Kanitz das kurze Wiedersehen mit seinem Bruder August vom York'schen Korps zu danken. Die berichtete Unterstellung der Kavallerie unter den Befehl des Prinzen Wilhelm

von Preußen scheint eine Kombination daraus zu sein, daß Blücher diese Abteilung an die erste Reserve unter Wintzingerode abgeben mußte und der Prinz sie an sich vorbeimarschieren ließ, auch im Gefecht die brandenburgischen Kürassiere vorführte. Die beiden Monarchen waren um $^1/_2$5 Uhr von Groitzsch nach Pegau herübergeritten und kamen gerade noch rechtzeitig zum Vorbeimarsch eines Teils der Res. Kavallerie, den K. schildert. Gleich darauf fand die peinliche Begegnung zwischen York und dem über die Marschkreuzung verstimmten König statt. Während die Hauptarmee erst bis 10 Uhr über Groitzsch nach Stönzsch gelangt, gehen Blücher, York und Berg und mit ihnen die Res. Kavallerie zuerst in Brigadestellung, dann in Marschkolonnen über Stönzsch vor. Der Floßgraben wird unter den Augen der Monarchen überschritten; dieser Moment kann in der Erinnerung mit dem Vorbeimarsch im Pegauer Défilé verschmolzen sein. Beim Aufmarsch zwischen Floßgraben und Grumbach kommt das Korps Blücher wieder an erste Stelle. Die Infanterie stellt sich brigadeweise in 2 Treffen in Bataillonskolonne auf — das ist das von K. geschilderte Herankommen der Bataillone. Man steht in der Linie Werben—Domsen mit Front gegen Starsiedel und wartet auf das Herankommen der Hauptarmee und der Brigade Röder. Jetzt erst wird der Führung klar, daß der Feind nicht in der Richtung Starsiedel-Röcken, sondern weiter rechts bei Großgörschen zu suchen sei und das Dörferviereck besetzt hat. Wittgenstein, in der Meinung, nur die Nachhut vor sich zu haben, will die Dörfer nehmen lassen. Es wird also eine Rechtsschwenkung vollzogen. Aber, während von rechts her der Kanonendonner von Leipzig-Lindenau (S. 525) herüberschallt, wird mit dem Angriff noch gewartet, um die seit 24 Stunden marschierende Infanterie ruhen zu lassen. Blüchers Korps, den rechten Flügel in der Höhe von Werben, steht im ersten Treffen, rechts Brigade Ziethen, links Klüx, links herausgezogen unsere Reservekavallerie Dolffs; im zweiten Treffen Berg und York, im 3. hinter Berg auf dem rechten Flügel Wintzingerode, neben ihm das II. russ. Infanteriekorps unter Prinz Eugen von Württemberg,

auf dem linken Flügel vor Domsen Wintzingerodes Kavallerie — hinter der Mitte des Ganzen die Hauptarmee. Kurz vor 12 Uhr ist die erste Linie auf 1200 m an Großgörschen heran. Auf dem linken Flügel wird der Angriff durch Artilleriefeuer vorbereitet, das 40 Minuten fortdauert. Während die Brig. Klüx Gr. Görschen stürmt, aber durch den erst verfolgten, von der Brig. Lamour aufgenommenen Gegner in das Dorf zurückgeworfen, es gegen doppelte Übermacht halten muß und Prinz Leopold von Hessen-Homburg fällt, geht Dolffs mit 17 Schwadronen Jägern und 2 Batterien weit links um Rahna herum über die Höhe auf Starsiedel vor, um den anfangs weichenden Gegner abzuschneiden. Da aber hinter Starsiedel die ruhende Division Girard bald gefechtsbereit wird, Marmont von Rippach herankommt, Dolffs aber vergeblich um Infanterie bittet, muß er sein Vorgehen einstellen und sich auf eine Beschießung von Starsiedel durch seine 2 Batterien beschränken. Diesen Teil des Kampfes schildert K. folgendermaßen: „Gegen 12 Uhr ging auf unserm rechten Flügel die Canonade an. Unsere Cavallerie, die ganz auf dem linken Flügel stand, wurde von ihrem prächtigen Führer, dem Prinzen Wilhelm*) gleich vorangeführt: und bald fing auch auf unserm linken Flügel die Canonade gegenseitig an. Wir gingen noch weiter vor, und die feindlichen Kugeln erreichten uns, die erste blessierte Treskow's Pferd, aber nicht gefährlich. Das machte noch immer gar keinen Eindruck auf mich, und auch als die Kugeln immer dichter kamen und mehrere unter meinem Pferde einschlugen, war ich noch ganz frohes Muthes. Wir hörten rechts, weit vor uns das kleine Gewehrfeuer unserer Infanterie, die den Feind augenscheinlich zurückwarf und warteten auf den Augenblick, da wir zum Einhauen auf Cavallerie würden gebraucht werden. Die Kugeln kamen indeß so oft und so stark, daß viele von unsern Leuten blessirt wurden und Pferde verloren, und nun fiel mir Braunschweig's Prophezeihung ein. Noch dachte ich dran, da kam

---

*) S. S. 518 Anm. u. 525f.

eine Kartetschen-Kugel unmittelbar an mir vorbey und traf ihn, der auf meiner rechten Seite dicht neben mir ritt, in den Leib. Er stürzte vom Pferde, und mit unbeschreiblichem Entsezen sah ich, wie sein ganzer Leib bis zur Brust zerrissen war, und alle Eingeweide herausfielen. Das schrecklichste war der jämmerliche klagende Schrey, mit dem er verschied. Er reichte mir noch die Hand, ich wußte nicht, wie mir wurde, und ritt mechanisch neben der Schwadron, die eben eine Schwenkung machte, fort: warf nur noch einen halben Blick auf den Armen, der Gottlob schon mit dem Tode rang, und höchstens noch ein paar Minuten gelebt haben kann. Ich mußte gleich den ersten Zug, den er sonst gehabt, führen, und konnte nicht von meinem Posten, war auch zu sehr erstarrt, um Etwas thun zu können. Von diesem Augenblick an hatte ich den ganzen Tag keinen frohen Augenblick mehr und kaum konnte ich mich freuen, da die Franzosen bei unserm Andringen mehrere Male das Feld räumten. Immer lag mir die fürchterlich entstellte Gestalt des lieben Freundes im Sinne, der sich so innig und fest an mich angeschlossen hatte, und dessen Liebe ich jetzt erst recht zu schätzen anfing, da ich sie entbehren mußte. Sein liebes treues Pferd, ein sehr schöner Fuchs-Engländer, der ihm recht attachirt war, war mir schon immer von ihm bestimmt worden: er pflegte immer zu sagen: „wenn ich bleibe, mußt du meinen Fuchs nehmen“, und ich freute mich daher doppelt, daß er unverletzt geblieben war. Ich ließ ihn hinter die Fronte bringen, und wollte ihn erst, wenn mein Pferd müde sein würde, besteigen. Der Himmel hatte es aber anders beschlossen. Der Major Oppen, Adjutant des Gen. Blücher, hatte schon 2 Pferde in der Schlacht verloren und klagte unserm Obersten sein Elend. Dieser sah unglücklicherweise meinen Fuchs, und wies ihn sogleich dem Major Oppen zu. Leider sah ich davon nicht eher etwas, als bis er das Pferd schon bestiegen, und mußte nun zusehn, wie das arme Thier nach wenigen Minuten von einer Kugel getroffen unter seinem neuen Reuter stürzte. Wir blieben indessen immer in einem beständigen Kartetschenfeuer, indem wir immer zur

Deckung einer Batterie gebraucht wurden, und immer in die Schußlinie zu stehen kamen. Das Feuer wurde von beyden Seiten immer heftiger, und zuweilen riß eine Kugel, die in unsre Glieder einschlug, 4 Mann nieder. Dennoch blieb unsere Schwadron immer in ihrer Fassung und Ruhe, und besonders zeichnete sich unser erster Zug, das Vermächtniß von Braunschweig, durch Ordnung und gute Richtung aus."

Als die Spitze des herangekommenen Korps Marmont aus Starsiedel heraustritt, wird sie von Prinz Wilhelm mit den brandenb. Kürassieren zurückgeworfen. Die Brig. Zieten nimmt indessen Kl. Görschen, die Brig. Klüx Rahna, und Souham geht auf Kaja zurück. Gegen 1 Uhr trifft Ney auf dem Schlachtfeld ein, und seine Brigaden Girard, Souham, Brenier erobern die Dörfer zurück, wobei die Reservekavallerie einige Attacken reitet, an denen K.s Schwadron nicht beteiligt zu sein scheint. Jetzt läßt Blücher die Brig. Röder vorgehen, und nach mörderischem Artilleriefeuer, das Souham fast alle Offiziere kostet, werden zwar Rahna und Gr. Görschen, schließlich auch Kaja wieder genommen; nach 1 Uhr aber weist Marmont einen Angriff der Res.-Kavallerie zurück, während Wintzingerodes Reiterei untätig bleibt, und im Ganzen stand um 2 Uhr die Schlacht für die Verbündeten ungünstig.

Nun trifft Napoleon hinter Kaja ein und erkennt sofort, daß es gehalten werden muß. Sein Erscheinen begeistert die Truppen. Die Brig. Ricard verdrängt die Preußen aus den 3 Dörfern und besetzt einen Teil von Gr. Görschen, während der größere von Blücher behauptet wird. Vor Marmont, der bei Starsiedel vordringt muß die Res.-Kavallerie sich etwas zurückziehen. Um diese Zeit etwa spielen sich bei der 4. Schwadron der ostpr. Kürassiere folgende Ereignisse ab:

„Etwa um 3 Uhr Nachmittags traf eine Kugel Wagenfeld, dessen rechter Arm zerschmettert, und die linke Hand verletzt wurde. Auch dies ging mir und uns Allen sehr nahe, denn er wurde sehr geliebt, und das Häufchen der Officiers unserer Schwadron ward immer kleiner. Mit Schrecken sah ich mich

immer um, ob neben mir Platen,*) Grawert und Senft noch standen, der Oberst hielt mit Gröben vor der Schwadron. Gröben brachte mir Braunschweigs Degen, den ihm der Chirurgus abgenommen hatte und bat mich, ihn zu führen, als ob er ahndete, daß er ihn nicht lange mehr führen werde. Er wollte noch mehr sprechen, aber er war zu gerührt, und ritt daher ein paar Schritte von mir. Kaum hatte er sein Pferd gewandt, da kam eine Kugel, schlug an Gröben's Pferd ein, und ich war froh, daß sie in der Erde war, aber gleich hob sie sich wieder, das Pferd stieg hoch in die Luft, und gerade in die Gegend des Herzens traf die Kugel, so daß er gerade und ohne ein Glied zu rühren in schöner offener Stellung rücklings zur Erde fiel. Keine Bewegung verrieth Schmerz, sondern starr und ruhig lag die Gestalt da. Aber noch starrer ward mir zu Muthe, und ich war so betrübt, daß ich gar nicht einmal daran dachte, ihm sein liebes Bild,**) das er immer auf dem Herzen trug, abzunehmen. Auch war dies nicht möglich, denn wir mußten gleich weiter marschieren, und seitwärts zu einer andern Batterie gehn, wo das Feuer noch stärker war. Ich hatte sonst immer gesagt: ich wolle mir gern jedes Mißgeschick gefallen lassen, wenn ich nur nicht das Unglück hätte, einen Freund neben mir fallen zu sehen, ohne ihm helfen zu können, und gerade dies härteste Schicksal mußte mich heute an dem Tage, den ich so sehnlich erwartet hatte, mit so schwerer Last treffen. Ich kann meinen Zustand den übrigen Theil des Tages hindurch gar nicht beschreiben, und weiß mich nichts mehr darauf zu besinnen: aber mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke. Es war etwa erst 4 Uhr und wir hatten also noch bis 8 Uhr da es dunkel wurde die fürchterliche Canonade zu überstehen. Ich erwartete mit der größten Kälte die Kugel, die mich niederreißen würde, denn ich hielt es für unvermeidlich, daß unsere ganze Schwadron draufging, denn sie war schon so klein, daß sie kaum die Hälfte betrug. Unsere Leute hatten dieselbe Stimmung und waren ganz

*) Otto v. Platen, Sek. Leutnant im Regiment.

**) Das Bild seiner Frau Ida, geb. v. Auerswald.

gefaßt darauf zu sterben und also recht heiter. Es wurde zur Abwechslung unser Lied von Fouqué*) gesungen. Als wir eben bei den Zeilen waren: „Wer fällt, der kanns verschmerzen, der hat das Himmelreich", kam eine Kugel und riß 4 Leute mit den Pferden nieder. Da hatte denn das Singen ein Ende und alles wurde still."

Nach 4 Uhr spielen sich dann die blutigen Kämpfe um die Dörfer ab, zu denen jetzt das York'sche Korps herangezogen wurde. Blücher, Scharnhorst, Ney werden verwundet. An einem Angriff der Res.-Kavallerie bei Rahna ist K.s Regiment offenbar nicht beteiligt. Die Verbündeten haben sich zugleich nach allen Seiten des herandringenden französischen Heerkörpers zu erwehren. Nur ein Teil von Prinz Eugens Korps kann die Preußen bei der vierten Eroberung von dreien der Dörfer unterstützen. Als Bertrand über den Grunebach vorgeht, vermag die Res.-Kavallerie sich gegen Marmont nicht mehr zu halten und muß $1^1/_2$ km hinter ihre morgens 10 Uhr eingenommene Stellung zurückgehen. Dann setzt Napoleon die Garde ein, und der Vizekönig ist nicht mehr aufzuhalten. Der Kampf wird ein zähes Ringen um drei Stellen, am heißesten um die Dörfer zwischen den Preußen und aller Macht, die Napoleon aufbringen kann. Vier bis fünfmal zurückgeworfen, nehmen die Franzosen kurz nach 7 Uhr nochmals Gr. Görschen, um es ein letztes Mal an die Preußen zu verlieren. Da macht die Dunkelheit dem ungleichen Kampf ein Ende.

„Wir wussten übrigens von dem Ausgang der Schlacht noch nichts", erzählt K., „als daß wir etwa eine Viertelmeile vorgerückt waren und auch die Kanonade auf unserm rechten Flügel mehr vorzugehen schien. Als es finster wurde kehrte Alles und also auch unsere Schwadron zum Regiment zurück".

Hinter Großgörschen nämlich sammelten sich die erschöpften Korps, Blücher gegenüber von Rahna, links wieder seine Reservekavallerie. Wittgenstein beschloß mit den Führern den Rück-

*) S. S. 512 u. 513 Anm. vergl. v. Treitschke a. a. O. S. 431.

zug. Blücher aber, wütend über die mangelhafte Führung, welche die Hauptlast des fast erfolglosen Kampfes auf die preußische Infanterie gelegt hatte, schlug vor, zur Verdeckung der Niederlage Oberst v. Dolffs mit 9 Schwadronen der Reservekavallerie jetzt, in der Nacht, noch einmal auf den bei Rahna liegenden Feind vorstoßen zu lassen. Fünf Schwadronen in Linie, vier in Kolonne*), gehen sie an. „Eben hatten wir uns mit unsern Kameraden begrüßt und uns gefreut, daß wir wenigstens noch übrig waren, so kam der Befehl, den Feind nochmals in einem Dorf, worin er sich verschanzt hatte, anzugreifen. Unglücklicherweise sollte dieser Angriff mit der Cavallerie geschehen, obgleich das entsetzlich schlechte Terrain und der gänzliche Mangel an Infanterie, da der Feind lauter Infanterie hatte, dies sehr mißlich machten. Wir stellten uns daher etwa 10 Cavallerie-Regimenter (so!) an der Zahl in einer Linie auf (wie schön müßte das bey Tag ausgesehen haben) und nach Art eines Überfalls (der dies auch sein sollte, obgleich der Feind noch ganz allard war und sich eben geschlagen hatte) marschirte die ganze Linie in geheimnisvollem Trabe vor. Uns Allen wurde gar nicht gesagt, wohin und wozu es ginge, die Leute waren also in der stockfinstern Nacht nicht in der besten Stimmung; — und dies hätte noch nichts geschadet, wenn wenigstens in dem Augenblick, da wir einhieben, ein Geschrey zugelassen wurde. So aber mußten wir ganz still vorgehen, wir kamen in den Galopp, und nun stürzten eine ungeheure Menge Menschen in ein paar große tiefe Gräben, die man natürlich nicht ahndete.

Mein Pferd kam ich weiß nicht wie herüber, ohne zu stolpern. Auf einmal hörten wir vor uns kleines Gewehrfeuer. Dies sollte das Signal zur Carriere seyn. Mein ehrliches Pferd leistete was

---

*) v. d. Osten-Sacken a. a. O. Bd. IIa. S. 433, Anm. 2: 3 russische, das ganze brandenb. Kür.-Reg. (also 4 Schwadr.), eine ostpr. — zus. 8 Schwadr.; im Text dagegen 9.

Orlop, Reg.-Gesch. S. 227: dabei jedenfalls die 2. Schwadr. v. Wrangel.

Graf Kanitz nach obigem Bericht: auch die 4. Schw., bei der er steht. Ist dies die 9., bei v. Osten-S. in der Anmerkung außer Acht gelassene? Dann waren es also zwei ostpreußische (2. u. 4.).

es konnte, und auf einmal sah ich eine blitzhelle anhaltende Feuer-Masse vor mir und hörte die unendliche Menge kleiner Gewehrkugeln, von denen an mir selbst, an meinem Steigbügel und Helm einige anzuklappen schienen. Das sonderbare Pfeifen der Kugeln, das Knallen der Gewehre wurde immer doller und nun kam auf einmal ein fürchterlicher Kanonendonner von einer Kartetschenbatterie, die hinter der Infanterie versteckt war, auf uns. Ich sah um und neben mir nichts, hieb mit meinem Säbel um mich, ohne in der fürchterlich blendenden Helle zu sehen, ob ich wen träfe, und bemerkte auf einmal, daß ich ganz allein und kein Einziger meiner Cameraden neben mir war. Auch hörte ich bald das Lärmen der zurückeilenden Pferde. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Pferd selbst sich wandte, genug ich wandte auch, und strengte nun meine Stimme an, um Halt! Front! zu rufen. Mein beständiges Rufen sammelte eine bedeutende Zahl Soldaten um mich, ich nahm sie zusammen, stellte ihnen vor, daß wir jetzt gleich den Angriff erneuern, und wo möglich darin zu bleiben suchen müßten, denn ich war durch alle Scenen des Tages in solcher Confusion, daß ich dachte, durch diesen mißlungenen Angriff wäre unsere ganze Ehre verloren. Die Leute waren bereit, mir zu folgen, wohin ich sie führte: — in dem Augenblick fanden sich aber 2 Staabs-Officiers des Regiments, Maj. Below und Manstein, die meinen übereilten Plan sehr mißbilligten, und mir befahlen zurückzugehen. Durch sie erfuhr ich denn, daß die Colonne Infanterie, auf die wir attaquirten, wirklich geworfen und unser Rückzug vor der schrecklichen Batterie nicht nur ganz nothwendig, sondern auch garnicht beschimpfend gewesen sey. Von unserer Schwadron hatte ich gegen 40 Mann zusammen, aber die Officiers fehlten Alle. Nur späterhin in der Nacht fand sich der Rittmeister Treskow, der mit dem Pferde gestürzt, und dadurch sehr beschädigt und ordentlich krank war. Wir konnten zu meiner großen Beruhigung die Nacht über auf dem Schlachtfelde noch vor der Stelle, wo wir den ersten Angriff gemacht hatten, bivoaquiren. Die Franzosen aber waren ganz still und die aus-

geschickten Patrouillen hatten bis ½ Meile weit nichts von ihnen gefunden. Neben mir auf dem Bivoaq lag der Oberst Horn*) und mit Schrecken erfuhr ich von ihm, daß mein Bruder August ein Pferd verloren und jetzt ganz verschwunden sey. Auch war Münchow schon während der Schlacht vermißt worden, von den Schwadrons-Cameraden hatten die Leute mehrere fallen gesehen, wollten auch die Pferde von Einigen los begegnet haben, und man kann also denken, wie ich die Nacht zubrachte. Obgleich ich schon entsetzlich abgestumpft und unbeschreiblich müde war, denn ich hatte 4 Nächte vorher immer marschirt und kein Auge zugemacht, auch seit 1½ Tagen keinen Bissen genossen, so konnte ich doch gar nicht schlafen, sondern wanderte beständig herum. Es war ohnedem sehr kalt, und nur erst gegen Morgen konnten wir in der Finsterniß Holz finden, um uns Feuer zu machen. Früh morgens gingen wir auf Befehl des Obersten Jurgas, unseres Brigadiers, nach Pegau, ½ Stunde zurück und bekamen da Ordre, wieder in die Gegend des Schlachtfeldes zu gehen und eine Batterie zu decken. Natürlich dachten wir und Jedermann, der Angriff würde erneuert werden; und wir waren alle darauf gefaßt, daß von unserm kleinen Häufchen (Treskow und ich waren die einzigen Officiers bey unserer Schwadron) nichts übrig bleiben würde".

Der Erzähler wußte nicht, daß sie in der Nacht das 37. franz. Infanterieregiment angegriffen und so völlig in Verwirrung gebracht hatten, daß die Franzosen ihre eigenen Leute beschossen und Marmont selbst sich kaum, den Marschallhut unter dem Arm, querfeldein zu retten vermochte, ja daß sie auf 200 Schritt an ein Viereck herangeritten waren, hinter dem nach der Annahme des Freiherrn v. Odeleben (Napoleons Feldzug in Sachsen 1813) der Kaiser selbst sich befunden hatte, dessen erschreckt auseinander gestobenes Gefolge ihn eine Zeitlang vermißte. Die Besorgnis um Graf August war unbegründet, auch Rittmeister Graf v. Münchow war unverletzt. Die ledigen Pferde können

---

*) v. Horn, Kommandeur der 2. Brigade des York'schen Korps.

— in Anbetracht der Dunkelheit — dem 2. Leibhusarenregiment angehört haben, von dessen Pferden ein Teil bei jenem Vorstoß der Abteilung von Marmonts Korps ausbrach, aber bald zurückkehrte.

Am 3. Mai war das Regiment im Brigadeverband nach Pegau zurückgegangen; dann kam der erwähnte Befehl zur Deckung einer Batterie. Todessehnsucht kommt während des langen Wartens bis Nachm. 2 Uhr über den müden jungen Reiter, der so viel verloren hat. Da ist es Freund Fouqué, sein Nachbar bei den Brandenburgern, der ihn durch seine herrliche Stimmung aufrichtet. „Er machte mit mir Brüderschaft und flößte mir ein solches Zutrauen ein, daß ich seitdem den Abstand zwischen ihm und mir ganz vergesse und in ihm nur meinen lieben Freund und nicht den gewaltigen, hocherhabenen Dichter sehe, den man auch in seinem anschmiegenden, anspruchslosen und ganz natürlichen Wesen garnicht ahndet". So wenig wird in diesem Krieg die Schwärmerei der Romantik durch die Erfahrung des furchtbarsten Lebensernstes gedämpft; aber unbewußt merkt der Bewunderer auch, wie die Persönlichkeit, die hinter dieser Art von Dichtung steht, ihm mehr ist, als ihre Poesie. Wieder muß Fouqué trübe Gedanken verscheuchen, als es Nachmittags rückwärts nach Borna geht. In der Truppe begriff man offenbar den Rückzug nicht, und nur die Ordnung, mit der er sich vollzieht, beruhigt etwas. Es ist der dritte Tag ohne Speise für den Mann und mit kargem Futter für das Roß. K. bringt fast die ganze Nacht mit Fouragieren zu; aber er kann sich auch von dem Dichter erzählen lassen, wie er dreimal aus größter Lebensgefahr sei gerettet worden. Alle Kameraden „bis auf Theodor"*) finden sich im Biwak des nächsten Tages (bei Colditz) wieder zusammen. Schwer wird K. das Wiedersehen mit Gröbens Burschen und Pferd, noch schwerer der Brief, den er der jungen

*) Theodor Graf z. Dohna - Lauck. Sk.-Lt. im Reg., Sohn des Grafen Adolf, auf dessen Gut K. den Abschiedsbesuch gemacht hatte, (S. 508) war auch in der Schlacht gefallen.

Witwe zu schreiben hat. Beim Marsch nach Döbeln machen sich franz. Flanqueurs bemerkbar; es kam aber zu keinem ernsten Gefecht. Außer den Offizieren fehlten der Schwadron doch nur 20 Mann nebst vielen Pferden. Auch von den Verwundeten können einige wieder Dienst tun. Von K.'s Zug fehlte kein Mann. Bei herrlichem Wetter geht es am 6. durch die duftende Obstblüte längs der Straße und in den Gärten nach Meißen, „en parade" durch die Stadt und jenseits bei den Weinbergen ins Biwak, wo Fouqués Nachbarschaft wieder ihren Zauber übt. Freitag, der 7. Mai, ist endlich Ruhetag, durch des Königs anerkennenden Armeebefehl und die Zuteilung der eisernen Kreuze verschönt. „Bei uns bekamen, da jeder gleichviel getan hatte, die beiden ältesten Officiers die Ordens" — also wohl die Majore v. Below und v. Manstein. Rittmeister v. Wrangel hatte die Beförderung zum Major vorgezogen*). In der Nacht zum 9. erhält K. im Hauptquartier Broschwitz (Brockwitz) von Gneisenau den Auftrag, mit 50 Mann nach Lübben i. d. Niederlausitz zu reiten, um dort zu fouragieren. Er marschiert am Morgen über Großenhain—Elsterwerda nach Luckau, wo er übergetretene Franzosen zum Transport nach Berlin abliefert, bei dem „höchst kriechenden" Stadtrichter Lehmann am 11. Quartier bezieht, und ihm besser als die koketten „Gänschen von Töchtern" und selbst die treuherzige Frau der kleine Gustav gefällt, der ihm „nicht vom Leibe" geht. Die Geschäfte selbst besorgt ein Leutnant Korth; K. hat nur die militärische Exekutiv-Gewalt; „ich hätte es gar nicht ausgehalten, wenn ich die Requisitionen, die z. T. sehr hart, aber für den Unterhalt der Armee notwendig waren, hätte selbst machen müssen". Am 12. läßt er sich beim Präsidenten der Oberamtsregierung in Lübben v. Manteuffel und seiner Frau, geb. Gräfin Lynar, den Rheinwein trefflich schmecken. Auf dem Rückweg von Senftenberg übernachtet der Romantiker in einem verfallenen Kloster; als er dann, nicht wie er meint am 15., sondern am 16. zur Kirche nach Lübben reiten will,

*) Reg.-Gesch. S. 285 f.

erfährt er, daß Luckau von Franzosen besetzt sei und muß dem Leutnant Korth, der deshalb Lübben verlassen mußte, um nicht abgeschnitten zu werden, weil ein russischer Oberst mit 3000 Mann (!) das auch für gut fand, gegen Lieberose ostwärts nacheilen. Mit nur 36 Mann, von 3 französischen Schwadronen bedroht, geht er nach Guben und bleibt dort Nachts auf dem Markt aufmarschiert, dann weiter nach Pförten, wo er am 17. das Brühl'sche Schloß bewundert. So war er dem Korps Ney, das von seinem Marsch gegen Berlin in diesen Tagen umkehrte und über Luckau-Hoyerswerda nach Bautzen marschierte, ostwärts ausgewichen. In Guben trifft er den Bruder seines Stabsrittmeisters Graf v. Münchow und einen Herrn v. Pirch*), die beide zum Jägerdetachement seines Regiments gehen. Die hierdurch geweckte Sehnsucht nach dem Regiment, der er nicht nachgeben darf, weil er sich in Erfüllung seines Auftrags noch mit den widerwilligen Kreisständen herumschlagen muß, steigert sich, als er am 20. und 21. — nicht wie er meint am 22. und 23. — den Kanonendonner von Bautzen herüberschallen hört. Das im Ganzen ruhige Kleinstadtleben wird ihm unerträglich, zumal er ganz ohne Nachrichten ist, bis er am 29. — eher 27. — „von einem Courier aus dem Hauptquartier Liegnitz, der zur Armee des Gen. Bülow, die von Berlin in die Gegend von Cottbus und Spremberg gerückt war, ging und sich mühsam durch die Franzosen durchgeschlichen hatte", die „saubere Nachricht" erhielt, „daß unsere ganze Armee in Schlesien und die französische zwischen hier und Schlesien sei und die ganze Kommunikation hindere, da auch schon Glogau entsetzt sei". Er ist also nicht nur um die Beteiligung seines Regiments an der Schlacht bei Bautzen und dem Gefecht von Hainau gekommen, sondern auch abgeschnitten. In Crossen verbietet ihm der schlesische Landwehrkommandeur Oberst v. Dobreschütz den gefährlichen Versuch, sich durchzuschlagen und verwendet ihn zu seiner Verbindung mit Bülow in Guben. Durch jenen hört

*) Einen Sek.-Lt. Wilhelm v. Pirch nennt die Reg.-Gesch. beim Regiment für 1814/15, aber nur im Register.

er auch von Blüchers glänzendem Erfolg bei Hainau — für den Abgeschnittenen eine bitter-süße Freude. Etwas tröstet ihn die Bekanntschaft mit dem Hauptmann d. L. Graf (Karl) Cospoth, dem Sohn der geb. Gräfin Dohna-Halbau — d. h. geb. Gräfin Karoline Dohna-Lauck in Halbau, deren zweite Mutter auch eine Gräfin Cospoth war — dessen Frau, eine geb. Gräfin Pückler, ihn durch Anmut, hellen Verstand und innige Frömmigkeit entzückt. Die Familie, die ganz eines Sinnes ist, mit 2 lieblichen Kindern*) im bescheidenen Kriegsquartier, erinnert ihn wehmütig an des gefallenen Freundes Gröben junge glückliche Häuslichkeit und, da Gröbens Witwe in letzter Zeit bei der Familie Cospoth auf dem Gut Briese in Schlesien war, schwelgt man in Freundschafts- und Familienbeziehungen. Am 29. läßt der Versprengte sich bei Bülow in Cottbus melden und erhält Nachrichten über seinen Bruder Karl von den 2. westpr. Dragonern, Karl Dohna**), Hans u. Rudolf v. Auerswald, Albert v. Knobloch***).

Zum Wiedersehen mit den Freunden kommt es aber zunächst nicht. Bülow gestattet ihm den Anschluß, aber General v. Borstell schickt ihn auch gleich auf Vorposten gegen Deiche und Bobersberg. Bis Sagan und Sprottau findet er alles frei vom Feind.

Über alledem ist es Juni geworden. Nachdem er noch in Crossen den Major Grafen (Karl) v. Lehndorff, der mit seinem National-Kavallerie-Regiment in Züllichau stand, gesprochen, wird K. dem Major v. Schenk, Kommandeur des 2. Leibhusarenregiments beigegeben, um mit ihm nach Freistadt (Schlesien) zu marschieren und die Bewegungen des Feindes bei Glogau zu erkunden. So muß er denn auch Bülows Sieg über Oudinot bei Luckau am 4. Juni, dem ersten vollständigen durch Preußen

*) Stella u. Marie Klementine.

**) Schlodien-Karwinden, gefallen bei Wittstock als Sek.-Lt. 22. Aug. 1813, ebenfalls westpr. Dragoner.

***) Karl Friedrich Albrecht Julius v. Kn. aus Schulkeimen, stud. jur. in Königsberg 1800?

erfochtenen Sieg der Verbündeten, davonreiten. Wie er nun aber kühn durch den Feind zu seinem Korps sich durchzuschleichen oder durchzuschlagen denkt, da reitet er gerade in den Poischwitzer Waffenstillstand hinein:

„Sonntag, den 6. Juny, den ersten Pfingstfeyertag wollten wir eben des Morgens ausmarschieren und die Franzosen bey Sprottau angreifen, um auf diese Art uns durchzuschlagen, da kam ein französischer Parlementair und kündigte uns einen Waffenstillstand an. Natürlich mochten und konnten wir diesem nicht trauen und wollten also unsern Plan ausführen, als sich ein französischer Oberst in Begleitung eines Adjutanten des General Barkley de Tolly hier einfand und uns das Manifest des auf 6 Wochen bestimmten Waffenstillstandes vorwies. Auf uns Alle machte dies einen sehr häßlichen Eindruck, da wir uns aber einmal unter die Nothwendigkeit beugen mußten, so suchte ich daraus soviel Nutzen zu ziehen, als möglich. Ich reisete daher den 7. ganz frühe, unter dem Vorwande, den Gen. Bülow um Erlaubniß, zur Armee abzugehen zu bitten, von Freystadt auf einem kleinen zweispännigen Wagen ab, kam um 8 Uhr Abends in Cottbus 10 Meilen weit an, wo ich das Hauptquartier des Gen. Bülow vermutete und auch meinen Bruder Carl, Hans (v. Auerswald) u. Carl Dohna zu finden hoffte.“ Er muß aber weiter nach Guben fahren, wo er 2 Uhr Nachts anlangt. Erst am folgenden Mittag trifft er in Lübben wenigstens das Nationalkav.-Regiment und die Freunde Buddenbrok*), Knobloch**), die Eulenburgs***), die der Waffenstillstand umsomehr betrübte, als sie eben erst beim Heere eingetroffen sind. In Luckau sieht er die Zerstörung von dem Gefecht am 4., da ja die Kalauer Vorstadt in Brand gesteckt worden war, und trifft dort endlich Bülow an. „Dieser war sehr freundlich, aber auch verdrießlich über den Waffenstillstand, indem er, wie er versicherte, in wenigen Tagen durch mehrere kleine Gefechte das

*) S. S. 507.

**) Derselbe wie S. 538? (S. dort Anm. 3).

***) S. S. 510, Anm. 1.

ganze ihm gegenüberstehende Oudinotsche Corps würde aufgerieben haben, womit er auch wirklich am 4. Juny schon den Anfang gemacht hatte. Ich fand bei ihm seinen Schwager Louis Auer*) als Adjutanten." Endlich kommt es auch zum Wiedersehen und Austausch der Erlebnisse mit Bruder Karl und Hans v. Auerswald. Man bespricht den Plan eines Heimatsurlaubs, aber — „es fehlte uns allen an Geld".

Über das Luckauer Schlachtfeld geleitet er die Freunde nach Golßen, wo Karl bei einer Gräfin Fontano einquartiert ist und erfährt noch, daß der junge Alfred Auerswald nach Schlesien gereist sei, seine unglückliche Schwester — Wilh. Gröbens Witwe — abzuholen. In Sommerfeld bringt er der Mutter seines Regimentskameraden, des Leutnants v. Grawert noch gute, freilich überholte Nachricht von ihrem Sohn. Denn dieser war inzwischen als Nachfolger Gröbens in der Stellung des Regiments-Adjutanten bei Hainau verwundet worden. Von Freistadt aus, wohin man ungesehen durch alle französischen Truppen gelangte, geht dann das kleine Kommando bei Carolath über die Oder, also über die Demarkationslinie auf Seiten der Verbündeten, zurück. Wann und wo sich K. von seinem Kommando zurückmeldete, ist nicht berichtet. Am 18. Juni scheint er zum Regiment zurückgekehrt zu sein. Hier hat das Tagebuch eine Lücke, die bis zum 18. Juli reicht.

II. Der Waffenstillstand.

Die Waffenruhe benützte Graf Kanitz zunächst zu einem Besuch in Briese bei Öls, wo er am 15. Juni eintraf, aber die Gräfin Ida v. d. Gröben nicht mehr vorfand. Sie hatte sich nach Karlsruhe bei Oppeln begeben.

Dort residierte damals der fromme und kunstliebende, besonders musikalische Herzog Eugen der Ältere (1758—1822) — der Vater des Siegers von Culm, dessen Name uns bei Lützen-

*) Wohl der als Major zu Marienburg i. J. 1837 verstorbene L. v. Auer.

Großgörschen begegnete — mit seiner Gemahlin Herzogin Luise geb. Prinzessin zu Stolberg-Gedern, verwitweten Herzogin Karl von Sachsen-Meiningen. Des Herzogs Vater war der 1795—97 in Württemberg regierende Herzog Friedrich Eugen, seine Mutter Friedrichs des Großen Nichte Dorothea v. Brandenburg Schwedt, sein Bruder König Friedrich I. von Württemberg. Goethes Schwager Schlosser, der württemb. Prälat v. Kleß und andere bedeutende Männer hatten im Verein mit der Rousseaus Anschauungen ergebenen Mutter seine Jugenderziehung geleitet. Nach rühmlichen Waffentaten im polnischen Feldzug (1794) führte er 1806 die preußische Reservearmee und zog sich nach dem Tilsiter Frieden auf das im einfachen Zopfstil erbaute, in schöner Waldgegend gelegene Schloß Karlsruhe zurück, wo er am 20. Juni 1822 starb. In Karlsruhe begann K. M. v. Weber als Gast des Herzogs im Winter 1806/7 die Komposition des „Freischütz". Also echt romantischer Boden! Alfred v. Auerswald war mit den Briesener Cospoths seiner Schwester nachgereist. K. tat ein Gleiches und traf in Karlsruhe zunächst die „uralte ehrwürdige" Gräfin Cospoth, die Großmutter des S. 538 erwähnten Landwehrhauptmanns und dessen Mutter, Karoline geb. Gräfin Dohna, die man in Halbau die „Mittelgräfin" nannte. Ida Gröben ist mit der Cospothschen und der herzoglichen Familie ausgefahren. „Gegen 7 Uhr kam dann auch die arme Gröben von ihrer Spazierfahrt zurück. Sie hatte von einem Fremden gehört, wußte aber noch nicht den Nahmen und erwartete also mit Angst, wen sie sehen würde. Ich ließ sie auf meinen Anblick vorbereiten, sie fuhr aber doch als sie mich sah, mit einem fürchterlichen Schrey zusammen und hielt sich krampfhaft die Augen zu, weil sie durch meine Uniform zu lebhaft an Wilhelm erinnert wurde. Es folgte eine fürchterliche halbe Stunde, bis sie endlich weinen konnte, und sich recht ausweinte. Für mich war dies Alles fürchterlich, denn ich konnte ihren Schmerz nicht erleichtern, da mir selbst das Herz so schwer bedrückt war. Sie zeigte mir darauf das Bild ihres Wilhelm, das in Öl kurz vor dem Abmarsch gemalt war und ließ dann auch

Arthur*) kommen, der durch eine lange Krankheit zwar abgenommen hatte, aber sehr munter und niedlich war. Er empfing mich gleich mit dem Zuruf Papa! weil ihn meine Uniform täuschte. Am späten Abend wurde die Arme ruhiger, ich begleitete sie noch in ihre Wohnung, die nicht weit entlegen war und ging dann mit Alfred ins Gasthaus, wo ich mit ihm logierte. Den folgenden Morgen wollte ich um 9 Uhr abreisen und Alfred mitnehmen: ging aber um 7 zu Ida, wo ich mit den jungen Cospothschen Eheleuten und mit der Frau von Forcade, einer Schwester der jungen Gräfin Cospoth, frühstückte. Die beyden Schwestern sind sehr schön an Gesicht und Gestalt, und die Gräfin Cospoth besonders durch liebliche Milde und königlichen Anstand, die Frau v. Forcade aber durch alt ritterliches Wesen und interessante Schwärmerey von einander unterschieden. Sehr froh aber auch sehr wehmütig vergingen mir die Morgenstunden. und mit schwerem Herzen ging ich gegen 9 Uhr weg um meine Rückreise anzutreten. Eben war ich im Gasthause mit dem Fürsten v. Carolath beschäftigt, welcher mich nach seinem Sohn fragte, als ein Marqueur mir sagte: es wären 2 Herren da, die meinen Nahmen wissen wollten. Kaum hatte ich ihn gesprochen. so stürzten Carl Gröben und Schenkendorff**), die in der Nacht angekommen waren, auf mich zu, und ich überließ den Fürsten seinem Schicksal und befreute mich mit meinen Freunden. Als die erste Freude vorbey war, wollte ich mich wieder nach ihm umsehen, aber er war und blieb fort. Ich bestellte mein Fuhrwerk hierauf gleich ab, und ging mit den beyden Ankömmlingen noch einmal zu Ida. Ihr Schreck beym Anblick der beyden, der ihr aber auch gehörig vorbereitet war, war beinah so stark als der gestrige und wir hatten einen schweren Vormittag. Den

*) Ihr erstes und einziges, früh verstorbenes Kind.

**) Max v. Schenkendorf, der Dichter, hatte in Königsberg studiert und als Kammerreferendar in Waldau gedient, im Auerswaldschen Hause, im Kreis der Prinzessin Wilhelm und auf den ostpr. Gütern Schlodien, Karwinden, Podangen, aber auch mit Frau v. Krüdener verkehrt und seit seiner Verheiratung mit der Witwe Barkley in Karlsruhe (Baden) gelebt.

Mittag waren wir Alle zusammen bey der alten Großmutter Cospoth, die sich unbeschreiblich freundlich und liebreich der armen Gröben annahm, und sie so wie alle übrigen Familien-Mitglieder, als ein Glied ihres engsten Fam. Kreises ansah und pflegte. Besonders aber hatte die junge Gr. Cospoth große Verdienste um sie, indem sie sie während ihres Schmerzes mit unermüdeter schwesterlicher Sorge gepflegt hatte. Den Nachmittag ließen wir 3 Fremde uns dem Herzog und der Herzogin vorstellen, die uns mit unserm ganzen lieben Cospothschen Hause zu einer Spatzierfahrt in der dortigen liebenswürdigen Waldgegend, die in einer ungeheuren wilden Heide wie ein Paradies versteckt liegt, einluden. Es fing aber an fürchterlich zu regnen, daher wurde die Parthie in eine Theegesellschaft beym Herzog verwandelt; die Gesellschaft war sehr steif und nur das liebenswürdige Fürstenpaar machte sie angenehm. Die Herzogin, noch recht schön, war besonders freundlich gegen mich, interessierte sich als Künstlerin sehr für meine Brieftasche, und ich hatte also manchen schönen Genuß. Prinz Eugen von Württemberg, der Sohn des Hauses, General in russ. Diensten war auch da, auf Urlaub." Schenkendorf „war von Carlsruhe in Baden nach diesem, dem Ersteren im Kleinen ganz ähnlichen Carlsruhe gekommen. Seine Absicht war, sich in der Armee anstellen zu lassen. Da dies aber bis jetzt wegen seiner rechten Hand*) noch nicht vom Könige bewilligt war, so war er noch sein eigner Herr, hatte Carl Gr. unterwegs**) gefunden und war mit ihm hierher gekommen, die arme Ida zu besuchen. Den folgenden Morgen, den 17. Juny zeichnete ich die ganze Cospoth'sche Familie in meine Brieftasche und Nachmittag die Herzogin, die mich dazu zu sich eingeladen hatte. Sie zeigte mir ihre sehr schönen Malereyen. Nach dem Abendessen machten wir 4 junge Preußen uns auf den Weg nach unserer Bestimmung zurück".

Einen Monat später finden wir den Grafen in Gesellschaft der freiwilligen Jäger v. Pirch und Graf Münchow auf einem

*) Er hatte sie bekanntlich in einem Duell verloren.

**) In Schweidnitz.

Ausflug über Neiße nach Ottmachau und dem Schlosse des Fürstbischofs*) von Breslau, Johannesberg. Die jungen Herren kommen eben zu den Vorbereitungen für den Empfang des greisen Kirchenfürsten und teilen ihre Aufmerksamkeit zwischen der herrlichen Gegend, die man vom Schloßfelsen überschaut, und den ergötzlichen Bemühungen des Schulmeisters, der die weißgekleidete Kinderschar auf den Empfang des Bischofs einstudiert. Eine kirchenfürstliche Idylle, fern vom Lärm des Krieges, spielt sich vor ihren Augen ab: „. . da tönte es auf einmal von den 2 Thürmen und die kleinen Kanonen fingen an zu bullern was sie konnten. Obgleich es in Strömen regnete, so liefen wir doch eiligst nach dem Schlosse und fanden eine Menge Volks, die den eben unten an das Stadtthor kommenden Bischof erwartete. Mit 6 alten Pferden kam der alte Herr in einem ungeheuren Wagenkasten, neben sich seine Maitresse, die alte Gräfin Castell, Tochter unserer Oberhofmeisterin, angefahren und hatte, um noch mehr Staat zu machen, einen stattlichen Vorreiter auf einem großen Schimmel. Eben kam der Zug in die Guirlande der Knaben und Mädchen, die „Vivat, es lebe unser gnädigster Herr“ schreyen sollten, wie ich nachher erfuhr, da gefiel es dem vorreitenden Schimmel einige Schritte zur Seite zu machen und dadurch seinen stolzen Reiter aus den Bügeln und zur Erde zu bringen. Da war nun alle Pracht des fürstlichen Aufzuges auf einmal dahin und schien dies auf den Bischof, der uns in Uniform unter den Zuschauern bemerkte, einen unangenehmen Eindruck zu machen. Die Angst und Eile des Schulmeisters bey alle dem, dessen Bemühungen gar nicht erkannt wurden, war noch sehr belustigend und alles Regens ungeachtet stiegen wir den 280 Stufen hohen Schloßberg in vollem Lachen herunter.“

---

*) Joseph Christian Karl Ignaz, Prinz z. Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, geb. 6. Nov. 1740, Fürstbischof v. Breslau 1795—1817, mußte am 30. Oktbr. 1810 die Säkularisation erleben, die z. T. eine Folge der napoleonischen Kriegskontribution war.

Fouqués „Zauberring"*) in der Seele durchstreifen die Romantiker in Uniform bei argem Regen, doch mit Begeisterung das Glatzer Gebirgsland. In Landeck, wo sich eine Anzahl Regimentskameraden in dem lebenslustigen kleinen Bad eingefunden haben, stößt sich K. an der Unreinlichkeit und Indecenz des Badetreibens, „obgleich die elegantesten und vornehmsten Frauen und Mädchen u. a. die Ministerin Golz mit ihrer Tochter dabei waren". Der Ball im Salon ist schlecht besucht, weil die russischen Generale auf den übernächsten Tag zu einem solchen eingeladen haben. So zieht K. am 21. mit den 2 Freunden gerne weiter, um in den Herrlichkeiten des Wölfelsfalles und der weiten Aussicht vom Spitzberge nach Böhmen und Mähren hinein zu schwelgen. Aber in Anbetracht des fortdauernden Regens muß man sich darauf beschränken, in Ullersdorf Schloß und Park des Grafen Magni, wo i. J. 1801 für einen vergeblich erwarteten Besuch der Königin Luise viele Verschönerungen im Zeitgeschmack gemacht worden waren, zu bewundern und in Begleitung des Adjutanten beim Festungskommando, Ewald, eines Königsberger Bekannten, die Festung Glatz zu besuchen. Hier sieht man in den Kasematten „eine Menge großer Verbrecher liegen", dann die „Statue des heiligen Nepomucenus" auf der Spitze der Citadelle, den Friedrich d. Gr. mit dem Gesicht nach Bömen habe wieder aufstellen lassen, indem er sagte: „Mit Schlesien hat dieser Heilige nichts zu tun"**). Besser als Landeck gefällt dem Urlaubsreisenden bei schönstem Wetter Bad Reinerz, wo er die Hofdame der Prinzessin Wilhelm Fr. v. Rödiger geb. v. Kannewurf besucht, an der table d'hôte mit Iffland speist und die Gräfin Sehren, geb. Prinzessin v. Anhalt-Dessau, „eine sehr hübsche und liebenswürdige junge Frau" zur Tischnachbarin hat. In großer Hitze wird dann der Modeberg der Romantik, die Heuscheuer bestiegen und gemalt. Ein besonders friedliches Waffenstillstands-Idyll ist es, wie der junge Graf bei dieser Gelegenheit ein Kuhhirtenbüblein malt, das sich

*) Der bekannte Roman.

**) Vgl. v. Treitschke a. a. O. I. S. 11 u. 43.

neugierig bei ihm eingefunden hat. Von der Höhe, die auf steilen Felsenpfaden erstiegen wird, sieht man die 3 Länder im Sonnenglanz daliegen: „Das machte einen noch nie empfundenen wunderbaren Eindruck auf mich und auf uns Alle, und wir mussten vor Gott niederfallen, der uns in dieser wichtigen und verhängnisvollen Zeit, wo Alles aus seinem Geleise tritt, in der ewig gleichen Natur seine unaussprechliche unveränderliche Liebe und Milde und seine unbegreifliche Kraft und göttliche Macht in so wunderbar schönen Bildern, die durch keine menschlichen und Teufelskünste angetastet werden können, zeigt." Die Festigkeit der Felsberge ist ihm ein Bild der Grenzen für die Macht „des Unterdrückers der Erde". „Wird nicht unser Preußen gegen alle diese Teufelskünste eben so fest und unverletzlich stehen, wenn wir zusammenhalten und in uns fest bleiben?" Der Weg zum „wilden Loch", für das nur Pirch „zu dick" ist, darf nicht zu beschwerlich scheinen, „denn wir hörten, daß vor wenigen Tagen sogar die Prinzessin Charlotte — die damals 15jährige nachmalige Kaiserin von Rußland — mit dem König alle diese Wege passiert sei".

Am 23. Juli kommen die Ausflügler in Hennigsdorf zur Schwadron zurück. Am folgenden Sonnabend wird das Quartier nach Schönheide, am Sonntag 6 Meilen weiter, aber am Montag wieder zurückverlegt. Man glaubt, es gehe zum Angriff, denn man weiß noch nichts von der Verlängerung des Waffenstillstands bis 16. August. Die Bewegungen bleiben aber eben deshalb diesseits der Demarkationslinie.

„Den 29. war große russische Revue und der König, der auch dabey war, hatte alle Officiers eingeladen, ihr beyzuwohnen. Gottberg*) und Eulenburg**) und ich, wir ritten also um 6 Uhr auf den Revue-Platz, waren um 8 Uhr da, und nun gings los. Die ganze russische Reserve-Cavallerie, 3 Garde-Cuirassier-Regimenter und eine Menge Anderer waren versammelt und besonders schön

*) Das Regiment hatte 3 Offiziere des Namens; es wird einer der jüngeren, Karl Gustav oder Friedrich v. G. sein.

**) Wohl Fritz z. E. (s. S. 510 Anm. 1).

gekleidet und beritten. Es war für unser Eins, der das nicht kannte, sehr interessant, auch zu sehen, wie Kaiser und König mit einander umgingen, und wie sonderbar sich Constantin*), der die Garden commandirte, gebährdete. Um 12 Uhr war die Revue zu Ende und nun ritt ich gleich nach Rosen, zu meinem lieben Ferdinand Schrötter**)" — dort verbrachte K. einen schönen Tag. Am Sonntag, 1. August, ist Besichtigung durch Blücher, der die Truppen von 8 bis 12 Uhr auf sich warten läßt, am 3. kommt das Regiment in Petersheide, dem Standort des neuen interimistischen Kommandeurs Major v. Werder, bisher beim schlesischen Kürassier-Regiment, der am 21. Juli Twardowski ersetzt hatte, zum sonntäglichen Feldgottesdienst zusammen. Dem „ordentlichen christlichen Prediger" verdankte die „ganze soldatische Gesellschaft eine recht gute Stimmung". An diesem Tag kam auch Schrötter von den Garde-Kosaken zum Regiment. — „Gott Lob!" aber „leider zur 3. Schwadron. Den Tag beschloß ein „häßlicher, aber sehr voller" Ball in Neiße. Seinen 24. Geburtstag am 6. August feiert der Graf in Seiffertsdorf mit Fouqué, Schrötter, Hufeland***), Karl Gröben, Schenkendorf und Münchow. Fouqué entzückt K. wieder durch das „milde Leuchten seines Geistes". „Er ist unerschöpflich an Anekdoten und kindischen Scherzen und lebt oft bloß in herzlichem Lachen, so daß es einem immer wohler zu Mute ist, je länger man mit ihm lebt." Die Nachricht, daß es schon am folgenden Morgen nach Böhmen und weiterhin nach Franken gehen sollte, hebt noch die fröhliche Stimmung. Die Heeresleitung ließ nämlich

*) Großfürst Konstantin Paulowitsch, 2. Sohn Pauls I., Bruder des Zaren, 1816 Statthalter v. Polen, verzichtete auf den Thron; 1813—1831 († 27. VI. 1831. in Witebsk) Chef des Ostpr. Kür.-Regts.

**) Ferdinand Frhr. v. Schrötter, Sohn des Kanzlers, 1813—14 Sek.-Ltn. beim Regiment, gehörte zu dem Königsberger Freundeskreis im Auerswald'schen Hause, wo auch sein väterliches Haus einen geistigen Mittelpunkt bildete. (Geb. 18. VI. 1785, † als Geh. Justizrat in Marienwerder 15. VIII. 1863.)

***) Der berühmte Leibarzt des Königs war bekanntlich mit der königl Familie in Königsberg gewesen und stand so zu K.s Kreisen in Beziehung. Am 12. Januar 1813 kam er mit dem König nach Breslau und hielt sich während des Sommers u. a. in Neiße auf.

verbreiten, die Verbündeten beabsichtigen, über Bayreuth nach Süddeutschland vorzudringen. Hinter dem frohen Mut steht der Ernst der Zeit: „Die Vergangenheit lag klarer und die Zukunft verworrener vor mir als je, und in die Neugierde auf die neue Bekanntschaft des kommenden Jahres mischte sich die Scheu vor den geheimnisvollen und vielbedeutenden Vorboten der zu erwartenden Ereignisse. Viel härtere Erfahrungen als ich am 2. Mai gemacht, konnten mir nicht bevorstehen, deß war ich überzeugt, aber eben weil man gewöhnlich die Vergangenheit zum Maßstab der Zukunft macht, schauderte ich, so oft ich vorwärts dachte . . . Indeß half mir ein glückliches Vertrauen, welches mich schon im vorigen Jahr in Allem fest und sicher gemacht hatte, dazu, den großen Ereignissen mit Ruhe und mit einem festen Gesichtspunkt entgegenzuschauen und auch mein Gemüt in ein Gleichgewicht zu bringen, welches besonders in solchen Zeiten höchst notwendig ist."

III. Der Herbstfeldzug 1813.

Am 8. August Morgens 3 Uhr begannen für die ostpreußischen Kürassiere wieder die kriegerischen Ereignisse. Es war freilich noch Waffenstillstand, da dieser am 30. Juni bis 10. August verlängert worden war, immer mit einer sechstägigen Frist zwischen dem Ende der Waffenruhe und dem Beginn der Feindseligkeiten. Aber die Stellungnahme Österreichs bei den Prager Friedensverhandlungen, denen gleich nach ihrem Abschluß am 12. August die österreichische Kriegserklärung gegen Napoleon folgte, war damals schon klar und schon am 27. Juni war zu Reichenbach der Vertrag zwischen Österreich und den Verbündeten geschlossen worden, in dem Österreich sich zur Kriegserklärung gegen Frankreich verpflichtete unter Voraussetzungen, die am 8. August schon als eingetreten gelten konnten. Somit war Böhmen nun tatsächlich verbündetes Gebiet, und die Demarkationslinie, die an der böhmischen Grenze begann, konnte nicht hindern, gegen diese vorzugehen, um sie sofort nach Ab-

lauf des Waffenstillstands zu überschreiten. So beginnen jetzt gemäß den Abmachungen von Trachenberg und Reichenbach die Bewegungen zur Zusammenziehung der böhmischen Armee unter Schwarzenbergs Oberbefehl. Das früher Blücher'sche Korps war jetzt das Korps Kleists, da Blücher den Oberbefehl über die schlesische Armee führte; mit ihm gehört auch das ostpreußische Kürassierregiment der böhmischen Armee an.

Am Sonntag, 8. August vereinigte sich die Reservekavallerie, von K. auf 7 Regimenter angegeben, in Schönwalde bei Silberberg, also am Nordostabhang des Eulengebirges. Es bildeten nämlich jetzt die bekannten 3 Kürassierregimenter als die Brigade des Obersten v. Wrangel, neben der Brigade v. Mutius und der Brigade Laroche v. Starkenfels, zusammen die Reservekavallerie unter Generalmajor v. Röder. Die ostpr. Kürassiere führt jetzt endgiltig Oberstleutnant v. Werder.

An der „wunderherrlichen" Festung Silberberg zieht man vorüber, durch die an schönen Schlössern und Gärten reiche Magnische Herrschaft und, sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes, am 11. geht das Regiment in das erste böhmische Dorf „Peisig", wie der Ostpreuße den Namen „Bösig" zu verstehen scheint. K. hat die Aufgabe, in dem „elendesten Dorf, das ich je gesehen", für das ganze Regiment Quartier zu machen. „Die Leute waren nicht nur arm und polnisch, sondern auch verdrüßlich, geitzig und furchtsam." Bei Nachod auf einer Wiese erfreut der Anblick einer eleganten Gesellschaft aus den nahen schlesischen Bädern, die das schöne Kavalleriekorps aus dem wilden Gebirge heraus an sich vorüberreiten läßt, weniger das nächste Quartier (Dobrowitz?), wo die Soldaten hungern müssen und „wir nichts taten als schlafen". In ganz Böhmen sei es nicht besser gewesen. Am Geburtstag von Freund Pirch wird K. zu seinem Leidwesen zur ersten Schwadron versetzt, wo er sich mit den Kameraden v. Schurf, v. Ziethen, v. Schmidt und v. Gottberg gut stellt, aber sich doch „nach seiner lieben vierten bangt". Am 15. steht man in einem Dorf des Generals Grafen v. Coloredo, am 16. in einem schmutzigen Ort nahe der Elbe,

wohl Gierschütz, am folgenden Tag wird der Strom bei Elbe Kosteletz unter „Hurrah“ überschritten und (bei Lobkowitz) Quartier bezogen.

Am Rasttag, den 18., wird Prag besucht. „Die herrliche, große Königsstadt, beinahe noch einmal so groß als Königsberg mit lauter alten, gothischen Gebäuden war aus Freude über unsere Allianz und über unsern Einmarsch, den man erst gestern erfahren hatte, noch mehr aber durch die Anwesenheit beyder Kaiser und unseres Königs, welch letzterer erst heute mit vielem Pomp war eingeholt worden, ganz in Aufruhr.“ K. besucht den hier krank liegenden Hufeland, dann die Komödie, die ihn langweilt, so daß er sich mit Schrötter in ein Hotel verfügt, „wo wir recht schön warm aßen nach langer Zeit wieder einmal und eine Menge Prager und österreichische Officiers sprachen, woraus wir den guten Geist, der jetzt herrschte, erkennen konnten“. Nach mancherlei Irrfahrten kommt man gerade noch zum Aufsitzen ins Biwak, spät Abends nach Budin, am 20. gehts von Brüx weiter dem Erzgebirge zu. Karl Gröben ist nun von Wrangel als Generalstabsoffizier beigegeben. Nach viel Regen erreicht man im Sonnenschein Georgenthal, weiter gehts ins Gebirge hinein, „auf einen leeren Fleck neben Dörfer, die nur noch heute von den Franzosen geplündert worden“. Hier, bei Neuhausen war man am 22. schon auf sächsischem Boden. Bei beständigem Regen und einer Novemberkälte wird noch zweimal — bei Frauenstein und Dipoldiswalde — biwakiert. Am 25. August steht man 3 Stunden von Dresden. „Der Kronprinz besuchte unser Bivoaque und mit Entzücken sah ich die schöne, würdige Stadt und die ganze sächsische Schweitz, nahe zur Rechten den Königstein und Lilienstein, liegen.“ Mit den Freunden, darunter Fouqué, wird auf den Höhen von Maxen, freilich am falschen Tag, „weil man auf dem Marsch nie das Datum behält“, als am 24. ein Familiengeburtstag gefeiert.

Das Kleist'sche Korps und das russische unter Wittgenstein, wie das Reservekorps von Miloradowitsch mit den Garden und den Kosaken unter Platoff hatten sich am 17. August bei Mel-

nick an der Elbe ca. 20 km nördlich von Prag mit dem österreichischen Haupttheer vereinigt; die letzten Märsche waren also im großen Verband der böhmischen Armee unter Schwarzenbergs Befehl gemacht worden. Am 19. stand Kleists Avantgarde in Brüx, wo unsere Kürassiere am 20. abmarschierten, die also wohl zu ihr gehörten. Das Gesamtheer, rd. 250000 M., in 3 Heeresabteilungen war dann über die Egerlinie und das Erzgebirge gegen Dresden vorgegangen, das Kleist'sche Korps den Russen attachiert (als 2. Kolonne von rechts her gezählt). Man hatte nämlich im Kriegsrat zu Melnick angenommen, Napoleon, dessen Stärke man auf 151000 M. schätzte, werde sich zunächst in die Mark gegen Bernadotte und die Nordarmee wenden und sich gegen die bömische und die schlesische Armee defensiv verhalten. Es galt also nach dem Trachenberg-Reichenbacher Vertrag eine entscheidende Offensive gegen Napoleons rückwärtige Verbindungen in der Richtung auf Leipzig, und man glaubte dazu noch Zeit zu haben in der Annahme, Bernadotte werde im Rückzug die französische Hauptmacht auf sich ziehen und, sobald der Kaiser sich gegen die bömische und schlesische Armee wenden werde, zur Offensive übergehen. Auf der Straße von Süddeutschland über Plauen, Chemnitz, Freiberg nach Dresden, gegen die das böhmische Heer rechtwinklich anmarschierte, erwartete man den ersten Widerstand. Die 4 Kolonnen sollten sich je nach dem Verhalten Napoleons drüben zusammenziehen, mit dem rechten Flügel immer Dresden, seinen Hauptstützpunkt, bedrohend.

Am 24. erfuhr man nun durch übergegangene westfälische Husaren, daß Napoleon durch Schlesien gegen Blücher aufgebrochen sei. So wollte man Dresden in die Gewalt des bömischen Heeres bringen. Für den 25. bekam das Korps Kleist Befehl, teils über Maxen-Lockwitz nach Strehlen zu marschieren, teils bei Maxen in Reserve zu bleiben. Die Reservekavallerie blieb also bei Maxen. Auch sonst sollten die Spitzen gegen Dresden verschoben werden, das Gros je bei Maxen, Dipoldiswalde, Freiberg zurückbleiben. Dementsprechend erzählt

K.: „Am Nachmittag des 25. fing man an, die schöne Stadt, in die sich die Franzosen zurückgezogen hatten, zu beschießen: erst in der Nacht wurde damit aufgehört.“ Von einem Angriff war also nicht die Rede. Nach der Auffassung Friedrichs*) wurde er durch den Zaren, der überhaupt gegen den Sturm auf Dresden war, verhindert. „Es regnete beständig, auch als wir am folgenden Tag, den 26. bis nach Dresden bei Strehlen rückten.“ So hatte der Feind Zeit, der Dresdener Garnison zu Hilfe zu eilen.

Napoleon, über die Stärkeverhältnisse beim Gegner ungenau unterrichtet, beabsichtigte offenbar, vor allem Blücher in Schlesien entgegenzutreten, sicherte sich gegen das böhmische Heer durch Besetzung der Nordostecke Böhmens und war im übrigen darauf bedacht, Dresden zu halten. Gegen Blücher, der sich planmäßig hinter die Katzbach zurückdrängen läßt, geht er mit der Boberarmee vor, bleibt aber in der Lage, die Korps Vandamme und Victor nötigenfalls rasch nach Dresden zu ziehen und dort 96000 M. zu versammeln; er selbst konnte dann mit 60000 M. von Görlitz her zur Stelle sein. Indessen wird ihm klar, daß die Verbündeten auf Dresden zielen. Am 25. Abends ist seine Armee bei Stolpen und Königstein versammelt. In der Nacht beschließt er, Dresden zu Hilfe zu eilen. Vandamme geht mit 41000 M. über die Elbe, um dem Gegner den Rückzug abzuschneiden, der Kaiser will aus Dresden vorbrechen, wo am Nachmittag des 26. 90000 M. eintreffen sollten.

Schwarzenberg entschloß sich auch für den 26. noch nicht zum Sturm, er ließ es darauf ankommen, was seine „Demonstrationen“ wirkten. Tatsächlich aber begann der erfolgreiche Angriff auf der Südostseite des großen Gartens durch die preußische Avantgarde unter Zieten schon Morgens 5 Uhr und kam um 9 Uhr zum Stillstand. Nordöstlich des gr. Gartens griffen die Russen, zunächst mit Artillerie, um 8 Uhr an und

*) Friedrich, der Herbstfeldzug 1813, 2 Bde. Berlin 1902—4 liegt der kriegsgeschichtl. Darstellung zu Grunde.

der Kampf kam hier Nachmittags zum Stehen. Die Österreicher drangen von 6 Uhr ab an der Weißeritz vor, ihre links vorgehenden Abteilungen mußten Nachmittags ihre Vorstöße beim Feldschlößchen aufgeben, die rechts vordringenden nahmen Löbau. So war man Nachmittags an die eigentlichen Verschanzungen herangekommen.

Nun war Napoleon seit 9 Uhr in Dresden; bis 5 Uhr Nachm. hatte er die gesamte Garde herangezogen. Trotz der Warnung des Königs von Preußen ließ die Heeresleitung der Verbündeten aber weder stürmen noch das Gefecht abbrechen. Doch auf die Signalschüsse einer russischen Batterie bei Zschertnitz begann der Angriff wieder um 4 Uhr.

K. erzählt: „Die Kanonade dauerte fort bis Nachmittags um 4 Uhr. Dann fing ein allgemeiner Sturm der Stadt von allen Seiten auf einmal an, wobey unter beständigem Kanonenfeuer die arme Stadt Gefahr lief, gänzlich zerstört zu werden.“ Er gedenkt der Angst zweier befreundeter alter Damen in der Stadt, wünscht aber doch von Herzen, daß sie eingenommen und nötigenfalls in Brand gesteckt werde. „Letzteres war aber nicht nötig, denn um 6 Uhr waren wirklich 2 Schanzen erstürmt und ein paar Bataillone Infanterie marschierten eben in die Stadt. In demselben Augenblick rückte aber durch das entgegengesetzte Thor ein Theil der französischen Hauptarmee unter Anführung des Kaisers ein, und die Unsrigen mußten die Stadt wieder verlassen.“ Mit den 2 Schanzen scheinen die von den Österreichern eroberten Lünetten III und IV gemeint zu sein (vor dem Falkenschlag und Hospitalgarten), die aber hier durch junge, dort durch alte Garde zurückerobert wurden. Die Preußen und Russen auf dem östlichen rechten Flügel, dem allerdings die Reserve-Kavallerie vor Torna an der Straße Strehla-Dohna näher stand, hatten die Lünetten II u. I bei den Kämpfen hinter dem großen Garten und an der Ostecke der Altstadt nicht wirklich erobert. Unter dem Einrücken durch das „entgegengesetzte Thor“ ist wohl der Einzug der um 5 Uhr an der Neustadt versammelten Garde in die Altstadt zu verstehen.

Der Angriff war abgeschlagen; doch standen den Verb. für den 27. noch fast 160000 Mann zur Verfügung, während Napoleon höchstens über 125000 gebot. Aber die Stimmung der Truppen bei mangelhafter Verpflegung und kaltem Regenwetter war schlecht. Vom Kriegsrat am Abend weiß man bis jetzt*), daß die österreichischen Generale für den Rückzug nach Böhmen waren, die Monarchen, besonders der König, dagegen. Man beschloß, auf dem Schlachtfeld zu bleiben.

Am 27. hatte das Korps Kleist seine Stellung im Süden auf den Höhen der Linie Leubnitz-Gostritz inne, etwa in der Mitte des davor und dahinter den linken Flügel an die Weißeritz lehnenden bis Reick nach rechts ausgedehnten Korps Wittgenstein, die Res.-Kavallerie hinter Prohlis rechts herausgezogen. Die Österreicher standen im S.-W. und W. rechts der Weißeritz und links derselben bis gegen Burgstädtel a. d. Elbe zu. Die Kavallerie in der Mitte und auf dem rechten Flügel sollte von besonderer Bedeutung sein. Der Brigade Röder stand in der Hauptsache Marschall Mortier mit ansehnlicher Reitermasse gegenüber.

Um 7 Uhr griffen die Franzosen an. Die Russen wurden Vormittags auf dem rechten Flügel bis Reick zurückgeworfen. Im Zentrum drang St. Cyr gegen die Preußen bis in die Linie Strehla-Grünwiese vor, wo auf den Höhen des rechten Flügels der Verb. viel russische Artillerie stand. Auch die Österreicher auf dem linken Flügel wurden überall zurückgedrängt, ihr linker Flügel von Murat umgangen. Um Mittag hatte die preußische Res.-Kav. auf dem r. Flügel die Aufgabe, den l. Flügel der russischen Avantgarde unter Roth bei Prohlis zu decken. Dieses Dorf ging nach hartem Kampf verloren, ohne daß die starke Kavallerie der Verbündeten zu Hilfe kam. Zwischen Zschertnitz und Röcknitz wurden dem einst französischen, jetzt russischen General Moreau an der Seite des Zaren beide Beine von einer französischen Kanonenkugel zerschmettert, nachdem er eben

*) Friedrich a. a. O. I S. 470.

noch an dem Kriegsrat teilgenommen hatte, in dem beschlossen wurde, mit aller Macht auf dem rechten Flügel gegen Mortier vorzugehen, um die Pirnaer Straße zu retten. Sein Tod trug bei zur Lähmung dieses Angriffs. Indessen hatte Vandamme Pirna genommen. Zwischen 2 und 4 Uhr werden die Österreicher von Victor zum Rückzug genötigt; auf dem rechten Flügel des Zentrums versucht die Res.-Kavallerie nach 1 Uhr bei Torna eine Attacke auf 2 franz. Bataillone, die dann von schlesischen Husaren zersprengt wurden, während die Res.-Kav. vor dem Artilleriefeuer von Strehla her zurückgehen muß. Bei Lockwitz sollte sie nochmals den linken Flügel des Feindes angreifen, mußte aber mit der russischen Kavallerie ihre total ermüdeten Pferde zurückwenden. Im Kriegsrat wollte nun — nach Friedrichs Quellen — Alexander nichts vom Rückzug wissen, Friedrich Wilhelm die Schlacht am 28. erneuern. Schwarzenberg und die Generalstabsoffiziere entschieden für den Rückzug nach Böhmen wegen des Mangels an Nahrung, Schuhzeug und Munition. Toll legte um 4 Uhr die Rückzugsdispositionen vor: Wittgenstein und Kleist mit den Reserven über Dohna, Gießhübel, Peterswalde nach Teplitz; die Österreicher rechts der Weißeritz über Dippoldiswalde nach Eichwald, Dux und Brüx, links derselben über Tharandt nach Freiberg. Die Res.-Kavallerie blieb zwischen Lockwitz und Prohlis, Zügel in der Hand, stehen.

Von der verlorenen Schlacht berichtet K.: „Den 27. Morgens machte die jetzt sehr bedeutende Armee einen Ausfall aus der Stadt und drängte das russ. Korps, von Gen. Wittgenstein geführt, zurück. Wir wurden demselben zum Soutien geschickt; es regnete ohne Aufhören und war dabey entsetzlich kalt. Dazu machte die unausgesetzte Canonade einen fürchterlichen Aufruhr und es war wirklich ein unerhörter Tag, der aber bloß einen unangenehm widrigen Eindruck auf mich machte. Wir waren oft in Kanonen- und kleinem Gewehrfeuer, machten mehrere Attaquen auf Kavallerie, welche aber nie unsern Angriff aushielt, sondern immer noch ehe wir eingehauen hatten, davonlief. Nachdem wir den ganzen Tag manoeuvrirt und immer hin und

her marschirt waren, standen wir des Abends spät noch auf demselben Fleck, auf dem wir die Nacht bivoaquirt hatten und machten nachher noch eine Bewegung in die Flanke des Feindes, wo wir die Nacht über stehen blieben . . in der Erwartung . . den folgenden Tag den Feind von hier aus anzugreifen. Statt dessen bekamen wir aber den Befehl, die Arrière-Garde der reterirenden Armee zu machen." Man hatte wenig Verluste. „Als endlich Carl Gröben uns zu sprechen kam, so klärte er uns diesen wieder ganz unbegreiflichen Rückzug auf. Obgleich wir den 27. manche Vortheile über den Feind errungen und ihm mehrere Dörfer genommen hatten, so war es uns doch nicht gelungen, ihn ganz in die Stadt zurückzutreiben. Indeß wäre dies den 28. bey unserer überlegenen Macht unfehlbar gelungen, wenn nicht der russische Kaiser auf einmal verlangt hätte, die Armee solle sich zurückziehen, indem er nicht zugeben könnte, daß seine Truppen sich 3 Tage hinter einander schlagen. Alle russischen, preußischen und österreichischen Generals hatten das Ihrige angewandt, um diese unglückliche Idee zu unterdrücken: aber vergebens: der Kaiser erklärte, er würde seine Hand ganz abziehen, wenn nicht sein Verlangen erfüllt würde. Die Retirade ging also richtig wieder los, und zwar zu unser Aller Kummer wieder nach Böhmen. Wir waren Alle in höchst widriger Stimmung und, obgleich mein Vertrauen auf Gottes Hülfe noch nicht vermindert war, so konnte ich doch meinen Verdruß nicht verbergen."

Gröben, der Generalstabsoffizier des Brigadiers v. Wrangel. hielt also, wenn K. sein Gedächtnis nicht täuscht, nicht Schwarzenberg sondern den Zaren für den Urheber des Rückzugs.

Die Pirnaer Straße glaubte Barclay de Tolly nicht einhalten zu dürfen. Das Korps Kleist wird daher über Maxen und Glashütte dirigiert. Die Res.-Kavallerie ging über Liebstadt; das Waldbiwak bei Korwitz gefällt K. besonders gut und er träumt von der Heimat — Kloschenen*), Podangen, den Auerswalds

*) Dem Gut der gräfl. Kuhnheimschen Familie (vgl. später).

Das Wetter hat sich aufgehellt und die Stimmung hebt sich.

Inzwischen hatte der Herzog Eugen von Württemberg gegen General Graf Ostermann es durchgesetzt, daß er mit dem II. russischen Korps und den Garden den Weg — statt über Maxen gegen Peterswalde — auf der gefährdeten Pirnaer Straße machte mit der Absicht, durch Vandammes Heer sich durchzuschlagen, um den französischen General daran zu hindern, daß er seinerseits auf dieser Straße vorher nach Böhmen gelangte und die Verbündeten beim jenseitigen Austritt aus den Pässen überfiele. Unter verlustreichen Kämpfen kam er bis Hellendorf und dann unter heftigen Rückzugsgefechten bis Nollendorf und Kulm. Währenddem litten die Österreicher bei ihrem Übergang empfindlicher durch Mangel an allen Lebensbedürfnissen als durch Verfolgung. Kriegsmaterial sperrte mehr und mehr die Pässe. In der Nacht ließ der König Ostermann, der seine Stellung bei Tellnitz preisgeben wollte, dringend auffordern sich zu halten, um den Rückzug der Armee und den Zaren selbst zu decken. Letzterer sorgte von Dux aus für Unterstützung durch die Österreicher. So gelang es, bei Priesten den Feind in blutigem, unentschiedenem Gefecht hinzuhalten. Nachher stand man sich mit beiderseits verstärkten Kräften gegenüber. Der Zar und der König, Barclay und Schwarzenberg waren am Abend des 29. in und bei Priesten anwesend. Für den 30. wurde der Angriff auf Vandamme beschlossen. Aber das Korps Kleist, das am weitesten zurück war, machte dem König Sorge. In der Nacht kam zwar die Kunde von Blüchers Sieg an der Katzbach; trotzdem sahen die Monarchen und Schwarzenberg in Dux dem kommenden Morgen mit Unruhe entgegen. Man wollte Blücher heranziehen, um sicher zu gehen. Aber es galt einen sofortigen Erfolg! Toll trieb die Österreicher vorwärts. Der König aber ließ Kleist bei Fürstenwalde veranlassen, wenn irgend möglich eine Bewegung in den Rücken des Feindes zu machen. Und Kleist machte das gefahrvolle Unternehmen möglich. Da kein anderer Weg gangbar war, entschloß er sich, dem Kamm des Gebirges entlang über Strecken-

walde nach Nollendorf, also in den Rücken des bei Priesten mit Front gegen Süden stehenden Feindes zu marschieren.

Am 30. früh 3 Uhr wurde das Korps — 20000 Mann — hinter Fürstenwalde aufgestellt in der Marschordnung: Schles. Husaren als Avantgarde, 10. Brigade, Reservekavallerie, 11. und 12. Brigade. Um 5 Uhr wurde abmarschiert. K. erzählt: „Der General Kleist, der uns mit etwa 15000 Mann von seinem Corps führte, schlug einen andern Weg ein, um auf die Straße zu kommen, auf welcher der russ. Gen. Prinz von Würtemberg retirirt und lebhaft von dem Feinde verfolgt war. Eben war der Nebel gefallen und die Gegend offen, so sahen wir, daß die Husaren, die unmittelbar vor uns marschierten, und die Avant-Garde machten, als sie an einen Bergrücken kamen, das Gewehr aufnahmen und sich aufstellten. Zugleich bemerkten wir links fliehende Cavallerie und Infanterie und eine Menge Pulverwagen. Gleich marschierte die erste Schwadron, bey der ich stehe, auf und verfolgte die Feinde. Etwa 10 Pulverwagen und 60 Gefangene machten wir und unsere Cuirassirs kehrten mit Beute beladen zurück. Die nahen Wälder wurden durchsucht und mein armes Pferd dabey entsetzlich müde geritten. Da ich aber kein anderes hatte, indem mein Packknecht meinen Fuchs ritt, so mußte ich es behalten, und schon risquiren. Wir ruheten hierauf eine Stunde, bis wir da, wo unser Marsch hinging, eine starke Canonade etwa nur eine Meile von uns sahen und hörten. Es wurde aufgebrochen, zuerst die Avant-Garde, dann die Infanterie und Artillerie, und dann die Reserve-Cavallerie. Als wir, die wir das erste Regiment derselben sind, uns auf den Marsch machten, sahen wir schon die Infanterie unten im Rücken der französischen Armee aufmarschieren, vorgehn und die Artillerie wirken. Als wir unten im Thal waren, so war alles schon im Gange. Die Franzosen hatten sich mit den vor ihnen stehenden Russen in Gefecht eingelassen und wurden von uns jetzt im Rükken angegriffen. Die Schlacht blieb keinen Augenblick unentschieden. Unsere Infanterie und Artillerie ging weit vor, die Franzosen wurden zusammengedrängt.

sie fochten aber, da sie durchaus eingeschlossen waren, wie die Löwen in wahrer Verzweiflung. Wir standen nun im heftigen Kanonenfeuer, verloren aber doch nicht viele Menschen. Nach 3 Stunden ungefehr war die Infanterie bis auf ein paar Bataillons, die nachher auch noch aufgerieben wurden, zerstört, die Artillerie bis auf ein paar Kanonen, die uns noch beschossen, genommen, und die Cavallerie bahnte sich durch unsere Infanterie, die das ganze Defilé hinauf en espalier aufgestellt stand und sie förmlich Gassen laufen ließ, einen Weg, wurde aber von unserer Cavallerie verfolgt und aufgerieben und man sah keinen Franzosen mehr als die Gefangenen und Blessirten. Unter den Ersteren fand sich nebst mehreren Generals auch der Gen. Vandamme, commandirender General dieses Corps. Nach allen Seiten flohen die Franzosen die unwegsamen Berge hinauf, und wurden von der östereichischen, preußischen und russischen Cavallerie verfolgt und ganz vernichtet. Um 4 Uhr Nachmittags war die Sache ganz zu Ende, und wir standen ganz ruhig auf unserm Platze und warteten die weitere Bestimmung ab. Bald kam der König mit seinem ganzen Gefolge, besah uns sehr vergnügt, und erzählte von einem brillanten Siege den Blücher in Schlesien*) über die franz. Armee erfochten und 82 Kanonen dabey genommen hatte. Auch war durch einen Courier die Nachricht gekommen, daß der Kronprinz von Schweden bei Berlin**) die Franzosen geschlagen und ihnen bedeutenden Schaden zugefügt habe. Wir waren natürlich alle sehr froh, und verschmerzten es gern, daß unsere Handpferde bis jetzt alle fort und höchst wahrscheinlich bei der Flucht der franz. Cavallerie verloren gegangen waren. Ich schlief die Nacht ganz prächtig und sehr lange, wenngleich auf bloßer Erde ohne Bude und Stroh, auch war es nicht sehr kalt.“ Demnach hatten also doch, Kleists Befehl gemäß, die 1. schles. Husaren die Avantgarde***). Aber jedenfalls ein Teil der Reservekavallerie

*) a. d. Katzbach.

**) Großbeeren.

***) Vgl. Reg.-Gesch. S. 288 Anm.

scheint jetzt unmittelbar hinter ihnen, vor der 10. Brigade marschiert zu sein, zum mindesten die ostpr. Kürassiere. Die Zahl der Gefangenen, die, wie es scheint alle die erste Schwadron machte, ist aus „20“ in „50“ korrigiert. Die Munitionskolonne, deren Wagenzahl verschieden angegeben wird, kam von Peterswald, also von N. her. Das geschah um 8 Uhr, als bei Kulm die Schlacht auf dem linken russischen Flügel begonnen hatte. Die Kanonade, die gesehen wird, ist wohl die etwa um 9 Uhr auf dem rechten österreichischen Flügel vom Striesowitzer Berg gegen französ. Artillerie auf den Wapplinsbergen gerichtete. Unten im Tal sah man kurz nach 10 Uhr bei der großen Straßenbiegung etwa 1 km vor Vorder-Tellnitz feindliche Infanterie und Artillerie mit Front gegen Kleist dos-à-dos mit der sonstigen französ. Stellung aufmarschieren. Vandamme war also benachrichtigt. Die Geschütze wurden von schles. Husaren genommen, diese aber von französ. Lanciers geworfen. Letztere treibt die 10. Brigade (Pirch) zurück und nimmt die Geschütze wieder. Tirailleur- und Artilleriefeuer geht herüber und hinüber. Kurze Zeit halten die Franzosen das Korps Kleist für französische Unterstützung. Als Vandamme die Täuschung erkennt, beschließt er, sich durch Kleists Truppen durchzuschlagen. Also allgemeine Rückwärtsbewegung der Franzosen bei Kulm. Um Nieder-Arbesau tobt der Kampf am heftigsten. Franz. Kavallerie sucht einen Ausweg durch die Schluchten. Zwei Divisionen werden von den Österreichern aufgerollt. Da ein Teil der Brig. Pirch bei Nieder-Arbesau einen harten Stand hat, muß die Res.-Kavallerie der Entwickelung des anderen und der 11. Brig. erst Platz machen. Kleists rechter, dann auch sein linker Flügel wird zurückgedrängt, die 12. Brigade unter Prinz August von Preußen geworfen, wobei der kühne Prinz kaum der Gefangenschaft entgeht. Aber die durchbrechenden, dezimierten Franzosen werden von der Avantgarde Zieten aufgefangen, und die nachdrängenden Österreicher räumen bei N.-Arbesau vollends auf. Vandamme wird auf dem Wege von Kulm nach Schande durch Jäger gefangen genommen und samt

seinem Gen.-Stabs-Chef Gen. Haxo von Kosaken dem Zaren zugeführt. Als Kleists Eingreifen bemerkt wurde, kamen Alexander und Friedrich Wilhelm auf das Schlachtfeld und ließen dann die Gefangenen, 8—10000 M., viele Offiziere und Fahrzeuge an sich vorüberziehen. In dieses Bild fügt sich K.s Bericht zwanglos ein. Nur sind die Worte „die Schlacht blieb keinen Augenblick unentschieden“ das Ergebnis der letzten frischesten Eindrücke. Der Wendepunkt im Herbstfeldzuge war aber eingetreten. Die Nachrichten von der Katzbach und Großbeeren erhöhten den Jubel.

Am 31. Nachm. 4 Uhr marschiert das Regiment im Verband der Reservekavallerie durch Teplitz, wo es beiden Kaisern begegnet und es heißt, „daß die Österreicher schon München eingenommen hätten und wir wahrscheinlich nach Franken marschiren würden“, ins Biwak bei Seedenz. Hier, wo das ganze Korps lagert, findet K. auch den treuen Burschen Simuleit mit den Pferden wieder, der sich mit Prinz August durchgeschlagen und dabei nur die Malgeräte und mancherlei Andenken seines Herrn verloren hatte. Das Bild der Mutter in der Brieftasche hat der Regen fast ausgelöscht. Es folgen einige Ruhetage. K. und der „kleine Gottberg“ (v. Gottberg III?) leben viel miteinander beim leidigen Fouragiergeschäft und in der Biwak-„Bude“. Der erfinderische Litthauer Simuleit kocht ein Gericht aus Mehlbirnen, Speck und Salz. Milch, Butter, Eier sind nicht zu haben; aber Wetter und Stimmung sind gut. Die Freundschaft blüht und die herrliche Gegend wird fröhlich genossen. Durchs prächtige Teplitzer Tal mit seinen Nußbäumen reiten die jungen Herren zum Kloster Mariaschein und kürzen sich die Zeit bis zur Rückkehr des Propstes mit dem Besuch des altertümlichen Bergstädtchens „Kraupen“ (Graupen) mit seinen Häuserinschriften, von denen die eines Hutmachers notiert wird:

„Ich liebe meinen Gott
Und laß denselben walten:
Ich mache neue Hüt
Und färbe auch die alten“.

Vom blutigen Ernst der Schlacht sticht friedlich ab die Idylle im Blumengärtlein der aussichtsreichen Schloßruine. Die Hausfrau des eingebauten Häuschens „hatte noch vom 7jähr. Krieg her, wo preuß. Truppen als Feinde hier waren, eine große Liebe für uns und sagte, sie wäre bei der Erwartung der Franzosen ganz ruhig geblieben, da sie immer bei dem Begriff von Feinden an die Preußen gedacht hätte, sei aber entsezlich von diesem Vertrauen abgekommen, da sie gehört, wie schändlich die Franzosen bei ihren Nachbarn jenseits der Berge gehaust hätten. Auch unsern König lobten die Leute mit der größten Herzlichkeit; sie konnten gar nicht aufhören, von ihm zu erzählen, wo er gestanden und was er gesagt, als er vor 2 Jahren von Teplitz hierhergekommen“. Nachdem dann der Propst sein Kloster gezeigt, ist man am folgenden 2. September im fast ausgehungerten Teplitz mit dem österreichischen Kapitän und ehemaligen sächsischen Kammerherrn v. Miltitz im „Adler“ vereinigt.

Hier liest Fouqué 2 neue Gedichte vor. Sie finden sich in der Ausgabe seiner Gedichte*), mögen aber wegen einiger Varianten und als weithin in Vergessenheit geraten hier im Zusammenhang mit ihrer Entstehung nach K.s Aufzeichnung wiedergegeben werden:

Am 28. August Abends auf dem Rückzug von Dresden nach Böhmen.

Herr Gott, dein Wille soll ergehn!
Ich sünd'ges Menschenkind,
Ich kann ihn leider nicht verstehn,
Ich bin zu blöd und blind.

Doch heb' ich zu Dir auf, in Müh'
Das schmerzbeladne Haupt,
Und denke spat, und denke früh
„Dort schaut, wer diesseits glaubt“.

---

*) Bd. 2 S. 120 f. als No. XIV (ohne das Datum) u. XV.

Nach dem 30. August 1813. Siegesdank.

Der Sieg schwang seine goldnen Flügel
Ins Kampfes Thal,
Und wie Altäre glühn die Hügel
In seinem Strahl.
Der hohen Berge Gipfel wallen
Voll Opferpracht,
Derweil noch einzeln Donner schallen,
Echo der Schlacht.
Hart habt Ihr, schwer und kühn gerungen
Manch heißen Tag;
Nun ist's, Ihr Brüder, ist's gelungen,
Der Sieg ist wach.
Herüber tönt's von Schlesiens Höhen
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Banner wehen
An Ehren stark.
Wie flüchtig scheue Franzenhaufen
Vor deutschem Schwerdt
Entherzet zittern, schwanken, laufen
Von deutschem Herd.
Könnt fassen Ihr den reichen Seegen
Von nah und fern?
Bist Du nicht fast davor erlegen,
Du Volk des Herrn? —
Vor dem durchbebt dich heil'ges Zittern,
Der kann und will.
Knie nieder unter Fruchtgewittern
Und bete still.

„Den Abend, als ich ins Lager zurückgekommen war, kam noch Karl Gröben zu uns. Er wurde bei uns immer wegen seines ächt ritterlichen Heldenmuths und seines Glückes bey den Damen, die ihm überall mit Freundlichkeit entgegenkommen, der junge Herr Hugh genannt: und Schenkendorf hatte sich den Spaß gemacht, ihm wegen seiner vielen Streifereien in der Welt auch seinen Nahmen so zu ändern, wie ihn der alte Herr Hugh im Zauberringe änderte. Übrigens war er viel mehr und besser, als der Herr Hugh gewesen ist, und kann wegen seiner Frömmigkeit, Weichheit und seines edeln Rittersinns wohl eher mit dem

Herrn Otto von Trautwangen verglichen werden. Fouqué, der ihn wie Jeder, der ihn genau kennt, unendlich liebt, nennt ihn „seine liebe heitere Jugend“, und versichert: er wünschte als Jüngling so gewesen zu seyn. — Bey alle diesen herrlichen Eigenschaften hat er einen solchen hohen Grad von Frohsinn: daß uns und Jedem, der ihn sah, die Seele aufging, wenn er in seiner schwarzen Schaale vor der Reserve-Cavallerie jagte (denn anders als Gallopp kann er nicht reiten), und wenn er dann mit seiner ganzen Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit sich manchmal ganz anders betrug als alle andre Menschen. Schon das würde höchst auffallend an jedem andern seyn: daß er, obgleich er jetzt im Generalstabe nach seiner früheren Anciennetät angestellt und vielleicht schon Major nach seiner Anciennetät ist, gar nicht weiß, welchen Rang er eigentlich bekleidet, und es ihm auch noch gar nicht eingefallen ist, danach zu fragen. Wahrscheinlich würde er Major seyn, da alle seine ehemaligen Hinterleute schon wirkliche Rittmeister sind. Jetzt nennen ihn die meisten Herr Lieutenant, Andere Herr Rittmeister und noch Andere Major, die Russen aber nennen ihn gewöhnlich Oberst, weil ihm in dem Pas eine Anstellung in der russ. Armee angeboten ist. Auch trägt er noch immer nichts weiter als schwarze und weiße Pumphosen und eine schwarze kurze Jacke, welches ihm, da er sehr schlank und hübsch ist, auch gut kleidet, denn er hat, da ihm von Hause sonst nichts geschickt werden kann, kein Geld zu montirungsmäßigen Kleidern, und das Geld, was er durch angebotene Vorschüsse seines General und Andrer bekommt, muß er zum Ankauf von Pferden brauchen, die ihm jetzt nötiger sind, als Uniform. In dieser schwarzen Jacke, auf der er drei russische, u. a. auch den großen Annen-Orden und 1 pr. Orden hat, hat er sich neulich auch beym Könige gemeldet, der, so sehr er auch sonst auf Kleidung hält, und so leicht er über dergl. Freyheiten wüthend werden kann, kein Wort darüber geäußert, sondern mehrere Stunden mit ihm über militärische Gegenstände gesprochen hat. Ich mache die Schilderung dieses höchst interessanten jungen Kriegshelden darum so weitläuftig,

weil er mit Fouqué, Schrötter und Münchow am wichtigsten für mich in diesem Feldzuge gewesen ist. Noch ein Zug von ihm. Er hatte bei dem Sturm von Dresden 3 bataillons an die Schanzen geführt und auch jedes mal mit ihnen die Schanze genommen, die aber nachher, als die franz. Verstärkung kam, wieder verloren wurden. Etwa 5 Tage nachher erzälte er uns, seinen nächsten Freunden, die er täglich mehreremale sah, ganz beiläufig davon, und auch da erfuhren wir erst, daß er 3 Schußwunden in sich habe, die aber alle bloß ganz leichte Verlezungen in seinem Fleische gemacht hatten und jezt ihm zwar noch viele Schmerzen machten, aber doch schon fast ganz geheilt waren.“ —

Am 3. September feiern die Freunde Karl Dohnas*) Geburtstag, der damals wahrscheinlich schon bei Wittstock gefallen war, er müßte denn 3 Tage nach diesem Geburtstag den Heldentod gestorben sein. Am 4.**) findet Parade vor den 3 Monarchen statt. Die Siegesnachrichten werden in den folgenden Tagen bestimmter und „wir hatten Gelegenheit, in unsern Freundes-Versammlungen, die wir täglich hatten, oft Gott von ganzem Herzen zu danken“. Es können, wenn hier neue Nachrichten vorliegen, die von den Gefechten bei Ölsen, Hellendorf, Gießhübel gemeint sein. Daß Schrötter zu seiner Schwadron kommt und eine Nachricht aus Kloschenen vom 5. Juli, (!) erhöht die Freude. Am 7. geht es im Korpsverband bei Regen 10 St. weit bis Eichwald. „Das Défilé von Eichwald war aber ganz unfahrbar und wir mußten daher den andern Weg über Nollendorf, wo die Avantgarde der ganzen Armee schon über die

*) Vgl. S. 508. Sohn von Graf Karl Ludwig z. Dohna-Schlodien-Karwinden, Sek.-Lt. im 2. Westpr. Drag.-Reg. nach „Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna“ (Berlin 1885/6), gefallen bei Wittstock 22. Aug. 1813; „Wittstock“ gilt sonst als ein Teil der Schlacht v. Großbeeren (23. Aug.); andere (z. B. Schenkendorfs Gedichte, hsg. v. Aug. Hagen 1878 S. 73 Anm. 3) geben an: „Wittstock 6. Septbr. 1813“. Kanitz in diesem Tagebuch S. 171: „Trebin“, wo ein Gefecht am 21. Aug. war. K. erfährt Dohnas Tod am 16. Septbr. Das Datum würde besser zum 6. Septbr. und Dennewitz, der Ort zu Wittstock und zum 22. Aug. passen. —

**) Reg.-Gesch.: 5. Septbr.

Berge gegangen war, einschlagen.“ So geht es über das Schlachtfeld vom 30. August, wo noch unbegrabene Tote liegen. „Mitten auf dem Schlachtfelde, auf der Chaussee, wo unsere Infanterie mit Verlust so vieler Leute und mit der größten Bravour eine Brücke nahm“ — also wohl um Kulmbach — „steht ein hohes steinernes Kreuz, wie sie dort häufig stehen (ein schöner Ersatz unserer preußischen Kruzifixe) mit der Inschrift: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“. Unter diesem Kreuze ist eine Menge braver Reiter für die Sache Gottes in dieser herrlichen von Gottes Sonne beschienenen Schlacht gefallen und begraben.“

Am 10. ist man zunächst verstimmt, das wohlbekannte Défilé, nachdem man das ganze preußische und russische Korps im Rückzug vorausgelassen hatte, wieder herunter marschieren zu müssen. Man erfährt dann, daß die Österreicher sich nach Leitmeritz gewendet haben, den dort vordringenden Feind aufzuhalten, Napoleon aber seine ganze Macht jenseits der Berge gesammelt habe, so daß man sich nicht im Gebirge, sondern „wenn der Feind so tollkühn sein sollte, herabzukommen“, in der „unvergleichlichen Stellung bei Töplitz“ behaupten wollte, „umsomehr als Blücher schon ganz in der Nähe war“.

Napoleon hatte angesichts seiner auf allen 3 Kriegsschauplätzen gänzlich veränderten Lage fast jeden Tag neue Entschlüsse fassen müssen. Alle Möglichkeiten waren berücksichtigt, die Befestigung Dresdens verstärkt, die Straße nach Hellendorf verbessert. St. Cyr bestimmt ihn am 9. Sept. zu einem Vorstoß nach Böhmen; darum kehren die Verbündeten dort um. Aber es blieb von französischer Seite bei einer Scheinoffensive. Der Feind war nicht „so tollkühn, herabzukommen“. „Wir marschirten etwa eine Meile bis hinter Culm, und Carl Gröben machte von da eine Patrouille mit einem Officier von unserm Regiment und durchsuchte die Berge, wodurch sich unsere Truppen zurückgezogen hatten. Er kam gerade zu rechter Zeit, denn eben wollte franz. Infanterie durch das Défilé bei

dem Geiersberg, einer alten Ruine in unserer linken Flanke, vordringen.“ Barclay de Tolly, der „leider über Kleist commandierender General war“ und vergessen hatte den Paß zu besetzen, wird benachrichtigt. Indessen „waren aber die Franzosen bis in die Ebene gedrungen, hatten ein paar Dörfer genommen und nöthigten dadurch die ganze Armee, eine andere Position einzunehmen“. An dem sich entspinnenden Gefecht ganz nahe dem alten Schlachtfeld kann sich die Kavallerie nicht beteiligen. Der Feind wird von den Höhen vertrieben. Statt des erwarteten neuen Kampfes ist am 12. zur Feier des Sieges von „Güterbock“*) Parade und Viktoriaschießen. „Wir standen (die ganze Reserve-Cavallerie in einer Reihe) aufmarschirt und um uns her auf Höhen und Thälern Infanterie, Artillerie und Cavallerie des russ. und pr. Corps in größter Parade bereit: da fing hinter uns von Töplitz aus das Hurrah rufen an und kam bald zu uns, und mit wilder Freude donnerten vielleicht 20000 kleine Gewehr-Schüsse und mehrere 100 Kanonenschüsse gegen die Berge hin und alle Pferde zitterten vor dem gewaltigen Knall. Den Franzosen, die jenseits der Höhen standen, hatte man aus gutherziger malice . . . sagen lassen, es würde Victoria wegen des Sieges vom 5. (so!) September geschossen werden. Als dies Schießen 3mal wiederholt war, wurde abgesessen und zu Fuß nach einem Platz marschirt, wo die ganze Brigade von dem Feldprediger Rhesa**) eine sehr schlechte Predigt anhören musste, welche die so schöne Stimmung der Truppen beinahe wieder verdarb. Indeß wurde zum Glück bei Trompetenschall das Lied: „Nun danket alle Gott“ — gesungen, welches das Beste an der ganzen Feier war.“ Bei dem Hurrah des Gen. Röder auf die Kameraden bei Bülow beschleicht K. eine rasch weichende Sorge. Er wußte noch nicht, daß sein Bruder Karl bei Dennewitz den Heldentod gestorben war.

---

*) Jüterbog (Dennewitz).

**) Ludwig Jedenin Rhesa, geb 1777 zu Karwaiten, 1810 a. o. Prof. in Königsberg, 1812 Garnisonprediger, bis 1814 Feldprediger, übers. littauische Lieder und schrieb ein Buch über den Feldzug 1813 14.

Die Ruhetage bis zum 14. vergehen im Freundeskreise, zu dem jetzt auch Rittmeister Graf Münster von den brandenb. Kürassieren, Kleists Adjutant zählt, u. a. mit noch lebendigen Erinnerungen an den 7jährigen Krieg Angesichts des Schlachtfeldes von Lobositz. Jetzt werden die Verbündeten wieder offensiv, Dumonceau bei Nollendorf und Berggießhübel zurückgeworfen. Am 15. kommt die Res.-Kav. bis Nollendorf. Wieder ein unverständlicher Rückzug! — Napoleon hatte die junge Garde herangezogen. Am 16. die erwähnte Nachricht von Karl Dohnas Tod. „Mir war diese Nachricht so unerwartet und erschütternd, daß ich den ganzen Tag keinen andern Gedanken fassen konnte.“ „Gott läßt unser armes Preußen die Freyheit theuer erkaufen, aber Blut versöhnt, und gerade daß so viel edles Blut fließt, kann uns die Gewißheit geben, daß Gott versöhnt wird, und daß er das Werk, was wir im Vertrauen auf ihn angefangen haben, herrlich vollenden wird. Gewiß, wir alle haben mit unsern Sünden eine Züchtigung verdient, und wollen Gott dafür danken, denn welche der Herr lieb hat, die züchtiget er.“ Er habe in dieser Zeit viel an die Rückkehr ins Vaterland gedacht, nie aber, daß sie noch solche Opfer kosten werde. „Ach, großer Gott, laß jetzt wenigstens genug seyn.“ „Ja, für die, welche Gott erhält, wird die Heimkehr herrlich seyn: aber wie viele werden fehlen. Indeß behalte ich meinetwegen immer guten und getrosten Muth . . . ich denke in der Schlacht wenig an mich; nur auf meine lieben Freunde, die ich gewöhnlich absehen kann, richten sich unwillkührlich meine Augen bey jeder Kugel, die meinen Ohren vorbeischießt.“ Am 17. kommt es denn zum Gefecht bei Nollendorf mit dem Rückzug der Preußen bis Kulm, aber auch der Franzosen vor den Österreichern. „Uns allen war heute so froh ums Herz, wir gingen lachend der Schlacht entgegen . . . Von unserm Rücken her schien die Sonne unter dicken schwarzen Regenwolken golden durch und so herrlich, daß selbst die dicken Rauchwolken der Kanonen und der brennenden Dörfer von ihrem sinkenden Strahl schön erhellt wurden und vor unserm Angesicht erhob sich ein

prächtiger Regenbogen, der vor unsern Augen seine Farben dreyfach vermehrte." Karl Gröben ist immer vorn und holt Infanterie und Kavallerie zum Angriff vor. Die Dunkelheit vereitelt die Hoffnung auf das Einhauen, aber Gröben bringt auch die Nachricht vom Sieg der Österreicher, die ein vom König entsandter Offizier bestätigt. Bei einem Glas Punsch wird im Biwak der Sieg gefeiert. Am 19. trifft man in Teplitz Schenkendorf und Hufeland, die von Prag gekommen sind. Ersterer darf jetzt bei General Röder bleiben, letzterer, genesen, zu seinem Landwehrregiment gehen. Auf dem Marsch ins Biwak bei Graupen erfährt K. jetzt auch Karls Tod. „Gottes Wille sei, wie immer heilig, auch in solchen herzzerreißenden Augenblicken."

Am 26. bringt Bennigsens Eintreffen und Blüchers Aufbruch aus der Lausitz das gr. Hauptquartier wieder in Bewegung. Die Böhmische Armee beginnt ihren Linksabmarsch, das Kleistsche Korps marschiert etwa in der Mitte der Kolonnen nach Sachsen. Fouqué muß krank in Postelberg zurückbleiben, auch K. ist unwohl. In der Altenburger Gegend werden die Erlebnisse vom 2. Mai wieder lebendig. Im Freundeskreis wird jetzt auch Bardeleben, Röders Schwager, genannt. In Altenburg hatte man gehört, K. sei bei Lützen gefallen.

Am 13. Oktober kam das Regiment zum Korps des russischen Generals Graf Pahlen. So schmerzlich die Trennung von der Brigade ist, war doch „angenehm die Aussicht, daß wir hier eher zu etwas kommen würden, da die Russen die preußischen Regimenter gerne brauchen". Man biwakiert wieder auf demselben Platz wie vor Großgörschen. Am 14. erwartet man ein Gefecht. „Wir baten zu Gott, daß er am heutigen Tag unsere Schmach rächen möchte, denn heute galt es recht die Ehre der preußischen Armee wegen des 14. Oktober 1806."

„Unser Gebet wurde erhört; denn um die Mittagszeit standen wir mit einer bedeutenden Masse russischer Kavallerie der französischen Kavallerie entgegen. Bald kam auch unsere Reservekavallerie wieder heran; wir blieben aber unter Pahlens Befehl."

Die Franzosen standen am 14. in der Linie Markkleeberg—Wachau—Liebertwolkwitz. Graf Pahlen hatte mit 6 Regimentern gegen Liebertwolkwitz aufzuklären. Das ostpr. Kür.-Reg. war beim Soutien. Vor sich hat Pahlen das Dorf Wachau, rechts davon das V. französ. Korps und das V. Kavalleriekorps. Murat reitet gegen Güldengossa heran, Pahlen geht rechts davon mit den Sumyg-Husaren vor und sieht sich großen Reitermassen gegenüber. Seine reitende Batterie mußte von Husaren verteidigt werden, diese werden geworfen, verfolgt, die Verfolger von neumärkischen Dragonern zurückgewiesen, die ostpr. Kürassiere lassen die Husaren durch und gehen vor: „Kaum waren einige Kanonenschüsse gefallen, als uns ein russisches Husarenregiment fliehend entgegenkam, von den franz. Cuirassier-Regimentern verfolgt. Wir mußten erst einschwenken und hatten kaum Zeit uns zu richten und durch die fliehenden Husaren auf den Feind loszugehen. Dies hatte auch die Wirkung, daß die ganze Masse geworfen wurde und in der größten Unordnung bis zu ihrem aus einer ganzen Colonne von etwa 15 Regimentern bestehenden Repli fiel. Da aber in beyden Flanken frische Regimenter standen und diese auf unser Regiment fielen, so mußten wir auch zuletzt zurückgehen und nun wurde, da unsere beyden andern Cuirassier-Regimenter herangekommen waren, das Gefecht allgemein ein unaufhörliches Gemetzel, in dem immer bald der eine, bald der andere Teil zurückgejagt wurde. Es stürzten unbeschreiblich viel Menschen, besonders Franzosen, ganz zerhauene Menschen, die teils noch auf den Pferden baumelten, teils noch auf die Knie fielen und baten, dann wieder eine Schaar Gefangene, die zurückgetrieben wurden, eine große Menge von Leichen und todten Pferden, das entsetzlichste Geschrey, die verschiedenen glänzenden Uniformen, die strahlenden Helme, Cuiraße und Säbel, Alles mit Blut besprüzt und die gänzliche Vermischung der franz. und preuß. Kämpfer, das Alles machte einen ganz wunderbaren Eindruck, wobey das Krachen der Kartetschen von beyden Seiten und das beständige Pfeifen der Pistolenkugeln kaum durchzuhören war und von

mir wenigstens fast ganz überhört wurde. Wunderbar wurde ich geschützt, denn oft war ich ganz von franz. Cuirassiers und Chasseurs umgeben, ohne von ihnen bemerkt zu werden, so daß ich ganz gesund und unversehrt davon kam. Als nun beyde Theile von dem 2½stündigen Kampfe erschöpft waren und vor der Hand genug hatten, sammelte sich unsere Cavallerie wieder in Linie, auch die franz., die z. T. noch frisch war, stellte sich uns gegenüber und wir rückten bis auf 30 Schritt gegeneinander und sahen uns an. Das war mir einen Augenblick höchst komisch. Bald wurden dann von beyden Seiten auf die Distance von 10 Schritt Flanqueurs vorgeschickt und nun begann ein Pistolenfeuer, daß die Kugeln wie Erbsen überall anklappten." Dabei fällt Leutnant „Reitner" (Reudner). Dann wird der Feind durch eine Attacke bis Liebertwolkwitz geworfen und verfolgt, wobei Leutnant Senft (Karl Senfft v. Pilsach vgl. S. 530) von einem Kürassier erstochen wird, „denn die force der franz. Cuir. besteht im Stechen". Er wurde in Güldengossa begraben. „Ein paar sehr komische Scenen fielen mir in der Attaque auf und besonders die Eine, welche die Verwirrung in einem solchen Augenblick anzeigt, war mir interessant": Ein ostpr. Kürassier wird von einem Franzosen hartnäckig verfolgt. „Der Preuße stürzte und der Franzose über ihn her. In voller Erwartung, wie sie sich nun zu Fuß balgen würden, sah ich zu, und siehe, die beyden standen auf, spuckten sich ins Gesicht und nun liefen sie beyde mit dem Ausruf: Pfui Canaille! nach entgegengesetzten Seiten auseinander."*)

Es folgt ein kaltes Biwak bei Güldengossa voll Freude über den herrlichen Tag von Liebertwolkwitz.

Am 16., in der Schlacht von Wachau, ist K. zum Grafen Pahlen kommandiert. Hier erlebt er die Deckung des Rückzuges beim österr. Korps Klenau in der Nähe von „Seyffertshayn", der die Folge des Ausbleibens Bennigsens von Gruna her war. „Um 8 Uhr wurde von allen Seiten angegriffen und Graf Pahlen

*) Vgl. zum ganzen Bericht den des Majors v. Mützschefahl und des Leutnants v. Treyden. Reg.-Gesch. S. 292—95.

fand ein besonderes Vergnügen darin, immer gerade da zu seyn, wo die Kugeln unaufhörlich einschlugen, so daß ich selbst bei Lützen einen so argen Kugelregen nicht erlebt hatte." Immer in der Schußlinie auf morastigem Boden mit müdem Pferd galoppierend wird K. wieder wundersam bewahrt. „Die Schlacht war heute sehr blutig, aber die Übermacht der Franzosen, da wir erst $^1/_3$ unserer Armee beysammen hatten, sehr groß." Da man Nachm. 3 Uhr zurückgeht, muß er sich damit trösten. „Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten." „So wars auch hier. Um 5 Uhr nahmen wir — 2000 Schr. rückwärts — wieder eine feste Position ein und obgleich der Kampf bis spät in die Nacht dauerte, konnte der Feind kein Feld mehr gewinnen." Man hört noch „eine Kanonade im Rücken des Feindes" — also Blücher bei Möckern. Die Nacht hungern Mann und Roß im Biwak mit Pahlen, wohl im „Universitätsholz"; ebenso am kampflosen 17. bei strömendem Regen. „Der Großfürst Constantin war fast immer bey uns." Am 18., dem großen Tag von Leipzig, kommt das Regiment wieder zur Res.-Kavallerie und K.s Kommando bei Pahlen ist zu Ende. „Indeß war mirs hinterher sehr lieb, diese Erfahrungen bei dem Russenvolk gemacht zu haben". Beim allgemeinen Vorgehen gegen Leipzig geht das Korps Kleist, an Güldengossa vorüber auf Wachau. Das Regiment steht bei Probstheida, wo es auch biwakiert. „Der Feind wurde in der Zeit von 3 Stunden bis vor die Thore von Leipzig geworfen. Dort hatte er sich in mehreren Dörfern festgesetzt. Heute früh vor dem Anfang der Schlacht hatte Nap. den gefangenen Gen. Meerfeld*) auf sein Ehrenwort entlassen und ihm aufgetragen, unsern 3 Häuptern einen Waffenstillstand anzutragen, wo er versprach, alle Festungen zu räumen, wenn man ihn ruhig bis hinter die Saale gehen ließe, um dort den Frieden zu unterhandeln. Dem unerachtet wurde angegriffen

*) Der österreich. General Graf Meerveldt wurde bei Dölitz am 16. Okt. zw. 5 und 6 Uhr gefangen genommen, als er verwundet und durch sein kurzes Gesicht getäuscht einer franz. Brigade (Sachsen und Polen) entgegenritt. Am 18. Morg. $5^1/_2$ Uhr kam er als Unterhändler Napoleons ins Lager der Verbündeten.

und es war ein herrliches Gefühl, einmal in offener Feldschlacht den Feind vor sich herzutreiben. Unser Regiment verlor heute nicht viel, denn es stand nicht oft im Feuer und zum Einhauen kam es auch nicht. Schenkendorffs Pferd wurde blessiert und er dadurch für seinen Vorwitz bestraft, mit seiner einen Hand immer im Gefecht herumzuflankiren." Dann erwähnt K. noch den Übergang der sächsischen und der württembergischen Division und die Teilnahme des Korps Bernadotte am Kampf auf dem rechten Flügel.

Während das Korps Kleist die Nacht bei Probstheida zubrachte, hatte Napoleon den Abzug seiner Truppen bis auf 30000 M., die Leipzig verteidigen sollten, in die Wege geleitet.

„Den 19. Morgens kam Fouqué wieder zum Regiment zu einem der herrlichsten Tage meines Lebens. . . Indem wir gegen die Mauern der Stadt vorrückten, fanden wir eine unerhörte Menge Leichen, fürchterliche Anblicke, und mehrere Batterieen, die wegen Mangels an Gespann stehen geblieben waren und 30 Kanonen vergraben. Die Stadt wurde südlich von der Kleist'schen*) und nordöstl. von der Infanterie des Gen. Bülow angegriffen." Der Parlamentär des Königs von Sachsen**) „bekam wie billig die Antwort, daß von Alliance nicht die Rede seyn könne, sondern nur von Ergeben auf Gnade und Ungnade". „Um 12 Uhr war die Stadt genommen und mit Gewalt wurde der Feind durch die Armee des Kronprinzen verfolgt. Der König und der Kaiser zeigten sich der Armee und wurden mit Hurrah empfangen. Wir standen den ganzen Tag vor der Stadt und es war verboten hineinzugehen." Bardeleben und Schenkendorf, die mit Gen. Röder hineinkamen, berichten aber von der Masse der Kriegsfahrzeuge und Geschütze, die auf der Promenade zurückgeblieben sind. „Der König von Sachsen hatte in der Thüre seines Palais dem Einzug unseres Königs, der beyden Kaiser und des Kronprinzen von Schweden in größtem Pomp zugesehen, war aber von Allen bloß freundlich begrüßt und

*) In Wirklichkeit von der polnischen Armee unter Bennigsen.

**) Oberst v. Ryssel.

nicht gesprochen worden.“ Am 21. erfährt man Einzelheiten. Neben Fürst Poniatowski soll auch Augereau in der Pleiße ertrunken sein, wohl eine Verwechslung mit Gen. Dumoustier. Dann gehen die Freunde doch am 19. bei Nacht in die Stadt, finden mit Mühe in einem Gasthause etwas zu essen und lassen sich von einem sächsischen Offizier die Schrecken der letzten Tage schildern. „In der Vorstadt war kein Fenster ganz und alle Mauern durchlöchert.“ Die Straßen voll von Verwundeten, Toten, Wagen und Pferden. „Das Ganze läßt sich durchaus nicht beschreiben.“ „Wir dankten Gott Alle mit gerührtem Herzen. Gottlob die Meisten sehen es jetzt ein, wie so unendlich gütig Gott ist und wie unwürdig wir solcher Herrlichkeit sind.“ Man denkt der in der Ewigkeit mitfeiernden Toten mit Sehnsucht nach ihnen, und trinkt die Gesundheit des Bruders August und des Freundes Hans v. Auerswald. „Auch auf unser liebes Preußenland haben wir getrunken.“ —

IV. An den Rhein.

Mit der 2. Kolonne der Hauptarmee wird am 20. Oktober der Marsch über Rötha-Pegau nach Zeitz angetreten. Schenkendorf war in Leipzig geblieben. Die andern Freunde sind schwer erreichbar, aber das Wetter ist prachtvoll. In Friedensstimmung kann sich der Graf der Betrachtung des Doms zu Naumburg hingeben, entrüstet über dessen „lutherische Modernisierung“, entzückt über eine „ätherische Gestalt“ auf einem Kranach'schen Bild. Der Krieg geht wieder vielfach in die Idylle über. Am 23. geht es bei Kösen über die Saale. Überall Spuren von den Gefechten der letzten Tage. „Wir folgten dem Feind auf dem Fuße.“ „Die Zahl der Gefangenen mehrt sich ungeheuer.“ Am 25. ist Ruhetag in Hopfgarten bei Weimar. Nachmittags reiten K. und Schrötter in die Stadt, wo sie im Alexanderhof absteigen. „Unser erster Blick fiel auf Fouqué, der auch eben da war. Er hatte heute bei Göthe einen Besuch gemacht, erzählte uns denselben ganz genau und war in seiner so sehr anspruchslosen

Gutherzigkeit ganz glücklich und zufrieden, daß er ihm mit seiner stolzen Ministermiene einige freundliche Worte über seine und seiner Frauen Schriften gesagt hatte."*) Die Preußen werden sehr ausgezeichnet. Hufelands Schwester, die Regierungsrätin Osann, führt K. und Schrötter bei Frau v. Schiller ein. „Eine runde kleinliche (d. h. zierliche) Frau empfing uns mit recht interessanter Treuherzigkeit und schien uns besonders als Preußen unter den jetzigen Umständen in jeder Rücksicht gern zu sehen. Sie erzählte uns sehr willig, was wir nur von ihrem verstorbenen Mann zu wissen wünschten, ohne daß wir genötigt waren, nach Allem zu fragen und unterhielt uns angenehm durch gebildetes und gemütvolles Gespräch. Schillers Schreibtisch, an dem nach seinem Tode Niemand wieder geschrieben hatte, stand in ihrer Wohnstube und mehrere Bilder und Gipsabgüsse von ihm waren darin vertheilt und mit Freude entdeckte ich in den letztern eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem in Kloschenen**) befindlichen Bilde. Der jüngste Sohn des herrlichen Mannes, ein junger Mensch von 17 Jahren***) war ein lebendiges Bild des Vaters, dabey aber jugendlich frich und höchst interessant, hatte auch in seinem ganzen Wesen, Haltung, sogar im Gesicht viel Ähnlichkeit mit dem meines lieben seligen Fritz Kunh.(eim). Er sprach sehr wenig, hat aber, wie ich von seinen Bekannten gehört, Anlage, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Eine erwachsene Tochter von 20 Jahren, die uns früher die Treppe hinaufgeleuchtet hatte, angenehm aber nicht hübsch und ein

*) Goethes Tagebücher (Sofienausgabe Bd. 5, S. 80, 1813. 24. Oktbr. Oberstlt. v. Call mit Kapellmeister Müller. Graf Coloredo und Gefolge. . . Gegenwärtiger Kriegs-Stand. Sehr schöne Gesinnungen und Ansichten der österreichischen Officiere. Fürst Lichtenstein. . . . Kaiser Alexander. 25. Okt. Graf Coloredo noch im Haus. Große Unruhe. . . .

**) In Kloschenen wohnte damals die verwitwete Gräfin v. Kuhnheim, geb. Henriette v. Arnim, die Schiller in Dresden i. J. 1787 so bezauberte. „Die Gräfin hatte ihrem Schiller immer ein durch keinen Selbstvorwurf, keine Reue und keinen Ärger getrübtes Andenken bewahrt". L. Pietsch, Aus d. Heimat u. d. Fremde. Berlin 1903, S. 70. Der General Graf v. Kuhnheim war K.s Oheim.

***) Ernst v. Schiller, geb. 11. Juli 1796. Karoline war erst 14 J., Emilie erst 9 Jahre alt.

kleines Mädchen von 10 Jahren waren auch um die Mutter. Wir blieben bis gegen 2 Stunden."*)

Erfurt, das Napoleon erst am 25. Nachmittags verlassen hatte, wird den 26. am stark besetzten Petersberg vorüber erreicht. Am 28. bricht man von Gotha auf „in die Rheingegenden". Natürlich machen die Freunde in Eisenach der Wartburg ihren Besuch. „Ein wunderbarer Schauder durchfuhr mich, als ich das enge, dumpfige und wüste Gemach ansah, in welchem Gottes Geist ihn so mächtig erleuchtete und in welchem das Werk entstanden ist, woran sich jetzt alle Welt erfreut und solange die Welt steht laben wird." „Es war für mich so eindrücklich, daß wir gerade unter diesen Umständen, wo sich Gottes Macht so recht verherrlicht, die Schwelle betraten, in welcher der Grund zu gleichen und noch wunderbareren Erfolgen vor so vielen Jahrhunderten gelegt worden war." Die Kosakenpiken, die auch hier heraufgedrungen seien, haben die Lutherstube verschont. Fast noch tieferen Eindruck aber machen die Rüstungen der Rüstkammer, besonders natürlich die Kunz von Kaufungens und seiner Prinzen. Und zu allem tritt nun Karl Gröbens ritterliche Gestalt in diese mittelalterliche Welt hinein. Man ahnte noch nichts von einem Wartburgfest und seinen Folgen, aber auch noch nichts von Meister Schwind, der unsern jungen Maler auf die Höhe des Entzückens geführt hätte.

Seit dem 26. waren die Korps Wittgenstein und Kleist vereinigt. So geht es weiter auf der Marschroute der ersten Kolonne. In Grebenau (Hessen-Darmstadt) findet K. am 1. November das erste eigene Bett im eignen Zimmer während des ganzen Feldzuges. Sonst sind die hessischen Quartiere schlecht. In Bauernheim bei Friedberg erfährt man Wredes Niederlage bei Hanau in milder Form. Schwarze Husaren und Kosaken seien dem Feind schon über den Rhein gefolgt. Am 7. November

*) Charlotte v. Schiller an Prinzessin Luise v. Sachsen-Weimar 18. Nov. 1813: „Preußen, Liefländer, Österreicher kamen zu mir und weinten mit mir und die Erzählung von Schillers letzten Tagen beweinten sie mit mir." (Urlichs, Charl. v. Sch. und ihre Freunde. Stuttg. Cotta 1860, S. 667.)

kann K. Frankfurt besuchen. Hier herrscht ein Leben wie bei der Kaiserwahl — es sind auch beide Kaiser in der Stadt, denen im Theater bei der Aufführung des „Titus“ eine Ovation dargebracht wird. Titus lehnt das Anerbieten des Senats, ihm einen Tempel zu bauen, mit Hinweis auf diese seine würdigeren Nachfolger ab, und alle Feldzeichen neigen sich unter Vivatrufen gegen die Fürstenloge. Es folgt ein Stilleben zu Schotten im Vogelsgebirge. In Oberbreitenbach hört man am Sonntag, den 14. November eine „recht durchdachte, moralische Predigt“. Soldatische Zechgelage, zu denen er von den Vorgesetzten geladen wird, behagen ihm wenig. Fouqué hat gesundheitshalber den Abschied genommen und reist ab. Am 23., den man zu Königsberg als Wilh. Gröbens Verlobungstag im Auerswaldschen Hause immer fröhlich gefeiert hatte, reitet K. mit Karl Münchow nach Laubach, wo dessen Bruder Alexander in der treuen Pflege der Gräfin Solms Tags zuvor am Nervenfieber gestorben war. „Der Ton des Hauses hatte mit dem in Schlodien Ähnlichkeit“ — ebenso vornehm und fromm. Der Graf*) ist in Frankfurt, „um sich seine . . . verlorene Souveränität wieder zu verschaffen. Über die „3 Häupter“ hat er geschrieben: „l'Empereur d'Autriche a l'air d'un vieux cordonnier, l'Empereur de la Russie l'air d'un valet de chambre élégant et le Roi de Prusse a l'air d'un Roi“ — darum sei der König auch von beiden Kaisern zum Präsidenten des Kriegsrats in Frankfurt erwählt worden. Schwarzgekleidete Jungfrauen tragen Alex. Münchow in Laubach zu Grabe. In Frankfurt stellt sich eine Offiziersdeputation dem neuen Regimentsschef Großf. Konstantin vor. Ein schöngeistiger Verkehr wird mit der „schönen Frau von der Altenburg“, Frau v. Riedesel gepflogen, die dem Pinsel des kriegerischen Malers nicht entgeht. Burg Riedesel gehört dem darmstädtischen Hofstallmeister und dem Gatten der schönen Frau, Jeannot, der

*) Graf Friedrich z. Solms-Laubach † 24. II. 1822, verm. 1797 m. Sophie Henriette geb. Gräfin v. Degenfeld-Schomburg, geb. 23. XII. 1776. K. hält die Gräfin für „etwa 28jährig“. „Hohe adlige Gestalt, vornehm und liebenswürdig, treuherziges deutsches Wesen“.

in seiner Torheit seinen Teil verkommen läßt. In dieser alten Ritterburg werden wieder Orgien der Romantik gefeiert. In der „Spukstube“ der „Altenburg“ aber wartet man vergeblich auf Gespenster. Im übrigen wird gemalt und gedichtet. Die Ruhe im Quartier Neustadt wird nur durch einen „höchst schändlichen Ball“ gestört, den Rittmeister v. Rosenstern in Treysa veranstaltete. Weihnachten feiert der Freundeskreis in christlichem Sinn und mit einem Brief an Fouqué zu Kirchenhain. Am 29. kommt die Nachricht über den Tod von K.s lange leidendem Bruder Fritz aus der Heimat. „Die zwölfte Stunde am 31. Dezember erwartete ich wachend bey meinem lieben Gesangbuche.“

V. Das Jahr 1814 in Frankreich.

Am 3. Januar 1814, als Graf Kanitz seinen erkrankten Freund Ferdinand v. Schrötter, der von einer „allerliebsten Predigerfamilie“ verpflegt wurde, in seinem Quartier, nicht weit von Mengsdorf, besuchte, kam die Marschorder für den 5. Januar — „über den Rhein“. Aber Schrötter, mit dem man eben noch an einem Brief des Oberhofpredigers Wedeke aus Königsberg sich erfreute, und auch sonst geistig in der Heimat gelebt hatte, muß dahinten bleiben. „Am 5. Morgens traten wir denn bei hellem Sonnenschein unsern Marsch an.“ Das akademische Gießen ist ein kriegerischer Mittelpunkt geworden. Wetzlar und das Lahntal mit Braunfels und Weilburg erquicken auch im Winter das Auge des Ostpreußen, bäuerliche Gastfreundschaft tut dem jungen Grafen wohl. Am 10. um 1 Uhr erblickt man den Rheinstrom, drüben „die hohe Stadt Coblentz mit all ihren gothischen Thürmen, von dem Rhein und der Mosel eingeschlossen und diesseit die ungeheure jetzt bloß aus Ruinen bestehende Veste Ehrenbreitstein, die mit gewaltigem Stolz aus ihren Thürmen auf das ihr unterwürfige, jenseitige französische Ufer blickt. Das Eis ging gewaltig, darum konnte am 10. und 11. unser Übergang nicht zu Stande kommen und nur den 12. geschah es mit großer Anstrengung, dabey fürchterlichem Wetter.

Und so sind wir denn mit Gottes Hülfe als gewaltige Sieger auf französischem Gebiet und beten auf den Knien den Herrn an, der uns den Sieg gegeben hat." Am Sonntag, den 17., paradiert die ganze Kürassierdivision durch das alte Trier. Der Kunstfreund ist empört über die französische Zerstörung einer Kirche, offenbar der „Simeonskirche" d. h. der Porta Nigra, bewundert das Deckengemälde der „Marterkirche" (St. Paulin) und erfreut sich mehr an der Gothik der Liebfrauenkirche als an der „Kathedrale", dem Dom, der ihm durch den heiligen Rock im Hochaltar interessant ist. Helena hält er dabei für die Gattin Karls des Großen, wenn es nicht ein unter diesen Verhältnissen begreiflicher lapsus calami ist.

Erfüllt von den Herrlichkeiten alter Kunst genießt K. mit L. Eulenburg die Gastfreundschaft eines deutsch gesinnten Kaufmanns und seinen Burgunder, „wie ich noch nie einen getrunken hatte" und reitet in der Nacht in sein Quartier Igel, wo er am folgenden Morgen das berühmte Sekundinier-Denkmal zeichnet. Am 19. kommt der Befehl zum Marsch nach Luxemburg. In „Roth" (Roodt) steht Gen. v. Horn (vgl. S. 534 Anm.). Bei ihm trifft Ernst seinen Bruder August als Major und Ritter des eisernen Kreuzes 1. Kl. und speist mit ihm an der Tafel des Hauptquartiers in Gegenwart Yorks und des Prinzen Friedrich. York hat von Blücher den Auftrag, mit der Brig. Horn und der Kavallerie Röder die Festung Luxemburg zu nehmen. Aber eine Erkundung durch das ganze „Hauptquartier" am 21. erweist dies als unmöglich. So kommt es also zur Blockade und bis zum 31. muß das Regiment zu diesem Zwecke hier stehen bleiben. Auf dem schönen Schloß Schrassig benimmt sich die Hausfrau, die kokette Gattin des Grafen Villars, so skandalös im Verkehr mit den jungen Offizieren, daß York die Tafel aufhebt. Man war offenbar von den französischen Gästen diesen Ton gewöhnt. Dagegen freut sich K. des guten Rufes, den sein Regiment in der ganzen Armee genießt. „Prinz Friedrich nannte uns nur immer die ritterlichen Streiter." Am 22. zieht August mit der Brig. Horn weiter nach Frankreich,

dann auch York mit Gefolge. „Unser Regiment hatte den beschwerlichen Auftrag, die Festung unter Gen. Röders Befehl allein (?) zu bloquiren.“ „Unser“ — der 2. Eskadron (auf der N.-Seite bei Mersch) —, „Auftrag war der schwerste, da wir allein ebensoviel Terrain zu besetzen hatten als die 3 andern Schwadrons.“ Aus schlechtem Bauernquartier geht K. zum Priester über, dann nach einem Requisitionsauftrag im französischen, aber „ziemlich deutsch gesinnten“ Städtchen Arlon zum maire und Doktor von Bertrange, einem deutschdenkenden Manne mit einer Kinderschar „wie eine Treppe“, von der er den kleinsten, Philipp, natürlich wieder ganz ins Herz schließt. „Er war so recht zum Knillen.“ Auf dem Schloß wohnt der Baron Duar, „ein alter, echt ritterlicher Mann, ganz wie man sich einen alten französischen Edelmann aus der liebenswürdigen Zeit denkt“, der, wenn ausfallende Franzosen kommen, mit seiner ganzen Familie im Wald verschwindet, den preußischen Kürassieren aber seinen guten Wein vorsetzt. „Die ehrlichen Kerls verdienten das aber auch, denn fast alle Nächte mußten sie bei sehr strenger Kälte auf der Feldwache liegen.“ Am 27. gibt es „ein recht interessantes Gefecht“. „Überhaupt waren diese Gefechte mitunter amusant, da wir mit unsern 40 Mann . . . manchmal ein paar Bataillons . . . wieder in die Festung manoevrirten.“ Zum Schreiben ist keine Ruhe, da man täglich mit dem Feind zu tun hat. Endlich am 30. kommen (schlesische) Ulanen vom Kleist'schen Korps zur Ablösung und am 31. geht es weiter nach Frankreich hinein.

Vor Thionville findet man die brandenb. Kürassiere in gleichem Dienst, doch härter mitgenommen. Gröben ist bei Röder vor Luxemburg zurückgeblieben. Bei Metz gibt es tragikomische Szenen zwischen den Ostpreußen und der nun ganz französisch redenden Bevölkerung. Nach einer Rekognoszierung gegen die prächtig mit ihrem Dom daliegende Stadt, muß man sie im eisigen Schneesturm durch die Weinberge umgehen und wird die ganze Nacht durch stecken gebliebene Artillerie aufgehalten. In bitterer Kälte folgt Marsch auf Marsch und im

Quartier zwischen Kamin und Tür ins Freie kein Behagen. „So ging unser Marsch durch ganz Lothringen und nachher durch die abscheuliche Champagne, die schlechteste aller Provinzen, die ich mit keiner Provinz in Preußen vergleichen kann", bis nach Châlons zu (8. Februar). „Die siegreichen Fortschritte des Feldmarschall Blücher" (1. Febr. La Rothière) „und Gen. York" (3. Febr. La Chaussée, 6. Febr. Einnahme von Châlons und Marneübergang) „hatten uns diesen Weg gebahnt und schon stand der erstere bei Vertus 6 Stunden hinter Chaalons und der andere bei Chateau—Thiery in der Flanke des Feindes." York hatte sich ja nach Überschreitung der Marne mit Blücher vereinigt, der nun entschieden gegen Paris vorgehen wollte. Dabei hatte York den Marschall Macdonald, seinen einstigen Vorgesetzten, über Epernay—Château-Thierry zu verfolgen, während Blücher mit dem Hauptteil des „schlesischen" Heeres über Champaubert—Montmirail ihn an der Marne in die Enge treiben wollte. Diese Absicht wurde vereitelt. Die Kürassiere marschieren auf dem Blücherschen linken Flügel gegen Sézanne und lagern bei Fère Champenoise — ein wahres „Lustlager", denn das Wetter ist wie im Mai. Am 10. aber heißts „zurück zu Blücher nach Vertus", wo der Feldmarschall nur 3000 Russen bei sich hat — „alle andern Korps detachiert". Am 11. und 12. ist man untätig und leidet Mangel, am 13. wird eine Stellung gegen Etoges eingenommen. „Der Feind war gleich verjagt und zog sich so schnell zurück, daß wir ihm gar nicht folgen konnten." Aber, daß der Feind hier, bei Etoges, wenigen Kanonenschüssen gewichen war, änderte nichts an der Tatsache, daß Blücher in der schwierigsten Lage war. Die getrennten Abteilungen seines Heeres waren bei Champaubert (10. Febr.), Montmirail (11.), Château-Thierry (12.) geschlagen und über die Marne gedrängt worden. Trotzdem will Blücher, in der Meinung, Napoleon habe sich gegen das Hauptheer gewandt, vordringen, dieser aber sammelt seine überlegene Macht, ihm in der Richtung auf Etoges entgegenzutreten. „Der 14. wurde ein wichtiger Tag. Wir marschirten mit Tagesanbruch, etwa 11000 Mann

(denn Kleist hatte nur erst 3 Infanterie-Brigaden und mit uns 4 Kavallerie-Regimenter bey sich) und trafen etwa um 10 Uhr Morgens bei Fromentières, eine Stunde von Montmirail ein." Das Regiment gehörte zur Avantgarde unter Zieten; es war nur 315 Mann stark. „Wir waren auf dem linken Flügel, und während unser Regiment mit den braunen Husaren eine große Cavallerie-Masse . . beschäftigte, fing unser rechter Flügel an zu retiriren." Es ist wohl die Aufgabe des schon besetzten Vauchamps und das Zurückgehen des Landwehrkavallerieregiments gemeint. „Natürlich mußten wir auch zurückgehen und nun entstand bey uns ein heftiges Cavallerie-Gefecht. Wir mußten oft auf überlegene feindliche Garde-Cuiraßiers und Grenadiers einhauen, die preußischen und russischen Quarrées und Canonen, auf welche die ungeheure französische Cavallerie . . eindrang . . loshauen und so im beständigen Retiriren den uns vierfach überlegenen Feind abhalten, so daß wir immer Flankeur-, Tirailleur- und Kanonenfeuer zugleich bekamen. Zuletzt war unser Centrum durchbrochen und in unsern . . Flanken standen gewaltige Cavallerie-Massen, die unser armes so sehr zusammengeschmolzenes Regiment . . . ganz hätten zusammenhauen können, wenn sie Herz dazu gehabt hätten . . . Wir alle waren darauf gefasst mit Ehren zu sterben, als es finster wurde und die Dunkelheit einen so dichten Schleyer über alles deckte, daß die lächerlichsten Confusionen entstanden."*)

Blücher mußte sich bekanntlich zu dem gefahrvollen Rückzug durch den Wald auf Etoges entschließen. Dabei kam er selbst mit dem Hauptquartier in die schwierigsten Lagen. Das ostpr. Kürassierregiment, das an diesen Tagen seine größten Taten im Feldzug tat, das von General v. Zieten mitten in der Schlacht dadurch geehrt wurde, daß der General mit abgezogenem Hut seine Front abritt und ihm eine Lobrede hielt, dessen Leutnant v. Schurf mit der 1. Eskadron eine russische Batterie weit überlegener feindlicher Kavallerie entriß, hatte unter

*) Vergl. zu diesem Stimmungsbericht den ausführlichen des Leutnants v. Mützschefahl. Reg.-Gesch. S. 307 ff.

Wrangels kühner Führung nicht nur auf allen Seiten Grouchys Reiterscharen abzuweisen, sondern auch im Wald von Etoges durch feindliche Infanterie sich durchzuschlagen; denn obwohl es zur Nachhut des Kleistschen Korps gehörte, traten ihm Truppen entgegen, die im Dunkeln sich zwischen die zurückmarschierenden Heerteile eingedrängt hatten. „Da erlebten wir denn Alle höchst sonderbare Scenen. Indem die französischen Trompeter auf allen Seiten, neben, hinter, und vor mir zum Angriff bliesen, marschierten wir mitten durch die französische Cavallerie ruhig durch. Ein französisches Cuirassier-Regiment attaquirte dreimal von allen Seiten auf ein preußisches Quarrée und wurde von diesem zurückgeschlagen und zersprengt, alle Zersprengten kamen zu unserem Regiment, um sich bey demselben, da sie es für Franzosen hielten, zu retten und wurden da niedergehauen. Da hörten denn mit der Zeit diese Attaquen auf. Die französische Cavallerie, die nun wußte, wo wir standen, aber doch im Finstern nicht das Herz hatte uns zu attaquiren, hoffte uns zur Capitulation zu bringen. Der General Milo (Milhaud) ließ daher unsern Commandeur Major Wrangel zur Capitulation auffordern, da vor und hinter ihm 20 Esc. französische Cavallerie stünden und es daher unmöglich sey, daß er gut durchkäme. Dem Parlementär wurde aber nur durch einen Pistolenschuß geantwortet*) und die feindliche Cavallerie hielt es für besser, sich hinter ihre Infanterie zurückzuziehen. Dagegen drang diese auf der Chaussée, auf welcher wir retiriren sollten, immer schneller vor und als ich mit meinem Zuge an die Chaussée kam, auf welcher das übrige Regiment heraufgegangen war, so waren um mich eine Menge Infanteristen, die sich ganz zutraulich an mich lehnten und auf meinen Steigbügel stützten, um sich auszuruhen, die ich aber mit der Zeit französisch sprechen hörte. Gleich winkte ich meinen Leuten, still zu schweigen, nun fing aber

---

*) Wrangel ließ ihn, nachdem er der Aufforderung, sich zu entfernen, nicht gefolgt war, durch den Ordonnanz-Unteroffizier Maurach vom Pferde schießen, weil er die Mannschaften aufforderte, das Gewehr einzustecken, also sie zur Insubordination reizte. Reg.-Gesch.

der Marsch vor mir an zu stocken, ich konnte nicht auf die Chaussée hinauf und neben mir hörte ich die französische Infanterie im Sturmschritt trommelnd ankommen. Als sie ganz nahe vor mir war, rief sie an: Qui vit? — und bekam zum Glück von den neben mir herumstreifenden Tirailleurs die Antwort, es sey französische Infanterie und französische Cuirassiers. Ich war sehr zufrieden, daß meine Nachbarn für mich antworteten und mußte in gespannter Erwartung noch mehrere Minuten aushalten, bis der Marsch der Colonne weiter vorging. Als ich nun auch auf die Chaussée einbog, so merkten die Franzosen Unrath, riefen mich noch einmal an und als sie keine befriedigende Antwort erhielten, so bekam ich ein ganz unerhörtes Bataillonsfeuer, hatte jedoch die Freude, von meinem Zuge, der der letzte war, keinen zu vermissen. Nun gings denn im Trabe fort und um 2 Uhr Morgens waren wir wieder bei Vertus in unserer alten Position." Unter den Verwundeten nennt K. den Leutnant v. Gottberg II nicht, sonst stimmen seine Angaben mit der Regimentsgeschichte genau überein.

Am 16. treffen dann auch die geschlagenen Corps York und Sacken bei Châlons ein, wo das Regiment liegt. So gibt es ein Wiedersehen mit August und vielen Bekannten. Am 18. auf der Feldwache erhält K. den Befehl, dem Regiment auf der Straße nach Troyes zu folgen. Bei Sommesous sammelt sich das Blüchersche Korps am 19. bei einer Kälte, die den Wein in den Brusttaschen gefrieren läßt. Am 21. trifft General Röder mit der übrigen Reserve-Kavallerie von der Festungsblockade ein und man steht bei Méry, also an der Seine, auch am 23. bei grimmiger Kälte im Biwak. Dann geht es auf Sézanne, also wieder nordwärts über die Aube. Die ganze verbündete Armee, Schwarzenberg und Blücher, stand jetzt zwischen Méry und Troyes, wohin Schwarzenberg, der sich weit links von Blücher gehalten und so das Unglück von Etoges mit ermöglicht hatte, nach seinen Niederlagen bei Naugis und Montereau (17. und 18.) sich zurückgezogen hatte. Aber sein weiterer Rückzug und der Kriegsrat in Bar sur Aube gaben Blücher die Freiheit, unter

Heranziehung von Bülow und Wintzingerode, die nun im Norden entlastet wurden, selbständig gegen Paris vorzugehen. Am 25. bricht die schlesische Armee gegen Sézanne auf. Vor den ostpreußischen Kürassieren an ihrer Spitze geht die feindliche rasch zurück. Der Feind läßt auch Nogent frei und am 27. „konnten wir bei la Ferté über die Marne gehen". Am 28. geht es auf Meaux weiter. „Von einem Berge bey Lisie (Lizy) sieht man bey hellem Wetter die Thürme von Paris, welches noch 8 Stunden von da entfernt ist." „Nachmittags um 2 Uhr trafen wir bey Meaux auf den Feind." Man hatte wieder Marmont vor sich, wie einst im Mai — bei Großgörschen. Mit Mortier wirft er sich dem bis an die Thérouanne gelangten Kleistschen Korps entgegen, während Blücher noch die übrige schlesische Armee über die Marne gehen und die Nordarmee herankommen lassen wollte. „Anfangs war es nur ein kleines Avantgarden-Gefecht, dann aber schickten sie eine Menge Infanterie aus dem zwischen uns und Meaux liegenden Défilé hervor; von unserer Seite wurden ihnen aber (wahrscheinlich, weil wir uns auf kein Gefecht einlassen wollten) nur ein paar Bataillons entgegengeschickt und unserem Regiment wurde das fatale Loos, der Infanterie zum Soutien geschickt zu werden, zu flankiren . . . zu attaquiren . . und so den Rückzug . . zu decken, während das Gros unseres Corps schon auf der Straße nach Soissons retirirte. Bey dieser Affaire (dem Gefecht bei Gué à Tresmes) war das kleine Gewehr-, Kartetschen- und Granatfeuer so stark, daß unser Regiment, welches das einzige heute engagirte Cavallerie-Regiment war, in 2 Stunden 6 Officiere blessirt und etwa 50 Pferde verloren hatte." K. kritisiert diese Verwendung der Reiterei, „indeß sahen wir daraus wieder mit Freuden, daß man uns vor dem Feinde gern braucht" und er lobt die Haltung der Leute. „Es war fast kein Mensch im Regiment, der nicht an seinem Pferde, Körper oder Sattelzeug einen Schuß bekommen hatte: so hatte auch ich, der ich sonst immer leer ausgegangen war, eine Kugel im Pistolenhalfter, die mir, wenn sie stärker gewesen wäre, ins Knie gekommen wäre, und eine in dem linken Vorderbeine

meines Pferdes." „Das ehrliche Thier", nicht sein Schlachtpferd, sondern „der Braune", tut aber seine Schuldigkeit weiter bis nachts 1 Uhr. Doch es ist nun große Pferdenot. Das „Schlachtpferd" lief in der Nacht davon, der von Fouqué gekaufte Fuchs ist krank und nun dies! So gehts auf einem schlechten Schwadronspferd ins Lager an der Straße nach Soissons. Außer den 6 Offizieren vom Regiment ist diesmal auch Gröben verwundet. Auf dem weiteren Rückzug nach Soissons meldet K. am 3. März ein starkes Feuergefecht (Neully St. Front), das die ostpreußischen und brandenburgischen Kürassiere zu bestehen hatten. Das Regiment ist auf zwei Schwadronen zusammengeschmolzen und schlecht genährt. Den Preußen fehlt der Schnaps, und der junge Wein ist schlechter Ersatz; die Pferde werden nur einmal gefüttert; dazu der Eindruck täglich neuer Schreckensszenen. „Ich war selbst beynahe in Versuchung, meinen bis jetzt Gottlob noch sehr beständigen heiteren Muth zu verlieren. Indeß hielt mich immer noch mein lieber himmlischer Vater, den ich so recht zutrauensvoll darum bat, aufrecht: von ihm hoffe ich auch Beystand, wenn mich die physischen Beschwerden in dieser Zeit zuweilen so gedankenlos machen, daß ich oft in mehreren Tagen nur flüchtig für Augenblicke zur Besinnung komme und sonst wie ein Thier vegetire. Oft habe ich schon, vielleicht zu sehnlich, den Frieden gewünscht, wenn die fürchterlichen Blutgestalten der armen Verwundeten und Erschlagenen und das herzzerreißende Wehklagen vor Schmerz, oder gar der traurige Zustand der vertriebenen Landbewohner und das Krachen der brennenden Dörfer mich vom Schlaf aufschrecken oder mir im Traum vorkommen. Es ist wirklich nicht zu beschreiben, wie dieser Krieg zerstörend ist, und wie sich Gottes Gerichte so schrecklich an den seit lange gegen die heiligsten Gesetze frevelnden Franzosen offenbaren." Da fast keine Nahrungsmittel geliefert werden, müssen die Dörfer förmlich ausgeplündert werden. Wenn das Armeekorps von 20000 Mann hungrig in eine Gegend komme, sei nach sechs Stunden

ringsum alles aufgezehrt.*) Bei dem schrecklichen Kommando zum Fouragieren stärkt ihn nur sein religiöses Pflichtgefühl — auch das Gottes Wille. Dazu kommt nächst der Abstumpfung durch Gewohnheit doch auch Entrüstung über die Bevölkerung. „Es ist nicht zu sagen, was diese Nation boshaft und menschenfeindlich ist . . . . So haben wir z. B. sehr oft in Dörfern, wo kein Mensch zurückgeblieben war . ., kleine Kinder von 3 bis 6 Wochen alt, zuweilen todt, zuweilen noch lebend, auf der Erde oder in den Betten gefunden, weil es ihnen zu schwer war, sie fortzutragen."

Von Soissons und dem Tal der Aisne ist K. trotz alledem entzückt. Nun ist man ja auch mit Bülow und Wintzingerode vereinigt. Eine Begegnung mit Hans v. Auerswald ist das persönliche Erlebnis, das dies kriegsgeschichtliche Ereignis mit sich bringt. Auch dessen Bruder Alfred**) ist jetzt unterwegs zum Regiment. Über das Aussehen der Kürassiere ist Hans entsetzt; manche Leute sind halbnackt. Am 7. wird, so meldet K., Sacken bei Soissons angegriffen, das Regiment soll mit Bülows Korps dem Feind in den Rücken fallen. Die Aktion war aber ungenügend vorbereitet und das Gelände nicht geeignet. So kam es zu nichts. Am 8. steht man bei Laon im Verbande der ganzen Blücherschen Armee. „Wir hatten einen prächtigen Bivoac im Walde."

Napoleon hatte sich das so hart strapazierte schlesische Heer im Zustand der Auflösung gedacht. Wir sehen aus K.s Bericht, welche Kräfte es zusammenhielten. Nun war auch seine Zahl durch die Vereinigung mit der Nordarmee verdoppelt. Am 3. März hatte Bülow dem General Moreau Soissons abgenommen, wofür letzterer zum Tode verurteilt, aber nicht hingerichtet wurde. Der Imperator dachte Blücher bei Laon abzuschneiden. Aber

---

*) York hielt bei der Siegesfeier am 11. März seinem Korps eine scharfe Rede wegen des räuberischen Fouragierens und nahm jeder Kompagnie der Hornschen Division das Versprechen der Besserung ab, was auch geholfen habe. (Droysen, Yorks Leben, Band 3.)

**) S. S. 507.

auch abgesehen von dem Verlust von Soissons war dies unmöglich, da Blücher durchaus imstande war, Bülow über die Aisne die Hand zu reichen. Männer wie Bülow, York, Kleist, Langeron, Sacken, unter dem Oberbefehl eines Blücher, 110000 Mann und 500 Geschütze — das schien für Paris und das Kaisertum das Ende zu sein. Aber der uns bekannte Zustand des Kleistschen Korps und die Auffassung Boyens von der strategischen Lage* ließen es selbst Gneisenau und Blücher geraten scheinen, abzuwarten und ihre Preußen nicht ganz aufzuopfern, wo doch auch andere Kräfte zur Verfügung standen. Daher denn der weitere Rückzug gegen Laon, wobei nun einmal Sackens Russen den schweren Nachhutdienst bekommen. Am 4. nahm Napoleon bei Fismes diesem Korps einen Teil seiner Bagage weg. Dann geht er gerade nordwärts auf dasselbe Laon vor, dem sich Blücher von S.-W. her nähert. Er meinte, der Feldmarschall wolle ihm nach Belgien entweichen und wollte ihm noch immer den Weg verlegen. So mußte es zum Zusammenstoß kommen. Blücher trat zunächst dem Feind bei Craonne am 7. entgegen; aber Wintzingerodes Saumseligkeit vereitelt das Unternehmen. Blücher geht nach Laon zurück. Hier sollte es zur Schlacht kommen, nachdem in dem blutigen Kampf bei Craonne immerhin die Zähigkeit der Russen das französische Ungestüm aufgehalten hatte.

Napoleon war nun auf die Straße Soissons-Laon gedrängt, auf der auch Blücher Laon erreicht hatte. Rechts von ihm ging am 9. Marmont vor auf der Straße von Reims her. Das Gelände war für den Kaiser sehr ungünstig. „Den 9. früh wurde (bei Laon) ausgerückt. Der Kaiser Napoleon griff unseren rechten Flügel (Wintzingerode) an. Das Gefecht blieb unentschieden, bis er in unsere linke Flanke (Kleist und York, bei ihnen die Kavallerie unter Zieten) das Korps von Marschall Marmont schickte. Wir zogen uns . . unbedeutend zurück, der Feind rückte vor, gab sich dabey eine Blöße und alle Cavallerie mar-

*) Nach Janson, Geschichte des Feldzuges von 1814 in Frankreich, Berlin 1905, II, Seite 97—99.

schirte auf diesen Fleck. Nachmittags um 3 Uhr standen wir in der linken (vielmehr rechten) Flanke des Feindes unbemerkt . . . Die ganze Cavallerie stand unthätig da, bis es dunkel wurde. Da fing unsere Infanterie an, ein schon längst brennendes Dorf*) zu stürmen, und nun gings auch mit uns vorwärts. Wir marschirten ganz still, recht feyerlich, in der Dunkelheit**) . . dem Feind . . in den Rücken. Wir hörten immer unsere Infanterie mit Hurrah im Sturmschritt vorgehen, sie war schon durch das Dorf und trieb den Feind gerade auf uns. Nun setzte sich ein Theil der Cavallerie,***) zu dem auch wir gehörten, in Trap: Die Regimenter vor uns, größtentheils vom York'schen Corps, attaquirten die bedeutende Cavallerie, die ganz ruhig, theils abgesessen, am Feuern stand, theils aufgesessen hielt, zersprengte dieselbe sogleich und nahm eine Menge Kanonen. Nun kam unsere Infanterie vor, immer hörte man das ostpreußische Füsilierhorn, dazwischen Hurrahs, Bataillonsfeuer und unsere Artillerie, die brennende Granaten auf die französischen Bivoacfeuer warf . . . Bald war vor, hinter und zu beyden Seiten neben uns Cavallerie und Infanterie in ungeheurer Menge. Auf mehrere Linien gingen wir los, um zu attaquiren. Aber immer riefen sie uns zu: Wir sind Preußen! Hurrah! und erst als sie Kehrt gemacht hatten, merkten wir, daß es größtenteils Franzosen waren, und hieben nieder so viel wir erreichen konnten." — Östlich von Fétieux geht es gegen 11 Uhr ins Biwak.

„Möge Gott geben, daß wir nun vorrücken nicht nur in unseren Siegen, sondern auch in unserer Besserung. Mit Freuden will ich aber dem abscheulichen Frankreich den Rücken kehren, wenn's nach Preußen geht."

---

*) Athies.

**) Es war zwischen 6 und 7 Uhr abends.

***) Die Reservekavallerie des 2. Korps unter v. Röder. Das Regiment wurde wieder von v. Werder geführt. Als die Brigade Röder gleichzeitig von Infanterie und Kavallerie angegriffen wurde, machten die ostpreußischen Kürassiere Kehrt und griffen die Kavallerie an, während die schlesischen Kürassiere die in ihrem Rücken feuernde Infanterie angriffen. Daher im Dunkeln die Verwirrung.

Am 10. morgens reitet K. im erbeuteten französischen Küraß den Verfolgungsritt gegen Reims zu mit, der aber wohl auf Gneisenaus Befehl — Blücher war ja krank — eingestellt wurde, da er, einen neuen Angriff auf Laon befürchtend, die Korps zusammenhalten wollte. Jetzt sind im Lager alle Lebensbedürfnisse reichlicher zu haben. „Ganz groß wurde unsere Seeligkeit, als zum ersten Mal in Frankreich Branntwein an die Leute ausgeteilt wurde.“ Am 13. und 14. geht der Marsch durch die schöne Gegend an der herrlichen Klosterruine Vauclair, aber auch an über 1000 toten und hilflos verwundet daliegenden Russen vorüber — die furchtbare Hinterlassenschaft des Kampfes bei Craonne (s. o. S. 588). Man folgte dem Feind über die Aisne. Bei Berry-au-Bac und Cormicy*) muß das Regiment am 15. sein fertiges Essen stehen lassen und schweigend mit der ganzen Kavallerie bis Mitternacht in Schlachtordnung stehen. Es kommt aber zu keinem Gefecht. Am 18. wird der Fluß überschritten, d. h. von den Kürassieren durchritten, die schlesische Armee folgt. Der von den Russen vertriebene Feind wird verfolgt. In Merval, wo man am 19./20. lagerte, finden sich interessante Felsenwohnungen, wohin sich Einwohner der Umgegend, besonders Frauen, geflüchtet hatten. Bei Fismes wird das Flüßchen Vesle überschritten. Bei Oulchy le Château holt Zieten am 21. den fliehenden Feind ein, und es gibt ein kleines Avant-Garde-Gefecht. Auf der Feldwache wird das Feuer mit dem Holz französischer Munitionswagen unterhalten. Bei Château-Thierry gibt es einen förmlichen Kampf mit den Bauern.**) Am 24. beim Essen mit August bei General Horn wird Blüchers Parolebefehl verkündet: „daß nach einem aufgefangenen eigenhändigen Briefe des Kaisers Napoleon an die Kaiserin, derselbe unsere große Armee am 20. angegriffen habe und von ihr zurückgetrieben, am 21. aber von derselben angegriffen und so zurückgeworfen wäre, daß er seinen Rückzug

*) K. schreibt: Bereobac und Cobigny.

**) Das betr. Dorf wurde deshalb angezündet; die 2. Schwadron war nicht beteiligt. Napoleon rechnete ja mit der Volkserhebung gegen die Verbündeten.

nach dem Rhein genommen" — also die Kunde von Arcis-sur-Aube. Am 24. nachmittags geht es auf der endlich fertigen Brücke über die Marne in die wohlbekannte Gegend von Montmirail und Etoges. Jetzt ist man zum drittenmal mit dem Hauptheer vereinigt.

Napoleon war nach der Niederlage von Arcis ostwärts gezogen, um im Rücken der Verbündeten von Lothringen und den Moselfestungen aus den Krieg fortzuführen. Marmont und Mortier sollten zu ihm stoßen und kamen am 23. März über Etoges nach Bergères nahe von Châlons. Ihnen waren York und Kleist gefolgt. Daher die erwähnten Märsche. Bei Fère Champenoise werden am 25. die umringten, von Napoleon abgeschnittenen Marschälle gegen Paris zurückgeschlagen. „Wir hatten aber heute noch einen schweren Stand. Die Cavallerie des Kleist'schen und York'schen Korps sollte nämlich den flüchtigen Franzosen den Rückzug auf der Straße nach Paris über Sezannes abschneiden, und wir nahmen daher unsern Weg nach Sezannes." Am Morgen des 26. wird ein Défilé in der Straße Sézanne-Paris besetzt. Man sieht zuerst die preußische Avantgarde weichen. Als das ostpreußische Kürassierregiment vorgesandt ist, wird der Feind ungestüm angegriffen und den ganzen Weinberg hinuntergeworfen. Wegen des starken Nebels und koupierten Terrains kann die Kavallerie nicht folgen. — Bei La Ferté Gaucher wurden die Marschälle dann durch Kleist und York nach Süden von der Pariser Straße abgedrängt.

Nun geht der Marsch auf Paris. „Die gewonnene Schlacht, die dem stolzen Feind sein böses Spiel so gänzlich verdorben hatte, warf ein solches Licht auf uns Alle, daß wir recht glänzend mit unserer gewaltigen Macht gegen die weltgepriesene und noch nie von nordischen Feinden gesehene Hauptstadt wie auf einer Lustreise anrückten." Am 28. gehts bei Meaux über die Marne. Bei Claye ein kleines Verfolgungsgefecht. Dann, 4 Stunden vor Paris, einmal wieder eine rechte Schlafnacht. Am 29. mittags marschiert man in der Richtung auf St. Denis.

„Am 30., da wir um 7 Uhr abmarschirten, sahen wir denn endlich um 9 Uhr den Mont Martre, eine Vorstadt von Paris und hinter demselben, oder vielmehr zur Rechten und Linken neben ihm ein paar Thurmspitzen aus der Stadt.“

Vorne tobt der Kampf — alles ist durch Rauch verdeckt; das Gefecht steht. „Als aber das Heldenungestüm der preußischen Garden den Berg auf unserm linken Flügel“ (d. h. das Plateau zwischen Vincennes und Pantin) mit 40 Kanonen genommen hatte, und auch vor uns die Franzosen aus den Verschanzungen geworfen waren, warfen sie sich in die Vorstädte und nun wurden diese unmittelbar angegriffen.“ Um 3 Uhr, berichtet K., standen die Korps York und Kleist vor dem Mont Martre, der fürchterlich beschossen und von der Infanterie bestürmt wird. Gleichzeitig rückt rechts Langeron gegen die andern Vorstädte. Ein Adjutant des russischen Kaisers kommt und verbietet weiter zu schießen. Man sieht Parlementäre aus- und einreiten und hört Hurra rufen, das zu verkündigen scheint, „daß jetzt endlich vielleicht Blut genug geflossen sey und Gott unseren Eifer krönen wolle. Noch hatte man kaum das Herz, sich darüber recht zu freuen, als Marsch commandirt wurde und wir ganz nahe an die früher mit Geschütz und Infanterie besetzten Barrieren der Stadt rückten und dort unser Lager aufschlugen*). Die Stadt hatte capitulirt, und so endigte dieser wichtige blutige Tag in Frieden und krönte unser ganzes Werk.“

„Meiner Einsicht nach — so knüpft K. seine Betrachtung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses an — mußte die Eroberung der Königsstadt, die fast die Essenz von ganz Frankreich ist, von dem größten Einfluß auf das ganze Land seyn.“ Doch habe man zunächst gefürchtet, Napoleon werde nach Paris gelangen, und das Gewonnene werde wieder mit Blut erkauft werden müssen. In solchen Gedanken findet er Bruder August

*) Gegen 6 Uhr auf dem Höhenrücken zwischen der Spitze des Mont Martre und La Chapelle.

in einer Mühle auf dem Mont Martre. Der nimmt ihn mit zum Stadttor an der Barriere von St. Denis. „In dem nächsten Hause am Thor waren eben die französischen Marschälle und die Abgesandten unserer Armee versammelt, um die Convention abzuschließen. Wir sahen bald darauf die Ersteren mit ein paar russischen Generals nach der Stadt reiten und sprachen eine Menge Bürger, die ihre Neugierde und die Besorgnis wegen ihres Schicksals gar nicht verbergen konnten.“ Blücher läßt alle Geschütze auf die Stadt richten. Indessen lassen die Brüder „bei einem Korbe schöner Austern“ es sich wohl sein in der Mühle bei General Horn. Dieser läßt seine Hoboisten zum Beschluß des Tages einige Choräle spielen, während aus dem abendlichen Nebel die 100000 Lichter der Stadt heraufschimmern. Alles stimmt zum Dank „gegen den so milden als gewaltigen Vater und Herrn“.

Am Morgen des 31. erfährt man etwas von den Bedingungen der Konvention: Freier Abzug für Marmont und sein Korps. Entwaffnung der Nationalgarde. Die Kaiserin sei gestern abgereist. Zum Einmarsch um 12 Uhr soll man sich möglichst elegant machen. Die Hoffnung, in die Stadt einzuziehen, wird nicht erfüllt. „Wir mußten vielmehr wie die Katze um den heißen Brei“ um die Stadt marschieren und in Neuilly (s. Seine, auf der Westseite) in Kantonierung gehen. Der Graf verachtet die „kaufmännische Pracht“ des Sommerschlosses Murats, in dem sinnigerweise der Reitergeneral von Röder sein Quartier hat. Dann reitet er mit den Kameraden Münchow, Fritz Eulenburg, Platen, Treyden in die Stadt. In stolzem Galopp geht es durch den „nach Art des Brandenburger Thores in Berlin angefangenen, aber noch nicht beendigten Triumphbogen, der unsere Victoria tragen sollte“, in die Champs Elysées und zu den Tuilerien. Man trifft auch preußische Garden, die am Einzug teilgenommen haben, mit ihnen russische und „baden'sche“*) Truppen. Sie mußten schon seit Mittag auf ihre Quartiere warten. Man läßt

*) Wohl Verwechslung mit dem württembergischen Infanterieregiment (2 Bataillone).

sich von den Offizieren den gestrigen Kampf der Garden erzählen. Dann gehts zur Place de la concorde. An der Vendôme-Säule herrscht Gedränge und Geschrei. Der Pöbel ist dabei, die Bildsäule Napoleons niederzureißen. „Die Füße waren schon zur Hälfte durchgesägt und eine Menge Stricke, an welchen unten mehrere tausend Menschen zogen, waren ihm um den Hals gelegt.“ „Dabey wurde immer gerufen: Vive le Roi, vive l'Empereur Alexandre, vive le Roi de Prusse! Alles trug weiße Cocarden des Hauses Bourbon und weiße Binden um den Arm.“ Die weiße Binde am Arm der verbündeten Truppen — zur Unterscheidung der Bayern und Württemberger von den ähnlich uniformierten Franzosen — wird von der Menge bourbonisch gedeutet. Als es dunkel wird, gehts ins Palais Royal, „den Zusammenfluß von ganz Paris, die Quintessenz des ganzen französischen Volks“. Hier könne man dies Volk in 2 Stunden kennen lernen. „Ein großes Gebäude von 4—5 Stock, welches 2 große viereckige Höfe, etwa jeden so gross, wie der Schloßplatz in Königsberg, einschließt, ist gänzlich zur Befriedigung von sämtlichen Vergnügungen aller Art eingerichtet.“ Anschaulich beschreibt K. den Vergnügungspalast. Unten eine „weite Halle, wo sich täglich le beau monde des männlichen Geschlechts und der Auswurf des weiblichen in beständigem Gedränge herumstößt“, überall Geschrei, daß man sein eigenes Wort nicht hört und Gedränge, daß man sich die Taschen zuhalten muß. Das alles „verekelte“ den jungen Herren das französische Volk vollends. Dabei heißt es, das sei noch lange nichts. Die Bevölkerung halte sich heute aus Furcht vor den Truppen noch sehr zurück. Und doch erfüllt ihn die Menge „verworfener Weibsbilder“ mit Entsetzen. „Gottlob, es ist in unsern deutschen Städten doch anders und überhaupt in keiner Stadt der Welt so arg und grausig wie hier.“ „Das ist das Volk, das uns so lange zu beherrschen und auf uns herabzusehen wagte. Gottlob, das ist vorbey; es ist jetzt an uns, auf die charakterlosen räuberischen Franzosen herabzusehen.“ Das Essen in einem feinen Hotel imponiert den Ostpreußen nicht besonders. Viele Bekannte

und „erschrecklich viel Russen“. Endlich findet er auch den Bruder, der aber in sein Dorf zurückreitet, während K. selbst in der Stadt übernachtet, um andern Tags, 1. April, mit dem „Eulenburg von Prassen“ *) und anderen Offizieren des Nationalkavallerieregiments seine Besichtigung fortzusetzen. Ein Mohr führt sie auf den Tuilerienplatz, wo ihm besonders der Triumphbogen mit den Reliefdarstellungen der Napoleonischen Schlachten und der vergoldeten venezianischen Bronze-Viktoria Eindruck macht. Das Volk, „das noch vor 2 Tagen mit größtem Enthusiasmus an Napoleon und besonders an der Kaiserin gehangen hatte, ist jezt durch wenige Kanonenschüsse, die man gehört hatte, und die Großmut der Monarchen so weit, daß es immer an der Zerstörung dieser Herrlichkeiten arbeitet“. An der Vendôme-Säule steht das Standbild noch und wird jetzt durch Wachen beschützt. Im hôtel des Invalides findet man den König und die Prinzen, die sich die sehr wohltätigen Einrichtungen, wahrscheinlich auch die preußischen Fahnen, „die mit dem Hut und dem Degen Friedrichs II. im Dom der Invaliden aufbewahrt wurden“, ansehen wollten. Aber es sei alles in Sicherheit gebracht und niemand wolle wissen, wohin. Sehr charakteristisch findet K. die mit militärischem Pomp ausgestattete Messe im Dom, der er beiwohnt. Es wurde immer noch an der Verschönerung des Doms gearbeitet. An der Barriere des Hofes sieht er die 1806 eroberten, meist preußischen, Geschütze. Dann gehts den langweiligen Weg ins Pantheon. Der Anblick entschädigt für die unerfreuliche, schon heiße Wanderung. „Man glaubt beim Eintritt wirklich aus der Welt herauszutreten.“ In der unterirdischen Totenhalle machen die Statuen Rousseau's und Voltaire's den meisten Eindruck. Mit fast kindlichem Interesse, das die Einfachheit der Zeit zeigt, wird das Naturalienkabinett und die Menagerie des jardin des plantes bewundert. Der Hauptanziehungspunkt für den begeisterten Kunstfreund ist

*) Der älteste der 5 Brüder, Graf Wilhelm z. E., Landtagsabgeordneter, Rittmeister und Führer der Jägerschwadron des ostpr. Nat.-Kav.-Regts., zuletzt Kommandeur des zweiten Leibhusarenregiments, † 1865 als Generalmajor.

aber der Louvre. Merkwürdige Empfindungen müssen in diesem Augenblick die Namen Austerlitz- und Jena-Brücke auf dem Wege dorthin erwecken. Die „höchst geschmackvolle und höchst künstlerische Aufstellung der wunderbaren Meisterstücke“ macht, daß den Fremdling hier alles „wie wohlbekannte Gestalten ansprach“. Aus den „Kupfern der weiland Podangen'schen Bibliothek“ ist ihm vieles bekannt. Der Apoll von Belvedere und die mediceische Venus sind nicht da. Er lobt, daß man die französische Schule zuerst zu sehen bekomme, ehe man durch italienische Schönheit und deutsche Echtheit verwöhnt sei, da man bei ihr beides vermisse. Auch von den Italienern ist das Beste weggebracht. Also hier wie einst in Dresden! In der Oper gibt es keinen Platz mehr. Dort hat man den Kaiseradler von der Hofloge heruntergeworfen und wieder Alexander, Fr. Wilhelm und Ludwig XVIII. hochleben lassen. Die Stücke des Adlers waren dann im palais royal à 6 Frcs. zu haben. Der 1. April 1813 in Dresden tritt vielfach in Erinnerung.

Am 2. April kommt das Regiment nach Bures, südlich Versailles. Marmont steht nur 2 Stunden weit davon. Auch in Versailles, das er mit Fritz Eulenburg besucht, muten ihn die Napoleonischen Bauten „kleinlich und kaufmännisch“ an; mit Sanssouci nicht zu vergleichen. Rhesas*) Karfreitagspredigt ist ihm zu „matt“. Stimmungen des Dankes und des Abschieds bewegen in den ernsten Tagen den Krieger, dessen Neigung doch der Soldatenstand als solcher nicht entspricht. Am Osterfest, 10. April, als man eben zur Kommunion gehen will, wird abmarschiert, am 11. erfährt man, daß es an den Pas de Calais in die Gegend von Abbeville und Amiens geht. Am 13. reicht K. sein Abschiedsgesuch ein. Weiter geht es nach Norden. In Vaudricourt bei Abbeville, wo er vom 18. April bis 1. Mai mit L. Eulenburg auf dem Schloß des Mr. de Rambure einquartiert ist, befindet sich K. sehr wohl in dem royalistischen Familienkreis, zumal die Gegend dem Samland gleicht und

*) S. S. 567, Anm. 1.

Fritz Eulenburg bei Mr. d'Hardivillier, der dem Grafen Dohna-Schlodien frappant ähnlich sieht, sein Nachbar ist. Aber die Verkehrsweise ist in jeder Art eine leichtere als in der gleichfalls nordischen Heimat. Als „Comte Ernest“ ist K. bald überall bekannt.

Das Frühjahr kommt mit reicher Obstblüte ins Land, mit ihm Ludwig XVIII. Am 29. April trifft er in Abbeville ein, wo er „von uns Officiers honoriert wurde. Die Freude des Volks über seine Ankunft macht diese Gegend jetzt interessanter als sie sonst ist. Der Empfang war übrigens für die kleine Stadt sehr anständig und besonders die Gassenjungen, die auch hier, wie in ganz Frankreich die Hauptstimme haben, interessant“.

Damit schließt K. am 1. Mai für diesmal sein Soldatenleben. „Morgen, den Jahrestag der Schlacht bey Lützen will ich das Abendmal nehmen und meine vielfachen Sünden in diesem Jahre durch Christi Blut abwaschen. Das Blut der Lieben, die wir in diesem Zeitraum verloren haben, glänzt jetzt, da das Blutvergießen ein Ende hat, in desto verklärterem Licht und wir, die Gott für würdig gehalten hat, seinen Namen durch uns zu verherrlichen, werden in Allem, was uns hier noch beschieden ist, dies verklärte Licht vor Augen haben und uns daran erlaben, wenns vor unsern Augen dunkel wird.“ So schließt mit der Erinnerung an „Lützen“ diese ganze Feldzugserinnerung. Nichts hat sich dem Freiheitskämpfer so tief eingedrückt, als der 2. Mai 1813.

VI. Nochmals nach Frankreich 1815.

Das Kriegstagebuch beginnt noch einmal im Mai 1815. Die geschilderten Erlebnisse sind aber recht friedlicher Art; es fällt kein Schuß und kein Schlag, aber die kriegerische Szenerie ist da und die seit einem Jahr sehr veränderte Zeit spiegelt sich darin.

Der ganze Ton ist um eine Nuance matter geworden; der Schwung der kriegerischen Begeisterung fehlt, die Herab-

stimmung, die dem Aufschwung folgte, macht sich bei dem ohnedies schon mehr nach innen gerichteten jungen Manne darin geltend, daß dieser Zug zu einem zarten Innenleben sich verstärkt, bis doch die alte Umgebung und die noch so frischen Erinnerungen auch die alten Töne wieder wecken.

Über dem neu begonnenen Tagebuch ist sorgfältig das Monogramm Jesu gezeichnet, darunter eine feine christliche Liedstrophe und ein kurzes schlichtes Gebet.

„Den 11. May um 8 Uhr Morgens stand mein Wagen vor der Thüre, ich begrüßte noch zum letztenmal meinen alten Vater*), meine Schwester**) und ihre Kinder und fuhr unter mancherley Gedanken aus meinem lieben Podangen heraus nach Mohrungen zu." Wie anders als am 15. März 1813! Auch geht es diesmal nicht zum ostpr. Kürassierregiment, das K. erst vor Paris wieder sehen sollte, sondern als Schwadronsführer zu dem Landwehr-Kavallerieregiment (?) unter Major v. Ciesielski. In Marienwerder hat der Graf mit der Regierung über die Marschroute zu verhandeln. Dort hat inzwischen Freund Schrötter***) seinen jungen Hausstand begründet, Wegnern†) und Kallnein††) sind da und „das Geschwister"†††) ist gesund. Pfingsten wird auf dem schönen, vom Mai vollends verherrlichten Finkensteinschen Schloß Schönberg (bei Sommerau) gefeiert. Im Vergleich mit einem früheren Besuch findet K.: „in mir war es anders geworden, nicht etwa enger und verschlossener, sondern nur durch manchen seitdem überstandenen Sturm abgehärtet und weniger begeistert." Der Bruder Alexander begleitet ihn über die Weichsel bis Neuenburg, von da gehts zu Pferd nach Osche, wo er den Rittmeister seines Regiments

*) † 1825; vgl. S. 505, Anm. 1.

**) Antoinette v. Tippelskirch, früh verwitwet.

***) S. S. 547, Anm. 2.

†) Der spätere „Kanzler" d. h. Oberlandesgerichtspräsident in Königsberg, 1812—19 O.-L.-Ger.-Direktor in Marienwerder, geb. 1777, † 1854.

††) Derselbe wie S. 507.

†††) Alexander Graf v. K., Oberlandesgerichtsrat und seine Frau Emilie geb. v. Tiedemann.

Gregorovius trifft. Am 20. sammelt sich das Regiment bei seinem Major in Jakobsdorf. Die Kameraden sind gute Leute, aber kein näherer Freund darunter. K. führt die 2. Schwadron. Am 21. trifft man in Schlochau ein.

Nach einer Lücke im Tagebuch finden wir das Regiment am 19. Juni im nagelneuen „Königreich" Hannover. „Ich für mein Theil war mit der Bekanntschaft zufrieden." Zwar viel unbebaute Heide und magerer Ackerboden, „indeß findet man gute und mehrenteils gegen uns Preußen freundliche Leute". Eingehend und anschaulich schildert K. das niedersächsische Bauernhaus, wo der Rauch nicht abziehen kann und das Vieh in die Stube schaut. „So hat der Hausherr all das Seinige beständig unter Augen." Am 20. hört man in Gifhorn a. d. Aller „ein dumpfes Gerücht von einer am 15. und den folgenden Tagen gelieferten Schlacht, in der der Herzog von Braunschweig gefallen sey, ohne daß man von dem Ausgang derselben unterrichtet war". K. gibt nicht viel darauf. Sein nächster Quartierwirt Schenck v. Winterstett hat einen Sohn in der Wellingtonschen Armee. Am 23. zieht man in großer Gala in Celle ein. In der Vorstadt Wester-Celle ist K. „bei Oberappellations-Rath Chesterfield von der Familie des berühmten englischen Lords" einquartiert, der ein genauer Freund Hardenbergs ist. Auf einem Ball, wo die Offiziere in der „höchsten Galla, die seit Berlin bei allen sehr glänzend ist", erscheinen, werden die nun offiziell bekannten Siege gefeiert. „Die Damen" in der kleinen Gesellschaft waren „hübsch und sittig und still, wie in unserem Alt-Preußen", dennoch tanzt er nicht gerne; das gefällt ihm nur in Königsberg. Der Ernst der Schlacht liegt ihm im Sinn. „Zwar hatte mein Glaube an den endlichen Sieg unserer gerechten Sache nie gewankt, indeß hatte ich einen so schnellen Triumph nicht zu hoffen gewagt. . . Zudem hatte ich eigentlich aus einem gewissen Hochmuth, weils mir im vorigen Kriege so gut geworden, gehofft, bey dem entscheidenden Schlag zugegen zu seyn." Seine Ergebung in Gottes Willen und die Freude an den Siegen von Ligny, Quatre-Bras und Waterloo muß über

die Enttäuschung weghelfen, nicht dabei gewesen zu sein. In einem Dorf jenseits der Leine gibts zum erstenmal ärgerliche Auftritte zwischen Bauern und Soldaten. „Die Nation war zu widerwärtig.“ Über der roten Weser drüben werden die Nachrichten „je bestimmter, desto glänzender“. „Jedermann führte Wellington und Blücher im Munde und Alles erzählte sich Anecdoten von der preußischen und Schottischen Tapferkeit. Dazu sahen wir Nachzügler ziemlich dumm aus.“ Das fruchtbare Wesergebiet in der Gegend von Stolzenau erinnert an die preußischen Niederungen, aber die Leute sind meist ärmer, andererseits die wohlhabenderen weniger mitteilsam und menschenfreundlich. So machte man sehr wechselnde Erfahrungen mit der Einwohnerschaft. Zwischen Minden und Paderborn liegt das 6. Armeekorps in Kantonierung. Als dessen Avantgarde kommt das Regiment nach Münster, K. mit seiner Schwadron nach Telgte, wo er als wirklicher Rittmeister im Regiment angestellt wird.

Am 7. Juli läßt er sich von einem gefälligen Domherrn den Dom zeigen. Der kann ihm den Meister eines altdeutschen Bildes nicht nennen und scheint sich auch nicht dafür zu interessieren. „Indem ich mich eben darüber grämte, fand sich, wie aus der Luft entsponnen, ein kleinliches stilles Männlein von etwa 50 Jahren mit dem Civil eisernen Kreutz und dem Johanniterorden geziert zu mir und sah anfangs barsch und ganz gleichgültig nach dem Gemälde hin.“ Das ehrfürchtige Benehmen des Domherrn und die Damen, die dem Manne folgen, „worunter eine schön war,“ machen K. aufmerksam. Man findet sich in der Betrachtung des Gemäldes zusammen; „sein Gesicht wurde nach und nach freundlich und zutraulich, er sprach zuerst abgebrochene Worte mit mir und ließ sich dann auf ein recht interessantes Gespräch ein, worin ich denn vieles fand und erfuhr, was ich aus meinem Geistlichen nicht hatte herausbringen können“. Nun wird alles gründlich gezeigt, man geht zusammen aufs Rathaus, den Saal des westfälischen Friedens besichtigen, wo K. in den Gesichtern der Gesandten an der

Wand die verschiedenen Nationalitäten ausgesprochen findet. Der Unbekannte lud ihn beim Abschied zu einem Besuche ein — „und ich erfuhr dann endlich, daß ich den Civil-Gouverneur zwischen der Weser und dem Rhein Präsidenten von Vincke vor mir sah und er auf dem Schlosse wohne".*)

Abends um 9 Uhr erfährt man in Telgte von einem durchkommenden Kurier die Kapitulation von Paris.**) „Das gab Jubel; indessen waren doch die meisten von uns unzufrieden, daß sie jetzt nicht mehr dem stolzen Feind gegenüber kommen werden." Am 10. kommt Marschorder nach dem Rhein und jede Eskadron muß Leute abgeben zu einem neu zu stiftenden***) 12. Husarenregiment. Auf dem Schloß, wo eben die Kanonen Viktoria schießen, trifft K. die Familie v. Vincke nicht an. Beim Abschieds- und Sieges-Ball im Kreise der Honoratioren des Städtchens muß er denn doch tanzen, „obgleich die Damen Alle Bley in den Füßen hatten". Früh morgens wird abmarschiert nach Hamm, am folgenden Tage lernt man unterwegs den künftigen Brigadier General von Wuthenow kennen, zwischen Kamen und Unna, auf einem verfallenen Schloß, ihrem Landsitz, bietet die Familie von Bodelschwing(h) Quartier.†) „Sie sprechen unaufhörlich von ihrem Sohn und Bruder Ernst, der, obgleich im vorigen Kriege verwundet, dennoch trotz dem Zureden aller seiner Verwandten wieder Soldat geworden war und ihnen Allen viel Sorge machte." In der Grafschaft Mark findet man viel preußischen Patriotismus und große Freundlichkeit der Einwohner. Der Marsch nach Hagen ist K. von der Rückreise aus Frankreich im Vorjahr bekannt. Im Herrenhaus des Herrn

---

*) Der bekannte Staatsmann war 1774 geboren, also damals erst 41 Jahre alt.

**) Also noch am gleichen Tag.

***) Es war schon am 18. Juni aus sächsischen Mannschaften errichtet, gehörte zur Reserve-Kavallerie des III. Korps und focht am 20. Juni bei Namur.

†) Wohl jedenfalls die Eltern des späteren Oberpräsidenten der Rheinprovinz und nachmaligen Ministers Ernst v. B., der bei Freyburg a. d. Unstr. 21. Okt. 1813 verwundet wurde. Dieser wäre damals 21 Jahre alt gewesen und ist der Vater des bekannten Bielefelder Pastors Friedrich v. B. Der Landsitz dann wohl Velmede.

v. Schwartzenberg (?), auf den Ruinen eines Nebenschlosses der Veste Volmarstein, dem Kaisersberg gegenüber, findet K. elegante Unterkunft und speist in Gesellschaft der deutsch gesinnten, fein gebildeten Töchter und eines Haushofmeisters, da die Eltern kränklich sind. Ein heißer Marsch durchs Wuppertal, dessen Felsen den ostpreußischen Mannschaften lautes Jubelgeschrei entlocken, führt nach Wermelskirchen mit glänzender Gastfreundschaft; am 15. begrüßt man bei Mülheim das stolze Köln und die herrliche Rheinlandschaft — das Quartier ist in Volberg a. d. Sülz.

Am 18. Juli kam K. wieder über den Rhein, zunächst als harmloser Fußgänger von Deutz („Duytz") aus. Die „prächtige andächtige Stadt Cöln", die er zuletzt bei der Rückkehr aus Frankreich gesehen hat, ist sein ganzes Entzücken, und den Dom, „den ich schon sonst immer mit Staunen und Zittern betrachtet hatte," genießt er nun wieder nach fast genau einem Jahr. Die „fliegende Brücke" bringt ihn „in das volkreiche enge Cöln". Durch die gemalten Fenster des Doms „glaubt man zu sehen, was im Himmel vorgeht". Durch den „ungeheuren Säulenwald" geht es „zu dem herrlichsten Bild beinahe in der ganzen Welt". Er findet einen kopierenden Maler, den er an seiner Manier als den Urheber der Kopie im Besitz der Prinzessin Wilhelm erkennt und der jetzt eben für den Grafen Dohna-Wundlacken arbeitet. „Frau von Zuttwich, eine sehr vornehme und reiche altadeliche Dame, Vorsteherin des hiesigen Frauenvereins, Freundin der Gräfin Julie Dohna geb. Scharnhorst*), kann über die Freunde Karl Gröben und Hans v. Auerswald keine genügende Auskunft geben. Sie verwies mich an Moritz Arndt.**) Ich besuchte ihn, fand ihn sehr freundlich.

*) Gattin von Graf Friedrich Dohna, dem spätern Feldmarschall, Tochter Scharnhorsts. S. E. M. Arndt a. a. O.: „Dort" — bei Kanzler v. Schrötter in Königsberg, Gemahl einer Dohnaschen Schwester — „wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, Gräfin Friedrich Dohna, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend." — „Frauenverein" — „für das Wohl des Vaterlands."

**) Seit 7. Mai in Köln, um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu sein. A. begann damals gerade die Herausgabe der Zeitschrift „Der Wächter".

aber wie es schien mit einer Haupt Idee, die er zu Papier bringen wollte, beschäftigt. Demunerachtet gab er mir von Carl Gröben genaue Nachricht, erzählte mir auch viel von Schenckendorff u. a. Letzterer sollte in Aachen seyn." Am 19. paradiert das Regiment durch Bonn, „ein niedliches, modern und höchst freundlich gebautes Städtchen", ins Quartier gegenüber dem Drachenfels, auf dem eine Ehrensäule für zwei im Jahre 1813 im Kampf gefallene Landsturmkommandanten steht. Auf dem weiteren Marsch wird Steins konfiszierte Burg Landskrone bei Andernach besucht. Im Angesicht des herrlichen Koblenz erhält man den Befehl zum Marsch nach Lüttich oder Namur. Am 30. wird Düren erreicht. Auf dem Weg dahin hätten die eingebildeten französischen Besitzer des Schlosses, wo er wohnt, dem Grafen fast die Freude an dem wunderbaren Blick über das Rheintal und Köln hin verdorben. Als er von Kornelimünster aus nach Aachen hineinreitet, „da kam ein Mann auf einem ungeheuren Pferde mit höchst freundlichem Gesicht auf mich losgesprengt und ich dachte: „Der fremde Mann verkennt Dich . . ." Da fing der Fremde an zu reden, und ich erkannte an seinem Ausruf: „General l'Estoq" — Schenckendorffs Stimme. Er bemerkte nämlich zuerst, daß ich mit meinem weißen*) Bart dem General l'Estoq frappant gliche." Die beiden andern Freunde sind wenigstens am Leben. „Max war sehr krank gewesen" und hatte immer wieder schwermütige Todesgedanken. Er wohnt auf Schloß Frankenberg in romantischer Umgebung und arbeitet auf dem Gouvernement in Aachen. Die Freunde betrachten miteinander alle Herrlichkeiten der Badestadt und des Schlosses und fahren zusammen nach Verviers zum Regiment, das K. hinter dieser Stadt einholt. Hier in Belgien wird am 3. August Königs Geburtstag gefeiert.

Am 10. August brach das Regiment aus der Gegend von Namur auf und erreichte auf dem geradesten Weg am 23. Paris.

Am 24. August morgens 8 Uhr versammeln sich bei St. Denis 11 preußische Kavallerieregimenter. „Ich hatte die

*) Wohl vom Staub.

Freude, die alten ehrlichen ostpreußischen Cuirassiers, nach denen ich mich so lange gesehnt hatte, wiederzusehen."*) Der König kommt mit glänzender Suite zur Revue. Die Freunde finden sich wieder. Bruder August sprengt aus dem Gefolge des Königs auf ihn zu. Wieder wie vor einem Jahr reiten die Brüder durch den immer noch unfertigen Triumphbogen. Das Bild der Stadt ist diesmal ein anderes durch die in den Champs élysées lagernden englischen Truppen. Der Bruder teilt redlich seine Zeit zwischen Ernst und seinem Dienst in des Königs Umgebung. Jetzt kann K. ruhig und im einzelnen auf sich wirken lassen, was er damals nur „wie durch einen dicken Rauch" gesehen hatte. „Das wenige Interesse, das die Pariser Volksmasse bei der ersten Eroberung einflößte, hatte sich ganz verloren, und alles war nur Kuriosität und Seltsamkeit." Napoleons Bildnis vor der Vendôme-Säule ist jetzt wirklich verschwunden. Die grauen Häuser mit hohen und breiten Schornsteinen machen einen ruinenartigen Eindruck. Die Unterhaltungen der Boulevards sind unerschöpflich, der Lärm ist betäubend; „hält man sich die Ohren zu, so hat man den Eindruck, unter lauter Verrückten zu sein, die von der Tarantel gestochen sind." 5 Uhr ist die Mittagessenszeit. Da kommen denn die Ostpreußen zusammen und reden von der Heimat. Below und ein Baron Eichler kommen direkt von Bülows Korps. Abends sieht man Talma und die Duchesnois — aber das tolle Gebärdenspiel macht die Herren lachen. Im Tivoli-Garten ist große abendliche Vorfeier des Ludwig-Festes, ein buntes Allerlei von Tanz, Theater, Luftballons, Seiltänzern — von 10 zu 10 Schritt ein neues Schauspiel. Der König und die Prinzen in Zivil sind mitten drin, und K. hat Gelegenheit sie zu sprechen. Andern Tags, den 15., macht der König von Preußen Ludwig XVIII. seinen Besuch zum Namenstag und es ist große Cour bei Hofe. Im Louvre wimmelts von Uniformen aller Heere wie ein Bienenschwarm. Aber K. kann sich doch diesmal in

*) Beim 1. Armeekorps.

die Rafaels vertiefen. Zwischen Cour und Diner kann ihm August die Bastille und die Anlagen zu dem von Napoleon geplanten großen Elephanten-Brunnen zeigen. Notre-Dame enttäuscht ihn — sie stehe weit hinter vielen deutschen und französischen Kirchen zurück. Das Geschwätz seines Kabriolet-Kutschers macht ihm den Eindruck: „auf wie schwachen Füßen der Thron Ludwigs XVIII. steht und daß jedermann . . nur darauf wartet, daß wir den Rücken kehren, um wieder ein interessantes Volksfest, ein Autodafé der Könige und Großen des Adels zu haben." An der Statue Heinrichs IV. bemerkt der Kutscher, „die Franzosen liebten seine Familie wie die Colique". Diese Fuhrleute, meint K., haben keinen geringen Einfluß auf die Volksstimmung. Auf einer Spazierfahrt in der Equipage, mit der August vom Könige kommt, besichtigen die Brüder das Lager der Engländer im Bois de Boulogne. Sie haben dort Strecken von $^1/_2$ Viertelmeile kahl ausgehauen. Die großen öffentlichen Gebäude sind abends zu Ehren des königlichen Namenstages illuminiert, den Privathäusern ist nichts von dem Fest anzumerken. Im Garten Rughieri sieht man das schönste Feuerwerk und die halsbrechendsten Seiltänzerkünste. Am 26. bricht K. auf über St. Cloud, das auch mit den Berliner Lustschlössern nicht wettteifern könne. Nun reitet er ins Land hinein nach Mantes, also Seineabwärts. Am 1. September ist er mit seinem Regiment bei Alençon und hat am 3. Revue vor Blücher. Dann geht es wieder dem Meer zu nach Avranches. Hier im Süden der Normandie, unter einem gut königlichen und nicht so armen Volke, wie das der gleichfalls royalistischen Bretagne ist, beschließt K. unter mehr juristischen als militärischen Geschäften sein Tagebuch und seine kriegerische Laufbahn.

Zu einem Stammbuchblatt von J. G. Hamann.

Mitgeteilt von **Arthur Warda.**

In den „Litterarischen Mitteilungen“, der Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Litteraturarchiv-Gesellschaft, (Berlin 1901) hat Heinrich Meisner, ein Albumblatt von Joh. Gottfr. Herder, Caroline Herder und Joh. Georg Hamann nach dem Autograph in der Königl. Bibliothek zu Berlin mitgeteilt. Die dort an erster Stelle wiedergegebenen Eintragungen von Herder und seiner Frau sind augenscheinlich die späteren, da sie vom 19. Dezember 1784 datiert sind, während die auf der anderen Seite befindliche Einzeichnung Hamanns das Datum des 6. Sonntags nach Trinitatis 1784 (18. Juli) aufweist; auch läßt der Inhalt dieser Einzeichnung erkennen, daß das Blatt noch unbeschrieben war, als Hamann es benutzte. Für wen das Blatt bestimmt war, hat Meisner nicht angedeutet, im Handschriftenkatalog der Bibliothek ist es als Blatt aus dem Stammbuch einer Dame bezeichnet, wohl auf Grund der Eintragung Hamanns.

Diese Eintragung hat nach Meisner folgenden Wortlaut: „Eile, liebes Blatt! in die Hände der Huldgöttin, aus denen ich Dich rein und weiss empfieng, zurück, mit den schwarzen Zügen dicker Tinte aus unschlachtiger Feder — und Ihr guter Wille rechtfertige die Bestimmung dieses in der Dunkelheit glücklichen Namens. Johann Georg Hamann Königsberg in Preussen am VI. Sonnt. nach Trin. 1784.“ Um zu ermitteln, wer die „Huldgöttin“ war, für welche dieses Blatt bestimmt war, wollen wir die Geschichte dieses Blattes rückwärts verfolgen. Die Königl. Bibliothek zu Berlin erwarb dasselbe auf der am 10. und 11. Juni 1901 stattgehabten XXIX. Autographen-Versteigerung bei Leo Liepmannssohn in Berlin. Der Katalog der damals versteigerten

Autographensammlung „aus bekanntem Privatbesitz“ führt unter Nr. 220 das Blatt als „schönes und wegen der Vereinigung dieser Namen interessantes Blatt“ auf; das Inkognito des damaligen „bekannten“ Besitzers mag unentschleiert bleiben. Sechzehn Jahre früher finden wir im 118. Verzeichnis des antiquarischen Bücherlagers von Karl Theodor Völcker in Frankfurt a. M. (1885) unter Nr. 497 dasselbe Blatt zum Preise von 30 Mark angeboten, während unter Nr. 496 ein Brief Hamanns von 1774 nebst vier Kopien von Briefen von ihm angeboten sind. Woher diese Autographen dorthin gekommen sind, lehrt ein Blick in den Auktionskatalog der am 3. Dezember ff. 1884 zu Köln (durch J. M. Heberle) versteigerten Autographen-Sammlung des Dresdener Kgl. Bibliothekars und Direktors des Kgl. historischen Museums Karl Constantin Kraukling (geb. 28. August 1792 zu Bauske in Kurland, gest. 12. April 1873 zu Dresden); hier ist unter Nr. 2907 das Stammbuchblatt, unter Nr. 2908 jener Brief von 1774 nebst den Kopien aufgeführt. Kraukling spricht selbst von diesem Blatt in einem mir abschriftlich aus dem Nachlaß des Hamannforschers Gildemeister vorliegenden Briefe an Alfred Nicolovius vom 1. August 1868: „Ausser diesem Briefe*) besitze ich von Hamanns Hand leider nichts weiter, als ein für Elisa von der Recke bestimmtes Stammbuchblatt: hier haben Sie es vollständig: (es folgt eine nicht völlig korrekte Wiedergabe)“. Wahrscheinlich hatte Kraukling, der mit dem Staatsrat von Recke, dem Verfasser des Schriftstellerlexikons der Ostseeprovinzen, bekannt gewesen war, nach dem 1833 zu Dresden erfolgten Tode Elisas aus deren Nachlaß das Blatt erhalten. Das Stammbuch Elisas ist jedenfalls völlig zerstreut, wir finden noch in manchen Autographenkatalogen Blätter daraus.

Durch die Bestimmung für Elisa von der Recke gewinnt das wegen der Vereinigung der Namen Hamanns und Herders in der Tat merkwürdige Blatt noch an Interesse. Es ist eigentümlich, daß Hamann, der doch sonst über die Einzelheiten

*) Es ist der oben erwähnte Brief an den Buchhändler Hinz vom 21. März 1774.

seines täglichen Lebens seinen auswärtigen Freunden so gern Bericht erstattet, nirgends dieses Blattes und überhaupt des Eindrucks, den Elisa bei der persönlichen Begegnung auf ihn gemacht, Erwähnung zu tun scheint, ebenso auffallend, daß Herder seinem Freunde Hamann nicht die für diesen doch interessante Tatsache berichtet, daß er sich auf demselben Blatte in das Stammbuch Elisas eingezeichnet hat. Hamann ist anscheinend nur zweimal mit Elisa zusammengetroffen, nämlich nur zu Beginn ihrer Reise durch Deutschland im Sommer 1784. Hamann schrieb darüber an Gottlob Emanuel Lindner am 13. Oktober 1784: „Die Fr. Cammerherrin Recke ist diesen Sommer durchgegangen. ich habe sie zweimal gesehen.“ Auch an Scheffner schrieb Hamann noch unter dem 21. Juli 1785: „Im Julius lernte ich die Kammerherrin von der Recke kennen.“ Elisa war, nach dem Tagebuch ihrer Reisebegleiterin Sophie Becker, am 12. Juli 1784 in Königsberg angekommen und hatte sich dort etwa eine Woche lang aufgehalten. Als Elisa auf der Rückreise im Anfang Februar 1786 wieder durch Königsberg kam und sich auch nach Hamann erkundigen ließ, suchte dieser sie nicht auf, sondern übersandte ihr nur ein Schreiben, von welchem er in einem Briefe an F. H. Jacobi unter dem 6. Februar 1786 eine Abschrift mitteilte. Daß Elisa auf ihrer Reise durch Deutschland auch Weimar aufzusuchen gedachte, hatte Hamann aus ihrem Munde erfahren, aber erst unter dem 6. August 1784 deutete er dies Herder an und äußerte sich in demselben Briefe zwei Tage später über Elisa dahin: „Die Frau Kammerherrin von der Reck ist eine sehr liebenswürdige Dame, der ich viel homogenes in Ihrer Probstey zu finden geweissagt, einen einzigen characteristischen Zug ausgenommen, von dem meine verehrungswürdige Frau Gevatterin zu Ihren Ruhm und Glück gar nichts weiß — so genau ich mich auch darnach erkundigt.“ Elisa aber langte erst am 10. Dezember in Weimar an und fuhr von dort am 4. Januar 1785 ab, kam aber am 2. März auf drei Tage wieder dorthin zurück. Von ihrem Zusammentreffen mit Herder erfuhr Hamann zunächst nichts.

erst am 28. Februar 1785 schrieb ihm Herder: „Die Reck ist hier gewesen und kommt diese Tage wieder her. Sie hat sich hier nicht sonderlich gefallen und da alles dieser Art reciproqu ist: so — — hievon ein andermal oder mündlich mehr. Indessen ist sie eine gute Frau, die mir auch schon dadurch lieb ist, daß sie dem Claudius anonym 100 Ducaten geschickt haben soll; nur ist sie mit ihren beiden Nymphen eine Dryade aus den nordischen Wäldern. Ihre Anwesenheit hier traf auf meine Krankheit; ich habe sie also wenig gesehen und noch weniger cultivirt, weil ihr vielleicht gutgemeinter Allgeschmack ohne Genuß und Verdauung nun einmal nicht nach meinem Sinn ist."

Indessen schon lange vor der persönlichen Begegnung mit Elisa hatten ihre Schicksale Hamanns Interesse erregt. Er war durch Elisas Freundin, die Erzieherin ihrer Schwester Dorothea von Medem, Fräulein Caroline Stolz, mit ihnen bekannt gemacht. Caroline Stolz war im März 1777 nach Königsberg gekommen und hatte sich dort bis Februar 1780 aufgehalten. Daß er dieser die Bekanntschaft mit Elisa verdankte, darüber äußerte sich Hamann insbesondere an F. H. Jacobi im Briefe vom 6. Februar 1786: „Eine Mlle. Stoltz, eine intime Freundin der Elise lebte hier ein Jahr u war eine Bekanntin in meinem Hause, auch der Anlaß zur ersten Bekanntschaft mit der Kammerherrin, deren Ehescheidung ich einstmal verhindern wollte." An Herder aber hatte er kurz vor dem Weggange der Stolz aus Königsberg unter dem 2. Januar 1780 geschrieben: „Kreutzfeld besuchte mich und bald darauf kam Hinzens Freundin Mlle. Stoltz, die auch bald nach Mitau ziehen wird zur Schwester der jezigen Herzogin, einer Fr. von der Reck — an die ich auch einmal einen langen Hirtenbrief geschrieben und seitdem keine Zeile mehr — Sie von der Scheidung ihres Gemals abzurathen, die wie es heist, bald vor sich gehen soll. Durch den seel. Hartmann ist sie mit den Schweitzern in genauer Verbindung u Blessig in Straßburg der den hiesigen Oberhofpredigerberuff ausschlug hat in einer Standrede u den Per-

sonalien auf ihren Bruder auch Extracte ihrer Correspondenz verewigt.“ Leider ist von diesem Briefe Hamanns weiter nichts bekannt, und wir wissen deshalb nicht, welche Veranlassung Hamann genommen hatte, sich in die Scheidungsangelegenheit zu mischen.

Es sei bei dieser Gelegenheit ein Schreiben Elisas an Caroline Stolz mitgeteilt, das die Begegnung Elisas mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm im November 1780 zum Gegenstand hatte und Hamann von Caroline Stolz zur Kenntnisnahme übersandt war. Hamann schrieb darüber an Herder unter dem 15. Januar 1781: „Hippel nicht mehr als ein einzigmal in diesem Jahre gesehen; das lebt alle Tage im Sause u. Schmause, u. will sich daheim vor Arbeiten zerreißen. Er hatte Neugierde einen Brief der Cammerherrn von der Reck zu lesen, welche eine Schwester der jetzigen Herzogin in Curl. ist u. die Sie aus einem Leichensermon des Blessig auf Ihren seel. Bruder kennen werden. Meine Freundin Stoltz hat mir diesen Brief unter Bedingung ihn widerzuschicken mitgetheilt. Die ganze Suite des Prinzen ist darin sehr vortheilhaft geschildert. Graf Görz ist ihr Liebling, des Abgesandten in Petersb. Bruder. Cammerherr von Bielau, ein Hannoveraner, der sich dort zum Gefolg des Pr. angeschlossen, hat sie mit vielen Anecdoten von Wieland Göthe u. den Stolbergern unterhalten. Kennen Sie auch den Mann?“ Stolz hatte den Brief Elisas mit folgenden Begleitworten an Hamann übersandt: „Doubenalken, d. 18. Dec. 1780. Lieber Bester Vater Haman! Verzeihen Sie, daß ich so lange gezögert habe Ihren letzten Brief zu beandvorten. Die Recken und Hinz sind daran schuld mit denen zanken Sie. Von der ersten habe ich izt erst die Beschreibung vom Prinzen und seinem Gefolge erhalten,|: hie ist der Brief lesen sie ihn selbst, und schicken Sie ihn mir so bald als möglich zurück.|:“ Von jener Beschreibung aus dem von Mitau November 1780 datirten Brief Elisas hatte Hamann sich eine Abschrift gefertigt. Dieselbe lautet:

„Der Prinz hat hier u. in Petersb. vielen Beyfall gehabt: aber ich halte auch nichts in der Welt leichter, als daß ein

durchreisender Prinz sich Beyfall erwirbt; denn das Wort Prinz hat bey den meisten solch eine Zauberkraft, daß dies oft Fehler in Tugenden verwandelt. Wenn du mich frägst, wie der Prinz mir gefallen hat: so werd ich dir antworten „wenn er ein so guter Herr als liebenswürdiger Gast, so ist er ein guter Mensch. Überhaupt glaub ich, daß Güte ein Zug seines Charakters ist, und daß er sr. natürl. Anlage nach nie schlimm werden kann. Vorzügl. hat er mir den letzten Sonntag, da die Cantate aufgeführt wurde, gefallen. Ich konnte jeden Ausdruck seines Gesichts genau beobachten und war völlig mit ihm zufrieden denn bey jeder Schmeicheley, die ihm da gemacht wurde, spiegelte sich stille, fromme Bescheidenheit in seinem Gesichte. Auch gefällt mir s. Umgang mit sm. Gefolge gut. Wenn er einst als König von sm. Lande ebenso sehr, als er jetzt als Prinz von sm. Gefolge geliebt wird, so ist er gewis ein seltner Herr. Unsre Herzogin schien ihm zu gefallen er war beyde Male sr. Durchreise recht froh. Das erste mal spielte die Herzogin auf seiner Bitte ein Concert, er bat sie möchte auch singen, aber das Singen ist ihr jetzt verboten. Der Prinz tanzt e recht gute Menuet, spricht besser französisch als deutsch, ist sehr höfl. u. auf einer anständigen Art gegen Frauenzimmer artig. Kein langes Gespräch hab ich mit ihm gehabt, nur hier u. da sagte er auch mir einige Complimente. Aber nun komm ich zu meinem Liebling, dem Grafen Görz. Er ist ein Mann, der nah an 60 gränzt. Er hat e außerordentl. interessante Bildung. Noch hab ich kein Gesicht gesehen, welches beym ersten Anblick solchen Eindruck auf mich gemacht hätte. Durchdringender Verstand und Güte der Seele spiegeln sich in gl. Maaße auf sm. Gesichte. Sein Anstand, se. Art sich auszudrücken, alles verräth den weisen den grossen Mann. Den Krieger, Minister, Weltmann u. Weisen findt man in ihm vereinigt. Wenn ich dir sagen sollte, was wir alles zusammengesprochen haben: so müßte dies eine philosophisch politische Abhandl. werden; aber dies sey dir gnug, wenn ich dir's sage, die Stunden, die ich mit Görz verbracht habe, sind mir lehrreich gewesen; denn sein Blick über

die Dinge der Welt ist original u. richtig. Er ist ein scharfer Beobachter, nichts entgeht sm. Auge, auch ist se Beurtheilungskraft eben so groß als s. Beobachtungsgeist. Obstr. Vietinghoff, der auch ein ältl. Mann ist, hat auch ein redl. altkluges Gesicht. scheint auch ein Mann von Verdiensten u. Verstand zu seyn; aber Görzens weit umfassenden Geist hat er dennoch nicht.

Hr. Nostitz ist ein noch junger artiger Mann. er genießt mehr als daß er beobachtet, hat viele Welt u. weiß sich gut auszudrücken.

CammerHE Bielau, ein fremder Cavalier (ein Hanoveraner der sich erst in Petersb. zum Gefolg des Pr. angeschlossen hatte — diesen kann ich Nostitz an die Seite setzen. Er wurde mir dadurch interessant, weil er mir viele Anekdoten von Klopstock. Wieland Göthe u. den Stolbergern sagte. Er schien mir ein Beobachter der Menschen zu seyn u. nicht die beste Idee von unserm Geschlecht zu haben. Was mir an ihm gefiel war dies — daß er nur den Menschen als Menschen zu schätzen schien u. daß die Frazze der Welt auf ihn keinen Eindruck zu machen scheint. Noch gefiel mir die Physiognomie des Cammerdieners vom Prinzen u. wenn ich nicht irre, so scheint es mir daß er noch dereinst eine größere Rolle spielen wird. Es thut mir leid daß ich nicht auf der Maskerade mit ihm gesprochen habe um mich zu überzeugen, ob er das Versprechen sr. Mine erfüllt. — C. Recke."

Zu dieser Reise des Prinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm (II.) an den Petersburger Hof seien hier noch einige Auszüge aus den in Königsberg Pr. bei Hartung herausgegebenen Königl. Privil. Staats-Kriegs- und Friedenszeitungen mitgeteilt. Ueber die Ankunft des Prinzen in Königsberg wird im 65. Stück von Montag, den 14. August 1780 berichtet: „Am Donnerstage, den 10ten dieses Monats, Nachmittage um 4 Uhr. trafen allhier des Prinzen von Preußen Königl. Hoheit, in Begleitung des Generalmajors von der Cavallerie, Herrn Grafen von Görz, des Königl. Kammerherrn, Herrn Grafen von Nostiz

und Dero Adjutanten und Majors, Herrn von Vittingshoff, ein, und wurden von unsers Gouverneurs, Herrn Generallieutenant von Stutterheim Excellenze, und der sämmtlichen hohen Generalität vor dem Brandenburgschen Thor empfangen."

Während Graf von Nostiz bereits am nächsten Tage nach Petersburg weiterfuhr, setzte der Prinz seine Reise dorthin erst am 22. August fort. Ueber seinen Aufenthalt in Mitau wird im 77. Stück von Montag, den 25. September 1780 aus einem Schreiben vom 2. September berichtet. Ich gebe daraus nur folgende Stelle mit Bezug auf Elisas Brief wieder: „Von da (Bibliothek) begab er sich mit dem Herzoge nach dem Schlosse zurück, wo zahlreiche Cour und Concert war. Die Herzogin spielte selbst im Concert auf dem Flügel. Der Prinz stellte sich gleich beym Anfange desselben neben ihrem Stuhl, und am Ende bezeigte er ihr wegen ihres würklich meisterhaften Spiels seinen ganzen Beyfall."

Vom 6. September bis 13. Oktober dauerte der Aufenthalt des Prinzen in Petersburg. Ueber seinen Aufenthalt in Mitau auf dem Rückwege findet sich im 93. Stück von Montag, den 20. November 1780 ein Bericht aus einem Schreiben von Mitau vom 28. Oktober. Ich gebe auch hieraus nur eine Stelle, die Bezug auf Elisas Brief hat: „Die Gegenwart Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen von Preussen, hat unter andern Lustbarkeiten bey uns, auch die Aufführung eines Sinngedichts veranlasset, welches den Prof. Küttner zum Verfasser hat. Mitten in einer Pause, die bey dem maskierten Ball gemacht wurde, eröfnete sich ganz unerwartet am Ende des Saals ein Theater, das den Parnaß vorstellte, von dessen Gipfeln Phöbus mit seinen Musen herabstieg; zugleich erhob sich ein Altar, auf dem der Kriegsgott das Brustbild des Kronprinzen aufstellte, und nachdem ein aus der Höhe herabfliegender Adler dieses mit Lorbeeren gekrönt hatte, umringten es die Göttinnen, welche insgesammt Damen von unserem Hofe und aus den vornehmsten Häusern des hiesigen Adels waren, und schmückten es mit Blumenschnüren unter dem Gesange des Gedichts, welches von dem Kapellmeister

Veichtner componirt worden, und allgemeinen Beyfall erhalten hat. Die einnehmende Leutseligkeit, womit Se. Königl. Hoheit an dem Vergnügen Theil zu nehmen geruhten, verbreitete durchgängig Lebhaftigkeit und Freude."

Am 28. Oktober traf der Prinz wieder in Königsberg ein und reiste am 30. nach Berlin weiter.

Zur Königsberger Schiller-Kritik.

Zur Vervollständigung der Schrift von Czygan über diesen Gegenstand und des ergänzenden Aufsatzes von Jantzen (hier S. 476 ff.) sei noch folgende Besprechung mitgeteilt:

Kritische Blätter. No. XIX. Den 10ten May 1790.

Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? eine akademische Antrittsrede von Schiller. 12 gl.

Eine Schrift mit sieben Siegeln verschlossen für Alle, welchen von der Geschichte nie weiter etwas zu Ohren gekommen ist, als daß sie sei eine Erzählung der Begebenheiten! — procul esto profani! A.

A. W.

Kritiken und Referate.

Strich, Michael, Dr. phil., Marschall Alexander Berthier und sein Ende. Nach archivalischen Quellen. München 1908. Verlag von A. Reusch. 130 S. 8⁰.

Unzweifelhaft verdiente unter den Marschällen Napoleons Berthier, sein vielgenannter Generalstabschef, der durch seinen zweimaligen Aufenthalt in unserer Provinz und durch den Abschluß des Tilsiter Friedens auch für die Leser dieser Zeitschrift noch besonderes Interesse hat, in vielfacher Beziehung eine eingehendere und kritisch gesicherte Darstellung seines Lebens und Wirkens. Nach der militärischen Seite hin ist dieser Aufgabe durch das bekannte zweibändige Werk des französischen Generals Derrécagaix (Paris 1904/5) in glänzender Weise Genüge geschehen, das Problem des Charakters und der allgemeinen Bedeutung des Mannes jedoch ist darin noch ungelöst geblieben.

Da hat denn nun die vorliegende wertvolle und fleißige Münchener Dissertation aus der Schule C. Th. v. Heigels nicht nur eine Reihe von willkommenen Ergänzungen der bisher bekannten Tatsachen, sondern auch eine objektive, methodisch einwandfreie Würdigung von Berthiers geschichtlicher Stellung geliefert, die in Zukunft wohl als die richtige wird angesehen werden müssen.

Zwar hat natürlich in dem beschränkten Raume einer Doktorarbeit nicht das ganze reiche und wechselvolle, mit so vielen weltgeschichtlichen Ereignissen so eng verknüpfte und so tragisch endende Leben des Helden geschildert werden können. Der Verfasser hat sich vielmehr im wesentlichen beschränkt auf „Beiträge" zur Charakteristik des Marschalls und dann auf eine Darstellung seines Verhaltens während der ersten Restauration und seines Endes am 1. Juni 1815. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in dem letztgenannten Abschnitt, für den der Verfasser auch zahlreiche ungedruckte und bisher unbekannte Archivalien, namentlich in München, Wien und Berlin, hat benutzen können.

In ersterer Beziehung wird uns quellenmäßig bestätigt, was allerdings nicht neu ist, daß auch Berthier weder als Diplomat noch als Feldherr jemals die Selbständigkeit und Entschlußfähigkeit des Genies besessen hat, sondern immerdar nur ein äußerst brauchbares Werkzeug in der Hand seines Herrn und Meisters war. Im übrigen weist der Verfasser eingehend nach, wie der Marschall, der als Mensch nicht unsympathisch war, in den letzten Lebensjahren unter dem Einfluß einer tiefen, seelischen Depression stand, die denn auch sein ganzes Verhalten vor und während der 100 Tage und seinen Selbstmord zur Genüge erklärt.

Über den letzteren, der bezeichnender Weise sogar dem Tugendbunde in die Schuhe geschoben wurde, erfahren wir dann noch allerlei interessante Einzelheiten.

Der Druck der Arbeit hätte korrekter sein können: es finden sich zahlreiche störende Druckfehler, besonders auch in Eigennamen, z. B. Jork von Wartenburg (wiederholt), Onken (desgl.), Derrépagaix, Capefique, Pükler u. a.!

Osterode Ostpr. Prof. Dr. Schnippel.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie etwa 100 Textbeilagen. II. Bd.: Cambridge bis Galizien. Leipzig und Wien. Bibliograph. Institut. 1907. Mk. 12.—.

Das jetzt bis zum zweiten Bande gediehene hervorragende Werk wird sich inzwischen wohl schon einen Platz in vielen Familien erworben haben. Es verdient dies vor allem durch seine außerordentliche Übersichtlichkeit. In kürzester Frist werden wir sicher und angenehm über so viele der uns tagtäglich aufstoßenden Fragen und Zweifel aufgeklärt. Die Zahl der Artikel, das muß besonders hervorgehoben werden, ist, nach vorgenommenen Stichproben zu urteilen, kaum kleiner als im „großen Meyer“. Wenn es aber beim letzteren ohne ein ernstes eindringendes Studium der oft sehr umfangreichen Artikel nicht abgeht, gewinnen wir hier eine für die meisten Fälle vollkommen ausreichende Belehrung gewissermaßen spielend. Kommen dazu noch die vortrefflichen Bilder und Karten, die das Blättern in dem Buche allein schon zu einem Genuß machen. Ein besonderer Vorzug desselben sind, wie immer wieder anerkannt zu werden verdient, die zahlreichen Literaturangaben und dann noch etwas, worauf man vielleicht weniger zu sehen geneigt ist, dessen Nichtbeachtung uns aber nicht nur bei jeder öffentlichen Rede, sondern schon bei der einfachen Unterhaltung in Gesellschaft sehr lächerlich machen kann, das ist die durchgehends angegebene Aussprachebezeichnung. Einen sonst sehr tüchtigen jungen Gelehrten hörte ich neulich in einem Vortrag Car**o**lus und Dam**a**sus betonen. Im „kleinen Meyer“ hätte er die richtige Betonung finden können. Bekanntlich hatte diese Ausgabe des Konversationslexikons früher nur zwei bezw. drei Bände. Wir glauben, daß die Verlagshandlung mit der Erweiterung desselben zu sechs Bänden einen sehr guten Griff getan hat. Emil Reicke-Nürnberg.

Neuerdings ist nun auch der III. Band erschienen, der von Galizyn bis Kiel reicht. Äußerlich scheint es wohl, wenn man den stattlichen Band durchblättert, als ob in dem „kleinen Meyer" mehr das naturwissenschaftliche und technologische Element Berücksichtigung fände. Dafür scheinen die zahlreichen, zum Teil farbigen Tafeln zu sprechen. z. B. über Gemüse- und Getreidepflanzen, über Hühnerrassen und Handfeuerwaffen, über Industriepflanzen und Jagdgeräte. Aber abgesehen davon, daß dies gerade für die Bekenner der mehr humanistischen Disziplinen doch nur einen Vorzug bedeuten sollte, so bemerkt man bald bei näherem Zusehen, daß auch das literarische und historische Element keineswegs zu kurz kommt. Ein Vergleich mit dem großen Meyerschen Konversationslexikon zeigt, daß die Zahl der Artikel in dem „Kleinen" kaum eine geringere ist. Natürlich sind die einzelnen Artikel entsprechend kürzer, aber auch dies dürfte namentlich von Vielbeschäftigten nur auf das dankbarste begrüßt werden. Die großen Vorzüge der reichlichen Literaturangaben sowie der Aussprachebezeichnungen begrüßen wir auch in diesem dritten Bande aufs dankbarste. Als Beispiel möchten wir auf den Artikel „Kant" verweisen, in dem selbst die kurze Schilderung der Philosophie unseres Weltweisen gelegentlich, gewissermaßen als eine die Hauptschlagworte wiedergebende Repetition, dem einen oder anderen von Nutzen sein könnte. Ganz besonders angenehm werden auch die Stadtpläne von Hamburg, Kiel usw. aufgenommen werden. Der Band zählt 1023 Seiten und kostet wie die übrigen gebunden 12 Mark. Emil Reicke-Nürnberg.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie etwa 100 Textbeilagen. Vierter Band: Kielbank bis Nordkanal. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1908.

Der stattliche Band reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Unter den Tafeln sind wieder eine Reihe hübscher Kunstbeilagen, zur Geschichte der niederländischen Malerei, der Münzen und Medaillen, zur Erläuterung des Kupferstichs, des lithographischen Farbendrucks usw. Förmliche Stimmungsbilder liefern die Tafeln: Mitteldeutscher Bergwald, Mittelmeerflora (farbig), Koniferen. Die Struktur der Mineralien wird sehr anschaulich auf einer gleichfalls farbigen Tafel vorgeführt. Vortrefflich sind die klimatologischen und meteorologischen Karten, denen die Reichhaltigkeit des Textes vollauf entspricht. Dabei darf der alte Vorzug, neben Genauigkeit gedrängte Kürze — ein Vorzug, der fast nicht weniger als der billige Preis diesen „kleinen Meyer" überall empfehlen wird —, immer wieder rühmend

hervorgehoben werden. Die geographischen Karten und großen Stadtpläne (Köln, Leipzig, München, Neapel usw.) ersetzen fast einen besonderen Atlas. Daß von Königsberg der in dem Artikel darüber angezeigte „Stadtplan" mit „Registerblatt" fehlt, ist ein Versehen, das unsere ostpreußischen Leser schließlich wohl am ehesten entschuldigen werden. Ob aber wohl die Charakterisierung der alten Pregelstadt zutreffend ist, daß sie „eng, aber regelmäßig und modern" sei? Auch hätte die „Fabrikation von Wollwaren" in Königsberg wohl kaum einer Erwähnung bedurft. Doch solche kleine Ausstellungen sollen nur unser Interesse an dem schönen Werke bekunden, das wir immer wieder von neuem unsern Lesern empfehlen können. Dr. Emil Reicke-Nürnberg.

Altpreussische Bibliographie für die Jahre 1905 und 1906.

Nebst Nachträgen zu den früheren Jahren.

Von **Wilh. Rindfleisch.**

Uebersicht.

Vor 1905/06 erschienene Schriften, über die in den Berichtsjahren Besprechungen erschienen sind, sind nur kurz angeführt und mit einem * bezeichnet.

I. Bibliographie, Zeitschriften, Schriften und Berichte wissenschaftlicher Vereine und Gesellschaften.

1. **Bibliographie,** Altpreußische, für das Jahr 1904. Nebst Nachträgen zu den früheren Jahren. Von Wilh. Rindfleisch. [Altpr. Monatsschr. Bd. 43. 1906. S. 496—508 u. 617—41.]
2. **Romanowski,** Max, Literatur üb. Masuren a. d. Jahren 1902 bis 1904. [Mitteilgn. d. Liter. Gesellsch. Masovia. H. 11. 1906. S. 155—167.]
3. **Simson,** P., Ost- u. Westpreußen. Deutscher Orden. 1903. [Jahresbb. d. Geschichtswiss. Jg. 26. 1903. Berl. 1905. I. Hälfte. II. S. 366—78. — 1904. [Jahresbb. Jg. 27. 1904. Berl. 1906. I. Hälfte. II. S. 391—405.]
4. **Barwinsky,** Eugen, Bibliografia historyi polskiej. [Kwartalnik historyczny. Roczn. 19. 1905. str. 166—76. 501—17, 668—76 i Roczn. 20. 1906. str. 372—78, 568—74, 741—46.]
5. **Bibliografia** zachodnio-pruska i sąsiednich okolic polskich z lat 1904 i 1905. [Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. R. 12. 1905. S. 454—460.] — 1905 i 1906. [Roczniki . . . R. 13. 1906. S. 321—30.]
6. **Przegląd** prac dotyczących ludności polskiej Prus i Pomorza z roku 1905. [Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Roczn. 12. 1905. S. 448—53.]
7. **Geschichtsblätter,** Oberländische. Im Auftr. d. Oberländischen Geschichtsvereins hrsg. von Georg Conrad. H. 7. Königsberg: Ferd. Beyers Buchhdlg., 1905. (2 Bl., 194 S.) 8°. — H. 8 . . . 1906. (XXI, 139 S., 2 Lichtdr.) 8°.
8. **Vereinsbericht** (d. Oberländ. Geschichtsvereins). (Von G. Conrad.) [Oberländ. Geschichtsblätter. H. 7. 1905. S. 190—94 u. H. 8. 1906. S. 135—39.]

9. **Mitteilungen** des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft u. Kunst zu Thorn. H. 14. Sitzungsberichte u. Abhandlungen. Thorn: E. Lambeck in Komm., 1906. (2 Bl., 64 S.) 8°.
10. **Sitzungsberichte** (d. Coppernicus-Vereins f. Wissenschaft u. Kunst zu Thorn, [Mittlgn. d. Coppernicus-Ver. . . . H. 14. 1906. S. 1—4. 17—18, 33, 49—51.]
11. **Satzungen** d. Coppernicus-Vereins f. Wissenschaft u. Kunst in Thorn. Thorn, 1906: E. Lambeck. (11 S.) 8°.
12. **Mitteilungen** des Westpreußischen Geschichtsvereins. Jg. 4. 1905. Danzig: L. Saunier in Komm., 1905. (2 Bl., 86 S.) 8°. — Jg. 5. 1906. . . . 1906. (2 Bl., 80 S.) 8°.
13. **Vereinsnachrichten** (d. Westpreußischen Geschichtsvereins) f. Jg. 4. 1905. [Mittlgn. . . . Jg. 4. 1905. S. 1/2, 25/6, 51, 67.]
— f. Jg. 5. 1906. [Mittlgn. . . . Jg. 5. 1906. S. 1/2, 17/18, 37, 57—63.]
14. **Mitteilungen** d. Literarischen Gesellschaft Masovia, hrsg. von Prof. Dr. K. Ed. Schmidt in Lötzen. H. 11. (Jg. 11.) Lötzen. Königsberg i. Pr.: Ferd. Beyers Buchhdlg. in Komm., 1906. (2 Bl., 207 S.) 8°.
15. **Romanowski,** M., Personen-, Orts- u. Sachregister (zu H. 11. 1906 d. Mittlgn. d. Lit. Ges. Masovia). [Mittlgn. d. Lit. Ges. Masovia. H. 11. 1906. S. 191—207.]
16. **Jahresbericht** d. Literarischen Gesellschaft Masovia. [Mittlgn. d. Liter. Gesellsch. Masovia. H. 11. 1906. S. 168—171.]
17. **Monatsschrift,** Altpreußische, hrsg. von Rud. Reicke u. Ernst Wichert 1864—1901, von Rud. Reicke 1902 u. 1903. Inhaltsverzeichnis von Bd. 1—40. (Verf. Prof. Dr. M. Perlbach.) Hrsg. vom Verein f. d. Geschichte von Ost- u. Westpreußen. Königsberg i. Pr.: Thomas & Oppermann, 1905. (4 Bl., 154 S.) 8°.
— Neue Folge. Der Neuen Preußischen Provinzial-Blätter 5. Folge. Hrsg. von Rud. Reicke. Bd. 42. Der Preuß. Provinz.-Blätter 108. Bd. . . . M. 1 Heliogravüre u. 1 Karte. Königsberg in Pr.: Thomas & Oppermann (Ferd. Beyer's Buchhdlg.), 1905. (2 Bl., XXVIII, 570 S.) 8°.
— Begründet von Rudolf Reicke u. Ernst Wichert. Unt. Mitw. von E. Joachim, G. Krause, M. Perlbach, F. Rühl u. a. hrsg. von August Seraphim Bd. 43 (d. Prov.-Blätter Bd. 109). Königsberg: Thomas & Oppermann (Ferd. Beyers Buchhdlg.). 1906. (IV, 642 S., 1 Bl., 3 Taf.) 8°.
18. **Monumenta** historiae Warmiensis. 25. Lfg. Bd. IX, 1. I. Abteil. Codex diplomaticus Warmiensis oder Regesten u. Urkunden z. Geschichte Ermlands. Ges. u. im Namen d. histor. Ver. f. Ermland hrsg. von Dr. Victor Rohrich, ord. Prof., u. Dr. Franz Liedtke. Bd. IV. Bogen 1—6. Braunsberg: E. Bender in Komm., 1905. (96 S.) 8°.
19. **Publikation** d. Vereins f. d. Geschichte v. Ost- u. Westpreußen.
(Nr. 14.) Sahm, Wilh., Geschichte der Post in Ostpreußen. 1905.
(Nr. 15.) Dohna, Fabian, Burggr. zu, Selbstbiographie (1550—†1621). Hrsg. v. Chr. Krollmann. 1905.
20. **Quellen** u. Darstellungen z. Geschichte Westpreußens. 4. Kaufmann, Jos., Geschichte d. Stadt Deutsch-Eylau. Danzig: L. Saunier, 1905. — 5. Das Totenbuch d. Praemonstratenserinnen-Klosters Zuckau bei Danzig. Hrsg. von Max Perlbach. 1906.
21. **Roczniki** Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Rocz. 12. Toruń, 1905: S. Buszczinski. (1 Bl., S. 129—466, 1 Bl., 1 Karte.) 8°. — Rocz. 13. 1906. (338 S., 1 Bl., 2 Taf., 1 Karte.) 8°.
22. **Chmielecki,** Kasim., Spis deponentow i depozytow (1905). [Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. R. 12. 1905. S. 446—47.] — (1906.) [Roczniki . . . R. 13. 1906. S. 318—20.]
23. **Schriften** der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. Bd. 11. H. 3. Danzig, Leipzig: W. Engelmann in Komm., 1905. (IV, LXXI, 302 S.) 8°.

23a. **Schriften** d. Naturf. Ges. . . . N. F. Bd. 11. H. 4. . . . 1906. (VI, LXXI, 82 S.) 8°.

24. **Bericht** üb. d. Ordentlichen Sitzungen d. (Naturforschenden) Gesellschaft (in Danzig), üb. d. Tätigkeit ihrer Sektionen u. der mit ihr verbund. Vereine sowie üb. d. Bibliothek d. Gesellsch. usw. im Jahre 1904. [Schrftn. d. Naturf. Ges. in Danzig. N. F. Bd. 11. H. 3. 1905. S. IX bis LXXI.] — i. Jahre 1905. [Schrftn. . . . H. 4. 1906. S. VII—LXXI.]

25. **Jahresbericht** d. Naturforschend. Gesellschaft zu Danzig f. 1904. Erstattet von d. Direktor derselben, Prof. A. Momber, am 4. Jan. 1905. [Schrftn. d. Naturf. Ges. in Danzig. Neue Folge. Bd. 11. H. 3. 1905. S. I—VIII.] — f. 1905. Erst. . . . am 3. Jan. 1906. [Schrftn. . . . Bd. 11. H. 4. 1906. S. I—VI.]

26. **Lakowitz,** Konr., Verzeichnis d. Abhandlungen u. Vorträge aus d. 25 ersten Berichten d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. (1878—1902.) [26. u. 27. Ber. d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. Anl. S. 43—53.]

27. **Bericht** d. Provinzialkommission f. d. Verwaltung d. Westpreußischen Provinzialmuseen üb. ihre Tätigkeit u. d. Verwendung der ihr zur Verfügung gestellten Mittel im Jahre 1904. [Verhandlungen d. 29. Westpreuß. Provinz.-Landtages . . . 1905. Anlage XXI. S. 181—188.]
— 1905. [Verhandlungen d. 30. Westpr. Prov.-Landt. . . . 1906. Anlage XXI. S. 185—190.]

28. (**Conwentz,** H.) XXV. Amtl. Bericht üb. d. Verwaltung d. naturhistor., archäolog. u. ethnolog. Sammlungen d. Westpreuß. Provinzial-Museums f. d. Jahr 1904. M. Abb. Danzig 1905. (31 S.) [Verhandlgn. d. 29. Westpr. Prov.-Landt. . . . 1905. Anlage b.] — XXVI. Amtl. Bericht . . . f. d. J. 1905. M. Abb. . . . 1906. (20 S.) [Verhandlgn. d. 30. Westpr. Prov.-Landt. . . . 1906. Anl. b.]

28a. **Conwentz,** H., Das westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905. Nebst bildlichen Darstellungen aus Westpreußens Natur u. vorgeschichtlicher Kultur. Danzig: A. W. Kafemann, 1905. (VII, 54 S., 80 Taf.) 8°. Bespr.: Die Denkmalpflege. Jg. 7. 1905. S. 132. B. — Naturw. Rundschau. Jg. 20. 1905. S. 50/1. F. M.

29. **Schriften** der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Jg. 46. 1905. M. 19 Tafeln u. 27 Textabbldgn. Königsberg i. Pr.: W. Koch in Komm., 1906. (XV, 219 S.) 8°. — Jg. 47. 1906. M. 1 Bild. 1 Karte u. 33 Textabbildgn. . . . 1906. (4 Bl., 357 S.) 8°.

30. **Bericht,** Allgemeiner, üb. d. Tätigkeit d. Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft im Jahre 1905, erstatt. vom derzeit. Präsidenten (Prof. Dr. M. Braun) in d. Plenarsitzung am 4. Jan. 1906. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg i. Pr. Jg. 46. 1905. S. 93—94.] — im Jahre 1906 . . . am 3. Jan. 1907. [Schrftn. . . . Jg. 47. 1906. S. 325—27.]

31. **Bericht** üb. d. Bibliothek d. Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft f. das Jahr 1905 von Dr. R. Brückmann. [Schriften d. phys.-ökon. Ges. . . . Jg. 46. 1905. S. 201—19.] — f. d. Jahr 1906. Erstattet vom derzeit. Präsidenten. Prof. Dr. M. Braun. [Schrftn. . . . Jg. 47. 1906. S. 328—48.]

32. **Sitzungsberichte** d. Vereins f. d. Geschichte von Ost- u. Westpreußen (E. V.) vom Schriftführer d. Ver. Oberlehrer Dr. E. Loch. H. 6. (1903/4. 1904/5. 1905/6.) Königsberg i. Pr., 1906: R. Leupold. (S. 175 bis 222.) (Sond.-Abdr. aus: Altpreuß. Monatsschr. Bd. 43. 1906.)

33. **Satzung** d. Vereins f. d. Geschichte von Ost- u. Westpreußen. (Königsberg, 1906: R. Leupold.) (2 Bl.) 8°.

34. **Joachim,** E., Die Tätigkeit des Vereins f. d. Geschichte von Ost- u. Westpreußen u. der Stand d. Geschichtsforschung in d. Provinz Ostpreußen. [Protokolle d. Generalversammlung d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine zu Danzig 1904. S. 94—103 u. Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. . . . Jg. 53. 1905. Sp. 93—99.]

35. **Towarzystwo** Naukowe w Toruniu. Societas literaria Torunensis. Fontes VI—X. 1902—1906. Toruni (1902—06): S. Buszczynski (XXIV, 1036 S.) 8°.

36. **Zeitschrift** für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands. Im Namen d. histor. Vereins f. Ermland hrsg. v. Dr. Dittrich. Bd. 15. H. 2. D. g. F. H. 45. Braunsberg: E. Bender in Komm., 1905. (S. 481 bis 799) 8°. — Bd. 16. H. 1. D. g. F. H. 46 . . . . 1906. (343 S.) 8°.
37. **Chronik** des Vereins (f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands). 188. bis 190. Sitz. 4. Jan. 1905—9. Okt. 1905. [Ztschr. . . . 1905. S. 780—99.]
38.* **Zeitschrift** d. Westpreußischen Geschichtsvereins. H. 47. Danzig, 1904. (Vergl. Bibliogr. 1904 Nr. 30.) Bespr.: Mittlgn. a. d. hist. Lit. 33. 1905. S. 227—32. P. Simson.
— H. 48. . . . 1905. (2 Bl., 228 S.) 8°.
39. **Zeitschrift** des historischen Vereins f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. H. 44. Marienwerder: Selbstverl. d. Ver., 1905. (2 Bl. 73 S., 1 Taf.) 8°.
— H. 45. . . . 1906. (2 Bl., 52, XXV S.) 8°.
40. **Flanss,** Reinhold, v., Aus der Vereins-Chronik (d. historischen Vereins für d. Reg.-Bez. Marienwerder). [Ztschr. d. hist. Ver. H. 45. 1906. S. I—XXV.]
41. **Zeitschrift** d. Altertumsgesellschaft Insterburg. H. 9 = 1880—1905. Festschrift z. 25jährigen Jubiläum d. Altertumsgesellschaft Insterburg. Insterburg: J. Krauss' Nachf. in Komm., 1905. (2 Bl., 82 S., 17 Taf.) 8°.
Bespr.: Anzeiger f. dtsch. Altert. u. dtsch. Litter. Bd. 30. 1906. S. 133 bis 34. E. S. — Die Denkmalpflege. Jg. 7. 1905. S. 130—31. Schumann.
42. **Jörgens,** Kurze Geschichte d. Altertumsgesellschaft Insterburg. [Ztschr. d. Altert.-Ges. Insterburg. H. 9. 1905. S. 1—22.]
43. **Jahresbericht** d. Altertumsgesellschaft Insterburg f. d. Vereinsjahr 1903. Insterburg, 1904: Dr. A. Bittner. (28 S.)
— 1904. Insterb., 1905. (15 S.) — 1905. Insterb., 1906. (28 S.) 8°.

II. Landeskunde.

A. Allgemeines und grössere Landesteile.

44. **Ambrassat,** Aug., Westpreußen. Ein Handbuch d. Heimatkunde f. Schule u. Haus. M. 139 Abb. u. 1 Karte. Danzig: A. W. Kafemann, 1906. (VIII, 204 S.) 8°.
45. **Ambrassat,** August, Westpreußen. Ein Leitfaden d. Heimatkunde f. d. Schulgebrauch. Mit ein. Bilderanhang. Danzig: A. W. Kafemann, 1906. (88 S.) 8°.
46. **Arndt,** Walt., Land und Leute zwischen Weichsel und Nogat. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 6.]
47. **Baron,** Paul, Kreis Berent in 5fachem Farbendr. Rev. von d. zuständ. Behörden. Maßstab 1:100000. Lissa i. P.: F. Ebbecke 1905: Lith. P. Baron in Liegnitz. (1 Kartenbl. 57 × 37 cm m. Legende.) 8°. (Umschl.-Tit.: Spezial-Karte v. Kr. Berent.)
48. **Baron,** Paul, Kreis Karthaus (in 5fachem Farbendr.). (Maßst. 1:100000. Rev. v. d. zuständ. Behörden. Lissa i. P.: F. Ebbecke (1906); Kartogr. Anstalt P. Baron, Liegnitz. (1 Kartenbl. 58 × 35 cm m. Legende.) 8°. (lith.) (Umschl.-Tit.: Spezial-Karte v. Kreise Karthaus.)
49. **Baron,** Paul, Kreis Neustadt i. Wpr. (in 5fachem Farbendr.). (Maßstab 1:100000. Rev. v. d. zuständ. Behörden. Lissa i. P.: F. Ebbecke (1906); Kartogr. Anst. P. Baron, Liegnitz. (1 Kartenbl. 49 × 41 cm m. Legende.) 8°. (lith.) (Spez.-Karte v. Kreise Neustadt i. Wpr.)
50. **Baron,** Paul, Kreis Putzig (in 5fachem Farbendr.) Maßst. 1:100000. Rev. v. d. zuständ. Behörden. Lissa i. P.: F. Ebbecke (1906); Kartogr. Anst. P. Baron, Liegnitz.) (1 Kartenbl. 37 × 34 cm m. Legende.) 8°. (lith.) (Umschl.-Tit.: Spezial-Karte v. Kreise Putzig.)
51. **Baron,** Paul, Wandkarte d. Kreise Thorn Stadt u. Land, entw. nach d. neuesten Hilfsquellen. 1 : 40000. 127 × 118 cm. Farbdr. Lissa: F. Ebbecke, 1906.

52. **Behnke,** Einiges üb. d. vor 200 Jahren im Marienburger Werder herrschenden Kulturverhältnisse. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 7.]
53. **Behrend,** Paul, Handkarte d. Provinz Westpreußen. (Maßst. 1 : 1000000. Auf 2 Kartenbl. enth.: Bodengestaltung u. Bewässerung . . . . Danzig: A. W. Kafemann (1906). (1 beiderseitig bedrucktes Kartenbl., 32 × 23 cm) 8 °. (lith., kol.)
54. **Behrend,** Paul, Quer durch die Tuchler Heide. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 1 u. in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 12.]
55. **Beiträge** z. Landeskunde Westpreußens. Festschrift d. XV. Deutschen Geographentag in Danzig überreicht vom Ortsausschuß. (Hrsg.: Paul Kumm; Vorr.: Hugo Conwentz.) M. 1 Karte. Danzig, 1905: (A. W. Kafemann). (VIII, 177 S.) 8 °. Bespr.: Naturw. Rundschau. Jg. 21. 1906. S. 295/6. A. Klautzsch.
56. **Braun,** Fritz, Die deutschen Weichselufer. Landschaftl. Schilderungen. Danzig: L. Saunier, 1905. (71 S.) 8 °. = Braun, Beiträge z. Landeskde. d. nordöstl. Deutschlands. H. 2. Bespr.: Danz. Ztg. Jg. 48. 1905. Nr. 312. v. B.
57. **Dombrowski,** Ermland. [Ostpreußen. 1906. S. 63—76.]
58. **Entfernungs- u. Reisekarte,** Amtliche, d. Kreises Berent. Ungefährer Maßst. 1 : 75000. Nach amtl. Ermittlungen u. unt. Benutzung d. Generalstabskarte u. d. Meßtischblätter bearb. im Jahre 1903 im Katasterbureau d. Kgl. Regierung zu Danzig. Nebst Anlage. Leipzig: Mittelbach, 1903. (1 Kartenbl.: 86 × 56 cm. 1 Bl.) 8 °. (lith., kol.)
59. **Entfernungs- u. Reisekarte,** Amtliche, d. Kreises Carthaus. Ungefährer Maßst. 1 : 75000 . . . Leipzig: Mittelbach, 1903. (1 Kartenbl.: 86 × 60 cm, 2 Bl.) 8 °. (lith., kol.)
60. **Entfernungs- u. Reisekarte,** Amtliche, d. Kreise Danzig Stadt, Höhe u. Niederung. Ungefährer Maßst. 1 : 75000. Leipzig: Mittelbach, 1906. (1 Kartenbl. 86 × 66 cm, 1 Bl.) 8 °. (lith., kol.)
61. **Entfernungs- u. Reisekarte,** Amtliche, d. Kreises Dirschau. Ungefährer Maßst. 1 : 75000. . . . Leipzig: Mittelbach, 1903. (1 Kartenbl.: 54 × 63 cm, 1 Bl.) 8 °. (lith., kol.)
62. **Entfernungs- u. Reisekarte,** Amtliche, d. Kreises Elbing. Ungefährer Maßst. 1 : 50000. . . . Leipzig: Mittelbach, 1903. (1 Kartenbl: 86 × 60 cm, 1 Bl.) 8 °. (lith., kol.)

62a. **Entfernungs- u. Reisekarte,** Amtliche, d. Kreises Marienburg. Ungefährer Maßst. 1 : 75000. . . . Leipzig: Mittelbach, 1903. (1 Kartenbl.: 76 × 65 cm, 1 Bl.) 8 °. (lith., kol.)

63. **Entfernungskarte,** Amtliche, d. Kreise Neustadt u. Putzig. Ungefährer Maßst. 1 : 75000. Leipzig: Mittelbach, 1906. (1 Kartenbl. 93 × 72 cm, 1 Bl.) (lith., kol.) 8 °.
64. **Entfernungs- u. Reisekarte,** Amtliche, d. Kreises Pr. Stargard. Ungefährer Maßst. 1 : 75000. . . . Leipzig: Mittelbach, 1903. (1 Kartenbl.: 75 × 69 cm, 1 Bl.) 8 °. (lith., kol.)
65. **Froelich,** Zur Topographie u. Namenskunde d. Ortschaften u. Gewässer in den Schulzenämtern des ehemaligen Hauptamts Insterburg. [Ztschr. d. Altertumsges. Insterburg. H. 9. 1905. S. 33—78.]
66. **Gaeblers** (Ed.) Volksschul-Atlas f. d. Preußische Provinz Westpreußen m. besond. Berücksicht. d. Heimats- u. Vaterlandskde. 6. Aufl. verm. durch eine illustr. Heimatskde. d. Prov. Lissa i. P.: F. Ebbecke, 1904. (6 S., 2 Kartenbl., 16 Kartenseiten.) 4 °.
67. **Handtke,** F., Schul-Wandkarte d. Provinzen Ost- u. Westpreußen. Rev. u. erg. im kartogr. Institut d. Verlagsbuchhdlg. 6. Aufl. 1 : 350000. 8 Bl. je 50 × 39,5 cm. Farbdr. Glogau: C. Flemming, 1906.

68. **Handtke,** F., Schul-Wandkarte d. preußischen Provinz Ostpreußen. Rev. u. erg. im kartograph. Institut d. Verlagsbuchhdlg. 3. Aufl. 1:250000. 6 Bl. je 41,5×49,5 cm. Farbdr. Glogau: C. Flemming, 1906.
69. **Handtke,** F., Provinz Ostpreußen. Maßst. 1:475000. Bearb. u. erg. im kartogr. Inst. d. Verlagsbuchhdlg. 52. Aufl. M. 4 Nebenkarten. Glogau: C. Flemming, 1905. (1 Kartenbl.: 50×65 cm.) 8°. (lith., kol.) = Carl Flemmings Generalkarten. Nr. 3.
70. **Handtke,** F., Provinz Westpreußen. Maßst. 1:472000. Bearb. u. erg. im kartogr. Inst. d. Verlagsbuchhdlg. 35. Aufl. M. 1 Nebenkarte. Glogau: C. Flemming, 1904 (?). (1 Kartenbl.: 64 × 50 cm). 8°. (lith., kol.)
71. **Hensel,** Ant., Masuren. Ein Wegweiser durch d. Seengebiet u. seine Nachbarschaft. 4. verb. Aufl. Dazu separat eine Wegekarte. Königsberg: Hartung, 1905. (101 S.) 8°.
72. **Hensel,** Ant., Samland. Ein Wegweiser f. d. Strand u. d. Innere. 4. verb. Aufl. (Nebst) Wanderkarte. (Ergänzt 1905.) Königsberg: Hartung, 1905. (IV, 90 S., 1 Kartenbl. 28 × 34 cm.) 8°.
73. **Hertzberg,** Heinr., Reise-Erinnerungen aus Westpreußen. Halle a. S., 1906: Gebauer-Schwetschke. (30 S., 1 Bl.) 4°. (Beil. z. Progr. d. städt. Ober-Realsch. 1906.)
74. **Hilbert,** H., Naturwissenschaftliche Wanderung über die Kurische Nehrung. [Naturwissensch. Wochenschr. Jg. 20. 1905. S. 561—71 u. 577—85.]
75. **Hübner,** W. K., Bilder u. Stimmen aus Ostpreußen. [in: Vom Fels zum Meer. Jg. 24. 1905. H. 7.]
76. **Hübner,** Willi Karl, Sonntag auf d. Kurischen Nehrung. Mit Zeichnungen von Karl Storch. [in: (Lpz.) Ill. Ztg. Bd. 125. 1905. Nr. 3252.]
77. **Karow,** Erich, Kreuz und Quer durch den Kreis Neustadt. Mit Abb. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 2 u. 3.]
78. **Knaake,** Emil, Litauen. [Ostpreußen. 1906. S. 76—89.]
79. **Liebenow,** Wilh., Karte d. Prov. Ost-Preußen als besond. Abdr. aus d. Karte von Mittel-Europa. Maßst. 1:300000. (Neue Ausg.) Frankfurt a. M.: L. Ravenstein (1905). (1 Kartenbl. 76 × 103 cm). (lith., kol.) (Umschlagt.: Spezial-Karte d. Prov. Ost-Preußen. . . .)
80. **Liebenow's,** Wilhelm, Spezialkarte d. Reg.-Bez. Allenstein, f. Reise, Bureau u. Verkehr. Maßst. 1:300000. Neu bearb. auf Grund offiz. Unterlagen von Hans Ravenstein. Frankfurt a. M.: L. Ravenstein, 1905. (1 Kartenbl.: 76 × 39 cm m. Legende.) 8°. (lith., kol.) (Umschl.-T.: Reg.-Bez. Allenstein. Neu bearb. von Hans Ravenstein.) = Volks-Ausgabe von W. Liebenow's u. Ravenstein's Spezialkarten. Nr. 21a.
81. **Liebenow's,** Wilhelm, Spezialkarte d. Reg.-Bez. Gumbinnen, f. Reise, Bureau u. Verkehr. Maßst. 1 : 300000. Neue Ausg. Frankfurt a. M.: L. Ravenstein, 1905. (1 Kartenbl. 41 × 76 cm m. Legende.) 8°. (lith., kol.) (Umschl.-T.: Reg.-Bez. Gumbinnen. Von W. Liebenow.) = Volks-Ausgabe von W. Liebenow's u. Ravenstein's Spezialkarten. Nr. 29.
82. **Liebenow's,** Wilhelm, Spezialkarte d. Reg.-Bez. Königsberg, f. Reise, Bureau u. Verkehr. Maßst. 1 : 300000. Neu bearb. auf Grund offiz. Unterlagen von Hans Ravenstein. Frankfurt a. M.: L. Ravenstein, 1905. (1 Kartenbl. 54 × 59 cm m. Legende.) 8°. (lith., kol.) (Umschl.-T.: Reg.-Bez. Königsberg. Neu bearb. von Hans Ravenstein.) = Volks-Ausg. von W. Liebenow's u. Ravenstein's Spezialkarten. Nr. 33.
83. **Liebenow,** Wilh., Kreis Osterode i. Ostpreußen. Maßst. 1 : 300000. Osterode i. Ostpr.: H. Riedel (um 1900), (Geogr. Anst. L. Ravenstein. Frankfurt a. M.) (1 Kartenbl. 26 × 36 cm m. Legende.) (lith.) (W. Liebenow's Mittel-Europa.)
84. **Lorentz,** F., Preußische Bevölkerung auf dem linken Weichselufer. [Arch. f. slav. Philol. Bd. 27. 1905. S. 470—73.]
85. **Lullies,** H., Masuren. [Ostpreußen. 1906. S. 123—136.]

86. **Lucks,** R., Naturwissenschaftliche Streifzüge in das Gebiet der Linau. [Jahrb. d. Westpreuß. Lehrerver. f. Naturkunde. Jg. 1. 1905. S. 9—23.]
87. **Mankowski,** H., Führer durch Ermland. M. 1 Kartenskizze u. 19 Illustrationen. Danzig: A. W. Kafemann. 1905. (VI, 60 S.) 8°. = Nordostdeutsche Städte u. Landschaften. Nr. 15.
88. **Mankowski,** H., Die Tuchler Heide. [in: Danz. Ztg. Jg. 49. 1906. Nr. 458.]
89. **Mankowski,** H., Ein Ritt üb. d. Kurische Nehrung. [Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik. Jg. 27. 1904. S. 124—26.]
90. **Mey,** W., Auf der Nehrung. [in: Memeler Dampfboot. 1905. Sonnt.-Beil. Nr. 29.]
91. **Nachweis** d. hauptsächlichsten Veröffentlichungen aus d. Erdkunde, Bodenkunde, Pflanzenkunde, Tierkunde, Vorgeschichte u. Volkskunde der Provinz Westpreußen. Entworfen u. hrsg. v. Westpreuß. Prov.-Museum. (Vorr.: Hugo Conwentz.) Danzig, 1906: (A. W. Kafemann). (28 S.) 8°.
92. Ein deutscher **Nationalpark** in der Ostmark (Westpreußen). (Umgebung d. Radauneseen.) [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 3.]
93. **Nehring,** L., Kurzgefaßte Landeskunde d. Provinz Ostpreußen. Ein Merk- u. Wiederholungsbuch f. d. Hand d. Volksschüler. M. Karte. Braunsberg: E. Bender, 1906. (8 S.) 8°.
94. **Nehring,** L., Kurzgefaßte Landeskunde d. Prov. Westpreußen. . . . 2. Aufl. Breslau: H. Handel, 1905. (8 S.) 8°.
95. **Oehlmann,** F., Weichsel-Fahrt d. deutschen Geographentages um Pfingsten 1905. [Ztschr. f. Schulgeographie. Jg. 27. 1906. S. 97—106.]
96. **Ostpreußen.** (M. 51 Abb.) Königsberg i. Pr.: Ver. z. Hebung d. Fremdenverkehrs, 1906. (1 Bl., 136 S., 2 Bl.) 8°.
97. **Ostsee-Bäder,** Die. Prakt. Wegweiser. Neu bearb. 11. Aufl. M. 11 Karten. Berlin: A. Goldschmidt. 1904—05. (159 S.) 8° = Griebens Reiseführer. Bd. 55.
98. **Philipp,** Max. Beiträge zur ermländischen Volkskunde. Greifswald. 1906: F. W. Kunike. (154 S.) 8°. (Greifsw. Phil. Diss. a. d. J. 1906.)
99. **Püttner,** Elise, Reise- u. Fremdenführer durch Westpreußen. Danzig, ehemalige Freie Reichs- u. Hansestadt . . . u. d. hervorragendsten Städte d. Provinz. M. Ill., d. Plan d. Stadt, d. Stadttheaters u. Karten d. Umgegend u. d. ganz. Provinz. Danzig: A. W. Kafemann, 1906. (160 S.) 8°. = Nordostdeutsche Städte u. Landschaften. Nr. 2.
100. **Rola,** Listy z nad jezor mazurskich. (M. Abb.) [Praca. 1903. H. 38 ff.]
101. **Sallet,** D., Das Oberland mit westpreußischem Anteil. [Ostpreußen. 1906. S. 104—122.]
102. **Schulwandkarte** d. Kreises Pillkallen. 1 : 40000. 2 Bl. je 102 × 69 cm. Farbdr. Leipzig. G. Lang. 1904.
103. **Uebersichtskarte** des Kreises Pillkallen. 1 : 200000. 27 × 27,5 cm. Farbendr. Pillkallen: P. Müller. 1902.
104. **Seefried,** Ernst. Winter in der westpreußischen Heide. [in: Danz. Ztg. Jg. 49. 1906. Nr. 43 u. 75.]
105. **Trojan,** J., Vom preußischen Oberlande. M. Abb. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 1 u. 2.]
106. **Trojan,** J., Aus dem Lande der Wanderdünen. [D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 1 u. 4.]
107. **Uebersichtskarte,** Topographische, d. Deutschen Reiches. Hrsg. v. d. kartogr. Abt. d. königl. preuß. Landesaufnahme. 1 : 200000. Nr. 31. Karthaus. 29 × 36 cm. Kpfrst. u. kolor. Berlin: R. Eisenschmidt, 1904.
108. **Violet,** F., Eine Fahrt auf d. deutschen Weichsel. [Nationalzeitg. 1905. Sonnt.-Beil. Nr. 27.]

109. **Vogel,** G., Ein Ausflug ins Elchrevier. [in: D. Wanderer durch Ost- und Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 5.]

110. **Walther,** E., Bilder von der Kurischen Nehrung. [in: Lpz. Lehrerztg. Jg. 12. 1904. Nr. 1 u. 2.]

111. **Wanderer,** Der, durch Ost- u. Westpreußen . . . . Jg. 2. Elbing: E. Wernich, 1905. — Jg. 3 . . . 1906.

112. **Willenbücher,** E. K., Altpreußens Werdegang. [in: D. Wanderer durch Ost- und Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 2.]

113.* **Zemmrich,** Johs., Die Polen im Deutschen Reich. M. 2 Karten. [Globus. Bd. 84. 1903. S. 213—19.] (Ers. f. Bibliogr. 1903. Nr. 70.)

114. **Zühlke,** Franz u. **Sicker**, Georg, Das nordwestliche Samland. Karte u. Führer. 2. Aufl. (Königsberg i. Pr.: J. H. Bon) 1906. (1 Kartenbl. 76 × 39 cm, 47 S.) 8° (kol.) Bespr.: D. Wanderer durch Ost- u. Westpr. Jg. 3. 1906. Nr. 6.

115. **Zweck,** Alb., Die Schotten in Deutschland. (Auf Grund des Werkes: Fischer, Th. A., The Scots in Germany. Edinburgh, 1902; vgl. Bibliographie 1903. Nr. 35.) [Deutsche Erde. Jg. 1. 1902. S. 167—69.]

B. Natur.

1. Meteorologie.

116. **Arendt,** Th., Zur Gewitterkunde in Nord- u. Mitteldeutschland. [Himmel u. Erde. Jg. 6. 1904. S. 462—72.] Bespr.: Globus. Bd. 87. 1905. S. 163. Von R.

117. **Frühling,** J., Der Nordsturm an der ostdeutschen Küste vom 13. u. 14. Jan. 1905. [Annalen d. Hydrogr. Jg. 33. 1905. S. 113—116.]

118. **Großmann,** Die Windverhältnisse an d. deutschen Küste während d. 20. bis 26. Nov. 1903. [Annal. d. Hydrogr. u. Marit. Meteor. 32. 1904. S. 257—70.]

119. **Hellmann,** G., Die Niederschläge in den Norddeutschen Stromgebieten. Im amtl. Auftr. bearb. In drei Bänden. Bd. 1. Text. M. 48 Fig. im Text, 3 Taf. u. 1 Karte. Berlin: D. Reimer, 1906. (V, 386 S. 139 S.) — Bd. 2. Tab. 1. (VII, 722 S.) — Bd. 3. Tab. 2. (VII, 872 S.) 4°.

120. **Hellmann,** Gust., Regenkarte von Deutschland auf Grund zehnjähriger Beobachtungen (1893—1902) von 3000 Stationen entworfen. Maßst. 1 : 1800000. (M. erl. Bemerkungen.) Berlin: D. Reimer, 1906. (1 Kartenbl., 65 × 55 cm) 4° [lith. kol.]

121. **Jochimsen,** Die Niederschlagverhältnisse in der Provinz Ostpreußen. [in: Georgine. Jg. 74. 1906. Nr. 47.]

122. **Krebs,** Wilh., Erdbeben im deutschen Ostseegebiet und ihre Beziehungen zu Witterungsverhältnissen. M. 1 Karte. [Globus. Bd. 87. 1905. S. 405—409.]

123. **Reinicke,** Schiffe und Wind im westlichen Teil der Danziger Bucht. [Schrftn. d. naturf. Gesellsch. Danzig. N. F. XI. S. 19—25.]

124. **Schubert,** Joh., Wald u. Niederschlag in Westpreußen u. Posen. Eberswalde: Langewiesche & Thilo, 1905. (15 S., 1. Taf.) 8°.

125. **Schubert,** J., Wald und Niederschlag in Westpreußen und Posen und die Beeinflussung der Regen- und Schneemessung durch den Wind. [Meteorol. Ztschr. Jg. 23. 1906. S. 444—50. u. Ztschr. f. Forst- und Jagdwesen. 1906. S. 727—35.]

126. **Schubert,** Wald u. Niederschlag in West-Preußen, Posen u. Schlesien. [Verhandlungen d. 15. Deutschen Geographentages zu Danzig. Berl. 1905. S. 205—6.]

127. **Schürmann,** Karl, Beiträge z. Kenntnis d. monatlichen Drehung der Winde nach 16jährigen Beobachtungen d. meteorologischen Stationen in Wilhelmshaven, Hamburg, Kiel, Berlin, Wustrow, Neufahrwasser, Memel. Rostock, 1903. (23 S.) 8°. (Rostocker Phil. Diss.)

128. **Strahlenbrechungserscheinungen** im östlichen Teil der Danziger Bucht. (Bericht des Kommandos S. M. S. „Hyäne".) [Annalen d. Hydrogr. Jg. 34. 1906. S. 544/5.]

2. *Oro- u. Hydrographie.*

129. **Angerapp**, Die, [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 5.]
130. **Behrend,** Paul, Vor fünfzig Jahren. Ein Gedenkblatt an die Weichselüberschwemmung im Jahre 1855. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 11.]
131. **Bindemann,** H., Die Veränderungen d. Mündungsarme der Weichsel. [Verhandlg. d. 15. Deutschen Geographentages zu Danzig. Berl. 1905. S. 185—200.]
132. **Bindemann,** H., Die Weichsel. [Beiträge z. Landeskunde Westpreußens. Festschrift. 1905. S. 1—41.] Bespr.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 164.
133. **Bonk,** Hugo, Das Lochstädter Tief in historischer Zeit. Von Oberlehrer Dr. Ed. Loch . . . . Kbg. 1903. (Vgl. Bibliogr. 1903. Nr. 88.) [Altpr. Monatsschr. Bd. 42. 1905. S. 82—96.]
134. **Born,** Die Notwendigkeit der Nogatregulierung u. -Kanalisierung. [in: Danz. Ztg. Jg. 48. 1905. Nr. 145. u. Nr. 149.]
135. **Braun,** G., Gewässerkunde auf d. 15. deutschen Geographentag in Danzig 1905. [Ztschr. f. Gewässerkde. Bd. 7. 1906. S. 247—49.]
136. **Braun,** G., Das Frische Haff. [Ztschr. f. Gewässerkde. Bd. 7. 1906. S. 146—74.]
137.* **Braun,** Gust., Ostpreußens Seen. Kbg. 1903. (Vgl. Bibliogr. 1903. Nr. 81.) Bespr.: Naturw. Rundsch. Jg. 20. 1905. S. 319/20. A. Klautzsch. — Neues Jahrb. f. Mineralogie. Jahrgang 1905. S. 471—72. E. Geinitz.
138. **Braun,** Gust., Die Gruppe der Legiener Seen. M. 1 Karte. [Berichte d. Fischerei-Ver. f. d. Prov. Ostpreußen. Jg. 30. 1905/6. S. 41—42.]
139. **Braun,** Gust., Der Teistimmer See. M. 1 Karte. [Berichte d. Fischerei-Ver. f. d. Prov. Ostpreußen. Jg. 30. 1905/6. S. 17—18.]
140. **Braun,** Gust., Eiswirkung an Seeufern (nach Beobachtungen am Löwentin-See im Januar 1906). M. 4 Abb. (Nebst Nachtrag.) [Schriften d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg. Jg. 47. 1906. S. 8—13; Nachtr. S. 104.]
141. **Braun,** W., Die erste Teilung der Weichsel, [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 3/4.]
142. **Feinnivellement** d. Oberländischen Kanals. M. 1 Uebersichtstaf. Bureau f. d. Hauptnivellements u. Wasserstraßenbeobachtungen im Minist. d. öffentl. Arbeiten. Berlin, 1905: P. Stankiewicz. (X, 22 S.) 4⁰.
143.* **Halbfass,** W., Der tiefste See Ostpreußens. (Vgl. Bibliogr. 1904. Nr. 80.) Bespr.: Berichte d. Fischerei-Ver. f. d. Prov. Ostpreußen. (Jg. 30.) 1905/6. S. 12/13. M. Braun.
144. **Jahrbuch,** f. d. Gewässerkunde Norddeutschlands. Hrsg. von der Preußischen Landesanstalt f. Gewässerkunde. Abflußjahr 1901. Allgem. Teil, H. 1. Memel-, Pregel- u. Weichsel-Gebiet u. H. 7. Küstengebiet der Ost- u. Nordsee. Berlin: E. S. Mittler & Sohn, 1904. (getr. Pagin.) 4⁰. — Abflußjahr 1902. Berlin. 1906. (getr. Pag.) 4⁰.
145. **Jentzsch,** A., Umgestaltende Vorgänge in (norddeutschen) Binnenseen. [Ztschr. d. Dtschn. Geol. Gesellsch. Bd. 57. 1905. Monatsbericht Nr. 11.] Bespr.: Globus. Bd. 89. 1906. S. 292. H.
146. **Karow,** E., Welches ist der höchste See Westpreußens? M. Abb. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 4.]
147. **Krause,** F., Planktonproben aus ost- u. westpreußischen Seen. [Archiv f. Hydrobiologie u. Planktonkunde. Bd. 2. 1906. S. 218—30.]
148.* **Kurz,** E., Die Dünengestalten der Kurischen Nehrung. Kbg. 1904. (Vgl. Bibliogr. 1904. Nr. 85.) Bespr.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 308. R.

149. **Lakowitz,** C. Die Danziger Bucht. (M. 1 Karte.) [Beiträge z. Landeskunde Westpreußens. Festschrift. 1905. S. 42—66.] Bespr.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 132. H.

150. **Lotto,** E. Was die Düne barg und der Sturm verriet. [in: Memeler Dampfboot. 1906. Nr. 205. 1. Beil.]

151. **Mankowski,** H., Zur Regulierung der Nogat. [Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statist. Jg. 27. 1905. S. 464 ff.]

152. **Schmidt,** Axel, Die erste Weichselmündung. Geologische Skizze. [in: Danz. Ztg. Jg. 49. 1906. Nr. 283].

153. **Seen,** Die masurischen. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 3.]

154. **Seligo,** Arth., Die Seen Westpreußens. [Beiträge z. Landeskunde Westpreußens. Festschrift. 1905. S. 67—90.] Besp.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 179. Halbfass.

155. **Seligo,** Arth., Ueber Temperaturbeobachtungen in westpreußischen Seen. [Verhandlungen d. 15. Deutschen Geographentages zu Danzig. Berl. 1905. S. 201—204.)

156. **Ueberschwemmung,** Die, im Memeldelta. [in: Kbg. Hart. Ztg. 1906. Nr. 127—130.]

157. **Verheerung,** Die fortschreitende, unserer nordwestlichen Samlandküste. [in: Kbg. Hart. Ztg. 1905. Nr. 52 u. Ostpr. Ztg. Jg. 57. 1905. Nr. 23.]

158. **Weitsee,** Am. Bilder aus der westpreussischen Heide. Von E. S. [in: Danz. Ztg. Jg. 49. 1906. Nr. 250.]

3. Geologie und Mineralogie.

159. **Behrend,** Paul, Kurze Geologie Westpreussens. Die Beschaffenheit des Untergrundes und die Entstehung der Oberflächenform unserer Heimatprovinz. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 6 u. 7.]

160. **Braun,** Gust., Die geologische Geschichte des Mauersee-Gebiets. [Petermanns Mitteilgn. Bd. 52. 1906. S. 211.]

161. **Braun,** Gust., Das Samland. Eine geologisch-geographische Studie. [in: Kbg. Hart. Ztg. 1906. Nr. 186.]

162.* **Brückmann,** R., Die Foraminiferen d. litauisch-kurischen Jura. Kbg., 1904. (Vgl. Bibliogr. 1904. Nr. 89.) Bespr.: Neues Jahrb. f. Mineralogie. Jg. 1906. Bd. 1. S. 471/2. R. J. Schubert.

163. **Deecke,** W., Erdmagnetismus u. Schwere in ihrem Zusammenhange mit dem geologischen Bau von Pommern u. dessen Nachbargebieten. M. Taf. I—III. [Neues Jahrb. f. Mineralogie . . . Beil.-Bd. 22. 1906. S. 114—138.]

164. **Deecke,** Wilh., Das skandinavische Erdbeben vom 23. Oktober 1904 und seine Wirkungen in d. südbaltischen Ländern. M. 1 Taf. Greifswald: Geogr. Gesellsch., 1904. (26 S.) 8°. (Aus: Jahresber. d. Geogr. Gesellsch. zu Greifswald. 9. 1904.)

165. **Geinitz,** E., Die geologische Geschichte des Weichseldeltas. M. 1 Karte. [Petermanns Mitteilgn. . . . Bd. 51. 1905. S. 41—42.]

166. **Jentzsch,** Alfr., Geologische Bemerkungen zu einigen westpreußischen Bodenanalysen. [Landw. Jahrbtr. Bd. 34. 1905. S. 165—76.] Bespr.: Neues Jahrb. f. Mineralogie. Jg. 1906. Bd. 2. S. 202—3. E. Geinitz.

167. **Jentzsch,** A., Der jüngere baltische Eisstrom in Posen, West- u. Ostpreußen. [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellsch. Bd. 56. 1904. Briefl. Mittlgn. S. 155—58.] Bespr.: Neues Jahrb. f. Mineralogie. Jg. 1905. Bd. 1. S. 473. E. Geinitz.

168. **Jentzsch,** A., Zur Kritik westpreußischer Interglacialvorkommen. [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellsch. Bd. 57. 1905. Monatsberichte. S. 483—85.]

169. **Jentzsch,** A. u. **Michael**, R., Ueber die Kalklager im Diluvium bei Zlottowo in Westpreußen. M. 9 Abb. im Text. [Jahrb. d. Kgl. Pr. Geol. Landesanst. f. 1902. Bd. 23. Berl. 1905. S. 78—92.]
170. **Kaunhowen,** F. u. **Krause,** P. G., Beobachtungen an Diluvialterrassen u. Seebecken im östlichen Norddeutschland. [Jahrb. d. Kgl. geol. Landesanstalt f. 1903. Bd. 24. 1907. S. 440—53.] Bespr.: Globus. Bd. 87. 1905. S. 420.
171. **Keilhack**, K., Die grosse baltische Endmoräne und das Thorn-Eberswalder Haupttal. [Ztschr. d. Dtschen. geolog. Gesellsch. Bd. 56. 1904. Briefl. Mittlgn. S. 132—141.]
172. **Klautzsch,** A. u. **Soenderop**, F., Geologische Mitteilungen aus d. Grenzgebiet zwischen Ermland u. Masuren. [Jahrb. d. Kgl. preuß. geol. Landesanstalt f. 1904. Bd. 25. 1907. S. 794—806.]
173. **Krause,** P. G., Ueber d. Vorkommen von Kimmeridge in Ostpreußen (bei Heilsberg). [Ztschr. d. Deutsch. geolog. Gesellsch. Bd. 56. 1904. Monatsberichte. S. 56—59.]
174. **Krause,** P. G., Das Vorkommen von Fazettengeschieben in Ost- u. Westpreußen. [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellsch. Bd. 57. 1905. Monatsberichte. S. 460—62.]
175. **Krause,** P. G., Endmoränen im westlichen Samland. [Jahrb. d. preuß. geolog. Landesanst. f. 1904. Bd. 25. 1907. S. 369—83.] Bespr.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 99. H.
176. **Lehmann,** F. W. Paul, Die Gesetzmäßigkeit d. Alluvialbildungen an d. deutschen Ostsee-Küsten. [Verhandlungen d. 15. Deutschen Geographentages zu Danzig. Berl., 1905. S. 151—158.]
177. **Maas,** G., Zur Entwicklungsgeschichte des sog. Thorn-Eberswalder Hypttales. Vorl. Mitteilg. [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellsch. Bd. 56. 1904. Briefl. Mittlgn. S. 40—49.]
178. **Maas,** G., Das Thorn-Eberswalder Tal und seine Endmoränen. Ein Schlußwort von Herrn K. Keilhack. [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellsch. Bd. 56. 1904. Briefl. Mittlgn. S. 159—64.]
179. **Maas**, G., Ueber präglaciale marine Ablagerungen im östlichen Norddeutschland. [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellschaft. Bd. 56. 1904. Briefl. Mitteilgn. S. 21—24.]
180. **Michael**, R., Geologische Mitteilungen über die Gegend von Gilgenburg und Geierswalde in Ostpreußen. [Jahrb. d. Kgl. Pr. Geol. Landesanst. f. 1902. Bd. 23. Berl. 1905. S. 70—77.]
181. **Schellwien**, E., Geologische Bilder von d. samländischen Küste. M. 54 Abbildgn. [Schrftn. d. Phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 1—43.] Bespr.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 227. r.
182.* **Soecknick**, K., Triebsand-Studien. (Vgl. Bibliogr. 1904. Nr. 91.) Bespr.: Gaea. Bd. 41. 1905. S. 764/5. — Globus. Bd. 88. 1905. S. 132.
183. **Solger**, F., Ueber fossile Dünenformen im norddeutschen Flachlande. [Verhandlungen d. 15. Deutschen Geographentages zu Danzig. Berl., 1905. S. 159—172.] Bespr.: Globus. Bd. 89. 1906. S. 226—27. Roth.
184. **Triebsand**. Der [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 3.]
185. **Vagler**, P., Ortsteinbildung an der Küste der Kurischen Nehrung zw. Cranz u. Sarkau. [Naturw. Rundschau. Jg. 21. 1906. S. 441—43.]
186. **Wolff**, W., Beobachtungen üb. neue Vorkommen von fossilführendem Diluvium (im Kgl. Forst Gnewau im Kr. Neustadt Wpr.). [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellsch. Bd. 57. 1905. Monatsberichte. S. 275/76.]
187. **Wolff**, W., Ein Nachwort zur Interglazialfrage. [Ztschr. d. Dtschn. geolog. Gesellsch. Bd. 58. 1906. Monatsberichte. S. 329—332.]
188. **Zeise**, O. u. **Wolff**, W., Der Boden Westpreußens. [Beiträge z. Landeskunde Westpreußens. Festschrift. 1905. S. 91—125.]

189. **Verzeichnis**

der bis Ende 1905 von den Provinzen **Ost- und Westpreussen** erschienenen Blätter der **geologisch-agronomischen Landesaufnahme von Preussen und den Thüringischen Staaten.** Unter Zugrundelegung der topographischen Aufnahmen des Königl. Preuß. Generalstabes im Maßstab 1 : 25000 bearb. u. hrsg. von der Kgl. Preuß. Geologischen Landesanstalt u. Bergakademie. Nebst illustrierten Erläuterungen. Berlin: Farbdr. d. lithograph. Anstalt von Leop. Kraatz. Größe d. Blattes: 46,5 × 46 cm.

A. Prov. Ostpreußen.

	Blatt:	Aufn.:	Nachtr.:	Hrsg.:	Bearb. von:	Jahr:
1.	**Barten**	1864/65	1900	1904	F. Kaunhowen	1900
2.	**Drengfurt**	1862	geol. Aufnahme	1904	F. Kaunhowen	1899
3.	**Gr. Stürlack**	1862	1899 u. geol. Aufn.	1904	F. Kaunhowen	1898/1900
4.	**Rastenburg**	1894	1899 u. geol. Aufn.	1904	A. Klautzsch	1900
5.	**Rosengarten**	1862	geol. Aufn.	1904	F. Kaunhowen	1897/98
6.	**Wenden**	1895	geol. Aufn.	1904	A. Klautzsch	1900/01

B. Prov. Westpreußen.

	Blatt:	Aufn.:	Nachtr.:	Hrsg.:	Bearb. von:	Jahr:
7.	**Gr. Paglau**	1898	geol. Aufn.	1905	W. Wolff	1900/01
8.	**Klonowo**	1873	geol. Aufn.	1905	G. Maas	1898
9.	**Lindenbusch**	1874	geol. Aufn.	1905	G. Maas	1899
10.	**Lubiewo**	1873	geol. Aufn.	1905	G. Maas	1899/1901
11.	**Prangenau**	1898	—	1905	W. Wolff	1899/1900
12.	**Quaschin**	1898	—	1905	B. Kühn	1900/01
13.	**Schüttenwalde**	1874	geol. Aufn.	1905	G. Maas	1898/99
14.	**Tuchel**	1874	geol. Aufn.	1905	G. Maas	1897
15.	**Zalesie**	1874	geol. Aufn.	1905	G. Maas	1899/1900
16.	**Zuckau**	1898	—	1905	B. Kühn	1899/1900

4. Bernstein.

190. **Behrend**, P., D. Bernsteingräberei in d. Tucheler Heide. [in: Bunte Bilder a. Westpreuß. Jg. 2. 1905. No. 2.]

191. **Braun**, H., Imitation u. Verfälschung von Bernstein. [in: Bayer. Industrie- u. Gewerbebl. Jg. 92. 1906. Nr. 16.]

192. **Dahms**, Paul, Mineralogische Untersuchungen über Bernstein. VIII. Ueb. d. Brechungsquotienten d. Succinit u. einige Erscheinungen, die sich bei d. künstlichen Behandlung dieses Bernsteins zeigen. M. 3 Abb. [Schrftn. d. Naturf. Ges. in Danzig. N. F. Bd. 11. H. 4. 1906. S. 25—49.]

193. **Hollak**, Arth., Das Vorkommen u. d. Ursprung d. Bernsteins in den östlichen Vereinigten Staaten. [The American Naturalist. Vol. 39. 1905. S. 137—46.] Bespr.: Naturw. Rundschau. Jg. 20. 1905. S. 383/4. F. M.

194. **Gothan**, W., Bernstein [Aus d. Natur. Jg. 2. 1906. S. 244—48.]

195. **Grabein**, P., Bernstein-Gewinnung Ostpreußens, das Gold d. Nordens. [in: Daheim. Jg. 42. 1905. Nr. 6.]

196. **Haas**, A., Kulturgeschichte üb. Bernstein. [Histor. Monatsblt. f. Posen. Jg. 5. 1905. S. 169.]

197. **Hagedorn**, Max, Borkenkäfer d. baltischen Bernsteins. (M. 12 Textabbildgn.) [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 115—121.]

198. **Imitation** u. Verfälschungen v. Bernstein. [Dtsch. chem. Wochenschr. Jg. 7. 1906. S. 1.]

199. **Meunier**, Fernand, Les Dolichopodidae de l'ambre de la Baltique. Note. [Comptes rendus hebdomad. des seánces de l'Acad. des sciences. T. 143. 1906. S. 617—18.

200. **Meunier**, Fern., Monographie des Tipulides et des Dinidae de l'ambre de la Baltique. [Annales des sciences naturelles. Zoologie. 1906. Jg. 82. 9. Ser. T. IV. S. 349—97. Pl. XII—XVI.]

201. **Olfers**, von, Flügellose Arthropoden d. Bernsteins in ihrer Beziehung z. Descendenztheorie. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 100—104.]

202. **Whitby**, J. E., Im Bernstein eingeschlossene Insekten. [in: Ueb. Land u. Meer. Bd. 97. 1906. Nr. 6.]

203. **Zang**, R., Coleoptera Lamellicornia aus baltischem Bernstein. [Sitzgsber. d. Ges. naturf. Freunde in Berlin. Jg. 1905. S. 197—205.]

5. *Pflanzenwelt.*

204. **Jahres-Bericht** d. Preußischen Botanischen Vereins (erstattet von d. Vorsitzenden Dr. J. Abromeit) 1904/05. Königsberg in Pr., 1905: R. Leupold. (2 Bl., 43 S., 1 Bl.) 4⁰. (Sonderabdr. aus: Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905.) — 1905/06 . . . . 1906. (2 Bl., 66 S., 1 Bl.) 4⁰. (Sonderabdr. aus: Schrftn. . . . Jg. 47. 1906.)

205. **Bericht** üb. d. 43. Jahresversammlung d. Preußischen Botanischen Vereins in Culm in Westpr. am 7. Okt. 1904. Erstattet von Dr. Abromeit. [Jahres-Bericht d. Preuß. Botan. Ver. 1904/1905. S. 1—34.] — üb. d. 44. Jahresversammlg. . . . . in Wehlau am 7. Okt. 1905. . . . [Jahresber. . . . 1905/06. S. 1—52.]

206. **Bericht** üb. d. monatlichen Sitzungen (d. Preußischen Botanischen Vereins) im Winterhalbjahr 1904/05. (Referate hierüber erschienen auch in d. Allgem. Botan. Zeitschrift hrsg. v. Kneucker u. in d. Königsb. Hartungschen Zeitung.) [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 35—40.] — . . . 1905/06 . . . . [Jahres-Ber. . . . 1905/06. S. 57—64.]

207. **Geschäftsbericht** d. Preußischen Botanischen Vereins f. d. Wirtschaftsjahr 1903/1904. (14 S.) 8⁰ — f. . . 1904/05. (18 S.) 8⁰.

208. **Bericht** üb. d. 25. Wanderversammlung d. westpreußischen botanisch-zoologischen Vereins zu Konitz am 29. IX. 1902. Im Auftr. d. Vorst. ausgef. v. Dr. Paul Kumm. [Schrftn. d. naturforsch. Gesellsch. in Danzig. N. F. Bd. 11. H. 3. 1905. II. S. 51—324 m. Abb. u. 1 farb. Taf.]

209. **Bericht**. 26. u. 27., d. Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins. 9 Abb. im Text. M. Unterst. d. Westpr. Provinz.-Landtages hrsg. Danzig, Leipzig: W. Engelmann in Komm. 1905, (V, 167* S., 60 S.) 8⁰.

210. **Bericht** üb. d. 26. Wander-Versammlung d. Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins zu Danzig, am 2. Juni 1903, zugleich Festversammlung zur Feier seines 25jähr. Bestehens. [Bericht. 26. u. 27., d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Ver. Danzig, 1905. S. 1*—32*.]

211. **Bericht** üb. d. 27. Jahres-Versammlung d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins zu Thorn am 24. Mai 1904. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 75*—102*.]

212. **Bericht**, 28., d. Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins. M. 17 Abb. im Text. M. Unterst. d. Westpr. Provinzial-Landtages hrsg. Danzig, Leipzig: W. Engelmann in Komm., 1906. (IV, 15*, 117 S.) 8⁰.

213. **Bericht** üb. d. 28. Jahresversammlung d. Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins zu Danzig in Zoppot, am 7. Okt. 1905. [28. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. 1906. S. 1*—7*.]

214. **Bericht** üb. d. Sitzungen u. sonstigen Veranstaltungen d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins im laufenden Vereinsjahr 1903—04. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 33*—74*.]
215. **Bericht** üb. d. Sitzungen u. sonstigen Veranstaltungen d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins im laufenden Vereinsjahre 1904/05. [26. u. 27. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. Danzig, 1905. S. 103*—167*.]
216. **Bericht** üb. d. Sitzungen u. sonstigen Veranstaltungen d. Westpr. Botan.-Zoolog. Vereins von Michaelis 1905 bis Pfingsten 1906. [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 8*—15*.]
217. **Abraham**, Max, Beiträge zur Flora des Dt. Kroner Kreises. Deutsch-Krone. 1905 : F. Garms. (64 S.) 8⁰. (Beil. z. O.-Progr. d. Kgl. Gymnas. zu Dt. Krone 1905.)
218. **Abromeit**, Joh., Ueb. bemerkenswerte Formen d. einheimischen Nadelhölzer. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 24—26.]
219. **Abromeit,** Joh., Die Eibe u. d. Formen d. Eichen in Ostpreußen. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 43—45.]
220. **Abromeit**, Joh., Die einheimischen Arten u. Bastarde d. Gattung Rumex. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 61—62.]
221. **Abromeit**, Joh., Bericht üb. d. 1. Vereinsausflug am 28. Mai 1905 nach den Waldungen zwischen Hermenhagen u. Gallingen, südlich von Bartenstein. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 40—41.]
222. **Abromeit**, Joh., Bericht üb. d. 2. Vereinsexkursion am 18. Juni 1905 nach dem Westrande des Großen Moosbruches durch die Königlichen Forstreviere Klein-Naujok u. Pfeil. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 41—43.]
223. **Abromeit**, Joh., Bericht üb. d. 1. u. 2. gemeinsamen Sommerausflug d. Preuß. Botan. Vereins am 27. Mai 1906 nach d. Mehlsacker Stadtheide u. dem Walschtal und am 24. Juni 1906 nach d. Königl. Forstrevier Nemonien. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 64—66.]
224. **Abromeit**, Joh., Exkursion nach dem „Eichenhöwel“ bei Puschdorf im Anschluß an die 44. Jahresversammlung d. Preuß. Botan. Ver. in Wehlau. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 51—52.]
225. **Ascherson**, P., Botanische Mitteilungen aus Masuren von Dr. Kaunhowen u. Dr. Range in Berlin. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 52—57.]
226. **Bäume**, Merkwürdige. M. Abb. Von E. Kw. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 7.]
227. **Bail**, Der Rückgang d. Danziger Flora. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan. Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 36*—44*.]
228. **Bonte**, L., Floristische Untersuchungen um Cruttinnen im Kreise Sensburg. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 33—34.]
229. **Bonte**, L., Mitteilungen üb. d. häufigen u. seltenen Bestandteile der Adventivflora von Königsberg u. Umgegend. [in: Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05 u. 1905/06. Bericht üb. d. monatl. Sitzungen.]
230. **Kalkreuth**, Paul, Zur Adventivflora Danzigs u. Umgegend. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.- Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 57*—59*.]
231. **Kalkreuth**, Paul; Bericht üb. d. floristische Untersuchung d. Kreises Johannisburg im Juli 1904. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 7—17.]
232. **Kalkreuth**, Paul, Bericht üb. d. ergänzende Untersuchung d. Flora d. Kreises Johannisburg im Juli 1905. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 9—14.]
233. **Kalkreuth**, Paul, Die Vegetation d. Eulenbruchs bei Heubude. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Ver. Danzig, 1905. S. 151*—153*.]
234. **Conwentz**, H., Aus Westpreußens Wäldern. [Oesterreich. botan. Ztschr. Jg. 56. 1906. S. 365—70.]

235. **Conwentz**, H., Ueb. d. Fichte im norddeutschen Flachlande. [Bericht d. dtschn. Bot. Gesellsch. Jg. 23. 1905. S. 220—34.] Bespr.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 179. R.

236. **Führer**, G., Botanische Mitteilungen aus d. Kreise Pillkallen. 1904. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 28—29.]

237. **Führer**, G., Verzeichnis d. wichtigsten Pflanzenfunde aus d. Kreise Insterburg. 1904. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 28.]

238. **Führer**, G., Bericht üb. botanische Exkursionen in den Kreisen Tilsit u. Ragnit. 1904. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 26—28.]

239. **Führer**, Gust., Botanische Forschungsreise im Elbinger Oberlande (d. h. östl. Teile d. Kreises Stuhm u. d. angrenzenden Kreise Ostpreußens). 1905. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 21—34.]

240. **Herrmann**, Hugo, Bericht üb. ergänzende floristische Untersuchungen in dem im Kreise Neidenburg gelegenen Roggener Gelände u. d. angrenzenden Puchallowener, Sachener u. Lomnoer Gebiet in den Jahren 1903 u. 1904. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 29—34.]

241. **Hilbert**, H., Die Wandlung d. Klimas unserer Heimatprovinz im Lichte d. Kenntnis ihrer Flora einst und jetzt. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 46—50.]

242. **Hildebrand**, Ueber d. einheimischen giftigen u. eßbaren Pilze. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 45*—46*.]

243. **Lakowitz**, K., Meeresalgen aus d. Danziger Bucht. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 93*.]

244. **Lange**, P., Botanische Funde u. Merkwürdigkeiten aus dem Kreise Putzig. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 48*—50*.]

245. **Lange**, P., Ueber die Schwemmlandinsel Messina (bei Oestlich-Neufähr), ihre Besiedelung durch Pflanzen u. interessante Pflanzenformen auf derselben. [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 97—99.]

246. **Lettau**, A., Bericht üb. d. ergänzenden floristischen Untersuchungen im westlichen Teile d. Kreises Löbau, in angrenzenden Teilen d. Kreises Strasburg u. Rosenberg u. im Kreise Insterburg im Sommer 1904. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 17—19.]

247. **Lettau**, Aug., Bericht über d. Ergebnisse d. floristischen Untersuchungen in d. Kreisen Heydekrug, Stuhm u. Insterburg im Sommer 1905. Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 6—9.]

248. **Müller**, Traugott, Zur Verbreitung der schmalblättrigen Mistel (bei Kahlberg auf der Frischen Nehrung). (Briefl. Mittlg.) [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 100.]

249. **Nitardy**, E., Kryptogamenflora d. Kreises Elbing. [Hedwigia. Bd. 44. 1904. S. 314—42.]

250. **Preuss**, Hans, Westpreußische Vegetationsbilder. Beiträge zur Heimatkunde. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 9; Jg. 2. 1905. Nr. 1.]

251. **Preuss**, Hans, Westpreußens Moore und ihr Pflanzenkleid. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 56*—57*.]

252. **Preuss**, Hans, Botanische Untersuchungen im Kreise Löbau östlich der Drewenz. (Forts. u. Schluß.) [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1904/05. S. 19—24.]

253. **Preuss**, Hans, Beiträge z. westpreußischen Adventivflora. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 26*—30*.]

254. **Preuss**, Hans, Zur Flora d. Kreise Konitz u. Tuchel. [Jahres-Ber. d. Preuß. Botan. Ver. 1905/06. S. 14—21.]

255. **Preuss**, Hans, Vorarbeit zu einer Flora der Frischen Nehrung. [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 13—21.]

256. **Preuss**, Hans, Die Vegetationsverhältnisse d. Frischen Nehrung westpreußischen Anteils. M. 1 Karte u. 18. Abb. Danzig, 1906. (A. W. Kafemann.) (VIII, 58 S.) 8⁰.
257. **Römer**, F., Ergebnis d. botanischen Durchforschung d. nordwestlichen Teiles des Kreises Schlochau in Westpreußen. [Jahres-Ber. d. Preuss. Botan. Ver. 1905/06. S. 34—42.]
258. **Salefsky**, F., Große Linden in Ernstburg, Ostpreußen. [Gartenflora. Bd. 54. 1905. S. 264.]
259. **Scholz**, J., Die Ueberreste d. Steppenflora auf Heide- u. Waldboden in Westpreußen. [26. u. 27. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 22*—26*.]
260. **Scholz**, Josef B., Die Pflanzengenossenschaften Westpreußens. M. 24 Abb. [Schrftn. d. Naturf. Ges. in Danzig. N. F. Bd. 11, H. 3. 1905. S. 49—302.]
261. **Vogel**, G., Die Pflanzengenossenschaften Westpreußens. Nach: J. B. Scholz . . . . [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 3.]
262. **Tessendorff**, F., Vorläufiger Bericht üb. d. in Auftr. d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins in d. Zeit vom 3. Juli bis 16. Aug. 1905 ausgeführte botanische Reise. [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 33—42.]

6. Tierwelt.

263. **Albien**, Walter, Sammelbericht üb. meine im Sommer 1903 ausgeführte Exkursion in die Kreise Thorn u. Briesen. [26. u. 27. Ber. d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. 1905. Anl. S. 13—25.]
264. **Baer**, W., Aus d. Vogelwelt d. Memeldeltas. [Ornitholog. Monatsschr. Bd. 28. 1903. S. 359—70.]
265. **Bialk**, Ueber zwei seltene Laufkäfer. (Calosoma investigator. Ill. aus Westpreußen u. Carabus Menestriesii Fisch. aus Ostpreußen.) [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 155*—157*.]
266. **Braun**, Max, Anatomisches u. Biologisches über den Tümmler (Phocaena communis Cuv.). M. Abb. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. Jg. 46. 1905. S. 136—41 u. 146.]
267. **Braun**, Max, Ueber d. Ankunftszeit der Störche u. anderer Zugvögel in Ostpreußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 164—69.]
268. **Braun**, Max, Pelikane in Alt-Preußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 180—81.]
269. **Braun**, Max, Vorlegung u. Besprechung der zu „Musei Kleiniani Pars. VII exhibens Aviarium Prussicum . . . " gehörigen Original-Abbildungen preußischer Vögel aus den Jahren 1655—1737. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 188—92.]
270. **Braun**, Max, Demonstration eines männlichen Exemplars der kleinen Trappe (Otis tetrax L.), und über das Vorkommen dieser Art sowie der großen Trappe (Otis tarda L.) in Ost- u. Westpreußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. Jg. 46. 1905. S. 192—93.]
271. **Braun**, Max, Die Seehundsarten der Ostsee. M. 2 Taf. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 196—200.]
272. **Braun**, M., Die Seehundsarten der Ostsee. M. Abb. [Berichte d. Fischerei-Ver. f. d. Prov. Ostpreußen. (Jg. 31.) 1906/07. S. 6—7.]
273. **Braun**, Max, Ueber das Nisten von Störchen auf ebener Erde im Anschluß an eine Notiz in Nr. 261 d. Königsberger Allgemeinen Zeitung vom 5. Juni 1905 aus Liebemühl und bestätigende Mitteilung des Herrn Lehrers E. Falck daselbst. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 80—83.]

274. **Braun**, Max, Die Häufigkeit einiger Vogelarten in Ostpreußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 277—80.]
275. **Braun**, Max. Zahl u. Verbreitung d. Hausstorches (Ciconia alba) in Ostpreußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 141—48.]
276. **Braun**, Max, Ornithologische Mitteilungen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 285—90.]
277. **Christoleit**, E., Schelladler in Ostpreußen. [Ornitholog. Monatsschr. Bd. 29. 1904. S. 309.]
278. **Clemens**, G., Beiträge zur Schmetterlingsfauna von Graudenz und Umgegend. [Jahrb. d. Westpreuß. Lehrerver. f. Naturkunde. Jg. 1. 1905. S. 35—36.]
279. **Collin**, Ant., Beitrag z. Lumbriciden-Fauna Ostpreußens. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 170—73.]
280. **Dahms**, P., Die Sumpfschildkröte, Emys europaea Schweigg., in Westpreußen. [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 89—96.]
281. **Dampf**, Alph., Zur Schmetterlingsfauna Ostpreußens. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 173—79.]
282. **Enderlein**, G., Eine neue Neuroptere aus Westpreußen. [26. u. 27. Ber. d. Westpr. Bot.-Zool. Ver., Danzig. 1906. S. 10—12.]
283. **Enderlein**, Günther, Conwentzia pineticola nov. gen. nov. spec. Eine neue Neuroptere aus Westpreußen. M. 2 Textfig. [26. u. 27. Ber. d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. Anl. S. 10—12.]
284. **Enderlein**, G., Bericht üb. eine entomologische Reise durch das Westpreußische Küstengebiet vornehmlich im Kreise Putzig. [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 67—70.]
285. **Enderlein**, Günther, Zur Kenntnis der Copeognathen-Fauna Westpreußens. [28. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 71—88.]
286. **Floericke**, K., Ein vorsintflutlicher Recke in der preußischen Wüste. (Elch.) [in: Kosmos. Bd. 5. H. 1.]
287. **Gigalski**, Unsere Vogelwelt im Winter. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 181—87.]
288. **Heck**, L., Das Elchwild. [in: (Lpz.) Illustr. Ztg. Bd. 124. 1905. No. 3214.]
289. **Henrici**, Dr., Eine interessante Vogelkolonie in Thorn. (Wacholderdrossel od. Krammetsvogel = Turdus pilaris L.) [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins. Danzig, 1905. S. 90*—93*.]
290. **Hess von Wichdorff**, Riesenameisenhaufen in Masuren. [Naturw. Wochenschrift. Jg. 21. 1906. S. 201.]
291. **Hilbert**, Rich., Zur Kenntnis d. preußischen Molluskenfauna. M. 1 Taf. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg i. Pr. Jg. 46. 1905. S. 44—49.]
292. **Klein**, J. Th., Aviarium prussicum. hrsg. u. erl. von M. Braun. [Zoolog. Annalen. Bd. 2. 1906. S. 77—141.]
293. **Linstow, von**, Ostpreußische Nematoden. M. 1 Taf. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 111—114.]
294. **Lühe**, Max, Die tierischen Parasiten d. Elchs. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 177—80.]
295. **Lühe**, Max, Ueber Ostpreußens Helminthenfauna. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 133—37.]
296. **Lühe**, Max, Ueber d. Einzug der Störche in Ostpreußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 148—157.]
297. **Lühe**, Max, Ueber d. Frühjahrsvogelzug d. Jahres 1906 in Ostpreußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 157—69.]
298. **Lühe**, Max, Die Bryozoen Ostpreußens, im Anschluß an die Arbeit von Fritz Braem: Zur Systematik u. Entwickelungsgeschichte d. Süßwasserbryozoen. Jnaug.-Diss. Königsberg 1890. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 281—85.]

299. **Mankowski**, H., Vogelzüge u. Seeadler auf der Kurischen Nehrung. [Natur u. Glaube. Jg. 18. 1906. S. 465—67.]
300. **Matsumura**, S., Die Cicadinen d. Provinz Westpreußen u. d. östlichen Nachbargebiets. M. Beschreibgn. u. Abbldgn. neuer Arten. Hierzu Taf. II. [Schrftn. d. Naturf. Ges. in Danzig. N. F. Bd. 11. H. 4. S. 64—82.]
301.* **Protz**, A., Zur Binnenmolluskenfauna d. Prov. Ostpreußen. (Vgl. Bibliogr. 1903. Nr. 130.) Bespr.: Ber. üb. d. neuere Liter. z. dtschn. Landeskunde. Bd. 3. (1902 u. 3.) 1906. S. 107. F. Römer.
302. **Protz**, Alb., Ueb. d. in der Zeit vom 4. bis 14. Juli 1905 ausgeführte faunistische Untersuchung des Zehlaubruchs. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 78—80.]
303. **Rohr**, Elchwild in Ostpreußen. [Dt. Jägerztg. Bd. 44. 1905. S. 600.]
304. **Samter**, Relikte des nördlichen Eismeeres in der Fauna der nordostdeutschen Seen. [in: Abhdlgn. d. Kgl. Pr. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1905.] Bespr.: Globus. Bd. 88. 1905. S. 372. Halbfaß.
305. **Schneehasen** in der Rominter Heide. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 5.]
306. **Schumann**, E., Verzeichnis d. Weichtiere d. Provinz Westpreußen. [26. u. 27. Ber. d. Westpr. Bot.-Zool. Ver. Anl. S. 26—42.]
307. **Sellnick**, M., Die Bewohner von Moosrasen Ostpreußens. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 58—63.]
308. **Speiser**, P., Zu Czwalina: Neues Verzeichnis der Fliegen Ost- u. Westpreußens. [Allg. Ztschr. f. Entomologie. Bd. 9. 1904. S. 265—69.]
309. **Speiser**, P., Die Schmetterlingsfauna West- u. Ostpreußens. [26. u. 27. Bericht d. Westpreuß. Botan.-Zoolog. Ver. 1905. S. 17*—22*.]
310. **Speiser**, P., Einen f. unsere Fauna neu aufgefundenen Tabanus u. d. Familie d. Tabaniden im allgemeinen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 161—64.]
311. **Speiser**, P., Die Schwärmer (Sphingiden) Ostpreußens. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1906. S. 174—77.]
312. **Speiser**, P., Die Minierfliege (Phytomyza abdominalis Zett.) des Leberblümchens (Hepatica triloba). [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 194—96.]
313. **Speiser**, P., Ueber eine Sammelreise im Kreise Oletzko. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 71—78.]
314. **Speiser**, P., Einige seltnere Hymenopteren d. ost- u. westpreußischen Fauna. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 170—73.]
315. **Speiser**, P., Die Dipterenfamilie der Oestriden. [Schrftn. d. phys.-okon.-Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 295—303.]
316. **Thienemann**, J., IV. Jahresbericht (1904) d. Vogelwarte Rossitten d. Deutschen Ornithologischen Gesellschaft. [Journ. f. Ornithol. Jg. 53. 1905. S. 360—418.] — V. Jahresber. (1905) . . . [Journ. . . . Jg. 54. 1906. S. 429—76, 1 Taf.]
317. **Thienemann**, J., Seeadlerzüge über die Nehrung. [Deutsche Jägerztg. Bd. 43. 1904. S. 235.]
318. **Thienemann**, J., Vogelwarte Rossitten über starke Raubvögelzüge u. Krähenversuch. [Deutsche Jägerztg. Bd. 43. 1904. S. 629.]
319. **Thienemann**, J., Von der Vogelwarte Rossitten inbez. auf Krähenversuche. [Ornitholog. Monatsberichte. Jg. 12. 1904. S. 127—32.]
320. **Thienemann**, J., Krähenzug und Fang auf der Kurischen Nehrung. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 3.]
321. **Thienemann**, J., Vogelwarte Rossitten. [Ornitholog. Monatsber. Jg. 13. 1905. S. 182—88.]

322. **Thienemann**, J., Der Vogelzug auf d. kurischen Nehrung. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 104—112.]
323. **Thienemann**, Joh., Charakterformen d. preußischen Ornis. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 157—61.]
324. **Thienemann**, Joh., Demonstration lebender Exemplare von Dero digitata aus einem kleinen Tümpel dicht bei Rossitten auf der kurischen Nehrung. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 169—70.]
325. **Thienemann**, Joh., Farben- u. Formvarietäten d. Eier d. Lachmöve. (Larus ridibundus.) [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 46. 1905. S. 173—74.]
326. **Thienemann,** Joh., Ueber Saatkrähen-Kolonien in Ostpreußen. [Schrftn. d. phys.-ökon. Ges. zu Königsberg in Pr. Jg. 47. 1906. S. 64—70.]
327. **Thienemann**, J., Vogelzug auf der Kurischen Nehrung. [28. Bericht d. Westpr. Botan.-Zoolog. Ver. 1906. S. 111—15.]
328. **Tischler**, F., Parus salicarius Br. in Schlesien u. Ostpreußen. [Ornitholog. Monatsber. Jg. 14. 1906. S. 61.]
329. **Tischler**, F., Vogelwelt d. Kirckheimer Sees. [Ornitholog. Monatsschr. Bd. 31. 1906. S. 260—77.]
330. **Vorbringer**, G., Entomologischer Sammelbericht aus Ostpreußen. [Deutsche Entomolog. Zeitschr. Jg. 1905. S. 303 u. 470.]

C. Bevölkerung.

1. Ethnographie und Altertümer.

331.* **Bezzenberger**, A., Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreußens. Königsberg in Pr., 1904. (Vgl. Bibliogr. 1904. Nr. 133.) Bespr.: Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. d. dtschn. Gesch.- u. Altert.-Vereine. Jg. 53. 1905. Sp. 129. A. Götze.
332. **Chmielecki**, Kasim., Przyczynki do archeologii prus zachodnich. [Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Roczn. 12. 1905. S. 372—84.]
333. **Chmielecki**, Kasim., Stare bronzy w zbiorach Towarzystwa Naukowego w Toruniu z 2 tablicami. [Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. R. 13. 1906. S. 65—80.]
334. **Hahn-Bersemünde**, E. v., Litauische Brieflade. [Jahrb. f. Geneal., Herald. u. Sphragist. 1902. S. 167—95 u. 1903. S. 1—33.]
335. **Harder**, Agn., Litauische Kirchhöfe. [in: Daheim. Jg. 42. 1905/6. Nr. 20.]
336.* **Hildebrand**, O., Petrographische Untersuchungen einiger Steinwerkzeuge aus Westpreußen. (Vgl. Bibliogr. 1904. Nr. 136.) Bespr.: Neues Jahrb. f. Mineralogie. Jg. 1906. Bd. 2. S. 202.
337. **Hollack**, E., Die Vorgeschichte Samlands. [Protokolle d. Generalversmlg. d. Gesamtver. d. dtschn. Gesch.- u. Altertumsver. zu Danzig 1904. Berl. 1905. S. 69—93 u. Korr.-Bl. d. Ges.-Ver . . . . Jg. 53. 1905. Sp. 52—68. Vgl. auch D. Wanderer durch Ost- u. Westpr. Jg. 2. 1905. Nr. 5.]
338. **Koscinski**, Konstanty, Kaszubi gina. Wiazanka wiadomości historycznych i statystycznych. Poznań: Autor. 1905. (67 S.) 8°. (Die Kaschuben gehen zu Grunde. Ein Strauß histor. u. statist. Nachrichten.)
339. **Kwiatkowski**, A., Bei den Philipponen. M. Abb. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 7 u. in: Altpr. Ztg. Jg. 57. 1905. Nr. 198.]
340. **Loebell**, M., Die Steinbohrung im Steinzeitalter. [Ztschr. d. Altertums-Ges. Insterburg. H. 9. 1905. S. 79—82.]
341. **Mahlau**, L., Auf altgermanischen Spuren in unserer Heimat. (Westpreußen.) [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 1.]

342. **Mankowski**, H., Land u. Leute in Masuren. [in: Deutscher Hausschatz in Wort u. Bild. Jg. 31. 1904/5. H. 9.]

343. **Meyer**, Erich, Handarbeiten der lettischen Bevölkerung auf der Kurischen Nehrung. M. Abb. (Flaggen d. Fischerkähne u. Handschuhe „Zimde".) [Globus. Bd. 89. 1906. S. 317.]

344. **Paschke**, Paul, Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreußen, f. d. Schulgebr. erläutert. M. 6 Taf. Danzig: A. W. Kafemann. 1906. (44 S.) 8°. Bespr.: Altpr. Monatsschr. Bd. 43. 1906. S. 615—16. Schnippel.

345. **Prähistorie**, Kurze, Westpreußens. Von der ersten Besiedlung unserer Heimatprovinz bis zum Auftreten des Deutschen Ritterordens. [in: D. Wanderer durch Ost- und Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 7.]

346. **Sch(ack)**, v., In Norddeutschland gefundene alte Schiffe. (1. bei Baumgarth a. d. Sorge, Kr. Stuhm (1895). 2/3. bei Frauenburg, Kr. Braunsberg (1896). 4. bei Mechlinken, Kr. Putzig (1906).) [Globus. Bd. 90. 1906. S. 132.]

347. **Schmidt**, Aug., Urgeschichtliche Fundstellen an der Drewenz. 1. Im Kreise Strasburg in Wpr. 2. Im Kreise Löbau. [Ztschr. f. Ethnologie. Jg. 38. 1906. S. 377—80.]

348. **Schmidt**, Hubert, Ostpreußische Beiträge. [Ztschr. f. Ethnologie. Jg. 38. 1906. S. 456—84.]

349. **Schnippel**, E., Reste einer steinzeitlichen Ansiedlung im ostpreußischen Oberlande (bei Osterode Ostpr.). [Ztschr. f. Ethnologie. Jg. 37. 1905. S. 952—69.]

350.* **Tetzner**, F., Die Slawen in Deutschland. Braunschweig, 1902. (Vgl. Bibliogr. 1901/2. Nr. 72.) Bespr.: Ber. üb. d. neuere Liter. z. dtschn. Landeskde. Bd. 3. (1902 u. 3.) 1906. S. 166. Fr. Regel.

351. **Waldheim**, Siegfr., Die alten Preußen. [Völkerschau. Jg. 2. 1902. S. 267—74.]

352. **Wende**, Loth., Fischerleben auf der Frischen Nehrung. M. 10 Abb. [in: Ueb. Land u. Meer. Jg. 48. Bd. 96. 1905/6. Nr. 48.]

2. *Sprache.*

353. **Behnke**, Einiges über den Ursprung und die Bedeutung der Ortsnamen im Werder. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 2.]

354. **Bezzenberger**, A., Zwei emendationen des Elbinger vokabulars. [Beitr. z. Kde. d. indogerman. Sprachen. Bd. 29. 1906. S. 247/8.]

355. **Dzięcielski**, V. von, Kaschubische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Aus d. Sammlung von Cenôva ausgewählt und übersetzt. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 5, 6, 7 u. 8.]

356. **Nitsch**, Kasim., Charakterystyka porownaweza djalektow zachodnio-pruskich. [Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. R. 13. 1906. S. 161—94.]

357. **Nitsch**, Kasim., Kilka uwag o wplywie zmian glosowych na typy odmiam. Na przykladach, zaczerpnietych z gwar zachodnio-pruskich. [Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Roczn. 12. 1905. S. 436—45.]

358. **Leskien**, A., Litauisch mozáti, mástěguti. [Indogerman. Forschungen. Bd. 19. 1906. S. 209.]

359. **Lidén**, E., Ein gotisches Lehnwort im Altpreußischen. [Beiträge z. Gesch. d. dtschn. Sprache u. Liter. Bd. 31. 1906. S. 600—2.]

360. **Schulze**, Wilh., Lit kláusiu u. d. indogermanische Futurum. Berlin: G. Reimer. 1904. (9 S.) 8°. (Aus: Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss. 1904.)

361. **Stuhrmann**, J., Viride. Eine Ortsnamenstudie. Dt.-Krone, 1904: Garms. (14 S.) 4°. (Progr. d. Gymn. zu Dt.-Krone.)

3. *Mythologie, Sage, Sitten und Gebräuche.*

362. **Altes** aus Masuren. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 3.]
363. **Baltus**, Karl Friedr., Märchen aus Ostpreußen. (Nidda: L. Cloos in Komm., 1906.) (84 S.) 8°.
364. **Behrend**, Paul, Die Brautwerbung in der Tucheler Heide. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 7.]
365. **Behrend**, Paul, Der Feiertagsschänder. Eine Sage aus der Tucheler Heide. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 2.]
366. **Behrend**, Paul, Die heilige Furche. Ein uralter Brauch aus schwerer Zeit. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 3/4.]
367. **Behrend**, Paul, Zwei westpreußische Gedenkbäume. (1. Die heilige Linde zu Faulen, Kr. Rosenberg. 2. Die Hartwichsbuche auf dem Waldberge bei Lichtfelde, Kr. Stuhm.) [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 8.]
368. **Behrend**, Paul, Der Graulsucher. Ein westpreußisches Volksmärchen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 5.]
369. **Behrend**, Paul, Hochzeitsgebräuche in der Tucheler Heide. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 6.]
370. **Behrend**, Paul, Der Kaffee. Geschichtliche Sage aus der Tucheler Heide. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 8.]
371. **Behrend**, Paul, Kinderreime aus Westpreußen. [in: D. Wanderer durch Ost- und Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 1.]
372. **Behrend**, Paul, Westpreußischer Sagenschatz. Eine Auswahl d. schönsten Heimatsagen. Für d. Jugend bearb. u. zsgest. Bdch. 1. 2. Danzig: A. W. Kafemann, 1906. (1. VII, 91 S.; 2. VIII, 80 S.) 8°.
373. **Behrend**, Paul, Scherzfragen. Nach dem Volksmunde gesammelt. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 8.]
374. **Behrend**, Paul, Die Unglückstage im Jahre. Ein Beitrag zum Volksaberglauben. Nach Aufzeichnungen einer alten Familienchronik. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 9.]
375. **Behrend**, Paul, Allerlei Volksaberglauben aus Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 6.]
376. **Behrend**, Paul, Volksrätsel aus Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 7.]
377. **Behrend**, Paul, Volkssagen. M. Abb. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 1. 2, 5, 6, 7.]
378. **Behrend**, Paul, Volkstümliches aus Westpreußen. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 2, 3, 4, 5 u. 7.]
379. **Behrend**, Paul. Westpreußischer Volkswitz. Ut de Neddring gesammelt. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 8.]
380. **Behnke**, Die Hofzeichen im Werder. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 4.]
381. **Büchler**, Ein Beitrag zum Aberglauben der evang. Masuren in früheren Zeiten. [Mittlgn. d. Liter. Ges. Masovia. H. 11. (Jg. 11.) 1906. S. 73—77.] Bespr.: Globus. Bd. 90. 1906. S. 131. S(inger).
382. **Dzięcielski**. V. v., Vom „wieszcz". Ein kassubischer Aberglaube. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 9.]
383. **Entstehung**, Die, des Schaltjahres. Eine Burleske in alt-elbingischer Mundart. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 1.]
384. **Gedichte**, Sagen etc. Von K. L. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. No. 1.]
385. **Graudenz**, Der Brummtopf. (Silvestergebrauch in einzelnen Kreisen des Bezirks Danzig.) [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 4.]

386. **Groß**, J., Aberglaube in Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 8/9.]

387. **Groß**, Jul., Ein dokumentierter Beitrag zum Kapitel „Aberglaube in Westpreußen". [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. No. 4.]

388. **Groß**, J., Die letzte Hexe in Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 3.]

389. **Hochzeitsgebräuche** in der Tucheler Heide. [in: Altpreuß. Ztg. Jg. 57. 1905. No. 168. Beil.]

390. **Lullies**, H., Zum Götterglauben der alten Preußen. Kbg. 1904. (Vgl. Bibliogr. 1904. Nr. 157.) Bespr.: Kwartalnik historyczny. Roczn. 20. 1906. S. 336—37. Franc. Krćek. — Mittlgn. a. d. hist. Lit. Jg. 33. 1905. S. 10.

391. **Mankowski**, H., Eine untergegangene Frauentracht (des Ermlandes). M. Abb. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 6.]

392. **Mankowski**. H., Wahrsagen, Kartenlegen, Gesundbeten usw. in Litauen u. Masuren. [Aerztl. Ratgeber. Jg. 6. 1904/5. S. 164.]

393. **Paschke**, Paul, Kinderreime aus Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 3/4.]

394. **Preuss**, Th., Abzählreime aus dem Kreise Strasburg. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 5, 6, 9 u. 10.]

395. **Preuss**, Th., Abzählreime aus Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 12.]

396. **Preuss**, Theod., Ein Erntefest auf einem polnischen Rittergut. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 10.]

397. **Preuss**, Th., Eine polnische Hochzeit auf einem westpreußischen Rittergute. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 3/4.]

398. **Preuss**, Theod., Kinderreime aus Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 11.]

399. **Preuss**, Hans, Pflanzen im westpreußischen Volksreim. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 7.]

400. **Preuss**, Theod., Das Versegnen und Besprechen von Menschen und Vieh im westpreußischen Volksglauben. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 7.]

401. **Preuss**, Theod., Allerlei Volksaberglauben aus Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 8/9.]

402. **Paschke**, Paul, Volkslieder aus Westpreußen. [in Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 3/4.]

403. **Paschke**, Paul. Volksrätsel aus Westpreußen. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 3/4.]

404. **Preuss**, Theod., Der Weichselzopf im westpreußischen Volksglauben. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 5.]

405. **Preuss**, Theod., Ein polnisches Weihnachtsspiel. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 1. 1904. Nr. 12.]

406. **Schulzenzeichen**, Die, aus Ost- u. Westpreußen. [in: D. Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 2.]

407. **Seefried**, Ernst, Was mir das Volk erzählte. Kulturbilder aus der westpreußischen Heide. [in: Bunte Bilder aus Westpreußen. Jg. 3. 1906. Nr. 7, 8, 11 u. 12.]

408. **Volkstümliches** aus Ostpreußen. (Aus: Bludau, A., Oberland . . . Stuttg. 1901.) [in: Der Wanderer durch Ost- u. Westpreußen. Jg. 2. 1905. Nr. 1.]

409. **Wölkerling**, Wilh., Westpreußische Hochzeitsgebräuche. [in: Altpreuß. Ztg. Jg. 57. 1905. Nr. 119. Beil.]

(Fortsetzung folgt).

E. Wernichs Buchdruckerei, Elbing.



